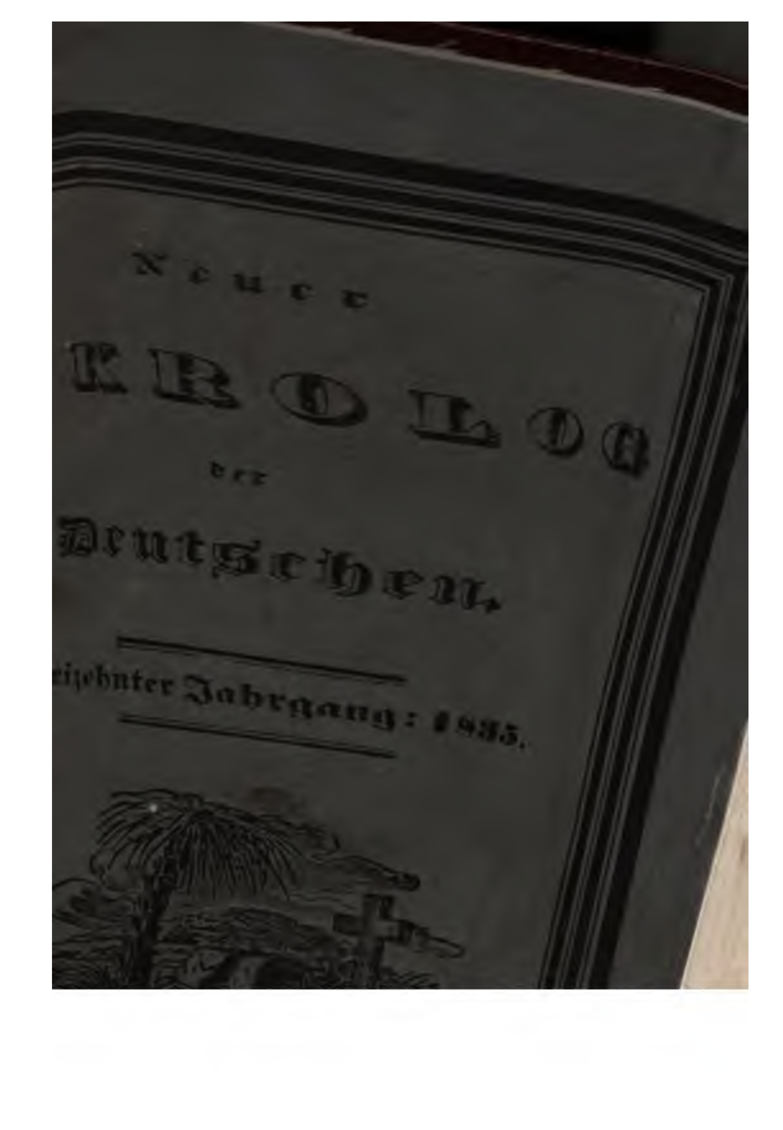

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES






Neuer
KROLOG
der
Deutschen.
eizehnter Jahrgang: 1835.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Neuer

EKROLOG

der

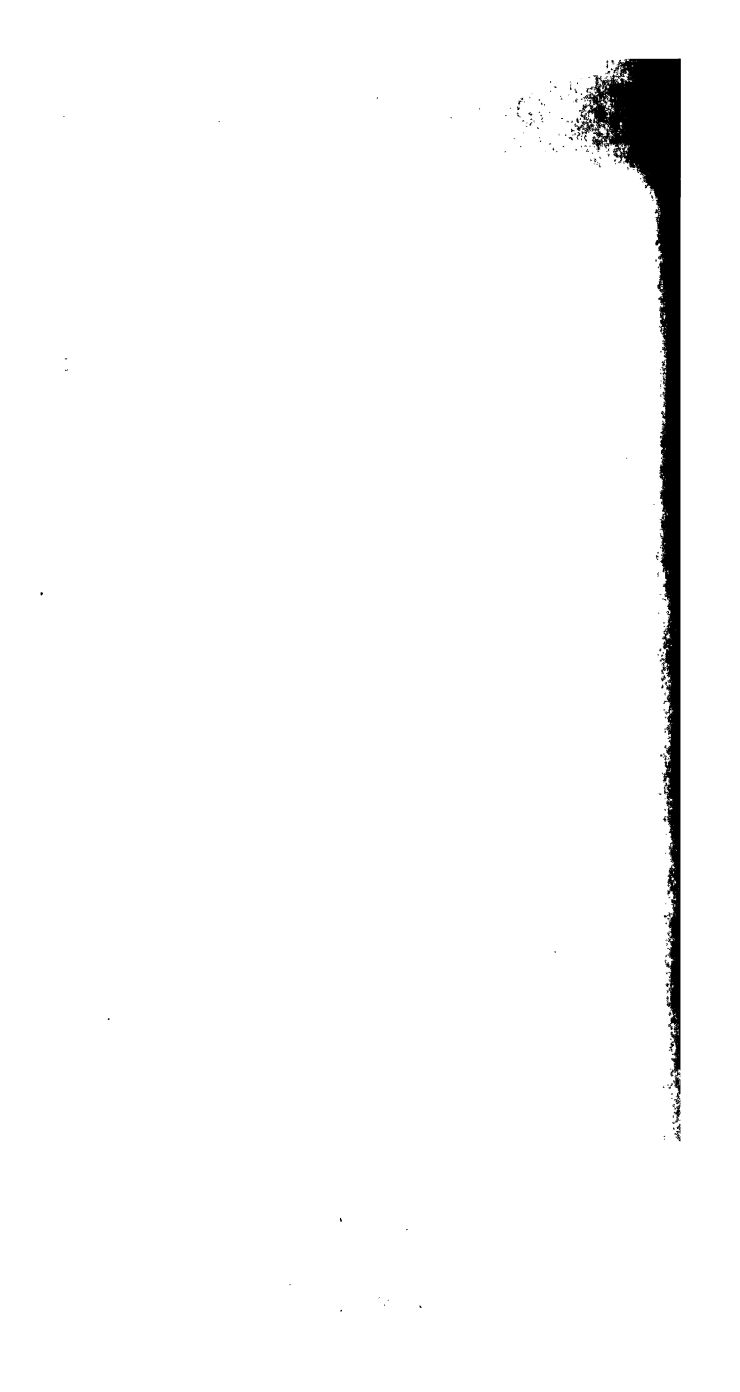
Deutschen.

Dreizehnter Jahrgang: 1835.



Erster Theil.

Weimar 1837.
Gedruckt und verlegt bei B. Fr. Voigt.



EKROLOG

der

Deutschen.

Dreizehnter Jahrgang: 1835.



HERZOG AUG. VON LEUCHTENBERG,

Prinz von Portugal,

geb. den 9. Dcbr. 1811, gest. den 28. März 1835.

Neuer Nekrolog der Deutschen.

> Wie Ihr seid, so waren wir,
> Wie wir sind, so werdet Ihr.



Dreizehnter Jahrgang, 1835.

Erster Theil.

Mit einem Porträt.

Weimar 1837.
Druck und Verlag von Bernh. Fr. Voigt.

Sr. Hochgeboren

dem Herrn

Grafen Henckel vo Donnersmarck,

Königl. Preuß. Kammerherrn und Regierungsrathe zu M
seburg, Ritter des eisernen Kreuzes 2r, des St. Johan
ter= und des rothen Adlerordens 3r Klasse

widmet gegenwärtigen Jahrgang des Nekrologs
als einen wahren Beweis seiner Hochachtung und
Dankbarkeit

der Herausgeber und Verleger.



Wenn ich schon öfter bei meinen nur zu wohl begründeten Klagen über die mir durch allzugeringe Unterstützung dieses Unternehmens (welches gleichwohl erst mit mir selbst aufhören darf) erwachsende Aufopferung *) äußerte, daß ich dafür eine wohlthuende Entschädigung in der Theilnahme und Aufmunterung finde, welche ich fortwährend, wenn auch nicht von der großen Menge, doch von einzelnen würdigen und mir viel geltenden Freunden deutscher Personengeschichte und Nationalehre erfahre, so erlauben mir **Ew. Hochgeboren** nunmehr den Namen **Dessen**, den ich unter diesen verehrten Männern und Pflegern einer guten und patriotischen Sache in stiller Anerkennung schon längst mit obenan gestellt habe, dem gegenwärtigen Jahrgang des Nekrologs voranzusetzen und es laut sagen zu

*) Nach einer so eben gezogenen Bilance beträgt nur die baare Einbuße am zuletzt erschienenen 12ten Jahrgang abermals 378 Rthlr., wornach seine Gönner den bisherigen Totalverlust — mit 12 multiplicirt — leicht bemessen werden.

dürfen, wie viel er **Ihnen** schon für **Ihre** Wachsamkeit über seine Vollständigkeit und historische Genauigkeit verdankt, wie zahlreiche wichtige Notizen, Bemühungen und Berichtigungen er nur derjenigen regen Theilnahme und Geduld zuzuschreiben hat, die es **Ihnen, Ihrer** hohen und geschäftsreichen Stellung und **Ihrer** Betheiligung an so vielen andern wissenschaftlichen und vaterländischen Angelegenheiten ungeachtet, dennoch möglich machte, seiner Vervollkommnung so manche Stunde **Ihrer** edeln Zeit zu widmen.

Ihnen dafür hier am geeigneten Orte öffentlich meinen innigsten Dank auszusprechen, treibt mich das Gefühl durchdrungenster Pietät, welches die genommene Freiheit entschuldigen möge.

Vorrede.

Ueber so mancherlei, was ich in Betreff des Nekrologs auf dem Herzen habe, habe ich mich in den Vorreden zu den vorhergehenden Jahrgängen so erschöpfend ausgesprochen, daß ich durch eine Wiederholung den gegenwärtigen Jahrgang, der leider wieder ohne Erhöhung des alten Preises zu meinem größten Schaden — trotz aller vorgenommenen Verkürzungen — auf einige achtzig Bogen angewachsen ist, nicht noch mehr verdicken will. Aber dankbar werde ich es erkennen, wenn diejenigen geneigten Leser, denen sie noch neu sein sollten — solche nachlesen wollten, wobei ich bemerke, daß die ersten 10 Jahrgänge dieses Werkes (1823—1832), deren Ladenpreis nach den billigsten Normen 40 Rthlr. war, fortwährend — wenn sie zusammen genommen werden — auf 10 Thlr. preuß. Courant herabgesetzt und hierzu durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Wie es dermalen mit der Unterstützung und einer so wünschenswerthen verbreitetern Abnahme dieses deutschen Nationalwerkes, dieses Familienbuches

der ganzen Nation aussieht, werden die geneigten Leser aus der der Dedication folgenden Zuschrift bereits vernommen haben. Ich habe mich in dieser Beziehung bereits in mein Schicksal ergeben und will die alte Stimme des Rufenden in der Wüste nicht aufs Neue ertönen lassen, vielmehr mich den freundlicheren Veranlassungen zuwenden und den alten getreuen Freunden des Werks für ihre fortgesetzte Theilnahme herzlich danken, so wie auch den so nachsichtigen Herren Kritikern, die mir auch diesesmal, in Beziehung auf den letzten (12ten) Jahrgang, wieder so stärkende Worte der Anerkennung und Ermunterung zugerufen haben, namentlich denen in der Literaturzeitung für Volksschullehrer 1836, 4., in Gersdorfs Repertorium 1836, X. 2., im allgemeinen Anzeiger der Deutschen 1836, Nr. 331, in den Blättern für literarische Unterhaltung 1836, Nr. 366 (dem verehrungswürdigen Verfasser dieser Beurtheilung zolle ich meine ganz vorzüglichste Hochachtung), im Berliner Conversationsblatt 1837, Nr. 4 und im Literaturblatt Nr. 53 zur allgem. Kirchenzeitung 1837.

Gern möchte ich aus allen diesen anerkennenden und schmeichelhaften Urtheilen wenigstens einzelne Fragmente mittheilen, wenn ich dieses nicht selbst für eitle Ruhmredigkeit halten müßte. Sie treffen auch nicht mich allein, sondern nicht weniger meinen wackern Herrn Mitredakteur, Herrn Friedr. Aug. Reimann, der mich nun schon seit mehreren Jahren bei Herausgabe dieses Werkes nicht nur mit Liebe und Lust, sondern auch mit Geschick und großer Vertrautheit in der Literaturgeschichte auf das uneigennützigste unterstützt und dem ich hiermit dafür im Namen der guten Sache öffentlich meinen Dank zolle.

Ich gehe nun zu dem Resumé über, was ich, wie bisher, auch diesesmal über den vorliegenden Jahrgang gebe.

Derselbe sorgt für das Andenken von 1420 Personen, von denen 358 in der ersten Abtheilung wirklich biographisirt worden sind, 1062 aber in der zweiten nur kurz angedeutet werden konnten. Von ersteren 358 können 259 als Originalarbeiten gelten, welche bis jetzt noch nirgends durch den Druck bekannt geworden sind und ohne den Nekrolog einer gänzlichen Vergessenheit anheim gefallen wären; 99 dagegen sind mit Nennung der jedesmaligen Quelle aus öffentlichen Blättern oder aus einzeln erschienenen Druckschriften geschöpft und in den Nekrolog übergegangen.

Nach den Landsmannschaften haben darin in der ersten Abtheilung (ausführliche) Biographien gefunden: 4 Anhaltiner, 5 Badener, 35 Baiern, 11 Braunschweiger, 22 Holsteiner und Schleswiger, 18 aus den deutschen freien und Hansestädten, 18 Hannoveraner, 3 Kurhessen, 9 Hessen-Darmstädter, 1 Hohenzollerer, 1 Mecklenburger, 4 Nassauer, 7 Oesterreicher, 7 Oldenburger, 113 Preußen, worunter 26 aus Berlin, 17 aus der Provinz Brandenburg, 6 aus Ost- und Westpreußen, 9 aus Pommern, 2 aus dem Großherzogthum Posen, 15 aus Rheinpreußen, 12 aus der preußischen Provinz Sachsen, 16 aus Schlesien und 10 aus der Provinz Westphalen sind, 1 Reuße (Graf Heinrich XXXVIII.), 35 aus dem Königreich Sachsen, 14 aus dem Großherzogthum Sachsen, 1 aus Sachsen-Altenburg, 7 aus Sachsen-Coburg-Gotha, 7 aus Sachsen-Meiningen, 3 aus den schwarzburgischen Fürstenthümern, 20 Würtemberger, 8 Schweizer und 5 im Auslande verstorbene Deutsche.

Unter diesen 358 hier biographisirten Deutschen gehören an: 4 dem fürstlichen Stande (worunter Kaiser Franz I.); 19 waren Minister, Gesandte, Hofmänner, Staatsräthe und Präsidenten, unter denen 8 Schriftsteller gewesen sind; 53 davon waren Juristen, Beamtete und Staatsdiener, wovon 14 geschrieben haben; 39 Kriegshelden und Militärpersonen, wovon 3 Schriftsteller; 8 Bischöfe, Prälaten, Aebte und Domherren, von denen 3 Schriftsteller; 55 Geistliche evangelischer Confession, wovon 26 Schriftsteller; 11 Geistliche katholischer Kirche, von denen 4 Schriftsteller; 24 akademische Lehrer, wovon 22 Schriftsteller; 24 Gymnasial- und Seminarlehrer, von denen 20 geschrieben haben; 10 Volksschulmänner, wovon 3 Schriftsteller; 30 Aerzte, wovon 19 Schriftsteller; 7 Naturforscher und Bergbaukundige, von denen 4 Schriftsteller; 5 Bibliothekare, sämmtlich Schriftsteller; 3 Buchhändler, von denen 1 geschrieben; 6 Privatgelehrte und Redakteure, die alle geschrieben; 2 Stallmeister, wovon 1 geschrieben; 1 Seemann, 6 Kaufleute und 2 Fabrikanten, die nichts geschrieben; 5 Apotheker, von denen 2 geschrieben; 9 zeichnende Künstler, wovon 1 geschrieben; 3 Landräthe und Droste; 6 dramatische Künstler, von denen 1 geschrieben; 5 Componisten und Tonkünstler, wovon 1 geschrieben; 1 Landwirth, der nichts, 1 Baumeister, der geschrieben; 6 Frauen, von denen 1 geschrieben; 10 Landammänner, Bürgermeister und Magistrats-Personen, wovon 1 Schriftsteller; 2 Forst- und Jagd- und 2 Postbeamtete, 3 Rentiers und Partikuliers, die alle nichts geschrieben; 1 Astronom, 1 Censor, 4 Dichter, die sämmtlich geschrieben und 1 Schulze, der nichts geschrieben hat.

Nach der Wichtigkeit und Celebrität der Hingeschiedenen ist zu gedenken: Kaiser Franz I., Erz-

herzog Anton, Herzog August von Leuchtenberg, die Minister v. Humboldt, v. Bernstorff, v. Anstett, W. G. F. Reichsgraf Bentinck zu Kniphausen, C. A. Böttiger, Nathusius. — Unter den Generalen sind zu bemerken: Kriegsminister v. Hake, so wie die preußischen Generale von Both, Monhaupt, v. Unruh, v. Reckow, v. Warburg, v. Zastrow, Braun, v. Arnim, Keibel, v. Diezelski und Blumenstein, die sächsischen Stünzner und v. Feilitzsch und der russische von Arentschieldt; — unter den Staatsmännern Oberjustizrath Frhr. Stein zum Altenstein, Kabinetsrath Albrecht, Ritter v. Lang, Minister v. Zentner, geh. Rath v. Basedow in Dessau, v. Seebach in Gotha, v. Beulwitz in Rudolstadt und Landammann v. Reinhard in Zürich; unter den Bischöfen Graf Spiegel zum Desenberg in Cöln, Oesterreicher in Eichstätt und Osthaus in Hildesheim; — unter den Bergbaukundigen Gerhard in Berlin, v. Bssue in Freiberg, Baader in München und Nose in Bonn; — unter den Aerzten Röschlaub, Dzondi, v. Authenrieth, Lobstein, Bernstein; — unter den Theologen: die Kirchenräthe Schott in Jena, Wagner in Darmstadt, Schellenberg in Wiesbaden, der Generalsuperint. v. Pfister und die Prälaten d'Autel und v. Seubert in Stuttgart, Professor Rosenmüller in Leipzig; — unter den akademischen Lehrern Saalfeld in Göttingen, Suabedissen in Marburg, Diesterweg in Bonn, Pfaff in Erlangen; — unter den Philologen und Sprachforschern Matthiä in Altenburg, Kolbe in Dessau, Zimmermann in Hamburg, Rost in Leipzig, Hülsemann in Osterode, Brohm in Ilfeld, Schwabe in Weimar, Levezow in

Berlin, v. Klaproth in Paris; — unter den Chemikern ein Stromeier in Göttingen, — unter den Botanikern ein Paula de Schrank in München, — unter den Astronomen ein Bürg in Wien, — unter den Dichtern ein Langbein, Graf Platen-Hallermünde und Ehrenfried Stöber; — unter den dramatischen Künstlern Angely in Berlin und Schuster in Wien, unter den Musikern Wenzel Müller in Wien und Matthäi in Leipzig, — unter den Malern Räcke in Dresden, Robert in Venedig und Specter in Hamburg; — unter den Damen: Wilhelmine, Fürstin v. Thurn und Taxis, Reichsgräfin v. Wintzingerode, Friederike Brun, geb. Münter.

Weimar den 1. August 1837.

Bernh. Friedr. Voigt.

Außer den vielen hinterlassenen Familiengliedern, welche auch zu dem diesmaligen Jahrgang des Nekrologs zahlreiche Notizen eingesendet haben, verdankt derselbe seine Vollständigkeit namentlich folgenden

geehrten Herren Mitarbeitern:

(In alphabetischer Folge.)

Herrn Archidiakonus Const. Ackermann zu Jena.
— Dr. der Medic. Anton zu Leipzig.
— Kantor Arendt zu Dielingen.
— Kapitän v. Arentschieldt zu Hildesheim.
— Kammerrath von Basedow zu Dessau.
— Professor Dr. Benary zu Berlin.
— Major von Beneckendorff zu Bonn.
— Pfarrer Bernet zu St. Gallen.
— Regierungs- und Kreisrath Beyschlag zu Augsburg.
— Bergmeister Bleibtreu auf der Alaunhütte bei Bonn.
— Hofrath und Professor Dr. Böttiger zu Erlangen.
— Dr. Brinckmeyer, Redakteur zu Braunschweig.
— Regierungs-Sekretär Buffleb zu Gotha.
— Carl Burger in Baireuth.
— A. Christmann, Student der Medicin zu Münsingen.
— Justizrath Credner in Tonna.
— Kandidat Döhlert zu Pforta.
— Hofgerichtsassessor D'Dench zu Liegnitz.
— Dr. H. Döring zu Jena.
— Medicinalrath Dr. Döring zu Rüdesheim.
— Forstcommissär Dufaye zu Arnstadt.
— Geheimerath Duttlinger zu Freiburg.
— Amtsadvokat Jul. Eberwein zu Rudolstadt.
— Dr. der Rechte Eck zu Leipzig.

Herrn Premierlieutenant und erstem Adjutant rc. Dr. W. Förster zu Posen.
— Domänenrath Dr. Geßner zu Oelde bei Warendorf.
— E. Gläser zu Schweidnitz.
— Geheimerath Gruber zu Halle.
— Dr. der Medic. Günther zu Aachen.
— Hofadvokat von Hellfeld zu Weimar.
— Professor Henke zu Wolfenbüttel.
— Dr. Hering zu Dresden.
— Dr. der Medic. Hertel zu Augsburg.
— Archidiakonus Hey zu Gotha.
— geh. Conferenzrath v. Hoff zu Gotha (nun auch gestorben).
— Dr. Hofmann zu Dresden.
— Regierungsrath von Jacob zu Stettin.
— Oberbibliothekar Jäck zu Bamberg.
— Professor Dr. Ihling zu Meiningen.
— Dr. Carl Iken aus Bremen, dermalen zu Tübingen.
— Revierförster v. Kaufmann zu Hohenturel.
— Dr. der Medic. Keller zu Duisburg.
— J. G. Köhler zu Kreutzburg.
— Kandidat Korn zu Cottbus.
— Bürgermeister Körner zu Bullfeld.
— Director Dr. Kraft zu Hamburg.
— Dr. J. J. Kromme, evangelischer Prediger in Schwickertshausen (Oberhessen).
— Kandidat Krüger zu Göttingen.
— Pfarrsubstitut Küchler zu Auma.
— Stud. jur. A. Kuhn zu Frankfurt a. M.
— M. Lipsius, Tertius an der Thomasschule zu Leipzig.
— Lorberg, Prediger zu Bückeburg.
— Conrector Dr. F. Lübker zu Schleswig.
— Aug. Matthaey zu Dresden.

Herrn Heinrich Matthaey, Landschaftsmaler zu Dresden.
— Geh. Rath Mittermayer zu Heidelberg.
— Mulert in Luckenwalde.
— Professor Cornelius Müller zu Hamburg.
— Landesdirektionssekretär Franz Müller in Weimar.
— Geh. Rath u. Canzler v. Müller zu Weimar.
— Prediger Dr. Münzenberger zu St. Marien in Lübeck.
— Dr. Nebel zu Gießen.
— Archidiakonus Olearius zu Stollberg.
— Professor D. Otto, Medicinalrath zu Breslau.
— Kirchenrath u. Metropolitan Petri zu Fulda.
— Vikarius Pfister zu Stuttgart.
— Fr. A. Reimann zu Weimar.
— Robolsky in Neuhaldensleben.
— Dr. Röller zu Glogau.
— Gymnasial-Oberlehrer Dr. Schirlitz zu Wetzlar.
— Pastor primar. Schläger zu Hameln.
— Geh. Rath Dr. Schmid zu Jena.
— Pastor Schmidt zu Prosigk bei Cöthen.
— Kammerrath Schmidt zu Roßla am Harz.
— C. W. Schmidthammer, Doctor, Magister, Prädicant und Lehrer zu Alsleben.
— H. A. Schöneberg, Kaufmann zu Schwinemünde.
— Dr. v. Schrader, Professor und Ober-Tribunalrath zu Tübingen.
— Dr. Schreiber, geistl. Rath und Professor zu Freiburg im Breisgau.
— Privatgelehrter Hans Schröder zu Itzehöe.
— Superintendent Dr. v. Schubert zu Altenkirchen auf der Insel Rügen.
— Kriminalrath Schwabe zu Weimar.

Herrn Dr. Friedr. Siemerling zu Stralsund.
— L. F. Spehr, Kreisgerichtsauditor zu Braunschweig.
— Superintendent Dr. Spiecker zu Frankfurt a. O.
— Stadtschultheiß Steidel zu Sigmaringen.
— Adolph Stöber zu Straßburg.
— Hofrath Strackerjahn zu Oldenburg.
— Geh. Rath v. Strombeck zu Wolfenbüttel.
— Conrector Dr. Struve zu Görlitz.
— Kaplan G. Thiem zu Bamberg.
— Hrm. Treutler zu Dresden.
— Dr. Vetter zu Bonn.
— Oberpräsident Frhrn. Vincke zu Münster, Excellenz.
— Herrmann Voigt zu München.
— Dr. K. Wagner zu Darmstadt.
— Premierlieutenant v. Weiler zu Mannheim.
— H. Weitbrecht zu Schwabbach.
— Dr. Wertheim zu Osthofen.
— Graf v. Wintzingerode, königl. würtemb. Staatsminister auf Schloß Bodenstein, Excellenz.
— Oberlieutenant Ferdinand v. Witzleben zu Dresden.
— Geh. Hofrath und Professor Wucherer in Freiburg.
— Landschafts-Unterdirektor Joh. Ritter von Wuthenau zu Groß-Paschleben bei Cöthen.
— Hofrath Dr. Zeller zu Winnenthal.
Frau Julie v. Zerzog geb. Freiin von Thon-Ditmar zu Etterzhausen.
Herrn Professor Dr. Gottl. Zimmermann zu Erlangen.
— Gymnasiallehrer Dr. Zober zu Stralsund.

Berichtigungen und Ergänzungen zu dem 11. Jahrgange.

S. 755, Z. 21. lies dürftige Lage statt dürftige Tage.

Zu S. 906, Nr. 383 und 12. Jahrg. S. 1191, Nr. 406. fügen wir hinzu, daß der Kommandant Liebe seit 1782 Artillerist war, sich 1792 bei der Belagerung von Mainz, 1807 bei der Vertheidigung von Danzig, 1810/14 in mehreren Schlachten u. bei der Wiedereinnahme Danzigs auszeichnete. Als Brigadier der Artillerie und später als Director der vereinigten Artillerie- Ingenieurschule wirkte er auch erfolgreich im Frieden. Im Jahr 1831 ward er zum Kommandanten von Kosel ernannt, wo er noch 1832 sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte und am 1. Jan. 1834 plötzlich starb.

S. 907, Nr. 391. ist zu streichen, da Fischer schon unter Nr. 15 eine Biographie erhalten hat.

Berichtigungen und Ergänzungen zu dem 12. Jahrgange.

S. 12, Z. 11 v. o. für Leichenkasse lies Leihcasse.
— 225, Z. 13 v. u. für das l. daß.
— 295, Z. 15 v. o. für de Voß l. de Boß.
— 428, Nr. 165. Als Nachtrag zu diesem Artikel kann bemerkt werden, daß Kroymanns Nachfolger im Pastorate zu Herzhorn die Saucksche Chronik von Kr.'s Erben an sich gekauft hat.
S. 518, Z. 15 v. u. nach Geographie setze: so wie.
— 514, Z. 6 v. o. für forsettet l. forsaltet.
— 545, Nr. 207. Zu diesem Artikel kann hinzugefügt werden, daß am 20. Mai 1836 von dankbaren Schülern auf Deckers Grabe zu Reinfeld ein Denkstein mit Inschrift errichtet worden ist, umgeben mit einem eisernen Gitter.
S. 545, Z. 5 v. o. für Nordbaltig l. Nordballig.
— — Z. 1 v. u. für demselben l. denselben.
— 605, Z. 8 v. o. für mechanische l. medicinische.
— 683, Z. 20 v. o. für zeitdenkender l. gutdenkender.
— — Z. 24 und 25 v. o. für Skr. l. Schill.
— — Z. 28. v. o. für Lehrern l. Lesern.
— — Z. 8 v. u. für Skr. l. Schill.
— 634, Z. 1 v. o. Adlers erster Vorname war Jakob, nicht Johann.
S. 684, Z. 9 v. o. für Arins l. Arnis.
— — Z. 6. v. o. für Lützenburg l. Lütjenburg.
— 685, Z. 23 v. o. für Lützenburg l. Lütjenburg.
— 836, Z. 11 v. u. für Walters l. Wolters.
— 1023, Z. 2 v. o. für Alixdorf l. Delixdorf.
— — Z. 15 v. u. für Fulkesens l. Fallesens.
— 1127, Z. 9 v. o. für Lautray l. Lautrup.
— — Z. 10 v. o. für Breda l. Brede.
— — Z. 15 v. u. für Raim l. Raun.
— — Z. 5 v. u. für Lautray l. Lautrup.
— 1128, Z. 22 v. o. für Falks l. Falcks.
— — Z. 23, v. o. für staatsw. l. staatsb.

Berichtigungen und Ergänzungen zu dem Jahrgange.

S. 785, Z. 1. v. u. in der Anmerk. für Des l. Res.

Zu Nr. 829 fügen wir noch hinzu: Täuffenbach
Altbaiern geboren und wurde bald nach der Säkularisatio
bergs zum Sekretäre der dasigen Landesdirektion, nach d
schmelzung derselben mit der Regierung zu Baireuth abe
Oberaufschlagsinspektor in München befördert, in welcher
schaft er, wie seine 3 Kollegen, jährlich 6 Monate 1 oder
Baierns durchreisen, die Malzmühlen und Bücher der U
schläger zu untersuchen hatte. Er kränkelte viel während
ten Jahre dieses so beschwerlichen Dienstes. Er war ohn
deres Vermögen und verehelichte sich deswegen schon als S
mit einer domkapitelschen Verwalterstochter, Löser zu B
welche er als Wittwe mit einigen Kindern hinterließ.

Register zum 13. Jahrgang (1835).

Anmerkung. Die mit größeren deutschen Zahlen Bezeichneten stehen in der ersten Abtheilung und haben theils ausführlichere, theils kürzere Lebensbeschreibungen. Die mit kleinen deutschen Zahlen gehören der zweiten Abtheilung an, welche selten mehr als Geburtsjahr, Sterbetag und Literatur nachweist und als eine bloße Ergänzungsliste der ersten Abtheilung zu betrachten ist.

(Nach der Nummer, nicht nach der Pagina zu suchen.)

Herrn Premierlieutenant und erstem Adjutant ꝛc. Dr. W. Förster zu Posen.
— Domänenrath Dr. Geßner zu Oelde bei Warendorf.
— E. Gläser zu Schweidnitz.
— Geheimerath Gruber zu Halle.
— Dr. der Medic. Günther zu Aachen.
— Hofadvokat von Hellfeld zu Weimar.
— Professor Henke zu Wolfenbüttel.
— Dr. Hering zu Dresden.
— Dr. der Medic. Hertel zu Augsburg.
— Archidiakonus Hey zu Gotha.
— geh. Conferenzrath v. Hoff zu Gotha (nun auch gestorben).
— Dr. Hofmann zu Dresden.
— Regierungsrath von Jacob zu Stettin.
— Oberbibliothekar Jäck zu Bamberg.
— Professor Dr. Ihling zu Meiningen.
— Dr. Carl Iken aus Bremen, dermalen zu Tübingen.
— Revierförster v. Kaufmann zu Hohenturel.
— Dr. der Medic. Keller zu Duisburg.
— J. G. Köhler zu Kreutzburg.
— Kandidat Korn zu Cottbus.
— Bürgermeister Körner zu Bullfeld.
— Director Dr. Kraft zu Hamburg.
— Dr. J. J. Kromme, evangelischer Prediger in Schwickertshausen (Oberhessen).
— Kandidat Krüger zu Göttingen.
— Pfarrsubstitut Küchler zu Auma.
— Stud. jur. A. Kuhn zu Frankfurt a. M.
— M. Lipsius, Tertius an der Thomasschule zu Leipzig.
— Lorberg, Prediger zu Bückeburg.
— Conrector Dr. F. Lübker zu Schleswig.
— Aug. Matthaey zu Dresden.

Herrn Heinrich Matthaey, Landschaftsmaler zu Dresden.
— Geh. Rath Mittermayer zu Heidelberg.
— Mulert in Luckenwalde.
— Professor Cornelius Müller zu Hamburg.
— Landesdirektionssekretär Franz Müller in Weimar.
— Geh. Rath u. Canzler v. Müller zu Weimar.
— Prediger Dr. Münzenberger zu St. Marien in Lübeck.
— Dr. Nebel zu Gießen.
— Archidiakonus Olearius zu Stollberg.
— Professor D. Otto, Medicinalrath zu Breslau.
— Kirchenrath u. Metropolitan Petri zu Fulda.
— Vikarius Pfister zu Stuttgart.
— Fr. A. Reimann zu Weimar.
— Robolsky in Neuhaldensleben.
— Dr. Röller zu Glogau.
— Gymnasial-Oberlehrer Dr. Schirlitz zu Wetzlar.
— Pastor primar. Schläger zu Hameln.
— Geh. Rath Dr. Schmid zu Jena.
— Pastor Schmidt zu Prosigk bei Cöthen.
— Kammerrath Schmidt zu Roßla am Harz.
— C. W. Schmidthammer, Doctor, Magister, Prädicant und Lehrer zu Alsleben.
— H. A. Schöneberg, Kaufmann zu Schwinemünde.
— Dr. v. Schrader, Professor und Ober-Tribunalrath zu Tübingen.
— Dr. Schreiber, geistl. Rath und Professor zu Freiburg im Breisgau.
— Privatgelehrter Hans Schröder zu Itzehoe.
— Superintendent Dr. v. Schubert zu Altenkirchen auf der Insel Rügen.
— Kriminalrath Schwabe zu Weimar.

Herrn Dr. Friedr. Siemerling zu Stralsund.
— L. F. Spehr, Kreisgerichtsauditor zu Braunschweig.
— Superintendent Dr. Spiecker zu Frankfurt a. O.
— Stadtschultheiß Steibel zu Sigmaringen.
— Adolph Stöber zu Straßburg.
— Hofrath Strackerjahn zu Oldenburg.
— Geh. Rath v. Strombeck zu Wolfenbüttel.
— Conrector Dr. Struve zu Görlitz.
— Kaplan G. Thiem zu Bamberg.
— Hrm. Treutler zu Dresden.
— Dr. Vetter zu Bonn.
— Oberpräsident Frhrn. Vincke zu Münster, Excellenz.
— Herrmann Voigt zu München.
— Dr. K. Wagner zu Darmstadt.
— Premierlieutenant v. Weiler zu Mannheim.
— H. Weitbrecht zu Schwabbach.
— Dr. Wertheim zu Osthofen.
— Graf v. Wintzingerode, königl. würtemb. Staatsminister auf Schloß Bodenstein, Excellenz.
— Oberlieutenant Ferdinand v. Witzleben zu Dresden.
— Geh. Hofrath und Professor Wucherer in Freiburg.
— Landschafts=Unterdirektor Joh. Ritter von Wuthenau zu Groß=Paschleben bei Cöthen.
— Hofrath Dr. Zeller zu Winnenthal.
Frau Julie v. Zerzog geb. Freiin von Thon=Ditmar zu Etterzhausen.
Herrn Professor Dr. Gottl. Zimmermann zu Erlangen.
— Gymnasiallehrer Dr. Zober zu Stralsund.

Berichtigungen und Ergänzungen zu dem 11. Jahrgange.

S. 755, Z. 21. lies dürftige Lage statt dürftige Tage.

Zu S. 906, Nr. 383 und 12. Jahrg. S. 1191, Nr. 406. fügen wir hinzu, daß der Kommandant Liebe seit 1782 Artillerist war, sich 1792 bei der Belagerung von Mainz, 1807 bei der Vertheidigung von Danzig, 1810/14 in mehreren Schlachten u. bei der Wiedereinnahme Danzigs auszeichnete. Als Brigadier der Artillerie und später als Director der vereinigten Artillerie- Ingenieurschule wirkte er auch erfolgreich im Frieden. Im Jahr 1831 ward er zum Kommandanten von Kosel ernannt, wo er noch 1832 sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte und am 1. Jan. 1834 plötzlich starb.

S. 907, Nr. 391. ist zu streichen, da Fischer schon unter Nr. 16 eine Biographie erhalten hat.

Berichtigungen und Ergänzungen zu dem 12. Jahrgange.

S. 12, Z. 11 v. o. für Leichenkasse lies Leihcasse.
— 225, Z. 13 v. u. für das l. daß.
— 295, Z. 15 v. o. für de Voß l. de Boß.
— 428, Nr. 165. Als Nachtrag zu diesem Artikel kann bemerkt werden, daß Kroymanns Nachfolger im Pastorate zu Herzhorn die Sauckesche Chronik von Kr.'s Erben an sich gekauft hat.
S. 513, Z. 15 v. u. nach Geographie setze: so wie.
— 514, Z. 6 v. o. für forfettet l. forfaltet.
— 545, Nr. 207. Zu diesem Artikel kann hinzugefügt werden, daß am 20. Mai 1836 von dankbaren Schülern auf Deckers Grabe zu Reinfeld ein Denkstein mit Inschrift errichtet worden ist, umgeben mit einem eisernen Gitter.
S. 545, Z. 5 v. o. für Nordbaltig l. Nordballig.
— — Z. 1 v. u. für demselben l. denselben.
— 603, Z. 8 v. o. für mechanische l. medicinische.
— 633, Z. 20 v. o. für zeitdenkender l. gutdenkender.
— — Z. 24 und 25 v. o. für Sßr. l. Schill.
— — Z. 28. v. o. für Lehrern l. Lesern.
— — Z. 8 v. u. für Sßr. l. Schill.
— 634, Z. 1 v. o. Adlers erster Vorname war Jakob, nicht Johann.
S. 684, Z. 9 v. o. für Arins l. Arnis.
— — Z. 6. v. o. für Lützenburg l. Lütjenburg.
— 685, Z. 28 v. o. für Lützenburg l. Lütjenburg.
— 836, Z. 11 v. u. für Walters l. Wolters.
— 1023, Z. 2 v. o. für Alixdorf l. Delixdorf.
— — Z. 16 v. u. für Fulkefens l. Fallesens.
— 1127, Z. 9 v. o. für Lautray l. Lautrup.
— — Z. 10 v. o. für Breda l. Brede.
— — Z. 15 v. u. für Raim l. Raun.
— — Z. 5 v. u. für Lautray l. Lautrup.
— 1128, Z. 22 v. o. für Falks l. Falcks.
— — Z. 23, v. o. für staatsw. l. staatsb.

Berichtigungen und Ergänzungen zu dem 13. Jahrgange.

S. 785, Z. 1. v. u. in der Anmerk. für Des l. Res.

Zu Nr. 829 fügen wir noch hinzu: Täuffenbach war in Altbaiern geboren und wurde bald nach der Säkularisation Bambergs zum Sekretäre der dasigen Landesdirektion, nach der Verschmelzung derselben mit der Regierung zu Baireuth aber zum Oberaufschlagsinspektor in München befördert, in welcher Eigenschaft er, wie seine 3 Kollegen, jährlich 6 Monate 1 oder 2 Kreise Baierns durchreisen, die Malzmühlen und Bücher der Unteraufschläger zu untersuchen hatte. Er kränkelte viel während der letzten Jahre dieses so beschwerlichen Dienstes. Er war ohne besonderes Vermögen und verehelichte sich deswegen schon als Sekretär mit einer domkapitelschen Verwalterstochter, Löser zu Bamberg, welche er als Wittwe mit einigen Kindern hinterließ.

Register zum 13. Jahrgang (1835).

Anmerkung. Die mit grösseren deutschen Zahlen Bezeichneten stehen in der ersten Abtheilung und haben theils ausführlichere, theils kürzere Lebensbeschreibungen. Die mit kleinen deutschen Zahlen gehören der zweiten Abtheilung an, welche selten mehr als Geburtsjahr, Sterbetag und Literatur nachweist und als eine bloße Ergänzungsliste der ersten Abtheilung zu betrachten ist.

(Nach der Nummer, nicht nach der Pagina zu suchen.)

****

sen hätte. Vielleicht war er nicht Weltmann genug und hatte zu sehr die Schule der Diskretion versäumt, die uns im Umgang mit Höheren so nöthig ist, denn er hatte sein Leben mehr unter Büchern als unter Menschen zugebracht, wozu ihn schon sein Stand und Erwerb nöthigte, und überdies hatte er von je den Umgang mit Studenten mehr, als mit Höflingen und Vornehmen gesucht. — Von Hechingen aus reiste Saalfeld mehrmals nach Sigmaringen, zuweilen auch auf längere Zeit; denn dort war er gleichfalls am Hofe wohlgelitten, indem eine andere sehr angesehene Person ihn mit dem seltenen Glück beehrt hatte, sich zu seinen Zuhörern zu zählen und seinen Vorlesungen in Göttingen über Geschichte, Völkerrecht, Statistik ꝛc. regelmäßig beizuwohnen. Viele ehrenvolle Gnadenbezeigungen verdankte er nicht nur dem eben so menschenfreundlichen als hochgebildeten Erbprinzen, auch die ganze fürstliche Familie nahm ihn sehr huldreich und ausgezeichnet auf; er bedurfte keiner Empfehlungsbriefe, er empfahl sich selbst hinreichend. Saalfeld gefiel — dies ist keine Frage — er überraschte durch die Raschheit seiner Einfälle, durch die Neuheit seiner Ideen, witzigen und geistreichen Reden. Bei seinem academischen Aufenthalt in Göttingen hatte der trefflich gesinnte Erbprinz den Vorträgen Saalfelds ein sehr günstiges Urtheil ertheilt und seine hohe Theilnahme soll er ihm auch seitdem in schriftlichen Aeußerungen wiederholt bewiesen haben. So schöne Verhältnisse, solche Beweise ehrender Gunst und Huld, ja selbst der Zuneigung und Anhänglichkeit an die Person eines akademischen Lehrers können nicht selten einen Gelehrten stolz machen und zum Uebermuth verleiten. Hier war es bei S. gewiß nicht der Fall, nur könnte man vielleicht sagen, daß S. zu einem edlen Stolz im guten Sinne des Worts wohl berechtigt war, in sofern er ihm ein Sporn und Antrieb zu tugendhaften Handlungen und zu einem untadelhaften Benehmen werden konnte. Dieses für den akademischen Lehrer so rühmliche Verhältniß, das hier um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden durfte, als er eine ziemliche Zeit lang noch am Ende seines Lebens eines so hohen Vertrauens genoß, ist auch, so viel bekannt, niemals gestört und getrübt worden. Hieraus widerlegt sich auch schon von selbst die fast unerklärliche Uebertreibung, womit man, wenigstens in Norddeutschland, den Charakter Saalfelds und seine politischen

Erste Abtheilung.

Theils vollständigere, theils skizzirte Lebensbeschreibungen.

Kosten, die er zur Fortsetzung seiner Studien aufwenden müsse, seine Kräfte überstiegen und nur mit Mühe zu erschwingen wären. Sein älterer Sohn fand, nach seinen vollendeten Humanioren, eine Versorgung in einem Kloster, und der Vater hätte es gern gesehen, wenn sein jüngerer Sohn seines Bruders Beispiel hätte folgen können. Zum Glück war aber dieser Ausweg zu der Zeit, als unser Bürg ihn hätte wählen können, verschlossen, da Kaiser Joseph durch seine weisen Anstalten die große Vermehrnng der Geistlichkeit schon beschränkt hatte. Der gutmüthige Jüngling war schon entschlossen, um die drückende Last seines Vaters zu erleichtern und sich seinen Unterhalt zu verschaffen, ein Handwerk zu erlernen; allein der Grammatikallehrer, dessen Unterricht unser Bürg zuerst genossen hatte und der die großen Anlagen des Jünglings kennen gelernt hatte, widerrieth es dem Vater, der ihn um seine Meinung gefragt hatte und überredete ihn, noch ein Jahr einen Versuch mit ihm zu wagen. So kam er in die höhern Klassen und erhielt Unterricht in der Logik und Metaphysik nach Baumeister, in der Mathematik nach Wolf, welche Lehrbücher damals gebraucht wurden. Der fleißige Jüngling gab auf das, was gelehrt würde, aus Gewohnheit acht, ohne daß es ihn interessirte; so wußte er nach vollendetem Lehrkursus die Beweise der Lehrsätze aus der Mathematik eben so gut, als andere seiner Mitschüler herzusagen; er hatte sich aber nichts eigen gemacht; denn er lernte, wie er selbst gestand, mit angewohntem Fleiße eine Sache, von der er keinen Nutzen sah und welche ihn nicht reizte. Der Unterricht in der Metaphysik und Moralphilosophie hatte mehr Interesse für ihn und der tiefsinnige Jüngling fing nun an, selbst zu denken; er fühlte den Drang, seinen Lehrer über manches, das er in den Vorlesungen nicht verstanden hatte, am Ende derselben zu fragen. Gar bald entdeckte der Lehrer den forschenden Geist unsers jungen Bürg's; er beantwortete ihm seine Zweifel und Fragen, unterredete sich mit ihm auf eine aufmunternde Art, da er es bei dem Jünglinge so gut angewendet fand; dies vermehrte seinen Eifer und seine Fragsucht. Diesem würdigen Lehrer hatte Bürg es zu verdanken, daß sein Vater nicht müde ward, ihn zu unterstützen, da er ihn stets aufmunterte und die ausgezeichneten Fähigkeiten seines Schülers rühmte. — Gerade um diese Zeit wurden die Lehranstalten in den österreich. Erbstaa-

ten durch den wirklichen geh. Rath Gottfr. Freiherrn v. Swieten reformirt, wodurch er der österr. Monarchie einen großen und wichtigen Dienst geleistet hat. Durch diesen Mann, den Sohn eines großen Mannes, dem die Wiener Universität Alles zu verdanken hatte, wurde die Zeit des Unterrichts noch mehr verlängert, die Gegenstände desselben vervielfältigt, die deutsche Sprache, wie auf allen übrigen deutschen Universitäten, bei dem Vortrage eingeführt u. s. w. Den Nutzen dieser verdienstlichen Reformen genoß unser Bürg und seine vortreffliche Ausbildung waren die sichtbaren Folgen davon. Dann in den folgenden Jahren erhielt er Unterricht in der Physik, der angewandten Mathematik, Geschichte, Numismatik, der klassischen Literatur Latiums und Griechenlands. Physik, klassische Literatur und Geschichte hatten den meisten Reiz für ihn, vermuthlich weil er darin einige Vorbereitungen hatte und die neuen Ideen, welche in ihm erregt wurden, ordnen konnte. Die Lehrer der Physik und der Geschichte gewannen ihn besonders lieb und jener stellte ihn bei der ersten Prüfung dem Baron von Swieten, der durch seinen Antheil und seine Gegenwart bei den Prüfungen Alles, Lehrer und Schüler, electrisirte, als einen hoffnungsvollen Jüngling vor. Bürg sagte das, was er gelernt hatte, mit dem Eifer eines Schulknaben her, ohne zu ahnen, daß diese Vorstellung weitere Folgen für ihn haben könnte. Nach einiger Zeit ließ ihn von S. rufen, ermahnte ihn, fleißig zu sein und beschenkte ihn mit dem Livius. „Als ein Heiligthum", schrieb einst Bürg an Fr. von Zach *), Director der Sternwarte Seeberg, „bewahre ich diesen ersten Beweis seiner Güte, und mit Rührung sehe ich noch oft seinen Namen an, den er auf das erste Blatt des Buches geschrieben hat". — In der Mathematik lernte er nach diesem Prüfungsjahre etwas mehr; er verstand aber das Lehrbuch nicht. Es war jener Theil von Kästner's Schriften, in welchem Statik, Hydrostatik, Mechanik u. s. w. abgehandelt wird. Metzburg, Professor der Elementar- und angewandten Mathematik, las nach seinem eigenen Lehrbuche. Diese Zweige der Mathematik hatten mehr Verwandtschaft mit dem, was B. in der Physik hörte; nun fing er an, mehr Interesse an diesem Studium zu finden. Er machte wiederholte Versuche,

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 643.

das Kästner'sche Lehrbuch zu benutzen, kam aber nie weit, weil es ihm an gehöriger Vorbereitung fehlte. Jetzt fiel ihm Barrow's Ausgabe der Elemente Euklid's in die Hände; er fing von vorn an, suchte sich die Postulata und Definitionen, welche jedem Buche vorgesetzt sind, eigen zu machen und studirte die Lehrsätze nach der Ordnung einen nach dem andern. Hier entwickelte sich erst seine Empfänglichkeit und natürliche Anlage zum Studium der Mathematik; nun verstand er erst seinen Euklid. Die natürliche Folge davon war, daß, sowie er weiter darin kam, er ihn immer lieber gewann. — Als von Swieten zu den zweiten Semestralprüfungen kam, fragte er bald nach unserm Bürg und war mit seinen Fortschritten und den Zeugnissen seiner Lehrer überaus zufrieden. Es hatten sich seit langer Zeit keine Schüler gefunden, welche Lust bezeugt hatten, sich insbesondere dem höhern Studium der Mathematik ganz zu widmen; von Swieten munterte den talentvollen Bürg dazu auf, versprach ihm Unterstützung, wofern er sich dem gründlichen Studium der Wissenschaft ergeben wolle. Begierig benutzte er diese Gelegenheit und bereitete sich im folgenden Jahre, in welchem er noch in der Moral, Geschichte, Aesthetik, Technologie und Feldmeßkunst Unterricht erhielt, weiter vor. Nun verstand er Kästner's Lehrbuch. — In diesem Jahre erhielt er durch die Vorsorge und Güte des vortrefflichen, um den Fortgang und die Erhaltung des gründlichen Unterrichts so besorgten v. Swieten eine Unterstützung, daß er seinen Eltern nicht weiter zur Last fiel. Die drei folgenden Jahre hindurch erhielt er Unterricht in der Differential- und Integralrechnung, in der Mechanik u. s. w. Durch vorläufigen Unterricht in der sphärischen Trigonometrie, in der Theorie der Gleichungen, in der Lehre von den Eigenschaften der Linien der zweiten Ordnung, hatte ihn sein Lehrer für den höhern Unterricht empfänglich gemacht. Voll Freude brachte er jedes ehrenvolle Zeugniß seines Lehrers seinem Gönner von Swieten, der ihn immer mit Güte aufnahm, mit Nachsicht behandelte und das heilige Feuer in dem geistreichen Jüngling jedesmal zweckmäßig anzufachen wußte. Es gereicht seinem v. Swieten zu nicht geringer Ehre, durch seinen tiefen Kennerblick in Kopf und Herz dieses vortrefflichen Jünglings, den Werth seines von der gütigen Natur erhaltenen Pfundes richtig erkannt, zur rechten Zeit unter-

stützt und durch Aufmunterung und gute Wartung gepflegt zu haben. Er war es, der unserm Bürg rieth, sich ganz auf die Astronomie zu legen; er war es, der ihm ferner Unterstützung versprach, wenn er sich, nach dem gehörigen Unterrichte, dem praktischen Theile der Sternkunde widmen würde. Es bedurfte bei einem so jungen, lernbegierigen und Alles fassenden Manne nur eines kleinen Funkens, um bei ihm anzuschlagen. — Bürg legte sich mit verdoppeltem Eifer auf das Studium der erhabensten unter allen menschlichen Wissenschaften; er erhielt das letzte Jahr Unterricht in dem theoretischen Theile der Sternkunde, nach der ersten Ausgabe von La Lande's Astronomie. Dieser klassisch-astronomische Almagest machte, bei allen seinen Mängeln, die er hat, und die der Verfasser zuerst eingesteht, alle damals lebenden Astronomen zu La Lande's dankbaren Schülern. — Bürg bekam nun Erlaubniß, an den Beobachtungen der k. k. Sternwarte Theil zu nehmen und sich mit den daselbst befindlichen Instrumenten zu üben. Der damalige Adjunkt, Franz de Paula Triesnecker, gab ihm die erste praktische Anleitung, correspondirende Sonnen- oder Sternhöhen zu nehmen, den Mittag zu beobachten, die Instrumente zu prüfen u. s. w. und so brachte er wieder drei Jahre zu, welche er darauf verwendete, Euler's Introductionem in Analysin infinitorum, seine Differential- und Integralrechnung und mathematische und astronomische Abhandlungen in den Memoiren der Pariser Academie zu studiren. Dabei las er immer physische Bücher und sah den Versuchen zu, welche bei den Vorlesungen in der Naturlehre gegeben wurden. Im Jahr 1791 wurde das Lehramt der Physik an dem Lyceum zu Klagenfurth erledigt; von Swieten munterte ihn auf, sich bei dem Concurse, der zur Besetzung desselben festgestellt wurde, prüfen zu lassen. Er ließ seine Competenten weit hinter sich zurück, erhielt das Lehramt und ging nach Klagenfurth. Allein B. hatte aus einem Zauberbecher schon zu tief getrunken; die Sternkunde hatte ihn ganz angezogen und seinen thätigen Geist wie durch einen Zauber gefesselt. Er war fest entschlossen, eine Beschäftigung, bei welcher er sich dieser Wissenschaft ganz ergeben konnte, bei jeder Gelegenheit zu suchen. Im J. 1792 starb Hell. B. suchte um die Adjunktenstelle nach, wenn sie durch Triesnecker's Beförderung erledigt werden sollte; er erhielt sie und kam im September 1792 auf die k. k. Sternwarte nach Wien zurück. Nun

konnte Bürg aus Hang und Pflicht sich ganz seiner Lieblingswissenschaft ergeben. Sieben Bände der vortrefflichen Wiener astronomischen Ephemeriden, vom Jahr 1795 bis 1801, an deren Berechnung und Verfassung er Amts wegen Theil nehmen mußte und die seit Triesnecker's Leitung erst einen besonders vorzüglichen, von allen Astronomen in Europa geschätzten Werth erhielten, enthalten die zahlreichen und sprechenden Beweise seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit nicht nur als praktischen, sondern auch als theoretischen Astronomen, der in die verborgensten Heiligthümer dieser Wissenschaft tief eingedrungen war. Die Jahrgänge dieses beliebten astronomischen Jahrbuchs, die, wegen der vortrefflichen angehängten Abhandlungen ihrer Verfasser kein Astronom entbehren kann, enthalten eine große Anzahl schätzbarer astronomischer Beobachtungen unsers B., die von seinen fein gebildeten Organen und von seiner glücklichen Gewandtheit in Behandlung astronomischer Werkzeuge (welche, fast möchte man sagen, nur angeboren wird) zeugen. Sieben, im Anhange beigefügte Abhandlungen, aus seiner Feder geflossen, alle praktisch-wichtigen Inhalts, zeigen den wahrhaft nützlichen Astronomen, der die gründlichste Theorie auf die feinsten Ausübungen der Wissenschaften anzuwenden und die nützlichsten Resultate daraus zu ziehen weiß. — Die Theorie des Mondslaufs ist die schwerste und verwikkeltste aller astronomischen Theorien und die Mondstafeln sind die wichtigsten aller astronomischen Tafeln, wegen ihres unmittelbaren und unentbehrlichen Nutzens für die Schifffahrt. Die europäischen Seemächte, besonders die englische, hatten daher seit langer Zeit große Preise auf die Erfindung der Länge zur See gesetzt, welche sich, bei unsern jetzigen bessern Erkenntnissen, nur auf zwei Methoden, auf die Verfertigung genauer See- oder Längenuhren und genauer Mondstafeln einschränkt. Welchem nur wenig gebildeten Menschen sind die Harrison'schen und Mudge'schen Seeuhren und Tobias Mayer's Mondstafeln, welche die in England ausgesetzten Preise davon getragen haben, unbekannt geblieben? Nur die größten Mathematiker und Astronomen haben sich mit Untersuchung der Mondstheorie beschäftigen können. Das Pariser Nationalinstitut der Wissenschaften und Künste hatte daher im 6. Jahre der französischen Republik (1798) die astronomische Preisaufgabe gegeben: „Aus einer großen Anzahl der besten, zuver-

lässigsten alten und neuen Mondsbeobachtungen, wenigstens 500 an der Zahl, die Epochen der mittleren Länge des Apogeums und des aufsteigenden Knotens der Mondsbahn zu bestimmen". Bürg rang um diesen schweren und mühevollen Preis. Als der Termin zur Beurtheilung des ausgesetzten Preises herangekommen war, fand sich, daß beim Secretariat des Nationalinstituts zwei Preisschriften zum Concurs eingegangen waren, eine lateinische und eine französische. Die Commissärs, welche zur Untersuchung dieser Schriften ernannt wurden, waren, nach gehaltenem Vortrage des Berichterstatters De Lambre's, der die lateinische Preisschrift in den stärksten Ausdrücken lobte, aber hinzufügte, daß auch die französische sehr große Verdienste hätte und daß man ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen müßte, der Meinung, daß man den ausgesetzten Preis unter beide Concurrenten theilen sollte. Einige Mitglieder des Bureau's, welche ein überwiegendes Verdienst in der lateinischen Preisschrift anerkannten, schlugen vor, den Preis in einem Verhältnisse wie 2 zu 1 zu vertheilen, der lateinischen Preisschrift ⅔, der französischen ⅓ des Preises zuzuerkennen. — Der 15. Germinal (5. April) war der feierliche Tag, an welchem De Lambre in einer merkwürdigen öffentlichen Sitzung des Nat.-Instituts, worin der erste Consul Buonoparte als Präsident der mathematischen Klasse den Vorsitz hatte, einen langen und schönen Bericht über die beiden eingegangenen Preisschriften abstattete, in welchem er den Werth und die Verdienste beider Memoiren mit eben so gründlicher Einsicht, als unbefangener Unpartheilichkeit aus einander setzte. Er beschloß seinen Bericht mit dem Bedauern, daß das Institut statt eines Preises nicht zwei zu vertheilen hätte, da die Verfasser dieser beiden vortrefflichen Preisschriften das volle Maß dieser literarischen Ehre und Belohnung verdienten. Dies veranlaßte einige Mitglieder des Instituts, den Vorschlag zu thun, in Ansehung der Wichtigkeit des Gegenstandes und der über alle Erwartung und über die Bedingnisse des Programms so glücklich ausgefallenen Beantwortung der Preisfrage, zwei Preise statt eines zu decretiren und diese Summe von dem Ueberschuß der nicht gewonnenen Preise aus den dazu bestimmten Fonds zu nehmen. Der präsidirende Consul Buonoparte genehmigte diesen Vorschlag sogleich, fand ihn billig und ließ sofort darüber stimmen. Nach geschehener Bal-

lotirung ergab sich, daß beiden Verfassern, der lateinischen und der französischen Preisschrift, einstimmig der volle Preis eines Kilogramms in Gold *) vom Nationalinstitut zuerkannt worden sei. Die versiegelten Billets, welche die Namen der Concurrenten enthielten, wurden geöffnet und es fand sich, daß der Verfasser der lateinischen Preisschrift unser J. T. Bürg, der französischen Alexis Bouvard, Astronom an der Nationalsternwarte und Adjunkt beim Bureau des Longitudes in Paris, war. Die Art, wie diese Preisschriften gekrönt wurden, ist um so ehrenvoller, da eine solche ausgezeichnete Ausnahme bei Vertheilung solcher Preise, wie hier der Fall war, noch nie stattgefunden hatte und lediglich durch den Werth und die Vollkommenheit dieser Abhandlungen und durch die außerordentliche Zufriedenheit, welche die ersten Geometer und Astronomen in Europa darüber bezeugt hatten, bewirkt wurde. — Ununterbrochen und unermüdet arbeitete unser B. an der Politur der Elemente der Mondsbahn. — —

So weit die Nachrichten über B.'s Leben und Verdienste, so weit wir sie in Zachs monatl. Correspondenz mitgetheilt finden. Auf unsere Nachforschungen nach dessen weiteren Schicksalen haben wir aus guter Hand erfahren, daß v. Zach letztern aus politischen Gründen wohl etwas überschätzt haben mag, denn da ihm Alles daran lag, auf einem Platz wie Wien hinsichtlich der ihm nothwendigen Wetterbeobachtungen und andern astronomischen Nachrichten einen regelmäßigen Correspondenten zu haben, so suchte er sich hierzu Bürgs durch so schmeichelhafte Mittheilungen aus seinem Leben zu versichern. In späterer Zeit veruneinigten sich beide so sehr, daß von Z. versicherte, er wolle lieber den T** selbst, als ihn umarmen. — Nachdem sich B. im J. 1813 von dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatte, lebte er in der Gesellschaft eines ihm seit langer Zeit bekannt gewesenen Frauenzimmers gleich einem Anachoreten in einem kleinen Städtchen Steyermarks, wo er weder Umgang mit den Menschen, noch mit den Wissenschaften pflog, sondern sich ganz seiner Liebhaberei zu den Vögeln und andern Thieren des Waldes überließ und sie so ins Große trieb, daß die Anschaffung des Futters für sie und ihre sonstige Unterhaltung seinen größten Aufwand ausmachte, und wo er während des Restes seines Le-

*) Ungefähr 3125 Francs, oder gegen 260 Ducaten.

bens auf diese Weise unthätig und wirkungslos vegetirte. — Seine Bibliothek und zurückgelassenen Manuscripte wurden auf das Anrathen seines allgemein verehrten Nachfolgers, des Directors der Wiener Sternwarte, J. J. v. Littrow, auf Kosten des Staats angekauft und befinden sich gegenwärtig bei dem k. k. Conservatorium zu Mailand. — S. lieferte Beiträge zu v. Zach's monatl. Correspondenz, wo sich auch sein Bildniß befindet; zu Boden's astronom. Jahrbuch und zu Schumacher's astronom. Nachrichten.

* 2. Jakob Christoph Friedrich Saalfeld,

Professor der Philosophie zu Göttingen;

geb. d. 20. Aug. 1785, gestorben zu Korb, Oberamts Waiblingen (Würtemberg) am 22. Dec. 1834 *).

Nachdem Saalfeld seine Entlassung als Professor der Göttinger Universität und somit auch als Mitglied der hannoverschen Ständeversammlung erhalten, konnte ihm, dem gefühlvollen und reizbaren, lebhaften Manne, der Aufenthalt in Göttingen und Hannover natürlich nicht mehr angenehm sein. Er wählte daher die reizenden Gegenden von Schwaben, dem gesegneten Weinlande, zu seinem einstweiligen Wohnort, wo er schon

*) Wir haben im vorigen 12. Jahrgang unter Nr. 401 schon eine Biographie Saalfelds mitgetheilt, allein sein Leben nach seinem Weggang von Göttingen ist dort so fragmentarisch behandelt, daß wir uns nicht enthalten können, diesen von schätzbarer Hand uns zugekommenen höchst interessanten Aufsatz hier mitzutheilen, der jene Lebensepoche S.'s klar darstellt. Zugleich fügen wir hier einige Berichtigungen und Ergänzungen seines früher mitgetheilten Aufsatzes bei. Saalfeld's Vater war Meßner oder Oberküster an einer Stadtkirche in Hannover; mit dem Abt Salfeld ist er nicht verwandt. Unser S. ging nicht 1808 nach Heidelberg und nicht 1809 nach Göttingen zurück, sondern dies war bereits früher der Fall; er ging unsers Wissens schon 1806 nach Heidelberg und kam im Herbst 1807 (wenn wir nicht irren) unbefriedigt nach Göttingen zurück. Er verkehrte viel mit bremischen Gelehrten und Studenten und machte, dadurch veranlaßt, von Hannover aus, etwa im J. 1816 (?), eine Besuchsreise nach Bremen, wo er mit der Familie Olbers bekannt wurde, in deren Haus er kurze Zeit wohnte. Bald darauf kehrte er nach Göttingen zurück. Von Bremen erhielt er zuweilen kleine Sendungen von freundlicher Hand; auch als hannoverscher Deputirter soll er einst aus Bremen ein Geschenk erhalten haben, wenigstens las man in der bremer Zeitung eine dankende Anzeige mit einem bloßen S. unterzeichnet. Vielleicht eine verspätete Anerkennung seiner damals unlängst erschienenen französischen Druckschrift zu Gunsten der freien Hansestädte und ihres europäischen Handels.

früher mehrmals gewesen und Bekanntschaften mit sehr gebildeten Personen des Landes angeknüpft hatte, namentlich mit dem jungen Grafen Z . . . ., der in Göttingen sein fleißiger Zuhörer gewesen war. Es lag wohl gerade nicht in Saalfelds Absicht, für immer in Würtemberg zu bleiben, sondern es scheint, er suchte nur einen der süddeutschen Staaten mit liberaler Verfassung, weil eine solche ihm am meisten zusagte, und hiezu fand sich eben die beste Gelegenheit in der Person des ihm schon so lieb gewordenen Zuhörers, eines würtembergischen Landessohns, wodurch er für Süddeutschland bereits eingenommen und vorbereitet war. Als Saalfeld nach dem Monat Mai 1833 Göttingen verlassen hatte, folgte er der freundlichen Einladung nach Würtemberg und Hohenzollern und reiste mit leichterem Herzen zu seinem so innig geschätzten Freunde Z. nach Hechingen, der späterhin zum Kammerherrn am Hofe zu H. ernannt wurde. Hier verlebte er heitre, frohe Tage im täglichen Umgange mit seinen durch Literatur u. Kunst vielfach gebildeten Freunden und Bekannten, deren er täglich neue erwarb und durch die er auch am Hofe zu Hechingen eingeführt wurde. Dort machte er sich durch seine Kenntnisse, durch vielseitige Bekanntschaft mit der neuesten Literatur, Sprachen und Geschichte, besonders aber durch seine geistvolle und lebhafte Unterhaltung, die beständig von Witz und Originalität sprudelte, auch wohl in Scherze und Sarkasmen überging, bald so beliebt, daß er beinahe täglich Zutritt am Hofe erhielt und bald auch mit dem Vertrauen der angesehensten Personen beehrt wurde, so daß er auch, wo nicht regelmäßig, doch sehr häufig zur herrschaftlichen Tafel gezogen wurde und unter günstigen Umständen schon Aussicht gehabt hätte, vielleicht bald Hofrath zu werden, oder irgend sonst eine einflußreiche Hofstelle zu erhalten. An einem so gern beglückenden, menschenfreundlichen und freisinnigen Hofe brauchte der liberal gesinnte Professor nicht zu besorgen, seinem System etwa künftig ungetreu werden zu müssen. Die bekannte Humanität und wohlwollende Herablassung der fürstlichen Familie auch gegen Fremde, überhaupt der gesellige Sinn der Hechinger, ihre Versammlungen im Museum daselbst, mit den wohlbesetzten Koncerten, die dort im Sommer am häufigsten sind, was anderswo selten der Fall ist, dann auch die einladenden Spaziergänge, dies Alles machte den neuen Aufenthalt für Saalfeld sehr an-

nehm. Auf einem nahen Lustschloß bei Hechingen, auf dem Lindich nämlich, hatte er seine Wohnung, die eigens für ihn eingeräumt war und lag dort eifrig seinen Studien ob. Allein der zu große Kontrast des Hoflebens gegen das anhaltende Geschäftsleben, an welches er ehemals gewöhnt war, scheint in seiner Lebensordnung und Tagesweise keine heilsame Veränderung bewirkt zu haben. Vielleicht lebte er nicht mäßig genug, folgte einer zu reichlichen Diät, oder er war durch den Reiz des geselligen Gesprächs zu sehr aufgeregt, oder blieb Abends zu lange wach und genoß nicht die gehörige Ruhe, veränderte zu oft den Ort und machte kleine Abstecher in die schöne Umgegend — kurz, durch alles dies vielleicht zusammengenommen stieg die Ueberreizung seiner Nerven seines schon von Natur so lebendigen Geistes immer mehr, so daß es fast scheint, er mag durch diese unnatürliche Lebhaftigkeit und Ueberspannung seiner Ideen, die er in weit geringerem Grade schon von Göttingen mitgebracht hatte, seiner Umgebung lästig gefallen sein *), zumal unter so sehr delikaten Verhältnissen, wie die eines gebildeten Hofes, obwohl eine solche Regsamkeit des Charakters anfangs immer interessant zu sein pflegt, auf die Dauer jedoch nicht naturgemäß und adäquat erscheint; denn sobald der Reiz der Neuheit vorüber ist, dünkt uns das Ungewöhnliche im Menschen zuweilen krankhaft oder doch mangelhaft und unnatürlich. Saalfeld war durchaus kein exaltirter Schwärmer, dazu besaß er zu viel Verstand, Geist und Bildung; allein in seinem einmal gefaßten Enthusiasmus für gewisse Lieblingsideen ging er wohl etwas zu weit, vergaß sich oder seine Umgebung und dachte nicht an zügelnde Schranken. Er war nicht Egoist, nur seine Persönlichkeit war oft etwas zu vorherrschend, zu vorlaut und gönnte Anderen nicht genug eine von seinen Ansichten abweichende Meinung, ohne daß er geradezu Andern widersprechen wollte oder Widersetzlichkeit bewie-

*) In Hechingen weiß man nichts von einem Mißverständniß oder Bruch S.'s mit der fürstlichen Familie. Es konnte nur in Folge seiner Geisteskrankheit geschehen sein und dann wäre er also unschuldig daran. Diese Krankheit zeigte sich schon etwas in Sigmaringen, daher ein Leibarzt ihn von da nach Hechingen begleitete. Eben so brachte ihn ein fürstl. Arzt von Hechingen nach Stuttgart und ein anderer Begleiter von da nach Winnenthal. Man weiß für seine Geisteskrankheit keinen andern Grund anzugeben, als seine große Geistesthätigkeit und allzu hoch gespannte Lebhaftigkeit.

sen hätte. Vielleicht war er nicht Weltmann genug und hatte zu sehr die Schule der Diskretion versäumt, die uns im Umgang mit Höheren so nöthig ist, denn er hatte sein Leben mehr unter Büchern als unter Menschen zugebracht, wozu ihn schon sein Stand und Erwerb nöthigte; und überdies hatte er von je den Umgang mit Studenten mehr, als mit Höflingen und Vornehmen gesucht. — Von Hechingen aus reiste Saalfeld mehrmals nach Sigmaringen, zuweilen auch auf längere Zeit; denn dort war er gleichfalls am Hofe wohlgelitten, indem eine andere sehr angesehene Person ihn mit dem seltenen Glück beehrt hatte, sich zu seinen Zuhörern zu zählen und seinen Vorlesungen in Göttingen über Geschichte, Völkerrecht, Statistik ꝛc. regelmäßig beizuwohnen. Viele ehrenvolle Gnadenbezeigungen verdankte er nicht nur dem eben so menschenfreundlichen als hochgebildeten Erbprinzen, auch die ganze fürstliche Familie nahm ihn sehr huldreich und ausgezeichnet auf; er bedurfte keiner Empfehlungsbriefe, er empfahl sich selbst hinreichend. Saalfeld gefiel — dies ist keine Frage — er überraschte durch die Raschheit seiner Einfälle, durch die Neuheit seiner Ideen, witzigen und geistreichen Reden. Bei seinem academischen Aufenthalt in Göttingen hatte der trefflich gesinnte Erbprinz den Vorträgen Saalfelds ein sehr günstiges Urtheil ertheilt und seine hohe Theilnahme soll er ihm auch seitdem in schriftlichen Aeußerungen wiederholt bewiesen haben. So schöne Verhältnisse, solche Beweise ehrender Gunst und Huld, ja selbst der Zuneigung und Anhänglichkeit an die Person eines akademischen Lehrers können nicht selten einen Gelehrten stolz machen und zum Uebermuth verleiten. Hier war es bei S. gewiß nicht der Fall, nur könnte man vielleicht sagen, daß S. zu einem edlen Stolz im guten Sinne des Worts wohl berechtigt war, in sofern er ihm ein Sporn und Antrieb zu tugendhaften Handlungen und zu einem untadelhaften Benehmen werden konnte. Dieses für den akademischen Lehrer so rühmliche Verhältniß, das hier um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden durfte, als er eine ziemliche Zeit lang noch am Ende seines Lebens eines so hohen Vertrauens genoß, ist auch, so viel bekannt, niemals gestört und getrübt worden. Hieraus widerlegt sich auch schon von selbst die fast unerklärliche Uebertreibung, womit man, wenigstens in Norddeutschland, den Charakter Saalfelds und seine politischen

Meinungen zu entstellen beflissen gewesen ist. Es bedarf keines andern und bessern Zeugnisses, als des genannten, um die unzweideutige Reinheit der Gesinnungen dieses Gelehrten an den Tag zu legen, und ohne seine Apologie übernehmen zu wollen, kann man ruhig sagen, hier spreche die einfache That, wo Andre nur Worte und Gerüchte sprechen lassen. — Von Hechingen aus machte er manchen Ausflug in die benachbarten Orte und so auch, mit guten Empfehlungen versehen, nach Arenenberg zur gewesenen Königin von Holland, Madam Hortensia (jetzigen Herzogin von St. Leu), welche ihren Wohnsitz in dem schön liegenden Schlosse dieses Namens, nahe den malerischen Ufern des reizenden Bodensee's, genommen hat. Die nähern Umstände über diesen Besuch Saalfelds in Arenenberg, so wie über diesen ganzen Zeitabschnitt seines Lebens könnte blos der Graf Z* ertheilen, der auch sein ganzes Vertrauen besaß und welcher selbst bei dem mitunter etwas indiskreten Benehmen des geistig aufgeregten und überreizten Lehrers und trotz einiger Unannehmlichkeiten, welche ihm daraus in Hechingen und später bei seinen vornehmen Verwandten, z. B. in Stuttgart, aus der Freundschaft des politisch Beobachteten und Ueberwachten vielleicht entstehen mochten, gleichwohl beständig ein biederer und wohlwollender Freund blieb. In Hechingen war nämlich der Besuch einer hohen Person angesagt worden, welche die Stammburg Hohenzollern in Augenschein zu nehmen wünschte; man mußte daher S. zu verstehen geben, sich auf einige Zeit zu entfernen, um wegen seiner Grundsätze nicht Anstoß zu geben. Dies scheint er sehr übel aufgenommen zu haben und vielleicht war es die Ursache seiner Reise nach Arenenberg, wo er doch immer den Stolz hatte, einer Königin nahe zu stehen. Der Besuch der hohen Person in Hechingen blieb jedoch aus. Jenes indiskrete Benehmen des sich selbst gleichsam freiwillig verbannenden Publicisten muß man jedoch nicht mißverstehen und nicht auf Rechnung seines Charakters setzen, auch war es nicht Folge eines bösen Herzens oder politisch überspannter Maximen, sondern blos eine Verwirrung psychischer Art, eine mehr und mehr hervortretende Aeußerung eines geistigen, rein psychischen Fehlers, wogegen alle Kraft des Gemüths nichts auszurichten vermag, woran selbst der allerfesteste und entschiedenste Wille scheitert, wie es den psychischen Aerzten bekannt ist. Denn in Sigmaringen,

wie auch schon in Hechingen und darauf in Stuttgart, wohin Saalfeld mitunter kam, war leider eine Geisteskrankheit immer sichtbarer geworden, die uns zu dem wehmüthigen Geständniß nöthigt, daß wir nun an der Nachtseite seines Lebens stehen. Wir wollen einen Schleier darüber fallen und nur einige Schattenbilder durchschimmern lassen, ohne jedoch die Wahrheit zu verhüllen, die in einer Biographie uns als strenge Pflicht vorschwebt. In Stuttgart ließ er in den Gasthöfen zum König von England und im Würtemberger Hof viel aufgehen, sparte den Wein nicht und spielte gern den freigebigen, großen Herrn. Das gesegnete Land des Weins stimmte ihn zur Lust, zum Wohlleben und zum Uebermuth. An der Tafel bedachte er nicht, daß Standesherrn der ersten Kammer gegenwärtig seien, die er zu familiär anredete und mit seinen Ansichten freimüthig bekannt machte, worüber diese sehr betroffen waren. Man wollte darin schon Spuren und Vorboten seiner nahen Sinnesverwirrung erkennen, die auch freilich bald so sichtbar zunahm, daß er irre redete und weggebracht werden mußte. Bejahrte Personen seiner nächsten Umgebung ermunterte er zum Heirathen, es sei noch nicht zu spät dazu, man habe doch sonst keine rechte Heimath; er selbst würde, wie er sagte, längst geheirathet haben, wenn seine Braut nicht gestorben wäre. Aus ähnlichen Expektorationen konnte man bemerken, daß er noch immer ein Freund des schönen Geschlechts sei, denn er wurde lebhaften Geistes, sobald von Frauen die Rede war. In Gesellschaft und unter Aufsicht des Oberstallmeisters v. H—el lernte er in Stuttgart reiten oder machte vom Marstall aus Spazierritte, wozu er doch in diesem schwachen Nervenzustande offenbar nicht kräftig genug war, um diese starke Bewegung aushalten zu können. Er war so unruhig und aufgerrgt, daß er zuweilen schon Morgens um 3 Uhr aufstand, die Dienstboten weckte, Frühstück verlangte und ausgehen wollte, ohne Grund zu haben. Er traktirte die Leute und machte unnöthigen Aufwand, jedoch keine Schulden; seiner Gesundheit wegen trank er täglich Eselsmilch und hielt sich dazu eigens eine Eselin auf seine Kosten, die auf der Silberburg, einem hübschen Landhause eine Viertelstunde von Stuttgart, gehalten wurde. Glücklicherweise fehlte es ihm nicht in dem fremden Lande, wo er sonst ganz allein gestanden haben würde, an liebreichen und theilnehmenden Menschenfreunden, die sich

redlich und rühmlich seiner annahmen. Sowohl durch seine Hechinger Freunde, als durch seine Bekannten in Stuttgart, denen er empfohlen war, wurde er nach Winnenthal in die damals neu gestiftete Heilanstalt für Gemüthskranke, noch vor ihrer förmlichen Eröffnung, gebracht, wo der Vorsteher derselben, der umsichtige und hilfreiche Hofrath D. Zeller, bald so glücklich war, sein ganzes Vertrauen zu erwerben und ihn auch mit so glücklichem Erfolg behandelte, daß der Patient in nicht langer Zeit, nach dem Aufenthalt im Winter 1833 bis 34, scheinbar geheilt im Frühjahr 1834 wieder aus der trefflichen Anstalt entlassen werden konnte. Saalfeld ging von da wieder nach Stuttgart und blieb mit dem Hofrath Zeller beständig im Briefwechsel, welcher auch seine Diät anordnete und vorschrieb, so lange er sich in Stuttgart aufhielt; dieser Briefwechsel war nothwendig, damit in ärztlicher Rücksicht nichts versäumt würde und bei eintretenden Symptomen oder etwaigen Rückfällen das Erforderliche angewendet werden könnte, auch damit die diätetischen Vorschriften strenger befolgt würden. Allein mit dieser Befolgung wurde es leider nicht so genau genommen und daraus erwuchsen später manche schlimme Folgen für den Leidenden. Von Stuttgart machte S. im Frühling und Sommer 1834 eine Reise über Braunschweig nach Mecklenburg zu einer dort wohnenden adeligen Familie, aus deren Kreis ein Mitglied wahrscheinlich früher ebenfalls sein Zuhörer bei seinen historischen Vorlesungen in Göttingen gewesen war, welche überhaupt den besten Erfolg hatten und noch manche nutzbringende Spur in dem Andenken seiner Zuhörer zurückgelassen haben, ja vielleicht noch auf lange Zeit hinaus segensreich wirken werden. — Unterdessen hatte er den Plan gemacht, sich als Docent in Heidelberg bei der Universität zu habilitiren, um dort Privatvorlesungen über Geschichte und Staatsrecht zu halten. Man vermuthet, die Erlaubniß dazu sei ihm von einem seiner hohen Gönner und frühern Zuhörer, dem damals als Bräutigam einer badischen Prinzessin in der Nähe von Heidelberg sich aufhaltenden Erbprinzen v. Sigmaringen ausgewirkt worden. Aus Mecklenburg zurückgekehrt, wollte er nun im Spätsommer 1834 ernstlich Hand ans Werk legen und seine neue Laufbahn in Heidelberg antreten. In Stuttgart hatte er zu diesem Zweck seine zahlreichen Kollegienhefte geordnet und eingepackt, kurz alle nöthigen Vorbereitungen und Anstalten zur Abreise

nach der badenschen Hochschule getroffen, wo er schon früher, 1806—1807, studirt hatte. In Begleitung seines aus dem Flecken Korb (im Oberamt Waiblingen, östlich von Cannstadt) gebürtigen, jungen Bedienten machte er sich im Herbst nach Heidelberg auf den Weg. Allein unglücklicherweise verfiel er wieder in seine ehemalige Schwäche, Vernachlässigung der Mäßigkeit und Nüchternheit. Denn vermuthlich durch einen, gegen den Rath seines Arztes Zeller begangenen Diätfehler, sei es noch in Stuttgart oder schon auf der Reise nach Heidelberg begriffen, war leider seine Geisteskrankheit in erhöhtem Grade zurückgekehrt. Die Ermüdungen und Strapazen auf seinen damals häufigen Reisen mögen seinen Körper auch sehr angegriffen und erschlafft haben, da S. eine schwache Leibesbeschaffenheit hatte. In Heidelberg müssen sonderbare Dinge vorgefallen sein, er muß nicht sehr mäßig gelebt haben, er wollte sich vielleicht gute Tage machen und seinen Unmuth in Rebensaft abkühlen; allein es gefiel ihm dort so wenig, daß er schon nach einem kurzen Verweilen von wenigen Tagen oder Wochen sich wieder nach Würtemberg aufmachte. Er sehnte sich also zurück nach seiner zweiten Heimath, er konnte sich in Heidelberg nicht wohl und heimisch fühlen, wo ihm wahrscheinlich doch wohl Schwierigkeiten gemacht oder gar Hindernisse in den Weg gelegt worden sein mögen, denn es ist bekannt, wie schwer meistens eine Zulassung an einer Universität zu erlangen ist, wo nicht selten die Leidenschaften in mancherlei Gestalten der Offenheit und Verstellung, des Brodneides und der Ränke mitzuspielen pflegen. Im Süden Deutschlands mag dies nicht so sehr der Fall sein, im Norden ist es unwidersprechlich und nicht so gar selten *). Genug, S. wünschte sich zurück, um der alten guten Pflege im Arm der Freundschaft und Zurückgezogenheit wieder ungestört genießen zu können und sich von nun an ruhig dem Schriftstellerleben zu widmen. — Er verlangte vom Hofrath Z. wieder Aufnahme in der Anstalt Winnenthal, jedoch unter willkührlichen Bedingungen, die

*) Warum S. nicht Tübingen zu seinen Lehrvorträgen wählte, ist leicht erklärlich, da er vermuthlich wohl wußte, daß das Tübinger Universitätsamt schon den amtlichen Auftrag hatte, sein Benehmen zu bewachen und zu beobachten. Wer weiß, ob nicht auch in Heidelberg etwas von geheimer Polizei oder dergleichen gegen ihn gespielt haben mag, weshalb er so bald von dort wegging. —

den Hausgesetzen widersprachen und die daher der Hofrath Zeller gänzlich abzulehnen sich genöthigt sah. So erfolgte nun leider eine Trennung von seinem würdigsten Freunde, die für unsern Selbstverbannten wo nicht gefährlich, doch auch nicht heilsam werden konnte. Da es ihm nun auch nicht in dem nahen Städtchen Winnenden gefiel — denn wo gefällt es einem Verstimmten und Irrenden? — so folgte er dem gut gemeinten Rath seines Bedienten und zog in die nur eine kleine Stunde von Winnenden entfernte Ortschaft Korb, wo er sich besser gefiel und in dem guten Gasthof zur Krone sich niederließ, in der verständigen Absicht, in Hofrath Zellers Nähe zu sein und seines Rathes sich bedienen zu können. Während der Weinlese und des Kelterns der Trauben im October war er dort angekommen, Alles war voll Jubel und frohen Lebens. Alles rührte sich in der reichen Erntezeit des allbekannten gesegneten Weinjahres 1834, wo vom Rhein bis zum Neckar dem Bachus die seligsten Hymnen zum Lobe ertönten, und so mußte es ihm denn in jener schönen, weinreichen Gegend freilich wohl gefallen. Das fröhliche Winzerfest scheint nicht wenig erheiternd und wohlthätig auf die Gemüthsstimmung des neuen Ankömmlings gewirkt zu haben. In der ersten Zeit machte er täglich Spaziergänge, doch konnte er wegen Kurzsichtigkeit die gangbaren Wege nicht finden, obwohl er eine Brille mit grünen Gläsern trug; sein Diener mußte daher ihm voran gehen und ihm den Weg zeigen. Das Gehen zu Fuß war an sich nicht schädlich, doch hielt er vielleicht auch darin nicht Maß und Ziel: früherhin reiste Saalfeld zu wenig, jetzt auf einmal zu viel. Aber zu starke Bewegung bei schwächlichen Personen und Leidenden wirkt leicht nachtheilig auf die Kopfnerven, allzugroße Anstrengung und übermäßige Anspanngung der Muskeln pflegt sogar dem Gehirn epileptische Zufälle zu verursachen oder wenigstens die Geistesthätigkeit sehr zu vermindern und herabzustimmen Auch dies mag vielleicht zum Rückfall in seine Gemüthskrankheit beigetragen haben; denn bald nahm seine Geistesschwäche und Verwirrung wieder stark überhand. Wenn er jetzt unter die Menschen trat, war er schon so geistesabwesend, daß die Kunde davon sich bald im Ort verbreitete und die Leute bei seinen Thorheiten die Köpfe zusammensteckten. Dadurch wurde er menschenscheu und immer einsamer, lebte aber dabei nun auf einmal sehr mäßig und nüch-

tern, ausgenommen im Essen, welches er heftig und in grosser Menge zu sich nahm, ein Krankheitssymptom, das bei Geisteskranken sehr gewöhnlich ist, und sich frühzeitig einzustellen pflegt. Er trank dabei unaufhörlich frisches Brunnenwasser oder auch Sauerwasser, was er schon in Stuttgart trank, entweder um den fieberhaften Durst zu löschen, oder weil diese Wasserkur ihm vielleicht von der homöopathischen Schule angegeben, oder von den Anhängern des bekannten Prof. Oertel in Ansbach empfohlen worden, doch am wahrscheinlichsten, weil es für ihn das beste Surrogat anstatt des Weines war, der bei Nervenschwachen so leicht zu Kopf steigt und das schon wankende Sensorium nur noch mehr wanken macht. Wein mußte um so ernstlicher gemieden werden, als er darin schon so unvorsichtig gefehlt hatte. Sein Gedächtniß, womit er vormals so ausgezeichnet glänzte, wurde nun immer schwächer, ja oft konnte er sich sogar auf den Namen des Hauses nicht mehr besinnen, in welchem er wohnte. Vorzüglich bei Nacht muß er zuweilen die furchtbarsten Schmerzen im Kopf ausgestanden haben, denn nicht selten hörte man noch tief in der Nacht sein Angstgeschrei und wimmerndes Klagen über heftige Schmerzen. Der Kranke äußerte selbst, er habe einen fixen, unaufhörlichen Schmerz vor der Stirn, senkrecht vom Vorderhaupt herab bis auf das rechte Auge. Diese lokale Affection läßt vermuthen, daß er höchst wahrscheinlich einen organischen Fehler im Gehirn hatte, vielleicht auch Wasser im Gehirn, obwohl er nie Anlage zu einem Wasserkopf oder zu einem Hydrocephalus hatte. Mithin scheint es, daß sein Leiden mehr ein körperliches, als ein geistiges gewesen. Dabei war sein Aussehen sehr mager und elend, die Augenlider weit geöffnet, seine Blicke stier und verwirrt. Besuche des Pfarrers waren ihm sehr willkommen, dann konnte er oft lange und fließend fortsprechen und Alles, was er sagte, was er von seinen Reisen erzählte, war immer sehr unterrichtend, interessant und völlig im Zusammenhange. Aber plötzlich pflegte er dann inne zu halten, der Strom seiner Rede stockte und sein Gedächtniß hatte ihn völlig verlassen. Er versprach zwar sehr bereitwillig, die erhaltenen Besuche zu erwiedern und den Pfarrer selbst in seiner Wohnung aufzusuchen; allein schon nach einer Viertelstunde hatte er sein Versprechen ganz vergessen, dachte nicht mehr an das Geschehene, und wenn man ihn daran erinnerte, wußte er nicht einmal mehr,

daß Jemand bei ihm gewesen sei. Sein Zustand war trostlos und betrübend. Die letzten 3 Monate in Korb rauchte er keinen Tabak mehr, vermuthlich war es ihm als ein den Kopf stark einnehmendes Narkotikum vom Arzt verboten worden. Vor Ungeduld und Zorn schalt er zuweilen heftig auf seinen Bedienten, war bei jeder Kleinigkeit unzufrieden und sprang aus dem Bett, um fortzulaufen; eine fortwährende Unruhe quälte ihn, er mußte dann wieder hineingelegt werden, weil er vor Erschöpfung und Mattigkeit nicht mehr gehen konnte. Wenn der Dorfprediger zum Besuch zu ihm kam, pflegte er ganz wehmüthig zu sagen: *Nun, wollen Sie mich armen, unglücklichen Mann besuchen? Das ist schön!* — Schon in Stuttgart konnte er von der lebhaftesten Heiterkeit manchmal plötzlich in die tiefste Melancholie und in stillen Ernst versinken, ohne daß eine äußere Ursache dazu vorhanden war; in solchen ernsten Augenblicken sah man ihn auch zuweilen mit gefaltenen Händen ein Gebet verrichten, aber er betete nicht regelmäßig und früher hatte er niemals Anlage zur Frömmelei, wohl aber pflegte er nicht selten von einem Extrem zum andern überzugehen, wie es bei dem sanguinischen und excentrischen Temperament gewöhnlich ist. Mit einigem Selbstgefühl sprach er um diese Zeit auch gern von den vornehmen Personen, deren Bekannschaft er gemacht habe und wie er an diesem oder jenem Hofe geehrt worden sei; früher aber that er dies niemals, es war also offenbar nur ein Symptom seiner Geisteskrankheit, denn es ist bekannt, wie dieses Merkmal bei allen Gemüthskranken sogleich als Kennzeichen ihres Leidens hervortritt. Ob wirklich ein Gram an seinem Herzen nagte, ob Tiefsinn und Kummer ihn innerlich verzehrte, wer weiß es zu sagen? War es vielleicht die fehlgeschlagene Hoffnung, in Heidelberg einen neuen Wirkungskreis und damit eine neue Erwerbsquelle sich eröffnet zu sehen, oder war ihm nun alle Aussicht benommen, an irgend einem Hofe Einfluß zu gewinnen, eine bedeutende Rolle zu spielen oder etwa als Rathgeber einem Regenten an die Hand zu gehen und einen Hofrathstitel mit einem Ordensband zu erhalten? Dies letztere ist durchaus nicht wahrscheinlich, da er bei seinen liberalen Ansichten zu Gunsten der Volkspartei ganz gewiß niemals so eitle Hoffnungen auf irdischen Glanz und vergängliche Güter genährt hat; sein Charakter und sein Naturell müßte denn auf einmal umgestimmt

und wetterwendisch geworden sein, was eben so wenig wahrscheinlich ist. Kummer über seine Entfernung vom Amte zu Göttingen und Hannover scheint auch nicht bei ihm vorherrschend gewesen zu sein, noch weniger Nahrungssorgen, da er ja seine volle Besoldung als Professor nach wie vor noch fortbezog und er also sorgenlos leben konnte; er äußerte blos beiläufig, daß die guten Zeiten für ihn vorüber wären, wo die reichen Engländer und Nordamerikaner seine Kasse mit freigebigen Zuschüssen reichlich versehen hätten, und daß er jetzt wohl Ursache habe, ein wenig mehr ökonomisch zu leben, da seine Reisen ihm mehr kosteten. Von schmerzlichem Verdruß über die Aufkündigung seines Lehramts oder über die Enthebung von seiner Deputirtenstelle beim Landtag sprach er jedoch niemals, weder in Stuttgart und Winnenthal, noch zuletzt in Korb; wäre hiervon etwas der Fall gewesen, hätte ihn diese Entlassung sehr affizirt, so hätte er vermuthlich in seinen irren Reden oder Phantasien unwillkührlich etwas davon geäußert oder nebenbei etwas fallen lassen, was auf die Spur eines innern Herzwehs hätte leiten können, wovon doch bis jetzt nichts bekannt geworden. Unerwiederte Liebe war es auch nicht, denn frühere Neigungen des Herzens waren längst in Vergessenheit begraben. Somit scheint es, daß sein Gemüth eigentlich nicht leidend war, daß sein Herz keinen Antheil an dem Leiden nahm und nicht der Sitz der Krankheit war, in den tiefsten Falten nicht so sehr erschüttert schien, als vielmehr nur sein allzuregerer und thätiger Geist, der sich in sich selbst abarbeitete, und daß die wahre Ursache seiner Geistesverwirrung mehr eine nervöse und körperlich-physische war, als eine psychische oder ein Gemüthsleiden, da ihm, wenigstens so viel bekannt, keine andere bedeutende Kränkung zugefügt worden, als die von Hannover aus ihm widerfahrene, die er doch sehr leicht nahm. — In den letzten Tagen und Wochen bewies der Kranke viele Fassung und Gegenwart des Geistes, sobald er helle Momente hatte; seine Gespräche mit einigen gebildeten Personen zu Korb bezogen sich größtentheils nur auf ältere Geschichte, wobei er Grundsätze aussprach, nach denen er nicht im mindesten der gefährliche Politiker war, als wofür er in Norddeutschland muß angesehen worden sein. Allein über Tagespolitik hörte man ihn zu Korb niemals reden; er sprach dort nur für Würtembergs Wohl, zu Gunsten der würtembergischen Re-

gierung und des Hofes und pries die Verfassung des würtembergischen Landes als die zweckmäßigste und glücklichste für die Einwohner. Nur wenn er im Vorbeigehen auf das hannöversche Land zu sprechen kam, konnte er sich nicht enthalten, der anscheinenden Bedrückungen zu erwähnen, unter denen es noch vom Adel, nicht von der Regierung, seiner Ansicht nach leide oder eines bessern Zustandes entbehre. — Am 19. December 1834 traf unsern Leidenden der erste Nervenschlag, von welchem er sich jedoch wieder zu erholen schien. Allein schon am 22. Morgens, den vierten Tag darauf, wiederholte sich dieser gefährliche Anfall und wurde tödtlich: ein Hirnschlag hatte ihn alles Bewußtseins bis an sein Ende beraubt. Nachmittags um zwei Uhr am selbigen Tage erfolgte sein Tod. Der Arzt, Dr. Weysser, ward aus Waiblingen herbeigerufen, auch den Hofrath Z. von Winnenden ließ man holen; die Hilfe beider kam auf jeden Fall zu spät, ihr Erscheinen war vergebens. Menschliche Hilfe vermochte nichts mehr auszurichten, höchstens würden einige Augenblicke Linderung die Dauer der Leiden nur noch verlängert haben. Am 24. Dec., also schon am dritten Tage nach dem Tode, Nachmittags 2 Uhr wurde Saalfelds sterbliche Hülle auf dem öffentlichen Friedhofe zu Korb feierlich beerdigt. Sein Grab findet der Fremdling rechts vom Eingang an der Mauer, noch ohne Denkstein, am Abhang des nahen Rebenhügels. Die Lehrer des Orts mit den Schülern gingen, im Chor singend, voraus, Mitglieder des Gemeinderaths trugen den Sarg. Der Pfarrer, der Schultheiß und andere Bürger des Orts folgten dem Zug. Hofrath Z. mit mehreren in der Heilanstalt zu Winnenthal befindlich gewesenen, geheilten Kranken aus dem Honoratiorenstand schlossen sich dem Gefolge an. Der Pfarrer hielt die Grabrede. Während die Freunde des Verstorbenen und das aufmerksam wachende Deutschland von dem Hinscheiden seines Denkers und Lehrers, seines beredtsamen und uneigennützigen Vertheidigers, dem für das Wohlergehen der Staaten und ihrer Bürger das Herz hoch und kräftig schlug, noch nichts wußten, waren jene wackern Männer die einzigen, die am Grabe dessen weinten, der hier auf Erden losgerissen von allen Verhältnissen und Banden dieses Lebens einsam endete wie ein Unbekannter. — Die Frage, ob sich in seinem literärischen Nachlaß nicht etwa noch irgend ein interessantes

oder gehaltvolles Manuscript oder ein Entwurf zu einer Schrift vorfinden möchte, kann bis jetzt noch nicht bejahend und nicht verneinend beantwortet werden, obgleich nun fast zwei Jahre seit seinem Tode verflossen sind. In seinem Nachlaß im Gasthof zu Korb wenigstens, der noch unter dem Siegel der Theilungsbehörde befindlich ist, fand sich außer einigen Büchern nichts weiter, als seine geschriebenen Kollegienhefte; die einzelnen Blätter und Hefte waren je mit einer Schnur zusammen gebunden, einige über Staatsrecht, Völkerrecht und Statistik, andere über neuere Geschichte u. dergl. mehr. Dem äußeren Ansehen nach sind sie schon sehr alt und blos für seinen eigenen Gebrauch bestimmt, von Zeit zu Zeit wieder mit Zeichen anderer Tinte und Berichtigungen versehen, oder mit Bleistift und mit Röthel unterstrichen, durchzeichnet und alles sehr mit Abbreviaturen geschrieben, so daß es schwer zu lesen ist. Indeß sprach er doch von einer neuen Schrift, die er geschrieben hatte oder noch schreiben wollte, was man nicht deutlich verstehen konnte, vielleicht über den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg und über den General Washington, denn dieser Charakter war einer von denen, die ihn lebhaft beschäftigten, ihn auch wohl in eine höhere Stimmung versetzen konnten. In Stuttgart soll er ein Manuscript dieser Art einer Buchhandlung zum Druck und Verlag angeboten haben, da es jedoch sehr unleserlich geschrieben sei, hätte man es an ihn zurückgeben müssen und keinen Gebrauch davon machen können. — Es sei uns noch gestattet, einige allgemeine Bemerkungen über Saalfelds Naturell und Gemüthsart einzuschalten, so weit diese seinen fast dreißigjährigen Aufenthalt in Göttingen und seine dortige literärische Wirksamkeit betreffen oder sein innerstes Gemüthsleben charakterisiren. — Außer seiner politischen und historischen Lektüre, worin ihm der Name Schlözer alles galt, waren nicht so sehr Dichter, als vielmehr witzige und originelle Schriftsteller seine Lieblinge, unter diesen aber vor allen drei, nämlich Shakespear, Lichtenberg und der Baron von Schelmuffsky. Diese betrachtete er als die größten Humoristen, denn Saalfeld war eigentlich selbst Humorist und Ironiker, er liebte den freien, scherzenden Ton der Studiosen, so weit dieser Ton den Anstand nicht überschritt, er war voll von Anekdoten, Witzen und Historietten, er sprach sehr schnell und lebhaft und riß jeden unwiderstehlich

mit sich fort in den unerschöpflichen Strudel seiner äußerst komischen Wortspiele und Sarkasmen, die auch den Ernsthaftesten zum Lachen reizten, denn die strengsten Studien konnten in ihm nicht den fröhlichsten Humor ersticken und bei seinem großen Hang zur Geselligkeit konnte schon der unschuldigste Scherz sein Zwergfell erschüttern. Zwar las er auch Dichter, besonders Göthe's *) Lieder und dessen Faust, denn der correkte, ernste Schiller war ihm weniger lieb; weit mehr aber zogen ihn die Humoristen an, denn er war nur sehr selten sentimental-poetisch, obwohl von feinem Zartgefühl. Er las Shakespears Werke im Original, denn das Englische war ihm so geläufig, wie das Französische, Italienische, Spanische und Portugiesische; auch Holländisch und andere neuere Sprachen verstand er oder lernte sie doch äußerst schnell, so daß er darin fast für ein Wunderkind galt, denn seine angebornen Fähigkeiten waren ungemein und er faßte mit der größten Leichtigkeit. Außer Griechisch und Latein verstand er auch Hebräisch, da er als Sohn eines Kirchenbeamten anfangs kurze Zeit auch Theologie studirt hatte. Aus seinen Schuljahren erinnerte er sich noch oft klagend des Vellejus Paterculus, womit sein alter Rector in Hannover ihn gepeinigt hatte und wodurch er wohl eine Antipathie gegen das philologische Studium bekommen haben mochte; denn das Alterthum sprach ihn nicht an, er warf sich mit aller Hast in den frischen Strom der neuesten lebenden Zeit und schwamm darin mit Lust und Liebe nach allen Seiten umher. Das Mittelalter und die klassische, patriarchale Vorzeit schienen ihm beinahe erstorben zu sein, es ließ sich darin nicht mehr thätig mithandeln und mitwirken, was doch jeder lebhaft Strebende so gern will. S. aber war im vollen Sinn des Worts ein Strebender, ein praktisch lebendig Handelnder und thätig Mitwirkender, abhold dem unnützen Theoretisiren und dem todten, dürren Philosophiren. Lange Zeit kam der Shakespear nicht von seinem Tisch und von seinem Sopha und damals hatte er auch seine angenehmen Shakespearnächte, wie Professor Moritz sie in seinem Lebensroman: Anton Reiser, beschreibt. Wenn er Lichtenbergs Schriften las, besonders die Erklärungen zu Hogarths Werken, so war er außer sich und trat er dann in den Kreis seiner Be-

*) Dessen Biogr. s. N. Nekrol. 10. Jahrg. S. 197.

suchte er bald mit seinem Freunde Wessling, der dort zum Vorturner gebildet war und 1824 als Rector der Garnisonschule zu Berlin starb, die gymnastischen Uebungen auch in Frankfurt einzuführen. Es wurde daselbst ein Turnplatz eingerichtet und diese Angelegenheit, unter widerstreitenden Ansichten, mit Eifer schriftlich und mündlich verfochten, meinend, daß die Versessenen schwerer zu heilen wären, als die Besessenen. — Ueber Schulschlendrian sich alterirend, war er darauf bedacht, vorzüglich in der Geschichte, dieser magistra vitae, nach den Hilfsmitteln, welche in der neuesten Zeit dargeboten wurden, eine bessere Unterrichtsmethode einzuführen. Diese wurde beifällig aufgenommen und fand Eingang. Gebildete aus dem Militär- und Kaufmannsstande sammelten sich in den Abendstunden um ihn, um die Lücken auszufüllen, die bei vernachlässigtem Unterrichte in der Geschichte oft nur zu sehr gefühlt werden. Als Bredow als Professor der Geschichte nach Frankfurt kam, war er sehr erfreut, hier einen Lehrer zu finden, der von seinen Schriften eine so gute Anwendung machte. Durch die persönliche Bekanntschaft und durch den Austausch seiner Ideen mit diesem Historiker bekam das Studium der Geschichte bei ihm einen neuen Schwung. — Bei der Umwandlung des Lyceums in eine Realschule erhielt er die dritte Lehrerstelle an derselben und im J. 1817 den Ruf als Prediger nach Tzschetzschnow, welchem Amte er bis zu seinem Tode mit Treue und Redlichkeit vorgestanden hat. Am 24. Juni 1822 verheirathete er sich mit Wilhelmine, Tochter des verstorbenen Regimentsquartiermeisters Trummer. In dieser glücklichen Ehe wurden ihm 7 Kinder geboren, von denen 6 den frühen Verlust ihres geliebten Vaters beweinen. — Seine theologische Ansicht, die er durch vieljähriges Studium der Geschichte gewonnen und worüber er sich offen und kräftig aussprach, war frei von der Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit der mystischen, rationalistischen und supernaturalistischen Auffassungsweisen. Seine Vorträge empfingen demnach, von dem Standpunkte des Logismus aus, in dieser Zeit der religiösen Meinungsverschiedenheit stets eine richtige Tendenz. Modische Frömmelei, Heuchelei, Sektirerei, geistlicher Stolz, mit Allem, was dem anhängt, war ihm zuwider. Er war demüthig und bescheiden, wohl wissend, daß die höchste Stufe menschlicher Erkenntniß darin bestehe: „einzusehen, daß man nichts wisse". Für ei-

nen gewandten Katecheten mußte ihn Jeder anerkennen. Die Bildung und Weckung ausgezeichneter Köpfe blieb das höchste Vergnügen seines Lebens und die Geister zu prüfen, verstand er sehr wohl. Er besaß eine große Reizbarkeit seines Temperaments und ein mangelhaftes Gehör, Folgen einer schweren Krankheit. Oft war er darüber betrübt und wurde deshalb von Vielen verkannt und falsch beurtheilt. Indeß edle Seelen, welche, durch wissenschaftliches Streben geläutert, der Erhebung zum rein Geistigen und Himmlischen empfänglich geworden sind, bewahren das Ideal einer höhern Glückseligkeit, welche diese Erde nicht zu geben vermag, in ihrer Brust. Auch der Entschlafene trug dieses Ideal in seiner Gemüthswelt und unter den vielen Mängeln der irdischen Verhältnisse beherrschte ihn eine geheimnißvolle Sehnsucht, die nur das Verlangen nach jenem ewigen Frieden ist, der nach dem Tode in einem höhern Dasein die Seelen der Seligen umfängt. Der begeisterte Eifer des Hingeschiedenen, welcher für Alles, was gut, gerecht und löblich ist, gewirkt und gekämpft hat, bleibt unverloren.

Biegen. C. August Ferd. Wehmer,
evangel. Prediger.

---

1 8 3 5.

---

* 4. Ludw. Friedr. Wilhelm Alberti,

Apotheker u. Medicinalassessor zu Frankfurt a. d. O.;
geb. am 6. Aug. 1780, gest. den 1. Jan. 1835.

Er war auf einem Dorfe bei Eschershausen, im Herzogthum Braunschweig, geboren und einige Monate nach seiner Geburt ward sein Vater nach diesem Städtchen selbst als Superintendent berufen. In seinem 15. Jahr brachte ihn der Vater auf die gelehrte Schule zu Holzminden und wünschte, daß er Theologie studiren möchte; allein unser A. hatte von jeher eine entschiedene Neigung

zur Pharmazie gehabt und so übergab ihn der Vater später einem geschickten Apotheker in Holzminden. Nach Beendigung seiner Lehrjahre ging der junge Alberti nach Neustadt am Rübenberge und von da zum Apotheker Gruner nach Hannover, bei dem er 5 für ihn lehrreiche Jahre blieb. Von Hannover ging er nach Berlin in die Apotheke der damals verwitweten Rose, wo ihn Hermbstädt kennen lernte und ihn vermochte, die Rosesche Apotheke zu verlassen und als sein Gehilfe zu ihm zu ziehn. Aus Liebe zur Wissenschaft nahm Alberti diesen Antrag an. Als aber der große Kampf für König und Vaterland begann, ließ er sich als Feldapotheker bei einem Lazarethe anstellen. Hier lernte ihn der jetzt noch lebende Medicinalrath Bergemann kennen, schenkte ihm sein ganzes Vertrauen und übertrug ihm in seiner Apotheke die wichtigsten Geschäfte. Er hat der preußischen Armee große Vorräthe von Arzneien geliefert und mehrere Feldapotheken eingerichtet. Alberti verließ nach beendetem Kriege das Bergemannsche Haus und kam nach Frankfurt a. d. O. als Gehilfe in die Görzesche Apotheke. Sein Freund und Gönner D. Bergemann hatte ihm zum Ankauf einer Apotheke ein ansehnliches Darlehn versprochen und so ward es ihm möglich, die ehemalige Bueckſche Apotheke daselbst zu kaufen. Er übernahm dieselbe am 1. Januar 1815, welchen Tag er immer im Kreise seiner Familie und Freunde als einen Festtag mit großer Freude beging. Durch rastlosen Fleiß, durch treue Sorgfalt in seinem Berufe und durch weise Sparsamkeit arbeitete er sich bald zu einem glücklichen Wohlstande empor und erwarb sich durch seine biedere Denkungsart, durch sein herzliches Wohlwollen und durch die ausgezeichnete Tüchtigkeit für seinen Beruf allgemeine Achtung und Vertrauen. Dies verschaffte ihm auch die Stelle eines Medicinalassessors bei der dasigen Regierung und viele Jahre hindurch das ehrenvolle Amt eines Stadtverordneten, in welchen er eben so viel Einsicht, als Liebe für das Beste der Stadt zeigte. — Im Januar 1816 verheirathete er sich mit der Tochter des Apothekers Mühlmann *) zu Züllichau, Charlotte Henriette Amalia. Sie starb am 9. Juni 1831 und seit dieser Zeit sank die Lebenskraft des gebeugten Gatten sichtbar zusammen. Von einem früheren heftigen Nervenfieber waren bedenkliche

*) S. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 1170.

Folgen zurück geblieben und der Leidende glaubte, in der Ruhe eines zurückgezogenen Lebens und in dem Kreise seiner Kinder Genesung und neue Lebenskraft zu finden. Er verkaufte deshalb seine Apotheke und lebte seit dem 1. Januar 1834 still und heiter in seinem glücklichen Familienkreise. Der Tod, dem er mit Ruhe und Ergebung entgegensah, kam zu ihm als ein freundlicher Bote des Friedens und führte ihn schmerzensfrei hinüber in das Land der seligen Ruhe. Sechs hoffnungsvolle Kinder nehmen seine Liebe und seinen Segen mit auf die dunkle Bahn ihres Lebens.

5. Aemil Ludwig Philipp Schröder,

Kirchenrath, Dekan, Schulinspector und Stadtpfarrer zu Hachenburg;

geb. d. 30. Juli 1764, gest. am 1. Jan. 1835*).

Er war in Göttingen geboren und ein Sohn des dasigen Professors der Arzneikunde und hannöverischen Leibmedicus D. Georg Philipp Schröder. Sowohl sein Vater, als seine Mutter, Marie Luzie, geborne Eßkuche, verwendeten viele Sorgfalt auf seine erste Erziehung, ließen ihn mit seinen Brüdern zuerst durch Privatlehrer unterrichten und dann im Jahr 1776 das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchen. Schon in seinem 14. Jahre war seine wissenschaftliche Vorbildung so weit gediehen, daß er Ostern 1778 in die Zahl der Studirenden der Universität aufgenommen werden konnte. Sechs Jahre lang widmete er sich hier den theologischen Wissenschaften, bezog um Ostern 1784 die Universität Herborn, verließ sie aber schon im Herbst desselben Jahrs, um seine Studien auf der Hochschule zu Utrecht fortzusetzen. Von hier zog er im Jahr 1786 nach Gröningen, wo sein Oheim, D. Niklaus Wilhelm Schröder, Professor der morgenländischen Sprachen war und kehrte nach einem kurzen Aufenthalte daselbst noch in demselben Jahre nach Göttingen zurück, um hier seine akademischen Studien zu vollenden. — Da er in der Landgrafschaft Hessen, dem Geburtslande seines Vaters, eine Anstellung suchte, ließ er sich im Sommer des Jahrs 1787 von dem landgräflichen Consistorium in Kassel examiniren. Nach Vollendung dieser Prüfung erhielt er die Ordination am 28. September 1787. Noch in dem-

*) Allgemeine Kirchenzeitung 1835. Nr. 86.

selben Jahre folgte er einem nach Neuwied erhaltenen Rufe und nahm daselbst die zweite reformirte Predigerstelle an. Durch die Unterrichtsstunden, welche er außer seinem Dienstwirkungskreise an einem Privatinstitute ertheilte, wurde der damals regierende Fürst von Wied *) auf seine pädagogischen Kenntnisse aufmerksam und ernannte ihn bald darauf zum Erzieher seiner drei jüngern Prinzen (7. Mai 1792). Neben diesem wichtigen Amte versah er fortwährend auch das des zweiten Predigers. Das Verdienst, welches er sich in dieser Stelle erwarb, blüht in den zum Theil noch lebenden Prinzen, besonders in dem um die Wissenschaften hochverdienten Prinzen Max fort und das ganze fürstliche Haus schenkte ihm, dasselbe ehrenvoll anerkennend, bis an sein Ende ein ausgezeichnetes Wohlwollen. Als der fürstliche Hof bei dem Vordringen der Franzosen im J. 1796 seine Residenz verließ, mußte er ihn nach Meiningen begleiten und kehrte erst im J. 1799 mit demselben nach Neuwied zurück. Ein Jahr später übertrug ihm der Fürst die Pfarrei Nordhofen (5. Juni 1800), die er jedoch erst mit Anfang des nächstfolgenden Jahres antrat. Im J. 1808 wurde er daselbst zum Inspector des herzoglich nassauischen fürstlich wiedischen Amtes Selters ernannt und erwarb sich in diesem Amte so sehr die Zufriedenheit seiner Obern, daß der Fürst von Wied ihn als ersten Prediger nach Neuwied berief. Der damals regierende Fürst von Weilburg, welcher ihn kennen gelernt hatte, vermochte es jedoch, daß er den Ruf nach Neuwied ablehnte und einen andern nach Hachenburg annahm (12. Mai 1812). Mit der ihm übertragenen Predigerstelle war zugleich eine lateinische Schule verbunden, welcher er, wie jener, seine kräftige und liebevolle Thätigkeit widmete. In dem Jahr 1816 wurde ihm die geistliche Inspection der Aemter Hachenburg und Selters übertragen, im Jahr 1817 die Schulinspection über die Stadt Hachenburg und ein Theil des Amtes. Nachdem er der im Sommer 1817 in Idstein gehaltenen Kirchenversammlung, auf welcher das Herzogthum Nassau das schöne Beispiel der kirchlichen Vereinigung der bis dahin getrennten evangelischen Kirchen gab, beigewohnt hatte, wurde er bei der im Jahr 1818 erfolgten Organisation der äußeren Verhältnisse der evangelischen Kirche des Herzogthums Nassau zum Dekan des Dekanats Hachenburg und zum Kirchenrath ernannt. In Folge jener Organisation wurden die beiden

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 2. Jahrg. S. 706.

evangelischen Pfarreien der Stadt Hachenburg vereinigt und er alleiniger Pfarrer daselbst. Auch in dieser Zeit, in welcher die lateinische Schule in Hachenburg aufgehoben war und seine Geschäfte sich gemehrt hatten, widmete er gern die wenige ihm bleibende Muße zum Theil dem Jugendunterrichte. — Im Jahr 1825 wurde ihm die Pfarrei Oberliederbach und mit ihr das Dekanat Kronberg übertragen. Da er aber damals von einem dauernden Gichtübel heimgesucht wurde, auch mehrere unvorhergesehene Umstände eintraten, so erwirkte er bei dem Herzog die Belassung auf seiner Stelle in Hachenburg, wo die Liebe und Achtung seiner Gemeinde ihm den entbehrten pecuniären Gewinn reichlich ersetzte. — Noch fast zehn Jahre wirkte er in Hachenburg als Prediger, nicht minder als Schulinspector und als Dekan segensreich fort, mit jugendlicher Geisteskraft selbst bei herannahendem Greisenalter, mit unermüdetem Eifer für Wahrheit und Recht, mit hoher Begeisterung für erleuchtetes und erleuchtendes Christenthum, ein humaner Vorgesetzter, ein püntlicher Geschäftsmann, ein wackerer Prediger, ein menschenfreundlicher Seelsorger, ein theilnehmender Freund, ein edler Gatte und Vater, ein sorgsamer Pfleger der Armen. Sein Name war darum bei Hohen und Niederen geachtet und geliebt. Namentlich schenkte ihm die Fürstin zu Kirchberg *), welche in Hachenburg residirte, bis zu ihrem Hingang ein besonderes und verdientes Vertrauen. — Nach vollendetem 70. Jahre fühlte der bis dahin kräftige Mann eine körperliche Unbehaglichkeit, die er zwar durch seine gute Gesundheit zu überwinden hoffte, die aber doch seinen Freunden einige Besorgniß einflößte. Mit herannahendem Winter des Jahrs 1834 nahm sein Unwohlsein zu, bildete sich in ein hartnäckiges Hämorrhoidalleiden aus und endete am Abend des 28. Decembers mit einem Nervenschlag. Zwar lebte der Leidende noch vier Tage, jedoch sprachlos, mit Bewußtsein und entschlief am oben genannten Tage Abends 8 Uhr. Die Nachricht von seinem Hinscheiden, ob sie gleich nicht unerwartet kam, verbreitete in der Stadt und Umgegend eine allgemeine Niedergeschlagenheit. Schon am Abend zuvor in der Sylvesternacht hatten die Bürger Hachenburgs einen schönen Beweis von Liebe und Anhänglichkeit an ihren sterbenden Seelsorger gegeben, indem sie un-

*) Deren Biographie s. N. Nekrol. 2. Jahrg. S. 1208.

aufgefordert jedes Lärmen auf den Straßen der Stadt unterließen. Als nun am 4. Januar Nachmittags die sterbliche Hülle des Verklärten nach dem Friedhofe getragen wurde, sprach sich die allgemeine Trauer noch rührender aus. Außer der Schuljugend der Stadt, den Schullehrern, der Inspection, den Geistlichen des Dekanats und den katholischen Geistlichen der Stadt und Umgegend und der sehr zahlreichen Honoratiorenschaft Hachenburgs begleitete eine sehr große Menge Bürger und Landleute den Sarg. Einige Tausend Menschen drängten sich unter feierlicher Stille auf den fern von der Stadt liegenden Todtenhof und die allgemeine innige Theilnahme an der Trauerfeierlichkeit war bei der aus Bekennern von verschiedenen Glaubensbekenntnissen bestehenden Zahl der Anwesenden gleich, Alle sahen mit nassen Augen in das Grab des hochgeehrten Mannes. — Den Vollendeten betrauert außer seiner Gemeinde und seinen Freunden am meisten seine Familie, seine Witwe, drei Söhne und eine Tochter. Er hatte sich am 1. Januar 1801 mit Marie Eleonore Schellenberg, einer Tochter des Pfarrers Jakob Ludwig Schellenberg von Bienstadt verheirathet. Am 34. Jahrestage dieses glücklichen Bundes wurde derselbe getrennt. — Seine schriftstellerischen Leistungen sind folgende: Die indian. Strohhütte, aus d. Französ. des St. Pierre. 2. Aufl. Ehrenbreitenstein 1804. — Auszug aus Barthelemy Voyage du jeune Anacharsis. 3 Bde. Essen 1792. — Ueber d. Einfluß d. Schauspiels auf die Bildung der Jugend. Gotha 1804. — Kleine Schauspiele f. die Jugend. Ebd. — W. Wiberforce, prakt. Ansicht d. herrschenden Religionssystems vorgeblicher Christen in d. höhern u. nied. Ständen. Aus d. Englischen übersetzt. Frankfurt a. M. 1807. — Grundsätze d. Christenthums, z. Unterricht f. Confirmanden. Ebd. 1808. — Predigten z. Vorbereitung d. Vereinigung d. protestant. Confessionen. Ebd. 1818. — Außer diesem hat der Verstorbene Arbeiten zu mehreren Zeitschriften geliefert, namentlich zu Guthsmuths Journal f. Pädagogik, Erziehungs- und Schulwesen — und zu Zimmermanns *) Monatschrift für Predigerwissenschaften.

Kirburg. Klein.

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 494.

* 6. Carl Ludwig Jahn,

privilegirter Apotheker und Besitzer einer Leihbibliothek zu Meiningen;

geb. den 28. Mai 1761, gest. am 2. Januar 1835.

Sein Vater, Elias Salomon Jahn, aus Culmbach gebürtig, war Apotheker und Mitglied des Magistrats zu Meiningen, die Mutter, Helene Christine, eine geborne Drossel aus Sonneberg und unser J. der älteste von 4 Brüdern und einer noch lebenden Schwester, der Frau Kriminalräthin Baumbach. Er erlernte, nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse auf dem Lyceum seiner Vaterstadt erworben hatte, bei seinem Vater die Apothekerkunst und conditionirte nachmals in Worms, Pirmasens und Nürnberg. Nach des Vaters Tode (1784) kehrte er zurück und setzte das Geschäft für die Mutter bis zu deren Tod fort, worauf er im Jahr 1798 die Apotheke selbst übernahm. Er hatte sein Fach, nach dem Urtheile der Sachverständigen, gründlich erlernt und sich auch sonst mannichfaltige Kenntnisse erworben, besonders in der Geschichte, Genealogie, Naturkunde in allen ihren Theilen und scheute keine Kosten, sich selbst neue und theuere Kupferwerke anzuschaffen, namentlich für Botanik und Pomologie. Daher fanden sich in dem mit besonderer Sorgfalt gepflegten Jahn'schen Berge, einem Vergnügungsorte der Meininger Honoratioren, die auserlesensten Obstsorten und eine ausgesuchte pomologische Büchersammlung. Er besaß eine große Belesenheit, vorzüglich auch in der schönen Literatur, wozu ihm sein Journalisticum, so wie die bis an seinen Tod unterhaltene und stets vermehrte Leihbibliothek reichen Stoff und Veranlassung darboten. Zur Verbreitung literarischer Kenntnisse und Mittheilung gemeinnütziger Notizen war er stets sehr bereitwillig und gefällig, wiewohl ihm öfters mit Undank begegnet wurde. Bei ihm fanden die Gebildeten aller Stände Zutritt und freundliche Aufnahme; in seiner Wohnung versammelte sich viele Jahre hindurch wöchentlich ein Kreis von Literatoren und Kunstfreunden, denen er das ihm zugesandte Neueste aus den verschiedenen wissenschaftlichen Fächern zur Einsicht vorlegte. Für das Theater hatte er eine fast leidenschaftliche Neigung und ließ es bis zu den Tagen seiner Krankheit selten unbesucht; er selbst trat unter der Regierung Herzogs Georg auf

dem zu Meiningen errichteten Liebhabertheater in mancherlei komischen Rollen auf und erfreute sich des allgemeinen Beifalls. Seine Anlage für das Komische veranlaßte ihn nicht selten zu sogenannten Knittelversen, in welchen er eine ungemeine Gewandtheit zeigte, ohne daß er Jemanden damit zu beleidigen beabsichtigte. Ueberhaupt erheiterte er durch seine dem Anscheine nach ganz trocken hingeworfenen Scherze und witzigen Aeußerungen, wobei er gewöhnlich den Mund etwas zum Lächeln verzog, die geselligen Zirkel und nahm auch Scherzerwiederungen gegen sich selbst an, ohne erbittert zu werden. Selbst in dem Kreise der Damen war er wohlgelitten, denn obgleich Hagestolzer, wußte er doch das weibliche Geschlecht sehr angenehm zu unterhalten. Alles, was die Menschheit betrifft, interessirte ihn und ergriff sein Herz. Bei seiner großen Belesenheit, auch in den Tagesblättern, war er gleichsam eine lebendige Zeitung. Seinen Verwandten, deren Senior und Stütze er viele Jahre hindurch war, kam er bis an sein Ende mit der innigsten Liebe entgegen. Die Schicksale, welche Jahn auf seiner Erdenwallfahrt an sich vorübergehen sah, waren für seine eigene Person gerade nicht ausgezeichnet. Er erlebte zwar viele große Weltereignisse in einer schicksalreichen Zeit; aber ihm selbst schwand, besonders in den männlichen Jahren, bei einer geregelten Lebensweise, ein Tag wie der andere dahin. Todesfälle aus dem Kreise der Seinen trafen ihn mehrere; am meisten jedoch schmerzte ihn der frühe Verlust eines geliebten Bruders, des Hofmedicus D. Jahn (1813). — Im Ganzen genommen erfreute sich unser Jahn einer sehr guten Gesundheit, außer daß ihm in den spätern Jahren ein Leibesschaden viel Beschwerde und Qual verursachte. Zuletzt befiel ihn eine Abzehrung, welche ihn nach mehrmonatlichen Leiden seinem Lebensende entgegenführte. Er verschied am oben genannten Tage, innigst betrauert von Allen, die ihn näher kannten und beweint von seinen Verwandten, die an ihm Viel verloren.

Meiningen. Prof. D. Ihling.

7. August Friedrich Ernst Langbein,

Censor zu Berlin;

geb. den 6. Sept. 1757, gest. am 2. Jan. 1835 *).

Er war in der Stadt Radeberg bei Dresden geboren, wo sein Vater Justizamtmann war. Nachdem er den ersten Unterricht von einem Hauslehrer empfangen, bezog er 1772 die Landschule zu Meißen, studirte von 1777—81 zu Leipzig die Rechte, arbeitete dann 4 Jahre hindurch im Justizamte zu Hayn als Actuar und wandte sich 1785 nach Dresden, wo er anfangs als Sachwalter auftrat, nach Verlauf eines Jahres aber bei dem geheimen Archiv daselbst als Kanzlist angestellt wurde. Da er jedoch in dieser Stelle keine Aussicht zu einer höhern Beförderung hatte, so nahm er nach 12 Jahren seinen Abschied, begab sich 1800 nach Berlin, privatisirte daselbst bis zum Jahr 1820 und ward hier Ende desselben Jahrs zum Censor im Fache der schönen Wissenschaften ernannt. In den letzten Jahren wurde dem nothleidenden Schriftsteller in Weise einer Pension ein bestimmtes Einkommen von 300 Thalern gewährt. Es war rührend, den kleinen, freundlichen, gutmüthig-furchtsamen Mann mit dem silberweisen Haupte in seiner Wirksamkeit als Censor zu sehen, die ihm in der letzten Zeit noch durch die zunehmende Schwäche seiner Augen sehr erschwert wurde. Auf dem einen Auge war er fast ganz erblindet und so saß er denn, ruhig aufhorchend, an der Seite seiner würdigen Frau, der treuen Pflegerin seines Alters, welche ihm die zur Censur eingekommenen Manuscripte vorzulesen und selbst hilfreiche Hand dabei zu leisten pflegte. Wohlwollend selbst, sah er in Allem Wohlwollen, er mochte sich vielleicht hie und da irren, wie schön ist aber ein solcher Irrthum! Früher hatte ein Censor leichtere Arbeit, damals gab es ganz andere Kämpfe als jetzt, Leidenschaften zwar wie heut, aber um viel kleinere Dinge. Das Welttheater war auf das kleine breterne reducirt. Es handelte sich darum, ob das und das von der und jener und dem und jenem gefeierten Bühnenhelden gesagt werden könne oder nicht? Der arme Langbein hatte da einen recht übeln Stand. Der Greis, in seinem isolirten Leben,

*) Nach dem Conversationslexikon der neuesten Zeit u: Litteratur u. dem Freimüthigen.

mußte sich um Dinge bekümmern, die einem Greise in der Regel sehr gleichgiltig sind. Da war es oft rührend, wie er bei seinen Freunden Nachricht einzog und um dies und jenes ängstlich fragte, um sich au fait zu setzen von dem Wellenspiel der beweglichen Meinung über die ephemeren Tagesgötter. Hatte er nun einmal eine feste Ansicht über diese ihm und gewiß uns Allen jetzt auch äußerst gleichgiltigen Erscheinungen gefaßt, so hielt er fest daran und es hielt schwer, ihn daraus zu verrücken. Wer wollte darum auch nur dem leisesten Tadel Raum geben! Nur beklagen dürfen wir es, daß die Verhältnisse einem Manne in seinen Jahren noch die Pflicht auflegen können, sich mit ernstem Sinn um Trivialitäten zu kümmern. Er erscheint uns aber, abgesehen von seiner Milde, seinem Wohlwollen und einer Aengstlichkeit, die es mit den Worten mehr zu thun hatte, als mit dem Sinn, in dieser seiner Stellung höchst ehrenwerth, wenn wir eine Thatsache weniger von der kuriosen, als von der ernst sittlichen Seite hinnehmen. Als belletristischem Censor lag ihm nämlich vor Allem ob, über die Lectüre in den Leihbibliotheken zu wachen. In früheren Zeiten war man darin nichts weniger als streng. Was heute deshalb von oben herab geschieht, ist keine Willkührlichkeit, es ist nur ein Symbol der Zeit und der öffentlichen Stimme, die die Schlüpfrigkeit unserer Väter und Großväter nicht will. Wie kein Schriftsteller heut mehr Althingsche und ähnliche liederliche Romane schreiben würde, wird es auch Niemand billigen, daß sie der großen Masse, oder gar der Schuljugend in die Hände gegeben werden. Indem Langbein nun die Kataloge der Leihbibliothekare zu revidiren hatte, zwang ihn die dira necessitas zur allerbittersten Strenge gegen sich selbst. Seine Jugend und sein Mannsalter fielen in eine andere Zeit, als unsere. Er hatte mit der seinigen mitgelebt und in ihrem Sinne geschrieben. Von seinen Romanen sind nun viele so bunt, lustig und frivol, wie es damals erlaubt war und gefordert wurde. Langbein brauchte sie nicht durch zu lesen, um zu wissen, daß sie für unsere Jugend nicht passen und strich da lächelnd, aber unerbittlich, wo er Romane der Art von ihm im Kataloge fand. Auch ohne öffentlicher Censor zu sein, wäre er es vielleicht für sich gewesen; denn in einem 77jährigen Leben ändern sich die Ansichten über irdische Dinge mannichfaltig, ohne daß man uns deshalb des Wankelmuthes anklagen darf.

Was L. als Dichter betrifft, so überstieg seine Phantasie nie eine gewisse atmosphärische Höhe, dafür stand er aber fest auf dem Boden und es war bei ihm immer warm und behaglich. Die Sage faßte er von einer materiellen Seite auf, aber es hat einen Reiz, auch einmal handfeste Geister zu sehen. Sein eigentliches Feld war der Schwank, eine Gattung, die seither wenig kultivirt ist. Er führte auch eine Manier, von seiner Laune diktirt, ein, die aber nicht in Aufnahme kam, wir meinen die Abwechselung in der Erzählung zwischen gebundener und ungebundener Rede, wenn man nicht die Kultur unserer Liederspiele, die nach Langbein aufkam, dahin rechnen und mit ihm in Verbindung bringen will. Von seinen Gedichten werden viele ihn überleben, denn sie sind alle in Anthologien und Sammlungen von Deklamationsstücken übergegangen. Alle zeichnen sich durch Deutlichkeit, Korrektheit und Laune aus. Das beliebteste bleibt die schwankhafte Erzählung von Schmolke und Bakel, die einst jeder Quartaner auswendig lernen mußte, und das: „Ach Bakel rett' er mich und sich!" möchte noch lange als Motto für viele größere Bestrebungen gelten. Die altsächsische Höflichkeit verließ den 85jährigen Berliner nicht. Wer, der ihn besuchte in seinem stillen, luft'gen Asyl unter den Linden, weiß nicht davon zu erzählen, wie er ihn mit Freundlichkeit und höflichen Versicherungen, hinter denen kein Falsch verborgen schien, überhäufte und nicht zu bewegen war, vor dem äußersten Flur, oder gar vor der untersten Treppe von der Begleitung umzukehren. Es lag in seiner Natur und schien darum auch nicht unnatürlich. Seine Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit hatte den Veteran in vielen Kreisen zu einem lieben Gesellschafter gemacht. Er freute sich herzlich, wenn Jüngere ihm bewiesen, daß sein Andenken nicht erloschen war. Aber das noch Schönere war, daß er mit neidloser Theilnahme die Wirksamkeit und den Erfolg der Jüngern wahrnahm und gern noch lernte. Daß ein Mann, dessen Periode in den Ausgang des vorigen Jahrhunderts fällt, nicht allen Ideen der mächtig aufstrebenden Genien folgen konnte und hie und da von einer genialen, übermüthigen Kraft, die seine stillen Kreise zu gefährden schien, zurückschreckte, wer wollte das ihm verargen, oder mehr fordern, als natürlich ist? Er hat sich die letzten Jahre seines Lebens mit der Ueberarbeitung seiner gesammelten Werke beschäftigt. Die Selbstrecension wird

uns mehr den Dahingegangenen kennen lehren, als Alles, was wir gelegentlich von ihm erfuhren. Traurig bleibt das, wie ein Mann, der einst Liebling eines großen Publikums war, der zu einer Zeit schrieb und blühete, wo der Markt noch nicht wie heute überfüllt war und jedes einigermaßen beliebte Buch ungefähr drei bis viermal mehr Käufer fand, als jetzt das ausgezeichnetste, doch nicht so viel erübrigen konnte, um seine letzten Tage in einer erträglichen Ruhe zu leben. Eine Warnung für alle die in Deutschland, welche sich berufen fühlen, Schriftsteller zu werden und es nicht um das Höchste thun und sich selbst zu genügen. — Seine Schriften sind: Liebhaber, wie sie sind und wie sie sein sollen u. die Todtenerscheinung, 2 Lustsp. Leipz. 1787. — Gedichte. Ebd. 1788. N. verb. A. 1820. — Schwänke. 2 Bde. Dresden 1792. 3. verb. u. verminderte Ausgabe in einem Bde. Berl. 1816. — Feierabende. 3 Bde. Leipzig 1793 — 94. Talismane gegen die Langweile. 3 Bde. Berl. 1801—1802. — Der graue König, ein novantiker Roman. Ebd. 1803. — Neue Schriften. 2 Bde. Ebd. 1804. — Novellen. Ebd. 1804. — Der Ritter der Wahrheit. 2 Bde. Ebd. 1805. — Thomas Kellerwurm. Ebd. 1806. — Zeitschwingen. Ebd. 1807. — Franz u. Rosalie oder der Krämerzwist. Ebd. 1808. — Der Sonderling u. seine Söhne. Ebd. 1809. — Der Bräutigam ohne Braut. Ebd. 1810. — Kleine Romane u. Erzählungen. 2 Bde. Ebd. 1812 — 14. — Neuere Gedichte. 2 Thle. Tübingen 1812 u. 1823. — Jocus. Berlin 1813. — Unterhaltungen f. müßige Stunden. Ebd. 1815. — Magister Zimpels Brautfahrt u. andere scherzhafte Erzählungen. Ebd. 1820. — Deutscher Liederkranz. Ebd. 1820. — Mährchen u. Erzählungen. Ebd. 1821. — Ganymeda. 2 Bde. Ebd. 1823. N. A. 1830. — Jocus u. Phantasus. Ebd. 1824. — Vacuna. Ebd. 1826. — Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erscheint in 30 Bänden (60 Lief.) in der Scheibleschen Buchhandlung zu Stuttgart *).

*) Zur Zeit ihres Erscheinens fanden L.'s Werke einen solchen Beifall, daß sogar Andere (aus einer auch in unsern Tagen nicht selten vorgekommenen verwerflichen Speculation) ihre Produkte unter Langbeins beliebtem Namen in die Lesewelt zu bringen suchten. Dies that besonders ein gewisser D. Weber in Ronneburg und noch in seinen spätern Jahren konnte L., wenn er auf diesen Punkt zu reden kam, sehr empfindlich und heftig werden.

* 8. Dr. Ph. H. Maßner,

Stadtarzt zu Swinemünde;

geb. am 13. Oct. 1757, gest. den 8. Januar 1835.

Maßner wurde zu Usedom auf der Insel gleiches Namens geboren, wo sein Vater Chirurg war und ihn frühzeitig zu diesem Geschäft anhielt. Nach einigen Jahren ging unser M. nach Berlin, wo er bei Foitus und in der Charité die Chirurgie lernte und sich besonders zu einem sehr geschickten Geburtshelfer ausbildete. Nachdem er seinen chirurgischen Kursus vollendet hatte, kehrte er in seine Heimath zurück und kam später nach Swinemünde als Chirurg. Da er sehr gute medicinische Kenntnisse besaß, fleißig und unermüdet aufmerksam seine Patienten bediente und sehr glücklich in seinen Kuren war, so kam es, daß seine Praxis sich nicht allein auf beide Inseln, sondern auch auf entferntere Gegenden erstreckte. — Sein Charakter und Temperament war, wie es ein Arzt haben muß, uneigennützig stets gefällig zu helfen und sein Sinn froh und heiter, wodurch er oft den Schwächlichen erheiterte, Muth und Trost einsprach und ihm so half, ohne viele Medicamente zu verordnen. Selbst in spätern Jahren, wo sein von vielen Reisen und steten nächtlichen Unruhen sehr erschöpfter Körper wohl der Ruhe bedurfte, konnte ihn das schlechteste Wetter nicht abhalten, mehrere Meilen zur Nachtzeit auf den elendesten Wegen zu den ärmsten Kranken zu eilen, wo nichts als die Segenswünsche der Geheilten sein Lohn waren. Durch seine zu große Uneigennützigkeit aber gelangte er dahin, daß, da er seit 8 Jahren fast erblindet und fast des Gehörs beraubt, genöthigt wurde, seine Praxis aufzugeben, er nur kümmerlich mit seiner zahlreichen Familie von dem Reste des Ersparten leben konnte und in den letzten 3 Jahren durch seine Freunde erhalten werden mußte, die ihm gern, so gut es bei dem Mangel der Sinne gehen wollte, die letzten Lebenstage zu erheitern bemüht waren. — Der Verstorbene hat dem anatomischen Kabinet in Berlin mehrere interessante Lieferungen gemacht und Abhandlungen eingesandt, wofür er die Verdienstmedaille erhielt. —

H. A. Schöneberg.

9. Johann Friedrich Ferdinand Post,

Archidiaconus zu Senftenberg;

geb. im J. 1798, gest. am 3. Jan. 1836 *).

Post war der älteste Sohn des Schullehrer und Cantor zu Burg bei Cotbus, Martin Post's und dessen Ehefrau Elisabeth, geb. Schoradt. Nach erhaltener Vorbereitung im väterlichen Hause wurde er im 14. Lebensjahre unter die Zahl der Zöglinge des Cottbusser Gymnasiums aufgenommen. Als im Frühlinge des J. 1815 Preußens kampffähige Söhne für die aufs Neue bedrohete Unabhängigkeit, Freiheit und Nationalität Deutschlands in großer Anzahl freiwillig die Waffen ergriffen und gen Westen zogen, mochte auch der damals 16jährige Gymnasiast Post nicht daheim bleiben. In der Schaar der freiwilligen Jäger wohnte er mehreren Gefechten im offenen Felde und vor belagerten Festungen bei und sah auch die große Stadt, in welcher der neueste europäische Völker bewegende und Reiche zertrümmernde politische Sturm zu wüthen begann und in welcher er auch seine Endschaft erreichte. Aber auf forcirten Märschen und in der Gesundheit nachtheiligen Bivouacks erzeugte sich in dem ziemlich zart gebauten Körper des sehr jugendlichen Kriegers der Keim des Todes, der sich je länger, je mehr ausbildete. Nach Besiegung des Feindes kehrte der Verstorbene in die Hörsäle der Wissenschaft zurück und nachdem er noch einige Jahre die gelehrte Schule am grauen Kloster in Berlin frequentirt hatte, machte er seinen acadamischen Kursus in Halle, wo er auch seine Prüfung pro licentia bestand. Als er nach seiner Rückkehr von Halle 9 Monate lang die Kinder des damaligen Pachters der Domäne Kleinhof bei Dobrilugk, Oberamtmann Schurrmann, unterrichtet hatte, wurde er im J. 1825, weil er der wendischen Sprache ganz mächtig war, von der k. Regierung zu Frankfurt a/O. zum Pastorate in Großräschen bei Senftenberg, das durch die Versetzung des Pastors Christian Balzer nach Schönborn bei Dobrilugk erledigt worden war, berufen. Bald nach seiner Anstellung als Pfarrer schloß er eine ehelige Verbindung mit Susanne Amalie, der ältesten Tochter des Papierfabrikanten Garbe in Altdöbern, in welcher er sich nur so

---

*) N. Lausitzisches Magaz. 1835. 3s Heft.

lange glücklich fühlte, als der Dämon eines beklagenswerthen, fürchterlichen Mißtrauens von derselben entfernt blieb. In Lugau bei Dobrilugk, wohin der Beklagenswerthe im J. 1827 versetzt wurde, erfolgte die gesetzliche Trennung seines ersten Ehebundes und dort war es auch, wo er sich aufs Neue mit Laura Agnes Wilhelmine Schlickeisen aus Leipzig verehelichte. Auf sein Ansuchen wurde ihm im J. 1830 das durch Versetzung des Archidiaconus Müller nach Spremberg erledigte und weniger als das Pastorat in Lugau eintragende Archidiaconat in Senftenberg conferirt. Aber auch dort fand er leider die Ruhe nicht, die er suchte. Er kränkelte oft, aber noch öfterer war unruhig sein lebendig fühlendes Herz, welches zu beruhigen sich seine Freunde vergebens bemühten. Als im J. 1834 die Bäume der Flur ihre Keime und Blüthen zu entfalten begannen, fing sein schon früher nicht gesunder Lebensbaum zu welken an. Am 7. Januar 1835 empfing das Grab seinen durch Abzehrung verwelkten Körper unter Begleitung seiner tiefbetrübten Ehegattin, seiner bejahrten Eltern, seiner 8 Geschwister und einer großen Anzahl von Gliedern der deutschen und wend. Senftenberger Kirchgemeinde. 2 Kinder aus seiner zweiten Ehe sind dem Frühdahingeschiedenen im Tode vorangegangen, 2 aus derselben Ehe aber, sowie 2 aus seiner ersten Ehe, überleben ihn. Libusch.

10. August Wilhelm Stünzner,

Generalmajor, Brigadier der Reiterei und Ritter des kön. sächsischen St. Heinrichs-, sowie des k. französ. Verdienst-Ordens zu Dresden;

geb. am 22. Oct. 1777, gest. d. 5. Jan. 1835 *).

Stünzner, zu Lübben in der Niederlausitz geboren, trat in seinem 16. Lebensjahre als Kadet in das kurfürstl. sächs. Chevaulegers-Regiment Prinz Albrecht, rückte 1794 zum Unterofficier und das darauf folgende Jahr zum Souslieutenant in demselben auf, wohnte den Feldzügen 1794 und 1796 am Rheine bei und zeigte hier, besonders im Vorpostendienst, schon mehr als gewöhnliche Brauchbarkeit. Im J. 1806 zum Premierlieutenant befördert, erhielt er 1807 den Posten eines Adjutanten in dem Regimente Prinz Albrecht Chevau-

*) Leipz. Zeitung 1835. Nr. 16.

legers. Seine Fähigkeiten, verbunden mit gründlichen Dienstkenntnissen, veranlaßten, daß er 1809 dem Generalstabe von der Division des Generallieutenants von Polenz zugetheilt wurde. — Als Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen empfing er nach der Schlacht von Wagram das Ritterkreuz des St. Heinrichsordens. Noch in demselben Jahre wurde er zum Rittmeister und 1810 zum Major ernannt und nahm als solcher in der Eigenschaft eines Adjoints im königl. Generalstabe an dem Feldzuge in Rußland Theil. Unter der Zahl der sächsischen Krieger, die das traurige Geschick bei Cobryn traf, befand auch er sich. — 1815 zum Oberstlieutenant aufgerückt, erhielt er in diesem Jahre das Commando über das frühere Husaren-, gegenwärtig das 2. leichte Reiterregiment Prinz Johann, welches bis zum Schluß des Jahrs 1818 einen Theil des sächsischen mobilen Korps, unter den Befehlen des Generallieutenants von Gablenz, ausmachte und zur Occupationsarmee, die in Frankreich stand, gehörte. — Völlig rechtfertigte er die Erwartungen, die man bei Ertheilung des Commandos, als einem der jüngern Stabsofficiere, von ihm hegte. — Nach der Rückkehr aus Frankreich bekam er den königl. französ. Militärverdienstorden und wurde im J. 1822 Oberster. 1826 empfing er das Commando über das erste leichte Reiterregiment und im J. 1830 wurde er zum Generalmajor und Brigadier der Reiterei ernannt. — Bald nach dieser Beförderung nahmen alle, die ihn kannten, mit Bekümmerniß eine nachtheilige Veränderung in seiner Gesundheit wahr. Der Mann, der in geselligen Cirkeln die Gesellschaft oft durch seine treffenden Scherze erheiterte, wurde stiller und zurückgezogener und sein körperliches Leiden immer bemerkbarer. Die Befürchtungen für sein Leben erfüllten sich leider nur zu bald. Seine Gesundheit gestattete ihm nicht, eine im September 1834 unternommene Dienstreise fortzusetzen. Er kehrte nach Dresden zurück, woselbst er am oben genannten Tage an Entkräftung, eine Folge der Wassersucht, starb. — Fest und gleichmüthig, wie in allen Lebensverhältnissen, war er auch in seinen Leiden; gewohnt, Gewalt über sich zu üben, beherrschte er seinen Schmerz und nahm selbst bis kurz vor seinem Ende an allen schriftlichen Commandoangelegenheiten thätigen Antheil. — Klar in seinen Ansichten über Pflichten und unerschütterlich in dem, was er für recht erkannte, hing er mit Treue an König und

Vaterland und wies auf das Bestimmteste alle Anerbietungen zurück, die man ihm, in der Periode vor der Theilung Sachsens, machte. — Was er in früheren Jahren versprach, hatte sich in späterer Zeit auf glänzende Art entfaltet; zu den Anlagen der Natur, zu gediegenem Wissen, hatte die Erfahrung ihre Lehren gegeben und der dankbare Empfänger alles zu einem fruchtbringenden Ganzen vereinigt. — Bei allen Commissionen, welche seit 1825 in militärischen Angelegenheiten zusammentraten, war er berathendes Mitglied und zeichnete sich auch hierbei durch umfassende Dienstkenntnisse, richtiges Urtheil, Scharfblick und praktischen Sinn aus. — Als Untergebener pünktlich und streng in seiner Pflichterfüllung; als Vorgesetzter bestimmt in seinen Befehlen, gerecht und für die Untergebenen sorgend; als Freund und Verwandter wahr, treu und theilnehmend, ehrten Fürst und Vaterland bis zu seinem Ende dessen Verdienste und Alle betrauern mit gleichem Schmerz seinen Verlust.

11. Joachimo Benincasa,

Hofkapellsänger zu Dresden;

geb. im J. 1783, gest. den 6 Jan. 1835 *).

Er war 1783 in Perugia geboren und erlernte das Gewerbe, das auch erst Hans Sachs trieb. Da bemerkte der in derselben Stadt geborne schon in der Composition geübte jetzige Ritter und k. sächs. Kapellmeister Morlacchi des 17jährigen Jünglings ausgezeichnete Baßstimme und bildete diese Naturgabe aus bloßer Liebe zur Kunst durch Unterricht so aus, daß er im Theater zu St. Giovanni bei Bologna zuerst mit glücklichem Erfolge auftrat, bald aber in Rom u. a. O. sich großen Beifall erwerben konnte. Morlacchi, 1810 an Pär's Stelle zum k. Kapellmeister nach Dresden berufen, empfahl hier seinen Zögling und Freund zur Unterstützung des schon sehr betagten, allgemein beliebten damaligen Buffo Bonaveri und er wurde 1811 im August bei der italienischen Oper angestellt. Er fand am Bonaveri ein tüchtiges Vorbild und übertraf ihn, als

*) Leipz. Zeitung 1835. Nr. 14.
Obgleich der Verstorbene seiner Geburt nach Deutschland nicht angehört, so dürfen wir ihn doch als durch einen 25jährigen Aufenthalt in Dresden eingebürgert betrachten und ihm im Nekrol. d. D. eine Stelle widmen.

ihm jener durch den Tod Platz machte. Die Natur selbst hatte ihn für sein Fach gestempelt, ein schöner Kopf mit dem ausdrucksvollsten Mienenspiel; volltönende, klangreiche Bruststimme; Gewandtheit im kräftigen Körperbau; ein Komiker, der das Publikum lachen und weinen machte nach Belieben. Er war daher während der 23 Jahre, in welchen er in Dresden angestellt war, der Liebling des ganzen Publikums; selbst der allerhöchste Beifall fehlte ihm nicht. Er hat in 75 Opern Rollen gehabt. Wer ihn auch nur als Zopiro in Winters Maometto, als Leporello in dem Don Juan, als Poeten in der Mathilde von Chabrom gesegesehen hat, wird seiner eingedenk bleiben. Erst in seinem 38. Jahre verheirathete er sich in Dresden und bekam später 2 Söhne, die er aufs äußerste liebte und aufs zärtlichste pflegte. Man kann sagen, daß er ein Opfer dieser Zärtlichkeit wurde, indem er den jüngsten in brennender Sonnenhitze selbst ins Sandbad an der Priegnitz fuhr. Darum ward ihm auch im Leben und Tod die aufrichtigste Achtung und Theilnahme von den Gebildeten aller Klassen zu Theil. Sein Landsmann, Lehrer und treuster Freund führte an seinem Grabe ein dazu von ihm verfertigtes Requiem auf, an welchem alle Mitglieder und Sänger des k. Theaters und der Kapelle Theil nahmen. B.'s Verlust ist um so unersetzlicher, als seines Gleichen in Italien selbst seltener als je gefunden werden.

12. August Matthiä,

Kirchen- und Schulrath, sowie Director des Gymnasiums zu Altenburg;

geb. den 25. Dec. 1769, gest. am 6. Jan. 1835 *).

Geboren zu Göttingen genoß er den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt von 1780—1786, besuchte die Universität und widmete sich unter Heyne's Leitung dem Studium des klassischen Alterthums und der Kantischen Philosophie, ging 1789 als Hauslehrer nach Amsterdam, wo er sich vorzüglich mit Geschichte, sowie mit der französischen, englischen und italienischen Literatur beschäftigte und die Schrift: „Ueber die Nationalcharaktere" schrieb, die zu Leyden den Preis gewann. Im J. 1798 kam er nach Weimar als Lehrer der lateini-

*) Intelligenzblatt der Jen. Lit. Zeit. 1835. Nr. 6.

schen, griechischen und deutschen Sprache an das von Mounier auf dem Lustschlosse Belvedere besonders für junge Engländer gegründete Institut und erhielt 1801 die Stelle eines Directors am Gymnasium zu Altenburg. Von da an begann für Matthiä eine neue bedeutungsvolle Aera. Sie ist seines Ruhmes und seines Glückes voll. Bald nannte die Welt seinen Namen neben den ersten der Wissenschaft und besonders war es das Friedrichsgymnasium, „das", um mit dem würdigen Ramshorn zu reden, „unter Matthiä's Pflege eine noch nie gesehene Blüthe entfaltete" und unter allen übrigen Gelehrtenschulen Deutschlands eine glänzende und ehrenvolle Stelle einnahm. Viermal lud ihn das Ausland zu sich ein und trug ihm Aemter und Würden an, aber die Bitten seiner Freunde und die schmeichelhaftesten Ehrenbezeigungen der Behörden bewogen ihn zu bleiben: was er auch damals nicht bereut hat. Aber mit dem Jahr 1831 trat in dem Drama seines Lebens eine Katastrophe ein: die Verhältnisse nahmen einen düstern Charakter an. Der Gute ertrug seinen Kummer mit Kraft und Ruhe, bis ihm, dem Greis, im Jahr 1833 eine harte πληγη Διος das Theuerste entriß, was er auf Erden kannte, seine innig geliebte Gattin Louise. So glich er in der letzten Zeit seines Lebens einer hinwelkenden Blume, die die Tageshitze dürrt; auch er welkte hinüber zu einem bessern Leben. Noch in den letzten bewußtvollen Augenblicken ließ er sich seine Ausgabe der Orationes VII. bringen und las seinen Söhnen im Vorgefühl seines nahenden Todes die herrlichen Verse vor (pro Murena §. 8. in der Note): Adspice, quem valido subnixum Gloria regno etc. Der Verewigte war ein großer Freund des geselligen Lebens, verlor als Gesellschafter nie seinen Frohsinn und seine glückliche Heiterkeit und ergötzte vielfach durch Scherz und launigen Witz, durch geistreiche Anekdoten und interessante Erzählungen, die er wegen seines abwechselnden Aufenthaltes in den berühmtesten und angesehensten Städten, wegen seiner Bekanntschaft mit den berühmten Männern, unter denen er seine akademischen Studien gemacht hatte, wegen seines Umgangs mit Wyttenbach, Sluiter, Luzac, Huschke und mit Gebildeten der verschiedensten Nationen in Amsterdam, wo damals eine Zeit lang der Schauplatz der Partheiwuth und des grauenvollen französischen Kriegs war,

wegen seines Aufenthalts in Weimar, wo gerade damals unter des gefeierten Carl August's *) Scepter ein Augustisches Alter zu blühen anfing, — die er wegen dieser seiner reichen, schönen Erfahrungen aus nie versiegender Quelle schöpfte. Einfach und schlicht in seinem Wesen, offen und gerade in Wort und That, ein Freund der strengsten Ordnung und weiser Eintheilung der Zeit, gewissenhaft und pünktlich in Ausübung seiner Pflichten, wahrheitsliebend und gerecht gegen Jedermann, blieb er doch auch unerschütterlich fest in dem, was ihm eine langjährige Erfahrung als das Bewährteste vorgezeichnet hatte und scheute Niemanden. — Seine Verdienste um die römische und griechische Literatur sind im nahen und fernen Auslande zur Genüge anerkannt und seine vielfachen Schriften charakterisiren ihn nicht allein als gründlichen und scharfsinnigen Sprachforscher, sondern er war auch mit Hilfe dieser genauen Kenntniß der äußeren Sprachformen so tief in das eigentliche Wesen und in den Geist des klassischen Alterthums eingedrungen, daß er alles Wissen ohne dieses Auffassen des lebendigen innern Geistes für nichtig und leer erklärte. Auch beim Unterrichte empfahl er zwar außer den allgemeinen Bedingungen der Interpretirkunst vorzüglich die Gründlichkeit in Erklärung der Eigenheiten einer Sprache; doch verwarf er stets allzu ängstliche Genauigkeit und ein unnützes Grübeln über Kleinigkeiten, als geschmacklos und dem Zweck der Lektüre zuwider. Diese seine Lehrmethode hat er nicht nur in einzelnen Programmen und Aufsätzen, sondern auch hie und da in den Vorreden zu seinen Ausgaben niedergelegt. So wußte er selbst der höhern Wissenschaft überall die praktische Seite abzugewinnen und, obgleich er die Grammatik mit Leib und Seele liebte und ihrem Studium die Stunden seiner Muße widmete, so hat er dem Buchstaben doch niemals blind gehuldigt. — Als Pädagog und Schulmann suchte er bei der Leitung seiner Schüler immer den Grundsatz geltend zu machen, maxima debetur pueris reverentia und erkannte mit Niemeyer **), Schwarz und Anderen religiöse Humanität als Basis der Disciplin an. Unermüdlich und streng in Handhabung der äußeren guten Zucht, der äußeren Ruhe und Ordnung, hielt er doch die moralische Bil-

---

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 465.
**) — — — — — — — 544.

dung, d. h. die Ausbildung der Gesinnung, die Erweckung, Belebung und Leitung des moralischen Gefühls für die sicherste Grundlage der echten Schulzucht und war der Meinung, daß in dieser Hinsicht das Beispiel des Lehrers, seine Amts- und Berufstreue, seine Gerechtigkeit und Mäßigung, sein sittlicher ernster Lebenswandel am wohlthätigsten und sichersten wirke. Auch ihm galt Pietät, d. h. Achtung, Liebe und Dankbarkeit gegen den Lehrer, für den Jüngling, als die Krone der Tugenden. Er selbst hat ja noch als Greis im Silberhaare die Pietät geübt, er, der mit unbeschreiblicher Liebe und Verehrung an seinen Lehrern Suchfort und Heyne hing und ihre Namen nie ohne sichtbare Rührung aussprach *). Aber er erkannte auch, daß diese Pietät durchaus bedingt sei durch das Bewußtsein des Jünglings, er sei gegen willkürliche und rechtswidrige Behandlung von Seiten der Lehrer durch ihren Charakter und ihre Gerechtigkeitsliebe und im äußersten Falle durch Gesetze geschützt. Denn so wie er für die sicherste Grundlage der Erziehung die moralische Bildung ansah, so hielt er für die sicherste Grundlage der moralischen Bildung die Gerechtigkeit und äußerte nicht selten: Schulen, auf denen man die Gerechtigkeit verspotte, dürften zu Anstalten werden, denen fernerhin nicht Apoll der Musaget, sondern ein anderer Apoll, wie ihn Marsyas kennen lernte, vorstehe. Matthiä war von Jedermann gern gesehen, von Allen, die ihm näher kannten, innig geliebt und geehrt, von Allen, die ihn verstanden, geschätzt und hochgeachtet. Und was er empfing, gab er mit vollen Händen zurück. Er liebte als Vater in seinen Kindern sich selbst, er achtete als Lehrer in seinen Schülern sich selbst; er ehrte als Director in seinen Mitlehrern sich selbst. Er theilte Liebe aus, wo er Liebe nicht empfing; er pflegte Andere nach sich selbst zu beurtheilen. Denn er kannte den Menschen nur als Menschen und hat sich den langen Zeitraum von 60 Jahren hindurch nur selten getäuscht gefunden. Wohl ihm, daß er erst am Abend seines Lebens die rauhe Seite des Menschenlebens kennen lernte! Ihm ist der Lorbeer sicher. — Seine Schriften sind: Commentatio de rationibus ac momentis, quibus virtus nullo religionis praesidio munita sese commendare ac tueri possit; in concertatione civium etc. Gotting. 1789.

*) Ramshorn's Wort.

— Observationes criticae in Tragicos, Homerum, Apollonium, Pindarum etc. Ibid. eod. — Animadversiones in Hymnos Homericos, cum Prolegomenis de cujusque consilio, partibus, aetate. Lips. 1800. — Hugo. Ein Beitrag z. Würdigung d. Herder'schen Metakritik. Gotha 1799. — Versuch über d. Ursachen der Verschiedenheiten in d. Nationalcharakteren; eine Preisschrift. Leipz. 1802. — Ἐκλογαι ποιητικαι, seu Carmina Graeca selecta. In usum scholarum collegit et indice verborum instruxit. Altenb. 1802. — Miscellanea philologica. Vol. II. Ibid. 1803—1804. — Pr. I. et II.: Animadversiones in loca nonnulla Libri II. et III. Ciceronis de finibus bonorum et malorum. Ibid. 1804. — Historiae Graecae capita praecipua, seu Excerpta ex Herodoto, Thucydide, Xenophonte; collegit etc. Ibid. eod. — Homeri Hymni et Batrachomyomachia; denuo recensuit, auctario animadversionum et varietate lectionis instruxit, atque Latino vertit. Lips. 1805. — Pr. Gedanken über die Wahl der latein. u. griech. Autoren in den obern Klassen gelehrt. Schulen. Altenb. 1805. — Pr. über die Methode bei Erklärung der alt. Autoren in den obern Klassen gelehrter Schulen. Ebd. 1806. — Ausführl. griech. Grammatik zum Schulgebrauch. Ebd. 1808. — Pr. Nachricht von d. Gymnasium zu Altenburg auf d. Schuljahr 1807 bis dahin 1808. — Ebd. 1808. — Pr. quo loca nonnulla e primo libro Tusculanarum disputationum cum locis Aeschinis et Plutarchi comparantur. Ibid. 1808. — Zweite Nachricht von dem Gymnasium zu Altenburg auf d. Schuljahr Ostern 1808 bis dahin 1809. — Ebd. 1809. — Lucians ausgewählte Gespräche, als Lesebuch f. die mittlern Klassen gelehrter Schulen. Leipz. 1809. — Pr. Dritte bis dreizehnte Nachricht von d. Gymnasium zu Altenburg. Altenb. 1810—20. — Pr. Spicilegium observationum de anacoluthis in Cicerone. Ibid. 1810. (Dieses Programm nebst der 9. Nachricht vom Altenb. Gymnasium steht umgearbeitet in Wolfii Analectis P. II. p. 1—25.) — Pr. de licentia a proposito degrediendi vetustissimorum scriptorum. Ibid. 1811. — Pr. de loco Ciceronis Catil. III. 1. Ibid. 1812. — Euripidis tragoediae et fragmenta. Recensuit, interpretationem latinam correxit etc. Tom. V. Lips. 1813—18. — Pr. de Pherecydis fragmentis. Altenb. 1814. (Auch in Wolfii Analectis T. I. p. 321 seq.) — Griech. Formenlehre für Anfänger. Leipz. 1814. — Pr. de Carmine Theocriteo

XXIX. Altenb. 1816. — Grundriß der griech. u. röm. Literatur. Jena 1815. 2. A. 1822. 3. A. 1834. — Pr. de locis nonnullis Ciceronis de natura Deorum. Altenb. 1816. — M. T. Ciceronis Epistolae selectae ac temporum ordine dispositae. Lips. 1816. — Pr. de locis nonnullis Horatii. Altenb. 1818. — M. T. Ciceronis Orationes VII. in usum scholarum. Lips. 1818. — Pr. de erroribus quibusdam Cornelii Nepotis. Ibid. 1819. — Zeittafeln zur allgem. Geschichte. Ebend. 1819. — Pr. de Tyrtaei carminibus. Ibid. 1820. — Handbuch d. Philosophie. Leipz. 1823. 2. verb. Aufl. 1827. 3. Aufl. 1833. — Griechische Schulgrammatik. 2. umgearb. Aufl. Leipz. 1824. — Ausführliche griech. Grammatik. 2 Bde. 2. umgearb. u. verb. A. Ebend. 1824—1826. 3. A. 1834. — Eloquentiae latinae exempla, e M. A. Mureti, I. A. Ernesti et Ruhnkenii, Paulini a. S. Josepho scriptis sumpta. Ibid. 1832. — Mit Consi. Matthiä: Griechisches Lesebuch für d. untern Klassen eines Gymnasiums. 1r Thl. Ebend. 1833. — Vermischte Schriften, lateinisch und deutsch. Altenburg. 1833. — Lieferte Beiträge zu Schlichthorst's neuen Schulmagazin.

* 13. Johann Michael Schramm,

k. Kupferstecher-Revisor im topographischen Büreau des Kriegsministeriums zu München;

geb. d. 8. Dec. 1772, gest. am 6. Januar 1835.

Schramm wurde zu Sulzbach im Regenkreise geboren, wo sein Vater, welcher ihm schon in früher Kindheit durch den Tod geraubt wurde, Bürger und Goldarbeiter war und besuchte die deutschen und lateinischen Schulen seiner Vaterstadt mit ausgezeichnetem Erfolg. Für das Gewerbe seines Vaters bestimmt und gebildet, machte er darin große Fortschritte, verließ es jedoch nach wenigen Jahren, um sich der Malerei und Kupferstecherkunst zu widmen, wofür er schon als Knabe große Anlagen zeigte, die sich auch, bei höchst dürftigem Unterricht darin, von Jahr zu Jahr mehr entwickelten. Um sich nun in dieser Kunst auszubilden, ging er zuerst nach München und sodann nach Wien. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in seiner Vaterstadt kehrte er im J. 1806 nach München zurück, wo er im folgenden Jahr als Lehrer der Kaligraphie im königl. Kadetencorps, späterhin als Litograph bei der königl. Steuerkatastercommission und endlich am 30. April 1816

als Revisor der Kupferstichbarbeiten im topographischen Bureau angestellt wurde und sich durch seinen unausgesetzt thätigen Eifer in seinem Berufe, seinen beispiellosen Fleiß in Erfüllung seiner Dienstobliegenheiten, seiner Pünktlichkeit und fleckenlosen Redlichkeit die Achtung und das Vertrauen aller seiner Vorgesetzten, so wie aller seiner Freunde und Bekannten in hohem Grade erwarb. Er verheirathete sich zuerst 1812 mit Josepha, Tochter des königl. geistl. Raths-Secretärs Auracher zu München, aus welcher Ehe 5 Kinder entsprossen, 3 Söhne und 2 Töchter, von welchen nur der Letztgeborne ihn überlebte und nach dem 1820 erfolgten Tode dieser seiner Gattin mit Maria, der zweitgebornen Tochter des verstorbenen Prokanzlers der vormaligen Universität Altdorf und Rathsconsulenten v. Feuerlein zu Nürnberg (1821), welche mit ihrem noch unmündigen Sohne den Verlust des edlen Gatten und zärtlichen Vaters beweint.

* 14. Siegismund Ferdinand Förster,

herz. sagansicher Kammerrath zu Sagan;

geb. d. 24. Jan. 1751, gestorben den 10. Januar 1825.

Förster wurde zu Hainau in Schlesien geboren, woselbst sein Vater, aus einer alten böhmischen Familie abstammend, welche 1627 nach der Lausitz ausgewandert war und den bürgerlichen Gelehrtenstand ergriffen hatte, als Justizrath ansässig war. Nachdem F. auf der Ritteracademie zu Liegnitz eine tüchtige Vorbildung erhalten hatte, bezog er im J. 1769 die Universität Frankfurt a/O., wo er sich der Jurisprudenz und den Kameralwissenschaften widmete. Durch einen frohen, nie versiegenden Lebensmuth, durch Charakterstärke und einen umfassenden, scharf durchdringenden Verstand, sowie durch gesellige Talente und besondere Gewandtheit in allen körperlichen Uebungen, gewann er damals schon die Achtung seiner Lehrer, wie die Liebe seiner Jugendgenossen und aller derer, welche den lebensfrohen, besonnenen Jüngling in ihre Kreise gezogen hatten. 1772 ging F. als Referendarius an die königl. Kammer nach Glogau und wurde 1775, nachdem er alle Prüfungen glänzend bestanden, Justizcommissarius, erhielt 1778 den Charakter als Justizrath und verheirathete sich in Köben an der Oder, seinem nunmehrigen Wohnorte, 1784. Als Peter, der letzte Herzog von Kurland im J. 1786 das

Fürstenthum Sagan gekauft hatte, wurde ihm F., der sich sowohl den Ruf eines redlichen und tüchtigen Juristen, als auch eines ausgezeichneten Kameralisten erworben hatte, empfohlen. Er trat 1787 als Kammerrath in die Dienste des Herzogs, schloß die bedeutenden Güterkäufe, welche der Herzog sowohl in Böhmen, als in Schlesien machte, ab und bewährte durch Einsicht und uneigennützige Treue das ihm geschenkte Vertrauen auf die ausgezeichnetste Weise, auch bei der ihm übertragenen Aufsicht über die Verwaltung sämmtlicher herzoglichen Besitzungen. — Die Liebe und Hochachtung aller Unterthanen, welche dem umsichtigen Rathgeber in allen ihren Angelegenheiten mit kindlichem Vertrauen nahten, die Anerkennung und das ungetrübte Vertrauen seines Fürsten, dem er sich mit wahrer Zuneigung, unverletzbarer Treue und eigener Aufopferung bei einem mäßigen Einkommen gewidmet hatte, entschädigte den wackern, thatkräftigen Menschenfreund für so manche Kränkung, welche Neid und kleinliche Kabale, womit nicht selten der Undank sich verband, ihm zu bereiten suchten. Sie wurden ihm nach dem Tode seines geliebten Fürsten, von dem er selbst bis an sein Ende mit glühender Begeisterung sprach und nach dem Verluste seiner sanften, treuen Lebensgefährtin oft so unerträglich, daß er 1805 mit Pension seinen Abschied nahm, während sein Rath fortdauernd im Herzogthum und von den durchlauchtigsten Schwestern der regierenden Herzogin, sowie von den Unterthanen verlangt wurde, welche in ihm den umsichtigen, redlichen Geschäftsmann, den stets zur Hilfe bereitwilligen Menschenfreund verehrten, den treuen, theilnehmenden Freund und heitern Gesellschafter liebten. — Ein echt deutscher Biedersinn, reine Vaterlandsliebe, die in den Zeiten der Fremdherrschaft ausgezeichnet und ohne Scheu hervortrat, eine selbst durch Unglück und Undankbarkeit nicht gebeugte heitre Lebensansicht und ein festes, frommes Vertrauen auf Gott, ließ ihn in jedem Kreise, dem er nahte, Frohsinn und Freude erregen und verbreiten, so daß sein Erscheinen überall mit der Herzlichkeit begrüßt wurde, welche sein offener, argloser Sinn erweckte. Nachdem F. eine zweite Gattin durch den Tod verloren, verheirathete er sich zum drittenmal und fand eine treue Genossin und Pflegerin seines Alters. Durch bittere Erfahrungen mancher Art geprüft, bis an sein Ende ohne Eigennutz thätig und hilfreich gegen Jedermann,

in den letzten Jahren durch körperliche Leiden, den Folgen der Anstrengung seines frühern Dienstverhältnisses heimgesucht, sah er dennoch mit der ruhigen Ergebung des wahren Christen, aber mit ungebeugtem Lebensmuthe in das Leben, wie in den Tod; in seinem Familienkreise, durch Kinder und Enkel beglückt, mit froher Ueberzeugung eines bessern Lebens das Untergehen seiner Sonne erwartend. Um ihn her sanken Freund und Feind in das Grab; er war fast allein von seinen Jugendgenossen noch übrig, mehr in der Vergangenheit, als in der Gegenwart mit geistiger Kraft lebend; da warf ihn eine Erkältung auf ein kurzes Krankenlager und er starb am oben genannten Tage in einem Alter von 84 Jahren. Ihn betrauerte die Witwe, ein Sohn und 3 Töchter erster Ehe, eine Tochter 2. Ehe, 2 Stiefsöhne und 24 Enkel, sowie alle seine Mitbürger, welche in ihm den wackern, patriotisch gesinnten Ehrenmann zu achten verstanden. Eine Tochter erster Ehe war ihm um wenige Monate vorangegangen.

* 15. Friedrich Carl Mieding,

fürstl. reuß-schleitzischer Commerzienrath, Inhaber der großherz. weimarischen silbernen Civilverdienstmedaille in Weimar;

geb. d. 5. Jan. 1779, gest. am 10. Jan. 1836.

Mieding, geboren zu Gera, war der dritte Sohn des dasigen Geleitsinspektors. Schon auf der Schule zeigte sich, vielleicht durch drückende Verhältnisse veranlaßt, sein Sinn für Thätigkeit, denn er verdiente sich durch Abschreiben der Schulhefte für seine Mitschüler die nöthige baare Beihilfe. Nächst den Schulwissenschaften trieb er besonders Musik, lernte unter dem jetzigen Musikdirector Walch zu Gotha, der damals bei dem Stadtmusikus in Gera in der Lehre war und dem unser M. einst beim Ersteigen des Thurms das Leben rettete, mehrere Instrumente und half zuletzt dem Stadtmusikus bei Bällen und andern Gelegenheiten, was ihm einigen Gewinn abwarf. Später kam er seiner angenehmen Discantstimme wegen in das Chor und als zu jener Zeit eine Schauspielergesellschaft nach Gera kam, welche nach dem Wunsche des Fürsten das damals großes Aufsehen erregende Kunstwerk Mozarts: die Zauberflöte aufführte, spielte und sang er den zweiten Knaben, sowie in einigen andern Stücken Hilfsrollen zu allgemeiner Zufriedenheit. Seinem Vater, einem from-

men, redlichen Manne, war das Theaterwesen, nach damaligen Begriffen, ein Teufelsspiel; um seinen Sohn also aus diesen theatralischen Verbindungen herauszubringen, brachte er ihn 1794 in die Lehre zu dem noch lebenden Färber und Fabrikanten Richter in Ronneburg, einem strengen, sehr thätigen Manne, bei welchem er nicht allein als Färber, sondern auch als Kaufmann völlig auslernte. Er hatte harte und böse Jahre bei seinem Lehrherrn, der kein Freund der Musik war und bei welchem unser Mieding seiner Leidenschaft zu dieser Kunst nur des Nachts in einem entlegenen Hinterhause nachleben konnte. Während seiner Lehrjahre (im J. 1797) verlor er seinen Vater und als Richter 1801 seine Handlung und Färberei verkaufte, verließ er das Richtersche Geschäft und ging nach Meuselwitz zu dem Zeugfabrikanten Schwarz. In der Nähe von Zeitz, wo sein Jugendfreund Walch indessen als Hautboist bei einem sächsischen Regimente engagirt war, verlebte er mit diesem, den er sehr oft besuchte, heitere Tage inniger Freundschaft. Nach einem Jahre zwang ihn die nicht sonderliche Stellung bei seinem Prinzipale, diesen zu verlassen und dienstlos zu seiner Mutter zurückzukehren. Die höchst kümmerliche Existenz bei derselben bewog seinen Onkel, den verstorbenen Kammersecretär und Postmeister Böttner *) zu Weimar, ihn zu sich zu nehmen, wo er bei seinem Verwandten, Heideloff, bei dem damaligen Schloßbau sich manches Geld verdiente und ein Jahr lang den Stuckateur und Vergolder machte, in welchen Arbeiten er eine ziemliche Fertigkeit erlangte. Der Verdienst von dieser Arbeit, den er weise sparte und zusammenhielt, auch durch Konditioniren bei Kuhn und Lucius in Erfurt von 1802 bis 1805 noch vermehrte, scheint nebst der Unterstützung seines Onkels die Basis seines Etablissements in Weimar gewesen zu sein, welches er 1805 sehr klein anfing. Er lernte hier bald seine erste Frau, Amalie Schreiber, kennen, welche ihm sogleich einiges Vermögen, sowie später durch Erbschaft noch ein Bedeutendes zubrachte. In einer sehr verträglichen, wenn gleich kinderlosen Ehe lebend, Haus und Handlung schuldenfrei, im Besitz von Kapitalien, hätte man ihn vom Schicksal weich und warm gebettet halten können; dies war jedoch nicht der Fall, denn seine eigenen Geschwister und Verwandten machten ihm

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 11. Jahrg S. 677.

der Bildung, das Dresden darbot, wurde von dem sehr kenntnißreichen Vater für seine Erziehung gespart und Heinrich theilte meistens mit dem gelehrten Herausgeber des Chörilus, dem Professor Näke zu Bonn, seinem Bruder, den Privat- und Schulunterricht. Der wissenschaftliche Geist, den man oft als einen schönen Vorzug sächsischer Beamten gepriesen hat, fand bei allen Gliedern dieser Familie ununterbrochene Pflege. Er ging vom Hofrath N., ihrem Haupte, aus, der als gründlich gelehrter Jurist stets mit den Anforderungen des Geschäftslebens das Studium der Theorie vereinigte und seinen Kindern ein Beispiel wurde, in allen Dingen die Halbheit zu meiden. Sein Wunsch bestimmte unsern N. zum Studium der Rechtswissenschaft, doch gab der Vater wohlmeinend nach, als eine entschiedene Abneigung der Erfüllung dieses Wunsches sich widersetzte. N. hatte neben Sprachen und allgemeinen Wissenschaften eifrigst das Zeichnen betrieben und verheimlichte seine Vorliebe für die Kunst nicht. Aber der Vater besorgte, daß dabei die Zukunft wenig bedacht sei, wenn nicht ausgezeichnete Anlage vorhanden wäre. Er meinte daher einen Mittelweg einzuschlagen, wenn er seinen Sohn der Ingenieurschule übergäbe, wo neben den Studien des Faches freies Handzeichnen fortwährend geübt ward. Doch der Genius machte seine Rechte geltend. Näke war gewissenhaft fleißig, aber ohne Lust und Liebe zur Sache, ohne Theilnahme an dem zugewiesenen Berufe. Dem Vater entging die Mißstimmung nicht und zu einsichtsvoll, um ein fortwährendes Opfer von seinem Sohne zu fordern, willigte er ein, daß Heinrich im J. 1803 sich unter die Zöglinge der Kunstacademie aufnehmen ließ. — Mit dem Technischen durch die bisherigen Vorübungen bekannter, durch Privatunterricht des Inspectors Toscani noch mehr darin befestigt, waren die Fortschritte rascher, die er, in seiner liebsten Neigung nicht gehindert, nunmehr machte. Da jedoch in jener Zeit die Academie noch großen Mangel an zweckmäßigen Lehrmitteln, guten Vorlegeblättern nach klassischen Meistern und an Gypsabdrükken nach Antiken litt, so zeichnete Näke damals viel auf der Gemäldegallerie, besonders nach der Findung Moses von Poussin und einem nach einer Zeichnung von Rafael ausgeführten Bacchanal von Garofalo. Auch besuchte er fleißig das k. Kupferstichkabinet, wo er viel nach Rafael, Fra Bartolomeo und Andrea del Sarto

bald sorgfältiger zeichnete, bald croquirte. Sein Sinn für geistreiche und bedeutende Darstellung, sowie ein Geschmack und Takt für edle Einfalt und Reinheit des Styls wurde dadurch frühzeitig geweckt und gebildet und einmal gewohnt, sich durch wissenschaftliche Studien genauer bis zu seiner eigenen Genugthuung über das zu unterrichten, was er praktisch betrieb, setzte er auch jetzt diese Nachforschungen nicht aus und befestigte sich in der Gründlichkeit, die durch sein ganzes Leben ihm eigen blieb. Da er einem Lehrer sich anschließen mußte, wählte er sich Professor Grassi, dessen Colorit er der Art sogar in dem häufigen Lasiren sich aneignete, daß dieses bis in seinen spätesten Arbeiten bemerklich blieb, so wenig auch Näke auf dieses Zusammentreffen Werth legte; doch hinderte dies nicht, daß Näke vorzugsweise den Rath des Professors Hartmann suchte, der schon damals mit demselben Wohlwollen sich zu dem jungen Künstler hingezogen fühlte, das er ausdauernd bis zu seinem letzten Lebenstage seinem Freunde späterer Jahre bewahrt hat. Eine innere Homogenität brachte außerdem zwischen Näke und Prof. Hartmann entschiedenere Näherung hervor, als mit dem Künstler, dessen Schüler ihn die früheren Ausstellungsverzeichnisse nennen. — Oeffentlich trat N. zuerst 1801 mit einer Kopie von Correggio's Magdalena in Miniatur hervor, aber erst 5 Jahre später mit einer eigenen Composition in Oel (einem Amor, der dem Adler des Jupiter den Donnerkeil raubt), die durch Erfindung wie durch Ausführung Beifall fand. Zeichnungen für das Augusteum von Becker, für einige buchhändlerische Unternehmen und ernstere academische Studien füllten die Zwischenzeit zwischen 1806 und 1811, wo sein Faust und Gretchen (das im Brockhausischen Taschenbuche Urania für 1815 gestochen ist) dem inzwischen ausgestellten geheilten Tobias und der heiligen Familie, die von Schmidt für Brockhausen's Taschenbuch sehr gut gestochen ward, lebhaftere Beachtung und größere Liebe verschafften. Denn Faust und Gretchen war der Liebling des Publikums. Es ist der Chorführer einer langen Reihe von Bildern und Zeichnungen zum Faust geworden, die an naiver Auffassung nur zum Theil mit Näke's Bilde sich messen können, das sich jetzt in einer livländischen Sammlung befindet. — Vertraut mit den neuern Dichterwerken Deutschlands, nahm N. die nächste Aufgabe aus der Legende der h. Genovefa. Die Mutter mit

Schüler in der Anatomie, Geburtshilfe, Chirurgie, wurde von dem für ihn väterlich sorgenden Leonhardi in die Praxis eingeführt und begab sich 1798 wieder nach Wittenberg, um zu promoviren, wobei er seine Dissertation (de nexu theoriam et praxin medicam intercedente) ohne Präses — damals eine seltene Erscheinung — vertheidigte. In demselben Jahre nach Dresden zurückkehrend, wurde er daselbst im J. 1799 als Amts- und Landphysikus und zugleich als Beisitzer des erst im Jahr 1824 wieder aufgehobenen Sanitäts-Kollegiums angestellt. Hierauf verehelichte er sich 1800 mit Wilhelmine Friederike Geringemuth, welche ihm mehrere Kinder schenkte, von denen nur noch zwei am Leben sind, unter ihnen der als Lehrer und Schriftsteller bekannte Otto Linnée Erdmann, Professor der Chemie in Leipzig. Die ökonomische Societät in Leipzig machte ihn 1801 zum Ehrenmitglied, 1802 wurde er Armenarzt, 1821 Bergarzt bei den königl. Kohlenarbeitern im plauischen Grunde und erhielt in demselben Jahre, wegen seiner Verdienste um die Impfung, die goldene Verdienstmedaille. — Im J. 1825 traf ihn ein Anfall von Schlagfluß, der eine Art Lähmung der rechten Körperhälfte, besonders der untern Extremität zurückgelassen hatte, die sich nach und nach wieder verschlimmerte und ihm das Gehen, Treppensteigen u. s. w. sehr erschwerte. Aber dennoch seinem Berufe ganz ergeben und Müßiggang wie die Sünde scheuend, überwand er Schmerzgefühle, Müdigkeit u. s. w. und vernachlässigte nie selbst den Aermsten seiner Kranken. — Verluste, häusliche Unfälle, amtliche Kränkungen häuften sich in der letzten Zeit seines Lebens und erfüllten die ihm Befreundeten mit Furcht, daß er ihnen erliegen würde; aber je mehr ihn unverschuldetes Leiden und Unglück traf, desto mehr entwickelte er eine seltene Energie des Geistes. Dies zeigte sich namentlich nach dem Brande, der einen Theil seines kleinen Besitzthums zerstörte. Der neue Verlust, der gewaltige Schreck, die ungewohnten, heftigen Anstrengungen während einer unheilvollen Nacht vermochten nicht einen Augenblick, ihm die ruhige Besonnenheit zu rauben, sondern trieben ihn nur zu immer neuer Thätigkeit an. Auch sah man ihn noch an demselben Tage seine armen Kranken besuchen und freundlich — einer großen, geistigen Kraft sich bewußt — wies er die Anträge seiner Collegen, wenigstens in dieser Hinsicht, ihn vor der Hand zu unterstützen, zurück. Und so starb auch

E. auf dem Wege zu Kranken, von einem Schlagflusse getroffen, treu bis an sein Ende seinem Wahlspruch: Ordnung ist die Seele der Geschäfte. — Als Arzt hat sich E. hauptsächlich ein außerordentliches Verdienst um die Verbreitung der Schutzpockenimpfung erworben. Er war fast der Erste, der sie im J. 1801 in Dresden einführte und kein Arzt dieser Stadt wird sich rühmen können, über 6000 Kinder mit Erfolg geimpft zu haben, wie E. dies wirklich gethan hat. Außerdem aber hatte auch E. bei den vielen Epidemien, welche Dresden und die Umgegend heimsuchten, vielfach Gelegenheit, seine Kenntnisse und rastlose Thätigkeit auf glänzende Weise zu zeigen, besonders in den verderblichen Kriegsjahren 1812—14, wo er sich noch überdies fast von allen übrigen Mitgliedern des Sanitätscollegiums verlassen sah. Auch erlag er, einmal früher und das anderemal im J. 1814, seinen Anstrengungen und der Ansteckung. Uebrigens war E. ein treuer Anhänger der alten, klassischen und rationellen Medicin und kämpfte kräftig gegen widersinnige und schädliche Systeme, Schwindeleien und Charlatanerie bis an das Ende seiner Tage, ohne daß er doch unzugänglich war für das wirklich Gute, wenn es auch neu war. — Als Mensch endlich war E. ebenfalls im höchsten Grade achtungswerth. Die größte Genauigkeit und Ordnung in seinen Geschäften sowohl, als seinem Hauswesen zeichnete ihn aus. Er war ein liebevoll sorgender Vater und Gatte; seine Lebensweise außerordentlich einfach und frugal; höchst bescheiden in seinen Ansprüchen, fand bei ihm der Werth Anderer volle Anerkennung. Gleich freundlich, gefällig gegen Jedermann, reich oder arm, unterstützte er mit Rath und That besonders seine Kollegen gern. Seine Freuden waren: der Anblick der Natur, Botanik, Blumisterei, Musik und früher Malerei, in welcher er es bis zur Künstlerschaft gebracht hatte. Unthätig sah man ihn nie und wenn er seine vielfachen Geschäfte besorgt hatte, dann arbeitete — auch in seinen letzten Jahren — er wieder, entweder in seinem Fache, oder gönnte sich Erholung durch Gartenarbeiten, Lektüre von Reisebeschreibungen u. s. w. — Als Schriftsteller trat E. zuerst im Jahr 1793 im 5. Bande der von Usteri *) in Zürich redigirten botan. Annalen auf. Seitdem fuhr er bis zu seinem Tode fort, das ärztliche und nichtärztliche Publi-

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 310.

kum über die verschiedensten naturwissenschaftlichen und medicinischen Gegenstände in verschiedenen Flugblättern, Journalen u. s. w. zu belehren; gab auch im Jahr 1802: Tabellarische Uebersicht d. theoret. u. praktisch. Botanik, welche er dem damaligen Kurfürsten von Sachsen dedicirte, ferner: Aufsätze u. Beobachtungen aus allen Theilen der Arzneiwissenschaft heraus.

* 18. Carl Wilhelm Kolbe,

Doctor der Philosophie, Lehrer an der Hauptschule zu Dessau und ordentl. Mitglied der königl. Academie der Künste zu Berlin;

geb. den 20. Nov. 1757, gest. am 18. Januar 1835.

Geboren zu Berlin, wo sein Vater als Goldsticker und Tapetenfabrikant lebte, ward Kolbe, nach vollendeten Schulstudien als Lehrer der französischen Sprache an dem Philanthropin in Dessau angestellt, kehrte jedoch nach vier Jahren wieder in seine Vaterstadt zurück, wo er als Secretär im Forstdepartement arbeitete. Zugleich ward er Bibliothekar des Ministers von Schulenburg-Kehnert. Als er nach dreijährigem Aufenthalte in Berlin, in seinen dortigen Verhältnissen sich nicht glücklich fühlend, wieder nach Dessau ging, einem Ruf des dortigen Philanthropins folgend, blieb die dort angeknüpfte Verbindung mit Wolke *), Matthisson **), Spazier, Olivier u. a. vielseitig gebildeten Männern nicht ohne Einfluß auf die spätere Richtung seines Geistes. Zeichnen war von jeher seine Lieblingsbeschäftigung in Nebenstunden gewesen. Als daher die Anstalt, deren Mitarbeiter er war, um das Jahr 1793 sich ihrer Auflösung näherte, beschloß er, seines Alters ungeachtet, seine Anlagen zum Zeichnen weiter auszubilden und sich ganz dieser Kunst zu widmen. Bestimmt war er zu diesem Entschlusse durch die Unsicherheit seiner Lage. Auch die Ermunterungen seines Verwandten, des berühmten Chodowiecky in Berlin mochten dazu beitragen, diese Residenz abermals zu seinem Aufenthalt zu wählen. Als Zögling der Berliner Akademie machte er, unter Meil's Leitung, so schnelle Fortschritte, daß er nach wenigen Jahren in die Reihe ihrer ordentlichen Mitglieder treten konnte. Zugleich nahm er thätigen Antheil an der Anstalt, welche Dr. Schulz für junge Leute, die sich dem

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 3. Jahrg. S. 28.
**) — — — — 9. — — 285.

Handelsstande widmen wollten, gestiftet hatte. Nach einigen Jahren kehrte er zum drittenmale nach Dessau zurück, wo er, da die Kunstakademie, an welcher er eine Lehrerstelle übernehmen wollte, nicht zu Stande kam, neben seinen künstlerischen und literarischen Arbeiten den Unterricht im Zeichnen an der Hauptschule übernahm. Späterhin ward er Lehrer des jetzt regierenden Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt-Dessau, der ihn mehrfach auszeichnete. Im Jahr 1810 ertheilte ihm die philosophische Fakultät zu Halle die Doctorwürde. Im Jahr 1829 ward er in Ruhestand versetzt. Bis zu seinem Tode blieb ihm die allgemeine Achtung und Liebe, auf die er sich gerechte Ansprüche erworben durch seine Geradheit, Freimüthigkeit, Jovialität, sowie durch seine tiefe, gründliche Gelehrsamkeit und seine ausgezeichneten Kunstleistungen. Was die letztern betrifft, so hatte er in Berlin, ohne Anweisung, Versuche mit der Radirnadel angestellt und es im Gebrauch derselben zu einer großen Fertigkeit gebracht. Waterlo und Geßner waren seine Hauptführer bei der Behandlung landschaftlicher Gegenstände. Was er in dieser Hinsicht leistete, ward dem Kunstfreunde werth durch die geistvolle Auffassung der Natur in ihren lebendigen Formen und durch eine leichte und sichere Behandlung der Radirnadel. Günstig für seine Ausbildung als Künstler hatte schon früh der Aufenthalt in Dessau gewirkt. Die dortigen Parks und Waldungen an der Elbe hatten ihm vorzüglich schöne Eichen und Laubholz dargeboten. Zwar arbeitete er nicht unmittelbar nach der Natur, sondern hielt dieselbe immer mehr mit dem Auge als mit dem Griffel fest, was vielleicht der vollen Wahrheit seiner Zeichnungen hie und da einigen Eintrag gethan haben mag. Demungeachtet dürfen seine Arbeiten nach Geßnerschen Aquarellzeichnungen, sowie seine zahlreichen Blätter nach eigenen Skizzen, unbedenklich dem besten beigezählt werden, was die Aetzkunst in neuerer Zeit hervorgebracht hat. Besonders glücklich war K. bei seinen landschaftlichen Darstellungen in der ausführlichen Behandlung verschlungener Kräuter und Pflanzen, deren naturgemäße charakteristische Gruppen er mit unendlicher Sorgfalt bis dicht vor das Auge brachte, indem er sie in möglichster Nähe zu zeichnen pflegte. Der größere Theil seiner Blätter sind in dieser Hinsicht artistische Beobachtungen des Pflanzenlebens. Wenige Gräser und Krautbüschel geben oft den Inhalt einer aus-

führlichen Darstellung. Wie groß seine Thätigkeit gewesen, zeigte sich nach seinem Tode, wo man noch 20 bereits vollendete Platten vorfand, an welchen er in der letzten Zeit seines Lebens gearbeitet hatte. Sie sind an den Buchhändler Reimer in Berlin gekommen und das erste Heft bereits davon erschienen. K. selbst hat den Gang seiner künstlerischen Bildung auf eine höchst anziehende Weise geschildert. „In der Kunst, wenigstens in meinem eigentlichen Fach, der Landschaft, kann ich für einen Selbstgelehrten gelten. Auf der Akademie habe ich mich ausschließlich mit der Figur beschäftigt. Denn aus einer Art von Eigensinn wollte ich erst und zwar so schnell als möglich, das Schwierigere im Rücken haben, bevor ich mich ganz und ungetheilt dem Leichteren hingäbe. In der Landschaft, die meinem Sinne zunächst und vorzüglich zusprach und zu der ich mir wirklich einiges Geschick zutraute, ging ich ohne Lehrer, ohne Unterweisung, meinen eigenen Gang, einen Gang, welcher freilich jeden Andern, der weniger Empfänglichkeiten für Naturschönheiten gehabt hätte, als ich, nicht eben weit geführt haben würde. Schon von meinen ersten Kinderjahren her hing ich leidenschaftlich an reizenden Naturscenen. Ein blühender Rasenplatz, ein schön geformter Busch, ein reichbelaubter Baum ergriff mich mit Zaubergewalt. Wäre mir die Wahl geboten worden, König zu sein in einem öden, kahlen Lande, oder Bettler in einer reichgeschmückten, in üppigem Pflanzenwuchse prangender Gegend: ich hätte den Bettler dem Könige vorgezogen. — In dem unstäten und planlosen Getreibe meiner Jugend, wo das Zeichnen mir nur Erholung und Zeitvertreib war, versuchte ich im Sinne der mich in Dessau umgebenden reizenden Natur zu arbeiten. Vorzüglich zog mich der prachtvolle Eichenwuchs an, der dies Ländchen vor andern verherrlicht. Doch habe ich nie, selbst nicht in Einzelnheiten, in Bäumen, Sträuchern, Kräutergruppen u. s. w. die Natur unmittelbar nachgebildet. Diese hat so manches Lebendige und Geistige, das auch dem geübtesten Griffel dem Papier treu und rein wiederzugeben unmöglich wird. Je mehr und tiefer und inniger der Zeichnende dies Lebendige und Geistige, wenn er es vor Augen hat, empfindet und genießend in sich aufnimmt, desto mehr drückt ihn das Gefühl seiner Ohnmacht und das lebhafte Bewußtsein nieder, daß er, trotz aller Anstrengung, in Folge seiner menschlichen Be-

schränktheit, dennoch nur Flickarbeit liefern kann und unendlich weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben muß. Ich begnügte mich immer, auf meinen Wanderungen und Spaziergängen die Natur scharf ins Auge zu fassen und ihre Erscheinungen mir fest in das Gedächtniß zu prägen. Dann versuchte ich, was haften geblieben wär, in eigenen Empfindungen und Zusammenstellungen wiederholend anzubringen. Dieser Sitte blieb ich auch in Berlin getreu. Nächst der Natur waren meine Führer Waterlo und Geßner, zwei Männer, die man wohl mit Recht ihre Begünstigten und Auserkohrnen nennen mag und die gefühlvollsten Beschützer ihrer verborgensten Reize und Herrlichkeiten. Ihre Blätter kamen nicht aus meinen Händen, obschon ich keins derselben, auch selbst in Einzelnheiten nicht, je eigentlich nachgebildet habe. — Ich sah sehr wohl ein, daß in meinem Alter ich mich nicht zu sehr ausbreiten dürfe und das Schwierige dem Leichtern durchaus nachsetzen müsse, sollte es mir anders noch gelingen, als Künstler mich auszuzeichnen. Und so ließ ich mich auf das Malen gar nicht ein, von welchem schon das Technische mich abschreckte. Denn zu dem mechanischen Theile der Kunst hat mir die Natur alles Geschick versagt und selbst in meinem Fache, dem Radiren, bin ich noch immer so sehr ein Neuling, daß ich mit jeder neuen Platte meine Schule von vorn wieder anfangen muß. Ich beschloß, mich auf das Arbeiten mit der Nadel zu beschränken und eine Reihe selbst erfundener Landschaften, große und kleine, wie etwa mein Vorgänger Waterlo, in geätzten Blättern herauszugeben. — In diesem engern Kreise hab' ich es nun allerdings zu einiger Fertigkeit gebracht. Ich arbeite schnell und fast nur mit der Nadel. In der Regel muß die Platte fertig und beschlossen sein, sowie ich sie aus dem Scheidewasser habe. Doch werde ich nicht selten genöthigt, wenn das und jenes (was leider noch häufig geschieht) im Aetzen versehen worden und zu schwach ausgefallen ist, den Grabstichel zur Hilfe zu nehmen, um den matten Stellen Leben und Kraft zu geben. Manche der Platten, die ich nach Geßners Gemälden verfertigt, habe ich in einem Zeitraum von kaum mehr als zwei Wochen angefangen und beendigt. Und doch widme ich der Kunst immer nur die Morgenstunden, da ich die Nachmittage gewöhnlich in der freien Natur verlebe, deren Genuß mir unentbehrliches Bedürfniß geworden ist. Viele der

Blätter, die ich eben am raschesten hingekritzelt habe, gehören mit zu den gelungensten meiner Hervorbringungen. In der Landschaft muß die Nadel auf dem Kupfer freien Lauf haben, wenn ihren Gebilden der lebendige Geist, d. h. das Wesentlichste, nicht verkümmert werden, oder gar gänzlich ausgehen soll. Am liebsten arbeite ich nach selbst verfertigten rohen Skizzen, wo nur die Hauptgegenstände und Licht und Schatten in allgemeinen Umrissen und Massen leicht und flüchtig angedeutet sind. Eine bestimmtere vollendetere Zeichnung legt mir einen Zwang auf, der in die Ausführung auf dem Kupfer übergeht und sie mehr oder minder versteift und ungelenk macht*). Nur zu meinen großen Kräuterblättern bedurfte ich streng beendigter und ganz in das Einzelne eingehender Vorbilder. Diese Kräuterblätter sind gesammt aus einem Blatte Potters entstanden, das zu seinen frühern Versuchen zu gehören scheint und jedem Liebhaber und Freunde der Kunst bekannt ist. Es enthält zwei Kühe im Vorgrunde, eine stehende und eine liegende. Im Mittelgrunde ein Hügel, von welchem ein Hirt noch anderes Rindvieh heruntertreibt. Rechts im Winkel ein herrlich ausgeführter Klettenbusch, voll Leben und Wahrheit. Diesen Busch hat der treffliche Meister offenbar nach der Natur gezeichnet; und er hat Recht gehabt. Meine daraus hervorgegangenen Kräutergruppen habe ich im Ganzen, wie in ihren Einzelnheiten, meiner alt eingerosteten Sitte gemäß, blos aus meinem Kopfe gezogen und ich gestehe gern, daß ich Unrecht und sehr Unrecht gehabt. Ihre vielleicht nicht ganz reizlosen Formen mögen das Auge des Nichtkenners bestechen; den prüfenden Blick des Naturbeobachters können sie nicht aushalten". — Mit seinen Verdiensten als Künstler vereinigte Kolbe die eines geachteten Schriftstellers und er ist in letzterer Hinsicht fast noch öfter mit Auszeichnung genannt worden, besonders wegen seines Werks: „Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache und beider Anlage zur Poesie", welches in einer verhängnißvollen Zeit (1806) ans Licht trat. Die Vorarbeiten zu diesem um-

*) „Da ich selber den Vertrieb nicht besorgen kann, so habe ich meine Platten (wenigstens den bei weitem größten Theil derselben) dem Buchhändler Reimer verkauft, bei dem in Berlin und Leipzig die Abdrücke zu haben sind. Noch kürzlich (1826) ist eine Lieferung von 12 Blättern erschienen".

gen Breslaus und Berlins für sein Fach weiter zu vervollkommnen. In letzterer Stadt hörte er nach Beendigung seiner Conditionszeit mehrere pharmaceutische und medicinische Collegien, legte dann seine Staatsprüfung als Apotheker mit dem größten Beifall ab, erhielt im J. 1801 seine Approbation, kehrte in seine Heimath zurück und übernahm im J. 1802 die von seinem Vater für ihn erkaufte Apotheke zu Hirschberg in Schlesien. Hier bot sich dem jungen Mann ein schöner Wirkungskreis dar, seine vielseitigen Kenntnisse segensreich anzuwenden. Nachdem er sein häusliches Glück durch eine würdige Gattin begründet hatte, widmete er sich mit seltener Gewissenhaftigkeit, unermüdeter Thätigkeit und Umsicht seinem Fach, wirkte hier im Stillen anspruchslos und freudig in seinem beschwerlichen Berufe für das Wohl der Menschheit, schritt treu mit der Wissenschaft fort und interessirte sich stets lebhaft nicht nur für Alles Das, was in sein Fach, sondern was zur Bildung des Geistes und des Herzens beitragen konnte. Gewiß keine Gelegenheit, die sich darbot, seine Kenntnisse zu bereichern, entging diesem stets forschenden Geiste. Ein inniges Vertrauen erwarb er sich nah und fern, einen allgemein verbreiteten hohen Ruf genoß sein von ihm geleitetes Apothekengeschäft und viele Männer, die jetzt als Besitzer bedeutender Apotheken ihrem Fache Ehre machen, verdanken ihm die Grundlage ihrer pharmaceutischen Bildung. Nicht nur als Apotheker stand er einzig in seiner Art da, sondern auch als Chemiker erwarb er sich einen vielseitig anerkannten Ruf. Im Jahr 1823 übergab er der königl. Regierung zu Liegnitz die gediegenen Resultate seiner vieljährigen Arbeit, der Analyse der Heilquellen Warmbrunns, wofür ihm durch ein kön. Regierungsrescript eine dankbare Anerkennung zu Theil ward. Im J. 1825 unternahm er die Analyse der Heilquellen Flinsbergs und auch hierüber gab die k. Regierung zu Liegnitz, im Auftrage eines hohen Ministeriums zu Berlin, über den wissenschaftlichen Geist, der in derselben vorherrschte, ihren Beifall zu erkennen. Im J. 1830 wurde er ebenfalls veranlaßt, die Resultate seiner chemischen Analyse der Mineralquellen zu Flinsberg höhern Orts einzureichen und fand auch wiederum hier, als auch von mehreren Gelehrten, welche die Resultate seiner Arbeiten in ihre Journale aufgenommen hatten, Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaften. Gewiß noch Vieles würde dieser Mann für

Allgemeinen seine Ueberzeugung, daß die Deutschen nichts aus der Fremde zu borgen brauchten und daß die deutsche Kernsprache alles eben so kräftig auszudrücken im Stande sei. Daher fand er sich freudig überrascht, als er noch in seinen letzten Lebenstagen die ersten Hefte von Kaltschmidt's stamm- und sinnverwandtschaftlichem Wörterbuche der deutschen Sprache zu Gesicht bekam. Er äußerte sich mit lebhafter Begeisterung über den Reichthum und die Vollständigkeit dieses Werks, dem er einen glänzenden Erfolg versprach. Aus seinem literarischen Nachlaß ist noch die öffentliche Mittheilung seiner Correspondenz mit mehreren Koryphäen der deutschen Literatur zu erwarten. Auch dürfte es seinen zahlreichen Freunden und Verehrern wünschenswerth sein, wenn seine freimüthigen Briefe über die französische Revolution, im Jahr 1815 von der Berliner Censurbehörde zurückgewiesen, dem Druck übergeben würden. — An Gestalt war Kolbe etwas unter mittlerer Größe, gedrungen und kräftig. — Seine Schriften und Zeichnungen sind: Méthode naturelle d'instruction par Mr. Wolke. Leipzic 17.. — (Mit L. H. J. Olivier:) Méthode propre à accélérer sans traduction l'intelligence des mots de chaque langue étrangère, l'acquisition des nouvelles idées et leur combinaison mutuelle, practicable par des entretiens sur toutes les choses présentes aux écolières et sur les objets, qui desinès par Mr. Dan. Chodowiecky pour l'ouvrage élémentaire de Mr. Basedow se trouvent sur 100 estampes, dont ce livre contient la description. — Explication des 53 planches du premier recueil traduit. Tom. I. Leips. 1782. — Exposé de l'etat actuel de l'etablissement d'éducation fondé à Dessau. Ibid. 1785. — Livre pour apprendre à lire et à penser. Ouvrage consacré à la jeunesse par Ch. H. Wolke. Traduit de l'Allemand. St. Petersbourg 1785. — Premières connaissances pour la jeunesse, ou description de 160 figures gravées en taille douce à l'usage de jeunes gens, qui veulent apprendre l'Allemand, le Russe et le François, par Ch. H. Wolke. Traduit de l'Allemand. Leipsic, Petersb. et Hamb. 1787. — Ein paar Worte über die Elementarmethode. Eine Einladungsschrift zum Michaelisexamen. Berlin 1791. — 49 Blätter, größtentheils landschaftl. Inhalts, gezeichnet u. in Kupfer geätzt. Leipz. 1796. Zweite Lieferung in 12 Blättern. Ebd. — Tableaux en Gouache et dessins au lavis de Salomon Gessner, gravées à l'eau forte par C. G. K.

Zürich 1805. — Ueber d. Wortreichthum d. deutschen und französischen Sprache und beider Anlage zur Poesie ꝛc., nebst einigen Bemerkungen, Sprache und Literatur betreffend. Leipz. 1806. 2 Bde. 2. Aufl. Ebd. 1818 — 20. 3 Bde. — Verbesserungen u. Zusätze zu diesem Werke. Ebd. 1807. — Ueber Wortmengerei. Anhang zu d. Schrift: Ueber den Wortreichthum u. s. w. Ebd. 1809. 2. A. Ebd. 1812. 3. A. Ebd. 1825. — Abgerissene Bemerkungen über Sprache; ein Nachtrag zu der Schrift: Ueber Wortmengerei. Ebd. 1813. — Noch ein Wort über Sprachreinheit; gegen Hrn. K. Reinhard. Berlin 1815. — Beleuchtung einiger öffentlich ausgesprochener Urtheile über u. gegen Sprachreinheit. Dessau 1818. — 18 große Kräuterblätter. Leipz. 1825. — Mein Lebenslauf u. Wirken im Fache der Sprache u. Kunst; nebst Berichtigungen u. Zusätzen zu der letzten Ausgabe meiner Schrift: Ueb. Wortmengerei. Berlin 1825. — Er lieferte folgende Aufsätze in Zeitschriften: Ueber Wortmengerei (in Wielands neuem deutschen Merkur. 1805. N. 5. S. 38 u. f.) — Ein Wort über Sprachreinigung gegen Hrn. K. Reinhard (in der Zeitung f. d. elegante Welt. 1815. N. 148—150.) — Einige Oden von Klopstock in Französ. übersetzt (in d. Gazette literaire de Berlin, publiée par Francheville); desgl. ein Ossiansches Gedicht (in den zu Gotha erschienenen Cahiers de Lecture.)

Jena. D. Heinr. Döring.

* 19. Joh. Christian Friedr. Tschörtner,

Apotheker zu Hirschberg;

geb. am 21. Jan. 1781, gest. d. 18. Januar 1835.

Tschörtner, geboren zu Warmbrunn in Schlesien, war ein Sohn erster Ehe des dasigen Badeinspectors und Apothekers Gottlieb Friedr. Benjamin Tschörtner. Nachdem er seine schulwissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Hirschberg beendet hatte, kam er in die Apotheke seines Vaters, um seine pharmaceutische Laufbahn zu beginnen, der er regen Eifer und unermüdlichen Fleiß widmete. Obwohl in dem Hause seines Vaters, hatte er doch eine nach damaliger Sitte strenge Lehrzeit zu bestehen und opferte oft einen Theil der Nächte auf, um sich auch in andern nicht zu seinem Berufe gehörigen Wissenschaften auszubilden und suchte nach Beendigung seiner Lehrzeit sich in einigen Offici-

tatissonntage des Jahres 1795 feierte er hier mit seiner Gemeinde das erste kirchliche Jubelfest, wegen des 50-jährigen Bestehens des öffentlichen evangelischen Gottesdienstes am dasigen Orte und gab dazu eine kleine Schrift heraus unter dem Titel: Etwas für die evangelische Kirchfahrt zu Boberröhrsdorf. Was sein häusliches Leben anlangt, so verheirathete er sich 1786 mit Eleonore, Tochter des evangelischen Kantors Hoffmann in Lobendau, aus welcher Ehe 7 Kinder entsprangen, von denen jedoch nur noch eine Tochter lebt, die seit dem Jahre 1817 an den Pastor Thomas in Wünschendorf verheirathet ist. Nach dem Tode seiner Gattin (9. April 1792) verheirathete er sich mit Karoline Ernestine Starke aus Löwenberg, die ihm 4 Kinder gebar, von denen das älteste, ein Sohn Namens Gotthold, als Kandidat der Gottesgelahrtheit noch lebt; die andern drei gingen ihm in die Ewigkeit voran. Am Ende des Jahres 1814 ging auch seine zweite Gattin zu einem höhern Dasein über. Und so hatte der Verewigte der Trauertage viele. Dazu kam, daß seine ökonomische Lage sehr beschränkt war, indem er 22 Jahre lang sein Amtseinkommen mit seinem wohlhabenden Vorgänger theilen und mit den Seinen äußerst kümmerlich leben mußte. Doch er hatte ein felsenfestes Gottvertrauen und sein Muth verließ ihn nie. Im J. 1832 wurde er von einer ungewöhnlichen Schwäche befallen. Er, der Gesunde und Starke, der jede Strapaze ertragen und im hohen Alter noch keine ängstliche Auswahl in den Nahrungsmitteln treffen durfte, wurde auf einmal so schwach, daß er sein Amt nicht mehr verwalten konnte. Doch die Kunst eines erfahrnen Arztes und die gesunden Säfte seines Körpers hoben seine Kräfte wieder so weit, daß er wieder einzelne Amtshandlungen vornehmen konnte. Indeß blieb er von trüben Erfahrungen nicht frei. — Unterstützt von dem Kandidat der Theologie, Herrn Friedemann und einigen Amtsbrüdern, verwaltete er sein Amt bis zum letzten Tage seines Lebens. Am 18. Juli 1834 feierte er sein 50jähriges Amtsjubelfest mit Freuden und mit Dank gegen Gott und seine Freunde, die ihm diesen Tag zu verschönern bemüht waren. Die königl. Behörden erkannten sein Verdienst in einem 50jährigen Wirken und sein König verlieh ihm den rothen Adlerorden 4. Klasse. — Unerwartet erschien der Bote des Friedens vom Himmel und löste schnell doch sanft die Bande, welche den denkenden

die Wissenschaft geleistet haben, wenn nicht körperliche Leiden hemmend in seinen Wirkungskreis eingeschritten wären. Obwohl schon seit vielen Jahren vor seinem Tode mit namenlosen körperlichen Leiden kämpfend, lebte doch sein Geist immer noch rege für die Wissenschaft und selbst vom Krankenbette aus wirkte er noch für seinen Beruf mit rastlosem Eifer. Von seinen Mitbürgern hochgeachtet, von seinen Vorgesetzten um seiner Kenntnisse, um seines Geistes Bildung willen innig geschätzt, lebte er zufrieden mit dem eigenen Bewußtsein, im Stillen für das Wohl der Menschheit gewissenhaft und treu gewirkt, der Wissenschaft genützt und somit den Zweck des Lebens nicht verfehlt zu haben, bis nach langem, schmerzlichen Krankenlager ein sanfter Tod seine thätige Laufbahn am oben genannten Tage endete.

20. Georg Christoph Lange,

Pastor in Boberröhrsdorf bei Hirschberg in Schlesien;

geb. den 24. Nov. 1751, gest. am 14. Jan. 1836 *).

Lange war zu Konradsdorf bei Hainau geboren, wo sein Vater George Christoph Lange ein Bauergutsbesitzer und Ziegelstreicher war. Seine Mutter hieß Anne Regine, eine geborne Donat aus Tschirbsdorf bei Hainau. Beide zeichneten sich durch Rechtschaffenheit und durch eine verständige Liebe zu ihren Kindern aus. Zuerst besuchte unser L. die Schule seines Geburtsorts. Hierauf wurde er in die Stadtschule zu Hainau gebracht, wo er zwei Jahre lang ein fleißiger Schüler des dortigen Rectors Daniel Ruprecht war und insonderheit bei demselben den Grund zu seinen musikalischen Kenntnissen legte. Sein Wunsch war, zunächst ein tüchtiger Schulmann zu werden, daher ging er im J. 1767 als Schulgehilfe nach Thomaswaldau bei Bunzlau, wo er einige Jahre zufrieden und glücklich lebte. Doch sein Glück wurde unterbrochen, denn seinen billigen Wünschen standen die damaligen Einrichtungen in unserm Vaterlande entgegen. Als Kantonist wurde er im Jahr 1770 zum Militärdienst eingezogen. Sein Garnisonort war Schweidnitz, wo er unter dem Regiment des Generals von der Gablenz 5 Jahre lang seiner Militärpflicht mit aller Treue zu genügen und dabei den-

*) Andenken, Sr. Hochw. d. Hrn. Pastor Lange rc. geweiht. Hirschberg.

einig zu sein, wovon der natürlichste Grund, bei allen seinen Kenntnissen, dennoch nur in der ihm mangelnden Altersreife liegen konnte, wo sein Charakter noch nicht die für ernste Entscheidungen nothwendige Festigkeit erhalten hatte, wohl aber sein Verstand die erforderliche Fassungskraft. Er studirte daher noch 2 Jahr Latein und Mathesis bis 1771, wo ihm der Professor Siebold, Leibchirurg des Fürstbischofs von Würzburg, der Gelegenheit gehabt hatte, sich von den Kenntnissen und Anlagen des jungen Mannes zu überzeugen, nun den wünschenswerthen und ehrenvollen Antrag machte, sein Zögling zu werden. B. trat hierauf in das Juliusspital zu Würzburg, wo er sich durch angestrengten Fleiß der Fürsorge Siebolds würdig zu machen wußte, durch seine umfassenden Vorkenntnisse und seine glückliche Fassungsgabe die bedeutendsten Fortschritte machte und sich durch dies und seinen rechtlichen Charakter die Liebe und Achtung seiner Lehrer und das Vertrauen seiner Mitschüler erwarb. In jeder Hinsicht ausgezeichnet, entfalteten sich jetzt die natürlichen Anlagen des jungen Mannes, unterstützt durch einen tiefen Forschungsgeist und als daher 1777 ein bösartiges Fieber das Frankenland verwüstete, wurde er durch seinen Freund und Beschützer Siebold zum Arzt für den Bezirk Märzbach vorgeschlagen, wo er durch seinen regen Eifer für die leidende Menschheit, mit Hintansetzung seines eigenen Lebens, die außerordentlichsten und dankenswerthesten Dienste leistete. Nachdem das Fieber glücklich unterdrückt und B. nach Würzburg zurückgekehrt war, gewährte ihm der auf den jungen, talentvollen Arzt aufmerksam gemachte Fürstbischof eine Gnade und rasch entschlossen, ersuchte B. denselben, ihm zu erlauben, nach Wien gehen zu dürfen, um dort die Vorlesungen des berühmten Professors de Haen zu hören. Die Bitte ward ihm sogleich gewährt und wie B. früher unentschlossen in der Wahl seines Standes gewesen war, zeigte er jetzt, nachdem er seinen eigentlichen und wahren Wirkungskreis gefunden hatte, eine um so größere Festigkeit und unermüdlichen Eifer im Streben nach neuen Kenntnissen. Mit den besten Empfehlungen versehen, reiste B. nun sogleich nach Wien und obwohl ihn Siebold ungern verlor, freute er sich dennoch über den lobenswerthen Eifer des jungen Arztes, der die Vorlesungen de Haen's ununterbrochen besuchte und nach dessen Tode Stoll's Vorlesungen und Chirurgie bei Leber hörte, sich auch hier die Liebe Aller,

die ihn kannten, erwarb und in kurzer Zeit Magister der Chirurgie wurde, sich von jetzt an besonders der Geburtshilfe widmete, die er unter D. Lebmouher mit angestrengtem Fleiß studirte, Magister obstetriciae und später Dr. medicinae wurde und sich 1780 zum Chirurg der Findelanstalt in Wien ernannt sah. — Jetzt trat B. zum erstenmal als Schriftsteller auf und schrieb unter dem Namen Boogers seine: Bemerkungen über Guerand's Entbindungsart, Wien 1780. — Ueber die Anwendung des Hebels, Wien 1783 und v. Combon's drei Schienbeintrennungen betreffend, aus dem Französischen mit Anmerkungen, Wien 1783. — In seinem jetzigen Posten lernte ihn der Kaiser Joseph II. kennen, gewann den verdienstvollen Mann lieb und verwandelte aus uns unbekannt gebliebenen Gründen seinen Namen Boogers in Boër und sendete ihn zu Anfang des Nov. 1784 auf eine wissenschaftliche Reise nach den Niederlanden, Frankreich, England und Italien, wo er mit großem Nutzen für die Ausbreitung seiner Kenntnisse die Bekanntschaft der berühmtesten Männer machte, zum Mitglied mehrerer der oben genannten Akademien ernannt wurde und im September 1788 wieder in Wien eintraf, sich dann zum Professor der neuen Gebäranstalt und zum Dr. promovirt, vom Joseph II. zum k. k. Leibchirurg ernannt sah und die allgemeine Liebe und Hochachtung in allen Kreisen des gesellschaftlichen Lebens genoß, bis an sein Ende in rastloser Thätigkeit lebte und sich vorzugsweise den wissenschaftlichen Studien widmend, im Lauf der folgenden Jahre noch nachstehende schätzbare Werke unter seinem neuen Namen Boër verfaßte: Abhandlungen und Versuche geburtshilfl. Inhaltes, 2 Bde. Wien 1791—93. 2. A. 1810. 3. A. 1817 unter d. T.: Einfache u. naturgemäße Geburtshilfe. — Ueber die Säugung neugeborner Kinder und die Behandlung der Brüste bei Kindbetterinnen. Ebd. 1808. — Naturalis medicinae obstetricia libri 7. Ibid. 1812. Supplement. Ibid. 1826. — Natürliche Geburtshilfe und Behandlung der Schwangern. Ebd. 1817. Supplement zu vorstehendem Werke. Ebd. 1826. — Libri de arte obstetriciae. Ibid. 1830 u. endlich 7 Bücher über natürliche Geburtshilfe. Ebd. 1834. — Er starb geehrt und geliebt von Allen*) und

*) Ohne bedeutenden Einfluß auf seinen Charakter war die jesuitische Erziehung und deren Grundsätze geblieben, die in dem weiten Kreise seiner Umgebungen verwischt und auf seinen Reisen durch die Bekanntschaft so ausgezeichneter, wie auch mannichfaltiger Menschen und ihrer Sitten und Handlungsweise, gänzlich verdrängt wurden.

noch lange wird sein verdienstvolles Leben in der Geschichte der medicinischen Literatur und im Herzen aller Klassen des Volks jedes Glaubens fortdauern.

Heinrich Matthaey.

23. Carl August Fabricius,

Prediger und Archidiaconus zu St. Jacobi in Lübeck;
geb. am 17. Dec. 1803, gest. den 20. Jan. 1835 *).

Fabricius, geboren zu Lübeck, widmete sich als würdiger Zögling der St. Katharinenschule dem Studium der Theologie, zu welchem Endzwecke er um Michaelis 1822 die Universität bezog. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Jena und Göttingen, den er auf das gewissenhafteste zu seiner Ausbildung benutzte, kehrte er im Jahr 1826 nach Lübeck zurück, wo er unter die Zahl der Kandidaten aufgenommen ward. Schon damals erregte er durch seinen liebenswürdigen Charakter, durch sein warmes Interesse für alles Gemeinnützliche, durch seine wohldurchdachten und erbaulichen Predigten die Aufmerksamkeit des Publikums; aber er erwarb sich auch ein wahrhaftes Verdienst durch die ausgezeichnete, tüchtige Leitung des Köhler'schen Privatinstitus für Knaben, welchem er bis zu seiner Berufung zum zweiten Diaconus an der St. Jacobikirche am 3. März 1831 vorstand. Er entsprach den hier auf ihn gerichteten Wünschen und Hoffnungen durch den tadellosesten Wandel, durch ein herzliches, jeden Schein verschmähendes Wesen, durch den redlichsten Willen, durch wahrhaft frommen Eifer, durch rastlose, keine Opfer scheuende Anstrengung: davon zeugen nicht nur die während seiner Amtsführung im Druck erschienenen „Vorschläge zur Verbesserung des Kirchengesanges" und die Predigt „der Confirmandenunterricht um des Wohls der Gemeinde willen; eine Sache der Geistlichen", sondern die allgemeine und laute Anerkennung seiner segensreichen Wirksamkeit und die treue, unerschütterliche Liebe der ihm Anvertrauten und Vertrauenden, denen er Rather, Helfer, Tröster, Lehrer, Freund war. Wie er aber auch, von aller Engherzigkeit fern, über die Grenzen seines nächsten Berufes hinaus dachte und thätig war, bewies seine fördernde Theilnahme an verschiedenen gemeinnützigen Anstalten, von denen namentlich die kaum ge-

*) Neue Lübeckische Blätter. Nr. 4. 1835.

gründete Verwahrschule in ihm ihren Mitstifter verlor und seine unermüdete Sorgsamkeit zur Einrichtung eines gedeihlichen Volksunterrichts. Seinen Anstrengungen unterlag sein ohnehin schon siecher Körper nach einer kurzen Krankheit am oben genannten Tage. Er hinterließ tief gebeugte Eltern, deren einzige Hoffnung er war und eine innig geliebte Gattin, Meda, geb. Gaederß, die, seit dem Sommer 1831 mit ihm verbunden, ihm zwei Töchter geboren hat, von denen eine schon in den ersten Wochen ihres Daseins dem Vater vorangegangen.

24. Joh. Phil. Stöß,

evangel. Pfarrer zu Heppenheim a. d. W. (Rheinhessen);
geb. d. 15. Dec. 1797, gest. am 20. Jan. 1835 *).

Stöß gehörte zu den gebildetsten und edelsten Geistlichen und nahm sich, wo er irgend konnte, auch des Volksschulwesens mit solcher Liebe und Thätigkeit an, daß sein Tod in zwiefacher Beziehung ein wahrer öffentlicher Verlust zu nennen ist. — Geboren zu Pfiffligheim, wo sein Vater Pfarrer war, besuchte er das benachbarte Gymnasium zu Worms und im Herbst 1814 die Universität Heidelberg, die er zu Ostern 1817 verließ. Hierauf vikarirte er bei seinem blinden Vater, an dem er mit kindlichem Sinn und großer Sorgfalt hing, bis zu dessen Tod 1824 und erhielt, nachdem er noch an 9 Monate die Pfarrverweserstelle zu Jugenheim in Rheinhessen versehen, im J. 1825 die Pfarrei Heppenheim, womit er zuletzt das Amt eines Mitglieds der Bezirksschulcommission verband. Seine gewissenhafte Pünktlichkeit in beiden Aemtern, sein erfolgreiches Wirken als Seelsorger und Prediger, dessen Thun und Lassen von der christlichen Liebe, Frömmigkeit und Wohlthätigkeit zeugte, die sein Mund verkündigte, zogen die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich, so daß er zwei Monate vor seinem Tode unerwartet zum Pfarrer in Oppenheim ernannt wurde. Auch in literarischer Thätigkeit blieb fortwährend dieser treue und eifrige Diener der Kirche und des Fürsten. Er war Mitarbeiter an einigen geachteten religiösen und pädagogischen Zeitschriften. — Rüstigen Körpers, von einfachem, sittlichem Wandel, in den angenehmsten Familienverhältnissen (denn er lebte in

*) Großh. hess. Zeitung. 1835. Nr. 31.

Blätter, die ich eben am raschesten hingekritzelt habe, gehören mit zu den gelungensten meiner Hervorbringungen. In der Landschaft muß die Nadel auf dem Kupfer freien Lauf haben, wenn ihren Gebilden der lebendige Geist, d. h. das Wesentlichste, nicht verkümmert werden, oder gar gänzlich ausgehen soll. Am liebsten arbeite ich nach selbst verfertigten rohen Skizzen, wo nur die Hauptgegenstände und Licht und Schatten in allgemeinen Umrissen und Massen leicht und flüchtig angedeutet sind. Eine bestimmtere vollendetere Zeichnung legt mir einen Zwang auf, der in die Ausführung auf dem Kupfer übergeht und sie mehr oder minder versteift und ungelenk macht*). Nur zu meinen großen Kräuterblättern bedurfte ich streng beendigter und ganz in das Einzelne eingehender Vorbilder. Diese Kräuterblätter sind gesammt aus einem Blatte Potters entstanden, das zu seinen frühern Versuchen zu gehören scheint und jedem Liebhaber und Freunde der Kunst bekannt ist. Es enthält zwei Kühe im Vorgrunde, eine stehende und eine liegende. Im Mittelgrunde ein Hügel, von welchem ein Hirt noch anderes Rindvieh heruntertreibt. Rechts im Winkel ein herrlich ausgeführter Klettenbusch, voll Leben und Wahrheit. Diesen Busch hat der treffliche Meister offenbar nach der Natur gezeichnet; und er hat Recht gehabt. Meine daraus hervorgegangenen Kräutergruppen habe ich im Ganzen, wie in ihren Einzelnheiten, meiner alt eingerosteten Sitte gemäß, blos aus meinem Kopfe gezogen und ich gestehe gern, daß ich Unrecht und sehr Unrecht gehabt. Ihre vielleicht nicht ganz reizlosen Formen mögen das Auge des Nichtkenners bestechen; den prüfenden Blick des Naturbeobachters können sie nicht aushalten". — Mit seinen Verdiensten als Künstler vereinigte Kolbe die eines geachteten Schriftstellers und er ist in letzterer Hinsicht fast noch öfter mit Auszeichnung genannt worden, besonders wegen seines Werks: „Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache und beider Anlage zur Poesie", welches in einer verhängnißvollen Zeit (1806) ans Licht trat. Die Vorarbeiten zu diesem um-

*) „Da ich selber den Vertrieb nicht besorgen kann, so habe ich meine Platten (wenigstens den bei weitem größten Theil derselben) dem Buchhändler Reimer verkauft, bei dem in Berlin und Leipzig die Abdrücke zu haben sind. Noch kürzlich (1826) ist eine Lieferung von 12 Blättern erschienen".

fassenden Werke fallen schon in die Zeit seiner Gymnasialstudien zu Berlin. Schon damals, wo man die Untrüglichkeit des französischen Geschmacks in Sachen der Literatur geltend zu machen suchte und wo aller Unterricht in französischer Sprache ertheilt ward, machte K. den Versuch, das Lateinische und Französische mit seiner Muttersprache zu vergleichen. Die letztere, als hindernd des Werkzeug des darstellenden Geistes, erschien ihm um so bedeutsamer, je tiefer er in den Geist des deutschen Schriftwesens eindrang. Aus diesem vergleichenden Studium entstand das oben genannte Werk, das er Friedrich Wilhelm III. zueignete. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, den er darin von allen Seiten beleuchtete, konnte nur der bestreiten, dem der Zusammenhang des geistigen Lebens eines Werks mit seiner Sprache verborgen geblieben wäre. Kolbe eiferte in diesem ideenreichen Buche, dessen Werth er durch zahlreiche Anmerkungen erhöhte, gegen das Joch, das Deutschland so lange in Dienstbarkeit bei der französischen Universalsprache getragen habe und zeigte mit hinreichenden Gründen, daß die Franzosen sich eben so wenig in der lyrischen und epischen Poesie, als im Dramatischen mit der Freiheit bewegten, wie die Deutschen, sondern vielmehr sehr beengende Fesseln trügen. Den ausgezeichneten Beifall, den das genannte Werk fand, das in den Jahren 1818—1820 in einer vermehrten Auflage von 3 Bänden erschien, verdankte es dem seltenen Scharfsinn des Verfassers, seiner vertrauten Bekanntschaft mit dem französischen und deutschen Schriftwesen, seinem glücklichen Gefühl für das Rechte und Schöne, seiner Begeisterung für die verfochtene Sache und einer sich immer gleichbleibenden Ruhe und Unpartheilichkeit in der Prüfung. Aus dem lebhaften Unwillen über die zunehmende Nachahmungssucht der Ausländer in Sitte und Sprache ging Kolbe's Schrift: „Ueber Wortmengerei" hervor, die einen Anhang zu seinem frühern Werk bildete und den dort besprochenen Gegenstand noch ausführlicher behandelte. Auch in einigen durch den Widerspruch, den er fand, veranlaßten Streitschriften, besonders gegen K. Reinhard, welche in dem nachfolgenden Verzeichniß von Kolbe's Schriften namhaft gemacht worden, erschien er als warmer Vertheidiger seiner Muttersprache, ohne sich deshalb den Neueren anzuschließen, die mit einemmal alles Fremdartige ohne Unterschied mit der Wurzel auszurotten beabsichtigten. Doch war und blieb es im

nur mit äußerster Anstrengung seiner schwachen Kräfte, seinen Berufsgeschäften vorzustehen, an deren pflichtmäßiger Erfüllung er durch seinen Gesundheitszustand beständig sorgenvoll sich verhindert glaubte. Eben hatte Steche die schon früher von ihm geäußerte Absicht, seinem Dienste, dem er nicht mehr nach seinem Wunsche vorstehen zu können glaubte, zu entsagen, als er nach kurzem, aber schmerzlichen Krankenlager, auf dem er sein Ende deutlich herannahen fühlte, seinem Berufe und den Seinigen durch den Tod entrissen wurde.

* 26. Johann Dan. Wilh. Otto Uhden,

geheimer Oberregierungsrath in Berlin;

geb. im Jahr 1763, gestorben am 21. Jan. 1835.

Uhden, der einzige Sohn des Kammergerichtsraths Uhden, war in Berlin geboren, verlor im dritten Lebensjahr den Vater und ward durch den Tod der Mutter im 13. Jahr elternlose Waise. In das Haus seiner Großmutter aufgenommen, blieb er, bis der Großvater, der Geheimerath Uhden, ein redlicher, wissenschaftlich gebildeter Mann, ihn im eigenen Haus bis zur Universität beaufsichtigte. Früh schon war sein Sinn und seine Neigung dem Studium zugethan, welchem er auch durch alle Lebensstufen treu blieb. — 1782 bezog er die Universität Halle, um Jura und Cameralia zu studiren. Nach seiner Rückkehr aus Halle ward er Kammerreferendarius, seine Neigung zum Lehrstande ward aber überwiegend und er beschloß, unter Gedikens Directorium einen Theil des Unterrichts im Friedrichsgymnasium zu seiner Uebung zu übernehmen, wo er, wie die Gymnasialzeugnisse beweisen, als willkommener Hilfslehrer aufgenommen ward. — 1789 verließ er jedoch Berlin, um noch 1 Jahr in Göttingen zu verweilen, die Bibliothek, den Unterricht Heine's und anderer Gelehrten zu benutzen: zur Vorbereitung einer gelehrten Reise nach Italien. So ausgerüstet, verließ er Göttingen, reiste durch Deutschland und die Schweiz nach Italien. Seine Liebe zu jeder wissenschaftlichen Forschung und vorzüglich dem Studium des Alterthums ließ ihn bald heimisch werden auf klassischem Boden. — 1792 trat er mit seinem Landsmann und Freund, dem Architekten Professor Genz, eine Reise nach Sicilien an, die er nach allen Richtungen mit prüfendem Auge und erhellter Einsicht unternahm und manche Ausbeute daher zurück-

brachte. Zurückgekehrt nach Rom, fuhr er in seinen Studien fort, als plötzlich durch unvorhergesehene Umstände seinem Lebenswege eine andere Richtung gegeben ward. Der bisherige preußische Geschäftsführer Abbate Cioffani, ein Römer, starb und nun ward Uhden zu diesem Posten ersehen und als Resident seines Königs dort angestellt. Wie er in Allem mit Ernst und Gewissenhaftigkeit zu Werke ging, so war er auch nun der treue Geschäftsführer seines Königs und der katholischen Unterthanen desselben. Als Pius der VII. nach der Invasion der Franzosen im Kirchenstaate nach Florenz abgeführt war und noch in der Karthause daselbst verweilte, ging Uhden nach Florenz, wo er bis zur weitern Abführung des Papstes nach Frankreich blieb. Nun kehrte er nach Rom zurück und war Zeuge des letzten Lebensathems der römischen Republik. — Mit Pius VII. Ankunft in Rom nahm er seine frühere Stellung wieder ein. Sein gebildeter Geist, sein vorurtheilsfreies, versöhnendes Wesen hatte in allen seinen Beziehungen ihm das Wohlwollen derer erworben, denen seine Verhältnisse ihn nahe gestellt hatten. Alle Kunstgelehrten Italiens seiner Zeit waren durch Freundschaft mit ihm verbunden, sie ehrten seine Forschungen und bewiesen ihm durch die Aufnahme in mehrere gelehrte Academien und Kunstvereine die Aufrichtigkeit ihrer Anerkennung. Auch seine numismatische Kenntnisse hatten ihn zur Autorität erhoben. Nachdem er seine Zurückberufung nachgesucht und bewilligt erhalten hatte, ging er im December 1802 nach Deutschland zurück, wo er sofort im Ministerium des Ministers von Schrötter als vortragender Rath angestellt ward und sich bald die Zufriedenheit und Freundschaft seines Cheffs gewonnen hatte, womit dieser vortreffliche Mann, auch nachdem er das Ministerium abgegeben, ihn durch die Dauer seines ganzen Lebens beglückte. — Als der Krieg mit Frankreich sich Preußens Hauptstadt nahte und die Regierung nach Königsberg verlegt war, glaubte Uhden seinem Vaterlande nützlicher sein zu können, wenn er in der Residenz zurückblieb und unterzog sich dem Druck, welchen die Gegenwart der Franzosen einem Jeden, schmerzlicher aber dem treuen Staatsdiener auferlegte. Als nach der Wiederherstellung des Friedens die Universität gegründet ward und ein neues, muthiges Leben in alles geistige Wirken kam, war er an seiner rechten Stelle. Vereint mit den trefflichsten und einsichtsreichsten Män-

nern, bei dem Ordnen der Kunstschätze, der Bibliothek, griff er überall mit ein in das Schwungrad, welches das gelähmte Leben in neuer, geistiger Entwickelung emporbringen sollte und durchglüht von der reichern Zukunft, ging er mit erneuter Jugendkraft dem Abend seines Lebens entgegen. So wirkte er in der Stille fort, gefällig, theilnehmend, verwendend, so oft man ihn in Anspruch nahm; besonders bot er alle seine Thätigkeit auf, wenn er dem Talent fördernd oder nützlich sein konnte. Es war überhaupt einer seiner edelsten Charakterzüge, den Schatz seines Wissens als ein Kapital für Jeden zu betrachten, der davon Gebrauch zu machen verstand und wie umfassend diese reiche Quelle war, beweisen die in seinem Nachlaß vorgefundenen Briefe, der Gefeiertsten seiner Zeit, um Belehrung über die verschiedenartigen Zweige seines Wissens, welche auch am sichersten die Stelle bezeichnen, auf die sein rastloses Streben ihn gehoben hatte. Für die italienische Sprache, die er wie seine Muttersprache verstand und sprach, hegte er eine besondere Vorliebe, in ihr hatte er auch alle Notizen und Erinnerungen des täglichen Lebens aufgeschrieben. Dantes unsterbliche Werke hatten sein Inneres durchdrungen, so daß er wie in seiner Heimath eine jede Stelle derselben zu bezeichnen und anzugeben vermochte. Jeden Morgen nach seinem Aufstehen um 4 Uhr war seine erste Beschäftigung, einen Gesang von Dante auswendig und laut herzusagen, weil er überzeugt war, daß man seine Kraft, so auch das Gedächtniß nur durch Uebung stärkt und erhält. — Seine Amtsbemühungen wurden auch durch äußere Zeichen der Zufriedenheit seines Königs belohnt. Von einem unbedeutend scheinenden Katharr befallen, konnte er die letzte von Oben ihm zugedachte Ehre nicht persönlich empfangen und mußte der Aufforderung dazu entsagen. — Am 20. Januar 1835 Abends befiel ihn ein ohnmachtartiges Unwohlsein, welches auf einige angewandte Hausmittel sich gab, so daß der sorgfältige Arzt, der noch spät am Abend kam, keinen Grund zu Besorgnissen fand. Die Nacht stellte sich ein anhaltender Husten ein, am Morgen fand der Arzt den Puls gut, verordnete im Bett bleiben und verstärkte die gegen den Husten gerichtete Arznei, welche auch beruhigte. Um halb 12 Uhr kam ein Circular, welches er durchlas und unterschrieb, 10 Minuten nachher klagte er über Schmerz in der Herzgrube und verfiel in krampfhafte Bewußtlo-

gründete Verwahrschule in ihm ihren Mitstifter verlor und seine unermüdete Sorgsamkeit zur Einrichtung eines gedeihlichen Volksunterrichts. Seinen Anstrengungen unterlag sein ohnehin schon siecher Körper nach einer kurzen Krankheit am oben genannten Tage. Er hinterließ tief gebeugte Eltern, deren einzige Hoffnung er war und eine innig geliebte Gattin, Meda, geb. Gaedertz, die, seit dem Sommer 1831 mit ihm verbunden, ihm zwei Töchter geboren hat, von denen eine schon in den ersten Wochen ihres Daseins dem Vater vorangegangen.

24. Joh. Phil. Stöß,

evangel. Pfarrer zu Heppenheim a. d. W. (Rheinhessen);

geb. d. 15. Dec. 1797, gest. am 20. Jan. 1835 *).

Stöß gehörte zu den gebildetsten und edelsten Geistlichen und nahm sich, wo er irgend konnte, auch des Volksschulwesens mit solcher Liebe und Thätigkeit an, daß sein Tod in zwiefacher Beziehung ein wahrer öffentlicher Verlust zu nennen ist. — Geboren zu Pfiffligheim, wo sein Vater Pfarrer war, besuchte er das benachbarte Gymnasium zu Worms und im Herbst 1814 die Universität Heidelberg, die er zu Ostern 1817 verließ. Hierauf vikarirte er bei seinem blinden Vater, an dem er mit kindlichem Sinn und großer Sorgfalt hing, bis zu dessen Tod 1824 und erhielt, nachdem er noch an 9 Monate die Pfarrverweserstelle zu Jugenheim in Rheinhessen versehen, im J. 1825 die Pfarrei Heppenheim, womit er zuletzt das Amt eines Mitglieds der Bezirksschulcommission verband. Seine gewissenhafte Pünktlichkeit in beiden Aemtern, sein erfolgreiches Wirken als Seelsorger und Prediger, dessen Thun und Lassen von der christlichen Liebe, Frömmigkeit und Wohlthätigkeit zeugte, die sein Mund verkündigte, zogen die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich, so daß er zwei Monate vor seinem Tode unerwartet zum Pfarrer in Oppenheim ernannt wurde. Auch in literarischer Thätigkeit blieb fortwährend dieser treue und eifrige Diener der Kirche und des Fürsten. Er war Mitarbeiter an einigen geachteten religiösen und pädagogischen Zeitschriften. — Rüstigen Körpers, von einfachem, sittlichem Wandel, in den angenehmsten Familienverhältnissen (denn er lebte in

*) Großh. hess. Zeitung. 1835. Nr. 31.

glücklicher Ehe mit der ältesten Tochter des Buchhändlers Kunze, eines sehr achtbaren Bürgers zu Worms), schien ihm noch eine lange, segensreiche Laufbahn bevorzustehen, als er plötzlich unter den Zubereitungen zur Abreise von der ihm lieb gewordenen Gemeinde Heppenheim erkrankte und schon nach einigen Tagen, den 20. Januar 1835, am Nervenfieber starb.

* 25. Georg Wilh. Benjamin Steche,

großherzogl. oldenburgischer Oberamtmann zu Wildeshausen (Oldenburg);

geb. d. 28. Aug. 1777, gest. am 21. Januar 1835.

Er wurde zu Göttingen geboren, als der älteste Sohn des damaligen Advocaten D. Steche daselbst. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Göttingen und Nordheim, in welcher letztern Stadt sein Vater 1789 zum Syndicus erwählt wurde und im J. 1806 als Bürgermeister starb. Seiner schwächlichen Constitution ungeachtet hatte er besonders durch eigenen Fleiß es dahin gebracht, daß er schon um Michaelis 1794 im kaum angetretenen 18. Jahre zur Universität und zwar nach Göttingen abgehen konnte, wo er die Rechte studirte. Nach dreijährigem Studium wurde er zum Staatsexamen in Hannover zugelassen, eine Begünstigung, der nicht jeder Rechtscandidat sich zu erfreuen hatte und welcher er durch den Ausgang seines Examens sich würdig bewieß. Bereits im J. 1798 wurde er als Auditor zum Amte Münden gesetzt und begann dort unter vortrefflicher Anleitung seine praktische Laufbahn. Zwei Jahre später wurde er zur Wahrnehmung besonderer Geschäfte zum Amte Lauenförde versetzt. Dieser Geschäfte entledigte er sich zu vorzüglicher Zufriedenheit der obern Behörde und wurde zur Belohnung seiner geleisteten Dienste im April 1801 zum supernumerären Amtsschreiber cum voto beim Amte Reinhausen und dem damit combinirten Amte Niedeck ernannt. Ersteres Amt verwaltete er nach dem bald darauf erfolgenden Ableben des dortigen ersten Beamten ein Jahr lang vom April 1802 bis dahin 1803 allein und war eben im Begriff, nach dem Amte Salzderhelden, zu welchem er versetzt worden, abzureisen, als er den Auftrag erhielt, sich sofort nach Wildeshausen zu begeben, um die vacant gewordene wirkliche Amtsschreiberstelle daselbst provisorisch zu verwalten. Am 30. Mai

traf Steche in Wildeshausen ein, welchen Ort er nun nicht wieder verlassen sollte und trat seinen neuen Dienst, der erste, welcher mit Gehalt verbunden war, sofort an. Noch ehe jedoch seine förmliche Einführung geschehen konnte, trat die Besetzung Hannovers durch die Franzosen ein und der Herzog von Oldenburg übernahm das ihm nach dem Lüneviller Frieden durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 als Theil der Entschädigung besonders für den Elsflether Zoll zugewiesene hannovrische Amt Wildeshausen. Steche kam dadurch faktisch in oldenburgischen Dienst: allein erst im J. 1814, bis wohin ihm der Rücktritt in hannoversche Dienste offen blieb, trat er, seiner Verpflichtungen von Hannover entlassen, förmlich in den erstern über. — Nachdem er im Frühjahr 1807 mit der ältesten Tochter des Bauinspectors Becker in Oldenburg sich verheirathet hatte, wurde Steche im J. 1808, in welchem der erste Beamte zu Wildeshausen gestorben war, vom Herzog von Oldenburg mit dem Titel eines Amtmanns an dessen Stelle ernannt. — Während der französischen Occupation des Herzogthums Oldenburg nahm er 1811 die Stelle eines Friedensrichters an und bekleidete dieselbe, nachdem die Franzosen das Land geräumt hatten, nebst der ihm provisorisch wieder übertragenen Administration des Amts Wildeshausen noch bis zum Augenblick der Wiederherstellung des frühern Rechtszustandes im Herzogthum Oldenburg, da er dann mit dem 1. Oct. 1814 als Amtmann zu Wildeshausen wieder eintrat. — Schon um diese Zeit hatte seine ohnehin stets schwache Gesundheit unter angestrengtem Fleiße in treuer Erfüllung seiner Berufspflichten gelitten und vom Jahr 1816 an bis zu seinem Tode war er genöthigt, jährlich, mit Ausnahme weniger Jahre, eine Badekur zu gebrauchen, zu welchem Ende er anfangs Eilsen, dann Wangerogge und zuletzt Pyrmont besuchte. Einen empfindlichen Stoß erlitt seine Gesundheit, als er im J. 1825 durch den Tod seine Gattin verlor, die ihm 8 Kinder geboren und mit der er in glücklicher Ehe gelebt hatte. — Im J. 1828 wurde er zum Oberamtmann ernannt und war in diesem und den folgenden Jahren oldenburgischer Kommissarius bei einer Grenzregulirungsangelegenheit zwischen Oldenburg und Hannover. Sein Gesundheitszustand wurde indeß von Jahr zu Jahr bedenklicher und wenn gleich von mehreren schweren Krankheiten wieder genesen, vermochte er doch

nur mit äußerster Anstrengung seiner schwachen Kräfte, seinen Berufsgeschäften vorzustehen, an deren pflichtmäßiger Erfüllung er durch seinen Gesundheitszustand beständig sorgenvoll sich verhindert glaubte. Eben hatte Steche die schon früher von ihm geäußerte Absicht, seinem Dienste, dem er nicht mehr nach seinem Wunsche vorstehen zu können glaubte, zu entsagen, als er nach kurzem, aber schmerzlichen Krankenlager, auf dem er sein Ende deutlich herannahen fühlte, seinem Berufe und den Seinigen durch den Tod entrissen wurde.

* 26. Johann Dan. Wilh. Otto Uhden,

geheimer Oberregierungsrath in Berlin;

geb. im Jahr 1763, gestorben am 21. Jan. 1835.

Uhden, der einzige Sohn des Kammergerichtsraths Uhden, war in Berlin geboren, verlor im dritten Lebensjahr den Vater und ward durch den Tod der Mutter im 13. Jahr elternlose Waise. In das Haus seiner Großmutter aufgenommen, blieb er, bis der Großvater, der Geheimerath Uhden, ein redlicher, wissenschaftlich gebildeter Mann, ihn im eigenen Haus bis zur Universität beaufsichtigte. Früh schon war sein Sinn und seine Neigung dem Studium zugethan, welchem er auch durch alle Lebensstufen treu blieb. — 1782 bezog er die Universität Halle, um Jura und Cameralia zu studiren. Nach seiner Rückkehr aus Halle ward er Kammerreferendarius, seine Neigung zum Lehrstande ward aber überwiegend und er beschloß, unter Gedikens Directorium einen Theil des Unterrichts im Friedrichsgymnasium zu seiner Uebung zu übernehmen, wo er, wie die Gymnasialzeugnisse beweisen, als willkommener Hilfslehrer aufgenommen ward. — 1789 verließ er jedoch Berlin, um noch 1 Jahr in Göttingen zu verweilen, die Bibliothek, den Unterricht Heine's und anderer Gelehrten zu benutzen: zur Vorbereitung einer gelehrten Reise nach Italien. So ausgerüstet, verließ er Göttingen, reiste durch Deutschland und die Schweiz nach Italien. Seine Liebe zu jeder wissenschaftlichen Forschung und vorzüglich dem Studium des Alterthums ließ ihn bald heimisch werden auf klassischem Boden. — 1792 trat er mit seinem Landsmann und Freund, dem Architekten Professor Genz, eine Reise nach Sicilien an, die er nach allen Richtungen mit prüfendem Auge und erhellter Einsicht unternahm und manche Ausbeute daher zurück-

brachte. Zurückgekehrt nach Rom, fuhr er in seinen Studien fort, als plötzlich durch unvorhergesehene Umstände seinem Lebenswege eine andere Richtung gegeben ward. Der bisherige preußische Geschäftsführer Abbate Cioffani, ein Römer, starb und nun ward Uhden zu diesem Posten ersehen und als Resident seines Königs dort angestellt. Wie er in Allem mit Ernst und Gewissenhaftigkeit zu Werke ging, so war er auch nun der treue Geschäftsführer seines Königs und der katholischen Unterthanen desselben. Als Pius der VII. nach der Invasion der Franzosen im Kirchenstaate nach Florenz abgeführt war und noch in der Karthause daselbst verweilte, ging Uhden nach Florenz, wo er bis zur weitern Abführung des Papstes nach Frankreich blieb. Nun kehrte er nach Rom zurück und war Zeuge des letzten Lebensathems der römischen Republik. — Mit Pius VII. Ankunft in Rom nahm er seine frühere Stellung wieder ein. Sein gebildeter Geist, sein vorurtheilsfreies, versöhnendes Wesen hatte in allen seinen Beziehungen ihm das Wohlwollen derer erworben, denen seine Verhältnisse ihn nahe gestellt hatten. Alle Kunstgelehrten Italiens seiner Zeit waren durch Freundschaft mit ihm verbunden, sie ehrten seine Forschungen und bewiesen ihm durch die Aufnahme in mehrere gelehrte Academien und Kunstvereine die Aufrichtigkeit ihrer Anerkennung. Auch seine numismatische Kenntnisse hatten ihn zur Autorität erhoben. Nachdem er seine Zurückberufung nachgesucht und bewilligt erhalten hatte, ging er im December 1802 nach Deutschland zurück, wo er sofort im Ministerium des Ministers von Schrötter als vortragender Rath angestellt ward und sich bald die Zufriedenheit und Freundschaft seines Cheffs gewonnen hatte, womit dieser vortreffliche Mann, auch nachdem er das Ministerium abgegeben, ihn durch die Dauer seines ganzen Lebens beglückte. — Als der Krieg mit Frankreich sich Preußens Hauptstadt nahte und die Regierung nach Königsberg verlegt war, glaubte Uhden seinem Vaterlande nützlicher sein zu können, wenn er in der Residenz zurückblieb und unterzog sich dem Druck, welchen die Gegenwart der Franzosen einem Jeden, schmerzlicher aber dem treuen Staatsdiener auferlegte. Als nach der Wiederherstellung des Friedens die Universität gegründet ward und ein neues, muthiges Leben in alles geistige Wirken kam, war er an seiner rechten Stelle. Vereint mit den trefflichsten und einsichtsreichsten Män-

nern, bei dem Ordnen der Kunstschätze, der Bibliothek, griff er überall mit ein in das Schwungrad, welches das gelähmte Leben in neuer, geistiger Entwickelung emporbringen sollte und durchglüht von der reichern Zukunft, ging er mit erneuter Jugendkraft dem Abend seines Lebens entgegen. So wirkte er in der Stille fort, gefällig, theilnehmend, verwendend, so oft man ihn in Anspruch nahm; besonders bot er alle seine Thätigkeit auf, wenn er dem Talent fördernd oder nützlich sein konnte. Es war überhaupt einer seiner edelsten Charakterzüge, den Schatz seines Wissens als ein Kapital für Jeden zu betrachten, der davon Gebrauch zu machen verstand und wie umfassend diese reiche Quelle war, beweisen die in seinem Nachlaß vorgefundenen Briefe, der Gefeiertsten seiner Zeit, um Belehrung über die verschiedenartigen Zweige seines Wissens, welche auch am sichersten die Stelle bezeichnen, auf die sein rastloses Streben ihn gehoben hatte. Für die italienische Sprache, die er wie seine Muttersprache verstand und sprach, hegte er eine besondere Vorliebe, in ihr hatte er auch alle Notizen und Erinnerungen des täglichen Lebens aufgeschrieben. Dantes unsterbliche Werke hatten sein Inneres durchdrungen, so daß er wie in seiner Heimath eine jede Stelle derselben zu bezeichnen und anzugeben vermochte. Jeden Morgen nach seinem Aufstehen um 4 Uhr war seine erste Beschäftigung, einen Gesang von Dante auswendig und laut herzusagen, weil er überzeugt war, daß man seine Kraft, so auch das Gedächtniß nur durch Uebung stärkt und erhält. — Seine Amtsbemühungen wurden auch durch äußere Zeichen der Zufriedenheit seines Königs belohnt. Von einem unbedeutend scheinenden Katharr befallen, konnte er die letzte von Oben ihm zugedachte Ehre nicht persönlich empfangen und mußte der Aufforderung dazu entsagen. — Am 20. Januar 1835 Abends befiel ihn ein ohnmachtartiges Unwohlsein, welches auf einige angewandte Hausmittel sich gab, so daß der sorgfältige Arzt, der noch spät am Abend kam, keinen Grund zu Besorgnissen fand. Die Nacht stellte sich ein anhaltender Husten ein, am Morgen fand der Arzt den Puls gut, verordnete im Bett bleiben und verstärkte die gegen den Husten gerichtete Arznei, welche auch beruhigte. Um halb 12 Uhr kam ein Circular, welches er durchlas und unterschrieb, 10 Minuten nachher klagte er über Schmerz in der Herzgrube und verfiel in krampfhafte Bewußtlo-

sigkeit, die denn auch trotz aller angewandten Mittel schnell das Ende seines Lebens herbeiführte. So schied er, in voller Geisteskraft aus seinem Beruf, aus seiner Familie, wie es sein Wunsch immer war, „so lange zu leben, als möglich, aber dann plötzlich entrückt zu werden“, ein langsames, allmähliges Dahinsiechen, sich selbst überleben, schien ihm die härteste Prüfung des Daseins. — Seine Abhandlungen, die er in der Academie der Wissenschaften vorgelesen, sind in ihren Jahrbüchern enthalten, sonst hat er nichts dem Druck übergeben. Möchte vielleicht sein Nachlaß noch Ausbeute enthalten, so würde die Mittheilung derselben nur höchst willkommen sein.

Weimar. Fr. A. Reimann.

27. Heinrich Gottlob Riedel,

Schullehrer in Wernsdorf (Sachs. Weimar);

geb. d. 16. Apr. 1779, gestorben den 22. Januar 1835 *).

R. war in Zwickau geboren, wo sein Vater das Riemerhandwerk ausübte. Er besuchte das dortige Lyceum, schlug sich durch alle Klassen kümmerlich durch und bezog im J. 1803 die Universität Leipzig, um allda Theologie zu studiren. Aber schon auf den Schulen mag seine gelehrte Vorbildung nicht ausgezeichnet gewesen sein, indem er Armuths halber (denn er hatte noch 7 jüngere Geschwister und sein Vater war ganz unbemittelt) sich durch Chor- und Currentsingen, so wie durch Informationen im Rechnen und Schreiben und in der Musik, den nothdürftigsten Unterhalt verschaffen mußte. Auf der Universität ging es ihm nicht besser. Die geringe Unterstützung, die ihm das elterliche Haus gewähren konnte, fiel durch den im Jahr 1804 erfolgten Tod des Vaters und durch eine langwierige Krankheit der Mutter bald gänzlich weg, die Theuerung im Anfang des Jahres 1805 kam hinzu und so sah er sich genöthigt, das akademische Studium aufzugeben und mußte, um sein Leben zu fristen, zum Unterrichtgeben und zum Abschreiben für Advocaten und Buchhändler seine Zuflucht nehmen. Noch im nämlichen Jahre 1805 gelang es ihm jedoch, eine Hauslehrerstelle bei dem Bürgermeister Schulze in Landsberg bei Halle zu er-

*) Monatsblätter. 1835. Nr. 5.

langen. Aber auch hier verfolgte ihn sein Unstern. In Folge der Kriegsereignisse des Jahrs 1806 ward Landsberg von den Franzosen geplündert und namentlich das Schulze'sche Haus wurde dabei hart mitgenommen. Der Hauslehrer Riedel verlor dadurch seine sämmtlichen Habseligkeiten an Kleidungsstücken, Wäsche und Büchern. Die Familie des Prinzipals mußte sich nun sehr einschränken, sich jeden, selbst den nothwendigsten Aufwand für die Kinder auf längere Zeit versagen und so entschloß sich der junge Mann, einstweilen in seine Vaterstadt Zwickau zurückzukehren und daselbst eine günstigere Wendung seines Schicksals abzuwarten. Im J. 1809 bot sich hierzu eine Gelegenheit dar; es wurde ihm die Stelle eines Expedienten bei dem kön. sächs. Floßamte zu Lauter bei Schwarzenberg angetragen. Ungeachtet diese Stelle mit seinen bisherigen Beschäftigungen und Absichten wenig übereinstimmte, so nahm er sie doch nothgedrungen an, um nur vor der Hand ein Unterkommen zu haben und sich vor drückendem Mangel zu schützen. Nachdem er 3 Jahre in Lauter gewesen war, trat er wieder als Hauslehrer in die Familie des Rittergutsbesitzers Ehrler in Lichtentanna bei Zwickau. In dieser Condition stand er 8 Jahre, von 1813 bis 1821, als ihm, durch Empfehlung eines Verwandten, von dem Grafen von Stolberg-Wernigerode ein Ruf als Cantor nach Gedern im Großherzogthum Hessen zu Theil wurde. Geschwind machte er sich dorthin auf den Weg, konnte aber, aller angewendeten Mühe ungeachtet, dort das Indigenat nicht erlangen und kam daher, nach einer beschwerlichen Hin- und Herreise von 35 Meilen, unverrichteter Sache zurück. In der Zwischenzeit war bei seinem Prinzipal in Lichtentanna ein nächtlicher Einbruch geschehen, durch welchen auch Riedel abermals fast um Alles kam, was er sein nennen konnte. Da widerfuhr ihm endlich das Glück, von dem Lehnsvormunde der von Watzdorff'schen Erben auf Schloß-Berga als Schullehrer nach Wernsdorf berufen zu werden. Er bestand die Prüfung in Weimar im Februar 1822 leidlich und wurde zu fortgesetztem Eifer in seiner Ausbildung für das Schulamt ermuntert, worauf er im März des nämlichen Jahres in Wernsdorf eingeführt wurde. Da er erst im 43. Jahre ins Amt kam, so hat er auch dann erst heirathen können und daher ist sein früher Tod, um seiner verwaisten Familie willen, um so mehr zu beklagen.

* 28. August Wunibald v. Blocken,

Pfarrer in Aulendorf bei Ravensberg (Würtemberg);

geb. am 29. Dec. 1754, gest. den 28. Jan. 1836.

Er wurde im Marktflecken Kißlegg im Allgau geboren. Seine Eltern waren der damalige Oberamtmann Joseph von Blocken und Magdalena, geb. Gagg von Löwenberg. Als Knabe war er feurigen Temperaments und besaß ein eminentes Geschick zu allem Hohen. Die strengen und religiösen Eltern waren sehr besorgt, diesem drohenden Feuer die geeignete und sanftere Richtung zu geben. Daß dies ihnen gelang, beurkundeten die großen Fortschritte und die untadelhafte Aufführung ihres Sohnes, welcher seine ersten Studien theils in Klöstern, theils in Augsburg rühmlichst durchgemacht hatte. Seine theologische Laufbahn vollendete er auf der Schule zu Freiburg im Breisgau. — Mit den rühmlichsten Zeugnissen versehen, kam er nach Konstanz und erstand dort zur Aufnahme in das Seminar in Mörsburg die Prüfung. Die rüstige, unverdorbene Gestalt dieses jungen Mannes, seine Offenheit und ungesuchte Freundlichkeit zog eben so sehr die Aufmerksamkeit und Achtung seiner Vorgesetzten auf ihn hin, als seine festen Antworten und seine richtigen Kenntnisse durch alle Zweige theologischer Fächer. — Aufgenommen im Seminar (1778) wurde er schon den 6. Januar 1779 in der Hauskapelle vom Weihbischof Baron von Hornstein zum Priester geweiht und über 30 Seminaristen zum Präfekt ernannt. Den 15. April 1779 erhielt er vom bischöflichen Ordinariat die Weisung als Pfarrverweser in Aulendorf aufzutreten. — Er gehorchte und vertrat die Stelle des dortigen kranken Pfarrers 15 volle Jahre, unter tausend Lasten und Bedrückungen in einer so großen und beschwerlichen Pfarrei. Mit Muth und Kraft harrte er aus, bis er im J. 1796 den 24. Mai in Aulendorf als Pfarrer auftrat. — Anspruchslos, wie vorher und doch Achtung und Liebe gebietend, war er nicht nur stets der Liebling seines Ordinariats in Konstanz, sondern auch der Liebling und Vater seiner Gemeinde. Die Kranken und Armen nahmen nicht nur seine Wohlthätigkeit, sondern auch seinen Geist in Anspruch. — Im Beichtstuhle war er ein wahrer Samaritan, am Krankenbett Tröster und oft eigentlicher Arzt, denn weiser Rath und sogenannte Hausmittel standen

ihm bei jedem jählingen Falle, bis Hilfe werden konnte, die Menge zu Gebote. — Viele Jahre versah er als Schulinspektor im hohen Alter die Regiunkel Schußenried. Die Liebe und Achtung der Geistlichen und Schullehrer sah ihn nur mit Thränen abtreten. — In den traurigen Jahren der feindlichen Invasionen, sowie in den Jahren 1816 und 1817 unterstützte er die Armen fast über seine Kräfte. Er pflegte zu sagen: „entweder muß ich recht viele Undankbare zurücklassen, oder recht viele Freunde im Himmel haben — oder ich wäre es nicht werth, gelebt zu haben.“ Mit der neuen Literatur war er eben so bekannt, als mit der alten. Stets aber blieb er auf jenem seligen Mittelwege, der das Volk zum Heil und den Priester zur Beruhigung führt. Betrauert von Allen, wie herzlich geliebt, starb er nach einem kurzen Krankenlager am oben genannten Tage, voll Geisteskraft und voll Heiterkeit bis an sein Ende. Ein einfacher Stein mit einer einfachen Aufschrift zeigt seine Ruhestätte.

* 29. Felix Christ. Albrecht Güettler,

Doctor der Medicin und königl. Landgerichts- und Stadtphysikus zu Nördlingen;

geb. am 17. Apr. 1775, gest. den 23. Jan. 1835.

Seine Eltern waren Michael Friedrich Güettler, Kaufmann und Mitglied des innern Rathes der Reichsstadt Nördlingen, und Sophia Katharina, eine geborne Zäuner. Nachdem er das damals rühmlich bekannte Lyceum seiner Geburtsstadt besucht hatte, begab er sich auf die Universität Erlangen und erhielt im J. 1798, nach geendigten mit vielem Fleiß und glücklichem Erfolge betriebenen Studien, unter Wendt, Hildebrand, Loschke und Schreber, von der medicinischen Fakultät zu Altdorf die Doctorwürde. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt, trat er als praktischer Arzt in derselben auf und schon im Jahr 1801 wurde ihm vom Magistrat das Stadtphysikat anvertraut. Erst später, als Nördlingen an Baiern gekommen war (im J. 1813), wurde er zum königl. Landgerichtsphysikus ernannt. In den Kriegsjahren 1805 und 1809 hatte er die beträchtlichen französischen und österreichischen Spitäler dort zu versehen, wobei er allerdings seine Kenntnisse zu erweitern, seine Erfahrungen zu bereichern hinlänglich Gelegenheit fand, aber, selbst vom Nervenfieber befallen, beinahe ein Opfer

seiner Anstrengung und Thätigkeit geworden wäre. Unermüdet und mit der größten Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit wirkte er überhaupt in seinem Berufe und eilte, wenn Hilfe nöthig war, in die Hütten der Armen, wie in die Wohnungen der Reichen. So wurde er nicht allein durch seine Geschicklichkeit und Kunst, sondern auch durch Menschenfreundlichkeit, freundliche Zusprache und Wohlthätigkeit Vielen ein rettender Engel. Durch seinen Hingang hat vornemlich auch das Hospital und Krankenhaus für Handwerksgesellen und Dienstboten einen großen Verlust erlitten. — In seinem gesellschaftlichen Leben und Umgang stellte er in seiner Person durch Worte und Handlungen das schöne Bild eines geraden, redlichen, freundlichen, dienstfertigen und gefälligen Mannes auf. Kein Wunder, wenn er sich als Arzt großes Zutrauen und allgemeine Achtung erwarb und wegen seiner übrigen vortrefflichen Eigenschaften als Mensch ihm allgemeine Liebe und Auszeichnung zu Theil wurde. Er liebte und suchte nicht große gesellschaftliche Zirkel, sondern die liebste Erholung und beste Erquickung nach Anstrengung in seinem Berufe fand er im Schoße seiner Familie, an der Seite einer sehr verständigen, in jeder Hinsicht vortrefflichen, beinahe seit 26 Jahren mit ihm verbundenen Lebensgefährtin und im Kreise hoffnungsvoll aufblühender Kinder. Mit sorgender Hand in Gemeinschaft seiner Gattin die Erziehung und Bildung dieser zu leiten, war ihm heilige Angelegenheit. —

Günther, Pfarrer.

* 30. Matthäus Klenkler,

außerordentlicher Professor der Kirchengeschichte an d. Universität Freiburg im Breisgau;

geb. am 20. Sept. 1802, gest. den 23. Jan. 1835.

Klenkler wurde zu Ueberlingen am Bodensee geboren. Er war das älteste von 8 Kindern, deren Erziehung und Unterricht den Eltern, unbemittelten Wirthsleuten, sehr schwer fiel. Sie wollten daher diesen Sohn nur in die Elementarschule schicken, um ihn sodann für das Gewerbe und den Landbau zu verwenden. Allein der Knabe zog durch die überraschendsten Fortschritte die Aufmerksamkeit auf sich. In jeder Klasse erwarb er den ersten Preis. Man sah ihn endlich auch und zwar schon im zwölften Jahre den ersten Entlassungspreis von 50

Gulden erringen, welcher vor ihm noch keinem so früh zu Theil geworden war. Aber hiermit schien für ihn der traurige Wendepunkt seines Lebens eingetreten zu sein. Die Eltern wollten von dem Besuche einer höhern Anstalt durchaus nichts wissen und mit gebrochenem Herzen sah er glücklichere Mitschüler, welche er bisher weit hinter sich gelassen hatte, in das Pädagogium eilen, als der Tag zur Aufnahme in dasselbe gekommen war. Er selbst schlich sich von Haus heimlich fort, um wenigstens an der Thüre des Schulgebäudes seinen Schmerz auszuweinen. Zufällig trat Professor Kimmacher heraus, fand hier den trostlosen Knaben, welchen er bereits kannte und ließ denselben an der Prüfung Theil nehmen. Als nun Klenkler diese mit Auszeichnung bestand, hielt es der genannte Lehrer für seine Pflicht, den kleinen Schützling auch bei seinen Eltern zu vertreten. Es gelang ihm wirklich, diese zu bewegen, der Stimme der Natur, die sich in ihrem Sohne so unwiderstehlich aussprach, gegen ihre eigenen Wünsche Gehör zu geben. Seit dieser Zeit schloß sich Klenkler auf das innigste an seinen würdigen Gönner an. Seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen, noch aus der Ferne begrüßte er ihn, wenigstens zu jedem neuen Jahre und als er, nicht lang vor seinem eigenen Hinscheiden, dessen Tod erfuhr, konnte er kaum wieder beruhigt werden. — Die Studienjahre auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt wurden die eigentliche Rosenzeit des sich rasch entwickelnden Jünglings. Zwar mußte er, um seine Eltern zu befriedigen, noch bisweilen in der Wirthschaft aushelfen; doch war diese Verwendung nur vorübergehend und die meiste Zeit blieb ihm für seine Bücher. Es versteht sich wohl von selbst, daß er auch hier die entsprechenden Fortschritte machte; einmal erhielt er 3 Preise, ein andermal wurden ihm 7 zuerkannt. Aber nicht nur sein Verstand, sondern auch sein Gemüth und sein Betragen fand hier die nöthige Ausbildung. Er hatte bei seinen Kenntnissen und seinem heitern Sinne das Glück, in eine der geachtetsten Familien aufgenommen und von den Kindern als Bruder, von den Eltern als Sohn behandelt zu werden. Kein häusliches Fest wurde gefeiert, welchem Klenkler nicht beiwohnte *). Bald war

*) Dieses war in der Familie des Kaufmannes und Gemeinderathes Maier der Fall. Aber auch in dem Hause des Hofrathes von Gebele war Klenkler stets willkommen.

er auch für die kleinen Theaterstücke, welche von den Schülern des Pädagogiums unter Leitung des Professors Kimmacher aufgeführt wurden, unentbehrlich. Diesen Uebungen verdankte er vorzugsweise jenen schönen Vortrag, welcher den Beifall sehr vermehrte, den er sich später als Prediger und akademischer Lehrer erwarb. — Im 16. Jahre verließ Klenkler seine Heimath, um an dem Lyceum zu Konstanz seine Studien fortzusetzen. Obgleich auch dieser Aufenthalt viel Angenehmes und Bildendes für ihn hatte, so fingen doch jetzt schon die Nahrungssorgen an, dem dürftigen Jüngling ihr Gewicht fühlen zu lassen. Zum Glück verschaffte ihm seine gute Tenorstimme eine Stelle in der Kapelle des Domstiftes. Noch drückender wurden diese Sorgen, als Klenkler in seinem 20. Jahre (im Herbst 1822) die Universität zu Freiburg bezog. Die Dürftigkeit seiner Eltern hatte durch deren häufige Kränklichkeit noch zugenommen. „Wir können nichts für Dich thun", schrieb ihm einst seine tief bekümmerte und von ihm innig geliebte Mutter, — „wir glauben aber auch nicht, daß du fleißig für uns betest; denn sonst würde uns Gott gewiß nicht in solches Elend sinken lassen!" Der verlassene Jüngling war daher lediglich auf sich selbst und den Erwerb beschränkt, welchen er sich durch Privatunterricht in einigen Häusern verschaffte. Dadurch sicherte er allmählig nicht nur sein eigenes Auskommen, sondern sah sich bisweilen noch in Stand gesetzt, etwas Erspartes seinen Eltern zuschicken zu können. Die Folgen einer so ärmlichen und doch so angestrengten Lebensweise konnten übrigens nicht ausbleiben. Oft fühlte sich Klenkler auf Spaziergängen so schwach, daß er einer Ohnmacht nahe war; auch entwickelte sich jetzt bei ihm jenes Brustleiden, welches ihn nie wieder verließ. Dennoch ermattete sein Eifer für die Studien nicht; vielmehr strebte er darnach, auch noch die höchste academische Würde des Doctorates in seiner Fakultät zu erwerben. In drei strengen Prüfungen zu diesem Zwecke machte er sich derselben Auszeichnung wie seither in allen einzelnen Fächern würdig. Es blieb ihm nur noch ein viertes Rigorosum übrig, als er von seiner kirchlichen Oberbehörde in das Priesterseminar, damals noch zu Mörsburg, abgerufen wurde. Am 20. Sept. 1827 wurde Klenkler durch den Bischof von Evara zu Mörsburg zum Priester geweiht. Zuerst wurde er zur Seelsorge verwendet und zwar zu Feldkirch, der Grundherrschaft des Freiherrn von Wessen-

berg, von wo aus er als Pfarrvikar in dem Filialorte Hausen die Pastoration in allen ihren Theilen zu führen hätte. Bald würde er der Liebling der ihm anvertrauten Gemeinde, welche es durch ihre Verwendung bewirkte, daß Kl., obgleich an das neu errichtete Priesterhaus zu Freiburg als Repetitor berufen, doch von hier aus noch beinahe ein volles Jahr die geistlichen Amtsverrichtungen bei ihr besorgte. Man rühmte sowohl den frommen Sinn und die Faßlichkeit seiner Lehrvorträge in Kirche und Schule, als seine Tröstungen am Krankenbette und sein freundliches Betragen gegen Jedermann. Dasselbe geschah, als er auf gleiche Weise vom Seminar aus die erledigte Pfarrei Kappel ein halbes Jahr hindurch versah. Auch hier gewann er sich alle Herzen. Es ließ sich voraussehen, daß ein junger Mann von schönen Anlagen und Vorkenntnissen, mit regem Eifer und einer seltenen Menschenfreundlichkeit, für das neue Priesterhaus von Nutzen sein würde und man könnte deshalb im Voraus zu der hier getroffenen Wahl Glück wünschen. Klenkler gehörte auch wirklich während seiner fünfjährigen Amtsführung an diesem Institute zu denjenigen Männern, welche dasselbe den Alumnen auf gleiche Weise belehrend für den Kopf und bildend für das Herz zu machen verstanden. Zum Vortrage war ihm zunächst das praktische Gebiet der Katechese zugetheilt. Er behandelte es mit dem glücklichsten Erfolge und legte seine Beobachtungen und seine Methode in einem Leitfaden nieder, welcher auf vielfältiges Verlangen seiner Zuhörer dem Drucke übergeben werden wird. Da er selbst eine kindlich-reine Seele besaß, so wußte er sich leicht bei jedem Kinde Eingang zu verschaffen, den Gedankenvorrath desselben zu würdigen und es auf die einfachste Weise zu einer immer höhern Stufe der Bildung emporzuheben. Doch es war noch ein anderer, nicht minder segensreicher Wirkungskreis, welcher sich ihm in seinen damaligen Verhältnissen darbot. Der Lehrer, welcher das Kind so richtig beurtheilte und so liebevoll leitete, fand auch Zugang zu dem Herzen der seiner Aufsicht anvertrauten jungen Männer. — Unterm 20. October 1832 verfügte das großherzogl. Ministerium des Innern, auf die übereinstimmenden Anträge der theologischen Facultät und des academischen Senates, „daß bis zu definitiver Wiederbesetzung des erledigten Lehrstuhles der Kirchengeschichte die Suppletur dieses Faches, gegen den gewöhnlichen Supplen-

gründete Verwahrschule in ihm ihren Mitstifter verlor und seine unermüdete Sorgsamkeit zur Einrichtung eines gedeihlichen Volksunterrichts. Seinen Anstrengungen unterlag sein ohnehin schon siecher Körper nach einer kurzen Krankheit am oben genannten Tage. Er hinterließ tief gebeugte Eltern, deren einzige Hoffnung er war und eine innig geliebte Gattin, Meda, geb. Gaederß, die, seit dem Sommer 1831 mit ihm verbunden, ihm zwei Töchter geboren hat, von denen eine schon in den ersten Wochen ihres Daseins dem Vater vorangegangen.

24. Joh. Phil. Stöß,

evangel. Pfarrer zu Heppenheim a. d. W. (Rheinhessen);
geb. d. 15. Dec. 1797, gest. am 20. Jan. 1835 *).

Stöß gehörte zu den gebildetsten und edelsten Geistlichen und nahm sich, wo er irgend konnte, auch des Volksschulwesens mit solcher Liebe und Thätigkeit an, daß sein Tod in zwiefacher Beziehung ein wahrer öffentlicher Verlust zu nennen ist. — Geboren zu Pfiffligheim, wo sein Vater Pfarrer war, besuchte er das benachbarte Gymnasium zu Worms und im Herbst 1814 die Universität Heidelberg, die er zu Ostern 1817 verließ. Hierauf vikarirte er bei seinem blinden Vater, an dem er mit kindlichem Sinn und großer Sorgfalt hing, bis zu dessen Tod 1824 und erhielt, nachdem er noch an 9 Monate die Pfarrverweserstelle zu Jugenheim in Rheinhessen versehen, im J. 1825 die Pfarrei Heppenheim, womit er zuletzt das Amt eines Mitglieds der Bezirksschulcommission verband. Seine gewissenhafte Pünktlichkeit in beiden Aemtern, sein erfolgreiches Wirken als Seelsorger und Prediger, dessen Thun und Lassen von der christlichen Liebe, Frömmigkeit und Wohlthätigkeit zeugte, die sein Mund verkündigte, zogen die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich, so daß er zwei Monate vor seinem Tode unerwartet zum Pfarrer in Oppenheim ernannt wurde. Auch in literarischer Thätigkeit blieb fortwährend dieser treue und eifrige Diener der Kirche und des Fürsten. Er war Mitarbeiter an einigen geachteten religiösen und pädagogischen Zeitschriften. — Rüstigen Körpers, von einfachem, sittlichem Wandel, in den angenehmsten Familienverhältnissen (denn er lebte in

*) Großh. hess. Zeitung. 1835. Nr. 31.

glücklicher Ehe mit der ältesten Tochter des Buchhändlers Kunze, eines sehr achtbaren Bürgers zu Worms), schien ihm noch eine lange, segensreiche Laufbahn bevorzustehen, als er plötzlich unter den Zubereitungen zur Abreise von der ihm lieb gewordenen Gemeinde Heppenheim erkrankte und schon nach einigen Tagen, den 20. Januar 1835, am Nervenfieber starb.

* 25. Georg Wilh. Benjamin Steche,

großherzogl. oldenburgischer Oberamtmann zu Wildeshausen (Oldenburg);

geb. d. 28. Aug. 1777, gest. am 21. Januar 1835.

Er wurde zu Göttingen geboren, als der älteste Sohn des damaligen Advocaten D. Steche daselbst. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Göttingen und Nordheim, in welcher letztern Stadt sein Vater 1789 zum Syndicus erwählt wurde und im J. 1806 als Bürgermeister starb. Seiner schwächlichen Constitution ungeachtet hatte er besonders durch eigenen Fleiß es dahin gebracht, daß er schon um Michaelis 1794 im kaum angetretenen 18. Jahre zur Universität und zwar nach Göttingen abgehen konnte, wo er die Rechte studirte. Nach dreijährigem Studium wurde er zum Staatsexamen in Hannover zugelassen, eine Begünstigung, der nicht jeder Rechtscandidat sich zu erfreuen hatte und welcher er durch den Ausgang seines Examens sich würdig bewieß. Bereits im J. 1798 wurde er als Auditor zum Amte Münden gesetzt und begann dort unter vortrefflicher Anleitung seine praktische Laufbahn. Zwei Jahre später wurde er zur Wahrnehmung besonderer Geschäfte zum Amte Lauenförde versetzt. Dieser Geschäfte entledigte er sich zu vorzüglicher Zufriedenheit der obern Behörde und wurde zur Belohnung seiner geleisteten Dienste im April 1801 zum supernumerären Amtsschreiber cum voto beim Amte Reinhausen und dem damit combinirten Amte Niedeck ernannt. Ersteres Amt verwaltete er nach dem bald darauf erfolgenden Ableben des dortigen ersten Beamten ein Jahr lang vom April 1802 bis dahin 1803 allein und war eben im Begriff, nach dem Amte Salzderhelden, zu welchem er versetzt worden, abzureisen, als er den Auftrag erhielt, sich sofort nach Wildeshausen zu begeben, um die vacant gewordene wirkliche Amtsschreiberstelle daselbst provisorisch zu verwalten. Am 30. Mai

er auch für die kleinen Theaterstücke, welche von den Schülern des Pädagogiums unter Leitung des Professors Kimmacher aufgeführt wurden, unentbehrlich. Diesen Uebungen verdankte er vorzugsweise jenen schönen Vortrag, welcher den Beifall sehr vermehrte, den er sich später als Prediger und akademischer Lehrer erwarb. — Im 16. Jahre verließ Klenkler seine Heimath, um an dem Lyceum zu Konstanz seine Studien fortzusetzen. Obgleich auch dieser Aufenthalt viel Angenehmes und Bildendes für ihn hatte, so fingen doch jetzt schon die Nahrungssorgen an, dem dürftigen Jüngling ihr Gewicht fühlen zu lassen. Zum Glück verschaffte ihm seine gute Tenorstimme eine Stelle in der Kapelle des Domstiftes. Noch drückender wurden diese Sorgen, als Klenkler in seinem 20. Jahre (im Herbst 1822) die Universität zu Freiburg bezog. Die Dürftigkeit seiner Eltern hatte durch deren häufige Kränklichkeit noch zugenommen. „Wir können nichts für Dich thun", schrieb ihm einst seine tief bekümmerte und von ihm innig geliebte Mutter, — „wir glauben aber auch nicht, daß du fleißig für uns betest; denn sonst würde uns Gott gewiß nicht in solches Elend sinken lassen!" Der verlassene Jüngling war daher lediglich auf sich selbst und den Erwerb beschränkt, welchen er sich durch Privatunterricht in einigen Häusern verschaffte. Dadurch sicherte er allmählig nicht nur sein eigenes Auskommen, sondern sah sich bisweilen noch in Stand gesetzt, etwas Erspartes seinen Eltern zuschicken zu können. Die Folgen einer so ärmlichen und doch so angestrengten Lebensweise konnten übrigens nicht ausbleiben. Oft fühlte sich Klenkler auf Spaziergängen so schwach, daß er einer Ohnmacht nahe war; auch entwickelte sich jetzt bei ihm jenes Brustleiden, welches ihn nie wieder verließ. Dennoch ermattete sein Eifer für die Studien nicht; vielmehr strebte er darnach, auch noch die höchste academische Würde des Doctorates in seiner Fakultät zu erwerben. In drei strengen Prüfungen zu diesem Zwecke machte er sich derselben Auszeichnung wie seither in allen einzelnen Fächern würdig. Es blieb ihm nur noch ein viertes Rigorosum übrig, als er von seiner kirchlichen Oberbehörde in das Priesterseminar, damals noch zu Mörsburg, abgerufen wurde. Am 20. Sept. 1827 wurde Klenkler durch den Bischof von Evara zu Mörsburg zum Priester geweiht. Zuerst wurde er zur Seelsorge verwendet und zwar zu Feldkirch, der Grundherrschaft des Freiherrn von Wessen-

nur mit äußerster Anstrengung seiner schwachen Kräfte, seinen Berufsgeschäften vorzustehen, an deren pflichtmäßiger Erfüllung er durch seinen Gesundheitszustand beständig sorgenvoll sich verhindert glaubte. Eben hatte Steche die schon früher von ihm geäußerte Absicht, seinem Dienste, dem er nicht mehr nach seinem Wunsche vorstehen zu können glaubte, zu entsagen, als er nach kurzem, aber schmerzlichen Krankenlager, auf dem er sein Ende deutlich herannahen fühlte, seinem Berufe und den Seinigen durch den Tod entrissen wurde.

* 26. Johann Dan. Wilh. Otto Uhden,

geheimer Oberregierungsrath in Berlin;

geb. im Jahr 1763, gestorben am 21. Jan. 1835.

Uhden, der einzige Sohn des Kammergerichtsraths Uhden, war in Berlin geboren, verlor im dritten Lebensjahr den Vater und ward durch den Tod der Mutter im 13. Jahr elternlose Waise. In das Haus seiner Großmutter aufgenommen, blieb er, bis der Großvater, der Geheimerath Uhden, ein redlicher, wissenschaftlich gebildeter Mann, ihn im eigenen Haus bis zur Universität beaufsichtigte. Früh schon war sein Sinn und seine Neigung dem Studium zugethan, welchem er auch durch alle Lebensstufen treu blieb. — 1782 bezog er die Universität Halle, um Jura und Cameralia zu studiren. Nach seiner Rückkehr aus Halle ward er Kammerreferendarius, seine Neigung zum Lehrstande ward aber überwiegend und er beschloß, unter Gedikens Directorium einen Theil des Unterrichts im Friedrichsgymnasium zu seiner Uebung zu übernehmen, wo er, wie die Gymnasialzeugnisse beweisen, als willkommener Hilfslehrer aufgenommen ward. — 1789 verließ er jedoch Berlin, um noch 1 Jahr in Göttingen zu verweilen, die Bibliothek, den Unterricht Heine's und anderer Gelehrten zu benutzen: zur Vorbereitung einer gelehrten Reise nach Italien. So ausgerüstet, verließ er Göttingen, reiste durch Deutschland und die Schweiz nach Italien. Seine Liebe zu jeder wissenschaftlichen Forschung und vorzüglich dem Studium des Alterthums ließ ihn bald heimisch werden auf klassischem Boden. — 1792 trat er mit seinem Landsmann und Freund, dem Architekten Professor Genz, eine Reise nach Sicilien an, die er nach allen Richtungen mit prüfendem Auge und erhellter Einsicht unternahm und manche Ausbeute daher zurück-

tigkeit, die denn auch trotz aller angewandten Mittel schnell das Ende seines Lebens herbeiführte. So schied er, in voller Geisteskraft aus seinem Beruf, aus seiner Familie, wie es sein Wunsch immer war, „so lange zu leben, als möglich, aber dann plötzlich entrückt zu werden", ein langsames, allmähliges Dahinsiechen, sich selbst überleben, schien ihm die härteste Prüfung des Daseins. — Seine Abhandlungen, die er in der Academie der Wissenschaften vorgelesen, sind in ihren Jahrbüchern enthalten, sonst hat er nichts dem Druck übergeben. Möchte vielleicht sein Nachlaß noch Ausbeute enthalten, so würde die Mittheilung derselben nur höchst willkommen sein.

Weimar. Fr. A. Reimann.

27. Heinrich Gottlob Riedel,

Schullehrer in Wernsdorf (Sachs. Weimar);

geb. d. 16. Apr. 1779, gestorben den 22. Januar 1835 *).

R. war in Zwickau geboren, wo sein Vater das Riemerhandwerk ausübte. Er besuchte das dortige Lyceum, schlug sich durch alle Klassen kümmerlich durch und bezog im J. 1803 die Universität Leipzig, um allda Theologie zu studiren. Aber schon auf den Schulen mag seine gelehrte Vorbildung nicht ausgezeichnet gewesen sein, indem er Armuths halber (denn er hatte noch 7 jüngere Geschwister und sein Vater war ganz unbemittelt) sich durch Chor- und Currentsingen, so wie durch Informationen im Rechnen und Schreiben und in der Musik, den nothdürftigsten Unterhalt verschaffen mußte. Auf der Universität ging es ihm nicht besser. Die geringe Unterstützung, die ihm das elterliche Haus gewähren konnte, fiel durch den im Jahr 1804 erfolgten Tod des Vaters und durch eine langwierige Krankheit der Mutter bald gänzlich weg, die Theuerung im Anfang des Jahres 1805 kam hinzu und so sah er sich genöthigt, das akademische Studium aufzugeben und mußte, um sein Leben zu fristen, zum Unterrichtgeben und zum Abschreiben für Advocaten und Buchhändler seine Zuflucht nehmen. Noch im nämlichen Jahre 1805 gelang es ihm jedoch, eine Hauslehrerstelle bei dem Bürgermeister Schulze in Landsberg bei Halle zu er-

*) Monatsblätter. 1835. Nr. 5.

langen. Aber auch hier verfolgte ihn sein Unstern. In Folge der Kriegsereignisse des Jahrs 1806 ward Landsberg von den Franzosen geplündert und namentlich das Schulze'sche Haus wurde dabei hart mitgenommen. Der Hauslehrer Riedel verlor dadurch seine sämmtlichen Habseligkeiten an Kleidungsstücken, Wäsche und Büchern. Die Familie des Prinzipals mußte sich nun sehr einschränken, sich jeden, selbst den nothwendigsten Aufwand für die Kinder auf längere Zeit versagen und so entschloß sich der junge Mann, einstweilen in seine Vaterstadt Zwickau zurückzukehren und daselbst eine günstigere Wendung seines Schicksals abzuwarten. Im J. 1809 bot sich hierzu eine Gelegenheit dar; es wurde ihm die Stelle eines Expedienten bei dem kön. sächs. Floßamte zu Lauter bei Schwarzenberg angetragen. Ungeachtet diese Stelle mit seinen bisherigen Beschäftigungen und Absichten wenig übereinstimmte, so nahm er sie doch nothgedrungen an, um nur vor der Hand ein Unterkommen zu haben und sich vor drückendem Mangel zu schützen. Nachdem er 3 Jahre in Lauter gewesen war, trat er wieder als Hauslehrer in die Familie des Rittergutsbesitzers Ehrler in Lichtentanna bei Zwickau. In dieser Condition stand er 8 Jahre, von 1813 bis 1821, als ihm, durch Empfehlung eines Verwandten, von dem Grafen von Stolberg-Wernigerode ein Ruf als Cantor nach Gedern im Großherzogthum Hessen zu Theil wurde. Geschwind machte er sich dorthin auf den Weg, konnte aber, aller angewendeten Mühe ungeachtet, dort das Indigenat nicht erlangen und kam daher, nach einer beschwerlichen Hin- und Herreise von 35 Meilen, unverrichteter Sache zurück. In der Zwischenzeit war bei seinem Prinzipal in Lichtentanna ein nächtlicher Einbruch geschehen, durch welchen auch Riedel abermals fast um Alles kam, was er sein nennen konnte. Da widerfuhr ihm endlich das Glück, von dem Lehnsvormunde der von Watzdorff'schen Erben auf Schloß-Berga als Schullehrer nach Wernsdorf berufen zu werden. Er bestand die Prüfung in Weimar im Februar 1822 leidlich und wurde zu fortgesetztem Eifer in seiner Ausbildung für das Schulamt ermuntert, worauf er im März des nämlichen Jahres in Wernsdorf eingeführt wurde. Da er erst im 43. Jahre ins Amt kam, so hat er auch dann erst heirathen können und daher ist sein früher Tod, um seiner verwaisten Familie willen, um so mehr zu beklagen.

seiner Anstrengung und Thätigkeit geworden wäre. Unermüdet und mit der größten Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit wirkte er überhaupt in seinem Berufe und eilte, wenn Hilfe nöthig war, in die Hütten der Armen, wie in die Wohnungen der Reichen. So wurde er nicht allein durch seine Geschicklichkeit und Kunst, sondern auch durch Menschenfreundlichkeit, freundliche Zusprache und Wohlthätigkeit Vielen ein rettender Engel. Durch seinen Hingang hat vornemlich auch das Hospital und Krankenhaus für Handwerksgesellen und Dienstboten einen großen Verlust erlitten. — In seinem gesellschaftlichen Leben und Umgang stellte er in seiner Person durch Worte und Handlungen das schöne Bild eines geraden, redlichen, freundlichen, dienstfertigen und gefälligen Mannes auf. Kein Wunder, wenn er sich als Arzt großes Zutrauen und allgemeine Achtung erwarb und wegen seiner übrigen vortrefflichen Eigenschaften als Mensch ihm allgemeine Liebe und Auszeichnung zu Theil wurde. Er liebte und suchte nicht große gesellschaftliche Zirkel, sondern die liebste Erholung und beste Erquickung nach Anstrengung in seinem Berufe fand er im Schoße seiner Familie, an der Seite einer sehr verständigen, in jeder Hinsicht vortrefflichen, beinahe seit 26 Jahren mit ihm verbundenen Lebensgefährtin und im Kreise hoffnungsvoll aufblühender Kinder. Mit sorgender Hand in Gemeinschaft seiner Gattin die Erziehung und Bildung dieser zu leiten, war ihm heilige Angelegenheit. —

Günther, Pfarrer.

* 30. Matthäus Klenkler,

außerordentlicher Professor der Kirchengeschichte an d. Universität Freiburg im Breisgau;

geb. am 20. Sept. 1802, gest. den 23. Jan. 1835.

Klenkler wurde zu Ueberlingen am Bodensee geboren. Er war das älteste von 8 Kindern, deren Erziehung und Unterricht den Eltern, unbemittelten Wirthsleuten, sehr schwer fiel. Sie wollten daher diesen Sohn nur in die Elementarschule schicken, um ihn sodann für das Gewerbe und den Landbau zu verwenden. Allein der Knabe zog durch die überraschendsten Fortschritte die Aufmerksamkeit auf sich. In jeder Klasse erwarb er den ersten Preis. Man sah ihn endlich auch und zwar schon im zwölften Jahre den ersten Entlassungspreis von 50

Gulden erringen, welcher vor ihm noch keinem so früh zu Theil geworden war. Aber hiermit schien für ihn der traurige Wendepunkt seines Lebens eingetreten zu sein. Die Eltern wollten von dem Besuche einer höhern Anstalt durchaus nichts wissen und mit gebrochenem Herzen sah er glücklichere Mitschüler, welche er bisher weit hinter sich gelassen hatte, in das Pädagogium eilen, als der Tag zur Aufnahme in dasselbe gekommen war. Er selbst schlich sich von Haus heimlich fort, um wenigstens an der Thüre des Schulgebäudes seinen Schmerz auszuweinen. Zufällig trat Professor Kimmacher heraus, fand hier den trostlosen Knaben, welchen er bereits kannte und ließ denselben an der Prüfung Theil nehmen. Als nun Klenkler diese mit Auszeichnung bestand, hielt es der genannte Lehrer für seine Pflicht, den kleinen Schützling auch bei seinen Eltern zu vertreten. Es gelang ihm wirklich, diese zu bewegen, der Stimme der Natur, die sich in ihrem Sohne so unwiderstehlich aussprach, gegen ihre eigenen Wünsche Gehör zu geben. Seit dieser Zeit schloß sich Klenkler auf das innigste an seinen würdigen Gönner an. Seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen, noch aus der Ferne begrüßte er ihn, wenigstens zu jedem neuen Jahre und als er, nicht lang vor seinem eigenen Hinscheiden, dessen Tod erfuhr, konnte er kaum wieder beruhigt werden. — Die Studienjahre auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt wurden die eigentliche Rosenzeit des sich rasch entwickelnden Jünglings. Zwar mußte er, um seine Eltern zu befriedigen, noch bisweilen in der Wirthschaft aushelfen; doch war diese Verwendung nur vorübergehend und die meiste Zeit blieb ihm für seine Bücher. Es versteht sich wohl von selbst, daß er auch hier die entsprechenden Fortschritte machte; einmal erhielt er 3 Preise, ein andermal wurden ihm 7 zuerkannt. Aber nicht nur sein Verstand, sondern auch sein Gemüth und sein Betragen fand hier die nöthige Ausbildung. Er hatte bei seinen Kenntnissen und seinem heitern Sinne das Glück, in eine der geachtetsten Familien aufgenommen und von den Kindern als Bruder, von den Eltern als Sohn behandelt zu werden. Kein häusliches Fest wurde gefeiert, welchem Klenkler nicht beiwohnte *). Bald war

*) Dieses war in der Familie des Kaufmannes und Gemeinderathes Maier der Fall. Aber auch in dem Hause des Hofrathes von Gebele war Klenkler stets willkommen.

er auch für die kleinen Theaterstücke, welche von den Schülern des Pädagogiums unter Leitung des Professors Kimmacher aufgeführt wurden, unentbehrlich. Diesen Uebungen verdankte er vorzugsweise jenen schönen Vortrag, welcher den Beifall sehr vermehrte, den er sich später als Prediger und akademischer Lehrer erwarb. — Im 16. Jahre verließ Klenkler seine Heimath, um an dem Lyceum zu Konstanz seine Studien fortzusetzen. Obgleich auch dieser Aufenthalt viel Angenehmes und Bildendes für ihn hatte, so fingen doch jetzt schon die Nahrungssorgen an, dem dürftigen Jüngling ihr Gewicht fühlen zu lassen. Zum Glück verschaffte ihm seine gute Tenorstimme eine Stelle in der Kapelle des Domstiftes. Noch drückender wurden diese Sorgen, als Klenkler in seinem 20. Jahre (im Herbst 1822) die Universität zu Freiburg bezog. Die Dürftigkeit seiner Eltern hatte durch deren häufige Kränklichkeit noch zugenommen. „Wir können nichts für Dich thun", schrieb ihm einst seine tief bekümmerte und von ihm innig geliebte Mutter, — „wir glauben aber auch nicht, daß du fleißig für uns betest; denn sonst würde uns Gott gewiß nicht in solches Elend sinken lassen!" Der verlassene Jüngling war daher lediglich auf sich selbst und den Erwerb beschränkt, welchen er sich durch Privatunterricht in einigen Häusern verschaffte. Dadurch sicherte er allmählig nicht nur sein eigenes Auskommen, sondern sah sich bisweilen noch in Stand gesetzt, etwas Erspartes seinen Eltern zuschicken zu können. Die Folgen einer so ärmlichen und doch so angestrengten Lebensweise konnten übrigens nicht ausbleiben. Oft fühlte sich Klenkler auf Spaziergängen so schwach, daß er einer Ohnmacht nahe war; auch entwickelte sich jetzt bei ihm jenes Brustleiden, welches ihn nie wieder verließ. Dennoch ermattete sein Eifer für die Studien nicht; vielmehr strebte er darnach, auch noch die höchste academische Würde des Doctorates in seiner Fakultät zu erwerben. In drei strengen Prüfungen zu diesem Zwecke machte er sich derselben Auszeichnung wie seither in allen einzelnen Fächern würdig. Es blieb ihm nur noch ein viertes Rigorosum übrig, als er von seiner kirchlichen Oberbehörde in das Priesterseminar, damals noch zu Mörsburg, abgerufen wurde. Am 20. Sept. 1827 wurde Klenkler durch den Bischof von Evara zu Mörsburg zum Priester geweiht. Zuerst wurde er zur Seelsorge verwendet und zwar zu Feldkirch, der Grundherrschaft des Freiherrn von Wessen-

schulrath in Berlin gewesen zu sein und den ersten Grund zu einem bessern Communalschulwesen gelegt zu haben. —

33. Dr. Friedr. Gottlieb Zimmermann,

Professor am Johanneum zu Hamburg;

geb. den 15. Febr. 1782, gestorben am 25. Jan. 1835 *).

Zimmermann wurde in dem Landstädtchen Dornburg unweit Jena, im Großherzogthume Weimar, von armen, aber braven Eltern geboren. Sein Vater war ein Leinweber, der sich jedoch den größten Theil des Jahres mit Feld- und Gartenbau beschäftigte. In den Stunden, welche die Schulzeit übrig ließ, mußte er dem Vater bei seinen ländlichen Arbeiten mit zur Hand gehen, wodurch des Sohnes Körperkraft und Gesundheit gestärkt und gefördert wurde. Der fähige, wißbegierige Knabe widmete aber auch noch manche freie Stunde der Lektüre nützlicher Bücher, dem Schreiben, Rechnen und der Musik, für welche letztere er eine vorzügliche Vorliebe zeigte. Er hatte das Glück, in dem Knabenlehrer seines Geburtsortes, dem Kantor Rabe, einen eben so geschickten, als menschenfreundlichen Mann zu finden, der die Talente und den Eifer seines Schülers zu schätzen wußte. Er brachte es bei den Eltern unsers Zimmermann durch Vorstellungen dahin, daß sie endlich dem Wunsche des Sohnes, die Schule in dem nahen Weimar beziehen zu dürfen, nachgaben. Mit guten Vorkenntnissen, nicht blos in den gewöhnlichen Gegenständen des Jugendunterrichtes, sondern auch im Lateinischen und Griechischen, worin der uneigennützige Lehrer ihn privatim unterrichtet hatte, wohl ausgerüstet, bezog der 14jährige Knabe das Gymnasium in Weimar, dessen damaliger Rector der berühmte Archäolog, Hofrath Böttiger **), war. Dieser erkannte in seinem neuen Schüler sehr bald den guten Kopf. Wiewohl Zimmermann anfangs nur den Plan hatte, sich in Weimar zu einem künftigen Landschullehrer zu bilden, denn ihn weiter bilden zu lassen, reichten die schwachen Mittel der Eltern nicht aus, so wurde er doch durch das glückliche Gelingen seiner wissenschaftlichen Bestrebungen und durch die

*) Nach: Schulnachrichten vom Director Dr. Friedrich Karl Kraft. Hamburg 1835.
**) Dessen Biogr. s. in dies. Jahrg. unterm 17. Nov.

tengehalt, dem bei dem erzbischöflichen Seminar angestellten Repetenten Klenkler übertragen werde." So sehr dieser schon durch seine bisherige Stelle in Anspruch genommen war, so verdoppelte er doch jetzt seine Anstrengungen, um einem so ehrenvollen Rufe, welcher ihm zugleich die erfreulichsten Aussichten eröffnete, gehörig zu entsprechen. Seine rastlosen Bemühungen wurden auch bald anerkannt und belohnt. Denn schon im folgenden Jahre wurde er von dem Großherzog zum außerordentlichen Professor an der theologischen Facultät mit der Auflage ernannt, auch ferner die Kirchengeschichte zu lehren. — Jetzt war Kl. ganz glücklich, da er einer liebgewonnenen Wissenschaft ungestört leben und sich darin immer mehr vervollkommnen konnte. Er arbeitete ununterbrochen vom frühen Morgen bis Mitternacht, oft sogar noch länger; aber diese Arbeit war seine Lust und er schien die Rückwirkungen derselben auf seine schwächliche Constitution nicht zu bemerken. Bei seiner Wissenschaft leitete ihn seine reine Liebe zur Wahrheit, seine Beobachtungsgabe und seine praktische Richtung. Er war kein Mann einer Parthei und der Kirchenhistoriker darf es auch nicht sein, wenn er seine Aufgabe gehörig lösen will. Was seine Auffassung und Behandlung des Materials betrifft, so geben ihm hierüber seine Zuhörer folgendes Zeugniß: „das größte Verdienst unseres hingeschiedenen Lehrers in seinen Vorlesungen über Kirchengeschichte fanden wir darin, daß er dieselbe nicht blos als Gegenstand des theoretischen Wissens, sondern zugleich als Mittel zur Beförderung der praktisch-theologischen Aufklärung und Bildung betrachtete und durchführte. Das Gute, wie das Böse faßte er mit historischem Scharfblicke und psychologischer Richtigkeit auf und stellte es mit der ihm eigenthümlichen Herzlichkeit und Wärme dar, so daß jedes unbefangene Gemüth für die heilige Sache der ächt christlichen Religiosität eingenommen und begeistert werden mußte,,*). Würdig und beglückend, wie in seinen Amtsverhältnissen, bewies sich Klenkler auch in seinem Privatleben. Kaum war er zu einer selbstständigen Stellung gelangt, so berief er auch schon eine Schwester zu sich und suchte noch auf andere Weise seine Familie zu

*) Diese Stelle nebst einigen andern Notizen über Klenkler wurde mir von dessen ehemaligen Zuhörern und nunmehrigen Alumnen des Seminars zu Freiburg, den Herrn Grathwohl, Laubis und Wehrle, gefälligst mitgetheilt.

unterstützen. Im Kreise vertrauter Freunde deren er manche und vortreffliche zählte, war er eben so heiter, als theilnehmend. Wer ihn nicht näher kannte, war in solchen Stunden überrascht, den sonst so ernsten, jungen Mann von Witz und Laune übersprudeln zu hören. Drehte sich dann mitunter das Gespräch auf kirchliche Rückschritte und auf feindselige Verketzerungen, dann loderte alsbald glühender Zorn auf seinem blassen Gesichte auf; dann wurde aber auch seine Zunge so bitter und scharf, wie seine Feder, wenn er sie bisweilen in Zeitschriften gegen solche schwere Sünden in den Geist und die Wissenschaft richtete. — Leider war der physische Träger nicht im Stande, die fortwährenden Anstrengungen einer so unermüdeten Seele auszuhalten. Klenkler war noch nicht ein volles Jahr ausschließlich seinem neuen Berufe hingegeben, als ihn schon eine Kränklichkeit befiel, von welcher er sich nicht mehr erholte. Sichtlich wankte er auszehrend dem Grabe zu; doch verließ ihn die tröstende Hoffnung nie, daß er sich wieder erholen und neuerdings seine Zuhörer um sich versammeln werde. Noch den Abend vor seinem Tode unterhielt er sich mit Heiterkeit hierüber und labte sein Auge an der schönen Aussicht, welche ihm seine Wohnung darbot. Er entschlief sanft am Morgen des oben genannten Tages. — Sein Hintritt, obgleich man denselben vorausgesehen hatte, weckte doch die allgemeinste Theilnahme, welche sich auch bei der Leichenfeier aussprach, der sogar abgeordnete Landleute aus den Gemeinden Hausen und Kappel sich anschlossen, um ihrem ehemaligen Seelsorger die letzte Ehre zu erweisen. Vor Allem waren es aber die Akademiker aus allen Fakultäten und darunter wieder besonders die eigene Zuhörer, welche sich drängten, den Manen eines so hochgeachteten Lehrers den freien Tribut ihres Dankes und ihrer Liebe darzubringen. Um auch sein Bild zu erhalten, ließen sie es noch zeichnen, ehe sich der Sarg über der irdischen Hülle zuschlug und dann durch den Steindruck unter seinen Freunden verbreiten.

D. Schreiber.

* 31. Johannes Palmer,

Pfarrer zu Schwabbach (Würtemberg);

geb. am 20. März 1797, gestorben den 23. Jan. 1836.

Palmer war in der ehemaligen Oberamtsstadt Winnenden geboren, wo sein Vater als Metzger und Feldmesser noch lebt; seine Mutter, welche er im J. 1826 durch den Tod verlor, war Philippine Caroline, eine geborne Weikh. Nachdem er das 6. Jahr erreicht hatte, besuchte er anfänglich die deutsche, späterhin aber die lateinische Schule seiner Vaterstadt. Ein Jahr nach seiner Confirmation, im Anfange des Jahres 1812, widmete er sich dem Schreibereifache bei dem nun verstorbenen Stadtschreiber Schmid in Winnenden und blieb hier noch unter der nächsten Aufsicht und Leitung seiner Eltern. Im Jahr 1816 aber verließ er das väterliche Haus für immer und trat, schüchtern, wie er war, seine erste Stelle als Schreibereigehilfe in der Stadt- und Amtsschreiberei zu Urach an. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Urach wurde ihm die Stelle des ersten Stadtsubstituten zu Nürtingen übertragen, welche er 2 Jahre lang bekleidete. Schon während seines Aufenthalts in Urach war er von Wißbegierde getrieben, mit dem Gedanken umgegangen, die Rechtswissenschaft auf der Universität Tübingen zu studiren, wenn er zuvor die nöthige Fertigkeit und Gewandtheit in den Schreibereigeschäften würde erlangt haben. Und dazu ward ihm sowohl in Urach, als auch in Nürtingen reiche Gelegenheit gegeben. Als daher, nach einem beinah zweijährigen Aufenthalt an letzterm Orte, der Geschäftskreis der Stadtschreiberei merklich verengert wurde, zog er sich von den Schreibereigeschäften zurück, um sich auf die Vorprüfung zum Studium der Rechte vorzubereiten, in welcher Absicht er den Unterricht des damaligen Diakons, nunmehrigen Rectors Plank in Nürtingen, 1 Jahr lang genoß. Hierauf bezog er im Herbst 1820 die Universität Tübingen, mit dem festen Vorsatz, die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren. Allein noch war kein ½ Jahr verflossen, als sich seine außerordentliche Vorliebe für die Rechtswissenschaft allmählig in entschiedene Abneigung dagegen verwandelt und zugleich ein sehnliches Verlangen in ihm sich entwickelt hatte, die Theologie zu studiren. Im Herbst 1821 begann er nun das Studium der Theologie. Seine vorzüglichsten Lehrer waren: der

Prälat D. v. Flatt, der Prälat D. Bengel *), D. Wurm, gegenwärtig Dekan in Nürtingen und der Professor D. Steudel. — Diesen Männern hatte er unaussprechlich viel zu danken und ihr Andenken blieb ihm stets unvergeßlich. Nachdem er sich 3 volle Jahre dem Studium der Theologie gewidmet hatte, verließ er im Herbste 1824 die Universität Tübingen und wurde dem nun verewigten Pfarrer Bürk in Weiler zum Stein als Pfarrgehilfe auf sein Ansuchen beigegeben. Im Februar des folgenden Jahres erstand er das theologische Dienstexamen und ward einige Wochen darauf von dem Freiherrn v. Uixköll-Gyllenband zum Pfarrer in Eschenau (O. A. Weinsberg) ernannt und von dem König bestätigt. Am 17. Mai 1825 trat er seine neue Stelle in Eschenau an, erhielt einige Wochen darauf die Weihe und ward später von hier nach Schwabbach berufen, wo er mit Eifer und Fleiß bis ans Ende seiner Tage wirkte. Im August des Jahrs 1825 verheirathete er sich mit Rosine Friederike, Tochter des verst. Präceptors Jak. Friedr. Rieth in Winnenden. Seine sehr glückliche Ehe ward mit 6 hoffnungsvollen Kindern gesegnet, welche alle zu schönen Hoffnungen berechtigen und auf deren Erziehung und Unterricht er den größten Theil seiner Zeit verwendete. Erzieher war der Verewigte im vollen Sinne des Worts und hätte gewiß, bei längerer Lebensdauer, eine wichtige Rolle in der pädagogischen Welt gespielt. Schade, daß er sein angefangenes Werk aus der Orthographie nicht vollenden konnte.

32. Dr. Carl Wilhelm Ferdin. Reichhelm,

Regierungs- u. Stadtschulrath zu Berlin, Ritter des rothen Adlerordens 3. Kl.;

geb. d. 12. Febr. 1791, gest. am 23. Jan. 1835 **).

Reichhelm, zu Altdamm bei Stettin geboren, wo sein Vater Bürgermeister und Polizeidirector war, genoß nach häuslicher Vorbereitung den ersten, durch lange den Augen Gefahr drohende Krankheit unterbrochenen Unterricht auf der dortigen Stadtschule und später auf dem Gymnasium zu Stettin, unter Direction des Schulraths Koch und bezog zu Ostern 1810 die Universität Königsberg, nachdem er abermals ein böses, langwieri-

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 162.
**) Preußische Volksschulzeitung. Nr. 18. 1835.

ges Fieber überstanden hatte. Hier widmete er sich, oft wieder eintretender Kränklichkeit trotzend, eifrig vorzugsweise theologischen, mit nicht minderem Fleiße aber auch philosophischen, philologischen, historischen und mathematischen Studien unter Krause, Vater, Walch, Lobeck, Hüllmann, Bessel und Herbart und fand fortdauernd wissenschaftliche Anregung in Vereinen mit gleichgesinnten Commilitonen, auf die er selbst fördernd einwirkte. Nach Beendigung des academischen Trienniums und bestandener Oberlehrerprüfung übernahm er die ihm vom Königsbergischen Magistrate angetragene Conrectorstelle an der Kneiphöfischen höhern Bürgerschule und beschäftigte sich während der dreijährigen Thätigkeit in diesem Amte mit seinen frühern Hauptstudien, wie seine in dieser Zeit abgelegten theologischen Examina darthun. Im J. 1816 wurde er bei der Brombergischen Regierung als Schulrath angestellt und, zum Mitgliede des dortigen Consistoriums ernannt, mit der obersten Leitung und Gründung niederer und höherer Schulen (z. B. des Brombergischen Gymnasiums 1818) in diesem Regierungsbezirk beauftragt. Im J. 1817 ertheilte ihm die Universität Königsberg die philosophische Doctorwürde und im J. 1826 zeichnete ihn der König durch Verleihung des rothen Adlerordens 3. Klasse aus. Im März desselben Jahres wurde er zum Stadt-Schulrathe für Berlin erwählt. Mit dem rastlosesten Eifer widmete der Dahingeschiedene, während eines Zeitraums von 9 Jahren, seine Kräfte und vielseitigen Kenntnisse seinem ehrenvollen Amte und fand darin, sowie als Vorsitzer der städtischen Schuldeputation und des Kuratoriums der Gewerbschule, als Gymnasiarch der drei städtischen Gymnasien und als Mitglied der Armendirection ein weites Feld der unermüdlichsten Thätigkeit. Vorzugsweise aber waren seine nützlichen Bestrebungen der wichtigen Reorganisation des gesammten dasigen, besonders des Armenschulwesens gewidmet. — Strenge Gewissenhaftigkeit, ächte Humanität und Biederkeit, diese hervorstechenden Grundzüge seines Charakters, gewannen ihm die innigste Hochachtung und Liebe aller derer, die mit ihm in Verhältnissen standen. War sein Wirken hier auch nicht von langer Dauer, so wird sich doch sein segensreicher Einfluß für das dasige städtische Schulwesen zum bleibenden Denkmale erhalten. Ihm ward der schöne Ruf zu Theil, der erste Stadt-

schulrath in Berlin gewesen zu sein und den ersten Grund zu einem bessern Communalschulwesen gelegt zu haben. —

33. Dr. Friedr. Gottlieb Zimmermann,

Professor am Johanneum zu Hamburg;

geb. den 15. Febr. 1782, gestorben am 26. Jan. 1835 *).

Zimmermann wurde in dem Landstädtchen Dornburg unweit Jena, im Großherzogthume Weimar, von armen, aber braven Eltern geboren. Sein Vater war ein Leinweber, der sich jedoch den größten Theil des Jahres mit Feld- und Gartenbau beschäftigte. In den Stunden, welche die Schulzeit übrig ließ, mußte er dem Vater bei seinen ländlichen Arbeiten mit zur Hand gehen, wodurch des Sohnes Körperkraft und Gesundheit gestärkt und gefördert wurde. Der fähige, wißbegierige Knabe widmete aber auch noch manche freie Stunde der Lektüre nützlicher Bücher, dem Schreiben, Rechnen und der Musik, für welche letztere er eine vorzügliche Vorliebe zeigte. Er hatte das Glück, in dem Knabenlehrer seines Geburtsortes, dem Kantor Rabe, einen eben so geschickten, als menschenfreundlichen Mann zu finden, der die Talente und den Eifer seines Schülers zu schätzen wußte. Er brachte es bei den Eltern unsers Zimmermann durch Vorstellungen dahin, daß sie endlich dem Wunsche des Sohnes, die Schule in dem nahen Weimar beziehen zu dürfen, nachgaben. Mit guten Vorkenntnissen, nicht blos in den gewöhnlichen Gegenständen des Jugendunterrichtes, sondern auch im Lateinischen und Griechischen, worin der uneigennützige Lehrer ihn privatim unterrichtet hatte, wohl ausgerüstet, bezog der 14jährige Knabe das Gymnasium in Weimar, dessen damaliger Rector der berühmte Archäolog, Hofrath Böttiger **), war. Dieser erkannte in seinem neuen Schüler sehr bald den guten Kopf. Wiewohl Zimmermann anfangs nur den Plan hatte, sich in Weimar zu einem künftigen Landschullehrer zu bilden, denn ihn weiter bilden zu lassen, reichten die schwachen Mittel der Eltern nicht aus, so wurde er doch durch das glückliche Gelingen seiner wissenschaftlichen Bestrebungen und durch die

*) Nach: Schulnachrichten vom Director Dr. Friedrich Karl Kraft. Hamburg 1835.

**) Dessen Biogr. s. in dies. Jahrg. unterm 17. Nov.

Aufmunterungen seines trefflichen Lehrers Böttiger bewogen, die höhere wissenschaftliche Laufbahn zu betreten und sich für die Universität vorzubereiten. Da er von seinen Eltern nur ein Jahr lang die nöthige Unterstützung erhielt, so mußte er sich nach seinem 15. Jahre den größten Theil seiner Subsistenzmittel selbst verdienen. Seine Kenntnisse im Rechnen, seine Fertigkeit im Schreiben und in der Musik verschafften ihm eine nothdürftige Einnahme. Er ging Ostern 1802 gründlich vorbereitet auf die Universität nach Jena, um daselbst nach dem Rathe seines Rectors Theologie mit Philologie vereinigt zu studiren. Diese neuen Studien betrieb er eben so eifrig als erfolgreich. Er gewann bei einer Preisbewerbung schon im nächsten Jahre (1803) ein ansehnliches Stipendium (das Lynckersche von 100 Mfl.) und empfahl sich dadurch bei seinen academischen Lehrern. Am Ende der gewöhnlichen Studienzeit faßte er den Plan, sich dem academischen Lehrfache zu widmen. Er promovirte und disputirte als Privatdocent, wurde aber durch manche ungünstige Verhältnisse, besonders durch die damalige Lage der Universität Jena — es wurden mehrere ausgezeichnete Professoren an andere Universitäten berufen und Unruhen unter den Studenten verminderten die Frequenz der Academie — bewogen, im Auslande sein Glück zu suchen. Er wandte sich Ostern 1806 zuerst nach Lübeck, wo er während eines halben Jahres zwar vielfache Beweise des Wohlwollens und der Hospitalität von mehreren Gelehrten erfuhr, das jedoch nicht fand, was er wünschte, eine sichere Subsistenz. Mit einer Empfehlung des bekannten, trefflichen Villers und des verstorbenen Professors Herrmann kam er nach Hamburg zum D. Gurlitt *), der in ihm bald einen tüchtigen jungen Gelehrten erkannte. Daher unterstützte ihn dieser auf jede Weise und empfahl ihn zum Privatunterrichte. Im nächsten Jahre (1807) erhielt Zimmermann durch Gurlitt's Vermittelung zugleich mit dem verstorbenen Professor Köstlin **) einige außerordentliche Lehrstunden, die durch zunehmende Altersschwäche des Professors Noodt erledigt worden waren, im Johanneum. Da er diese zur Zufriedenheit der Direction besorgte, wurde ihm zwei Jahre später eine Collaboratur an dieser Schule (den 6. Juni 1809) über-

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 5. Jahrg. S. 602.
**) — — — — 2. — — 481.

tragen. In diesem erweiterten Wirkungskreise bewährte er ein ausgezeichnetes Lehrtalent und wußte seine Schüler für die Gegenstände des Unterrichts durch seinen lebhaften und anregenden Vortrag leicht zu gewinnen. Da er sich früh verheirathet hatte und die Bedürfnisse seiner Familie mehr verlangten, als der spärliche Collaboratorgehalt ihm einbrachte, so war er genöthigt, nicht nur durch Privatunterricht, sondern auch durch schriftstellerische Arbeiten das Fehlende sich zu erwerben. Durch die Uebernahme von einigen Lectionen zweier verstorbener ordentlichen Lehrer wurde ihm sein Gehalt bis auf 1200 Mark erhöht. Als er im J. 1811 Aussicht hatte, an dem neu organisirten Gymnasium in Hildburghausen das Directorat zu erhalten, D. Gurlitt aber den brauchbaren Lehrer der Schule gern erhalten wollte, so verwandte er sich wiederholend und nachdrücklich bei der französischen Behörde für Zimmermann. Im December des Jahres 1812 erfolgte auch die Genehmigung des Gesuches von Paris und Zimmermann wurde mit seinem damaligen Collegen, dem Collaborator D. Strauch, als ordentlicher Lehrer an die Stelle des verstorbenen Prof. Noodt und des Collegen Kasper mit dem Gehalte eines ordentlichen Lehrers ernannt. Dies verbesserte allerdings seine äußere Lage und er konnte sich noch ungetheilter der Schulthätigkeit widmen. Der traurige politische Zustand, in dem sich damals Deutschland und namentlich Hamburg befand, der schmachvolle Druck französischer Zwingherrschaft und der Wunsch, das verhaßte Joch der fremden Dränger abzuschütteln, endlich der lichte Strahl, welcher nach der Vernichtung des französischen Heeres am Schlusse des Jahres 1812 aus Osten herüber leuchtete und die Hoffnung der deutschen Patrioten auf's Neue belebte, mußten das für Freiheit, Recht und Wahrheit empfängliche Gemüth unsers Zimmermann mächtig ergreifen und zur regen Theilnahme an dem Plane zur Befreiung des unterdrückten und entwürdigten Vaterlandes aufmuntern. Als zu Anfange des Jahres 1813 der russische General Tettenborn mit seinen raschen Schaaren die französischen Behörden und die schwache Besatzung zum Abzuge nöthigte und der siegreiche Führer die Bewohner Hamburgs zur Wiederherstellung ihrer alten Freiheit und Verfassung aufforderte, trat Zimmermann, obgleich Familienvater, unter die Bürgergarde und nahm besonders an einem freimüthigen, politischen Blatte, dem deutschen Beobachter,

sehr thätigen Antheil, wodurch er sich den Haß der französischen Behörden zuzog. Die edlen patriotischen Anstrengungen der Hamburger, ihre Vaterstadt zu befreien, waren leider fruchtlos. Davoust und Vandamme rückten mit zahlreichen Truppen heran und Hamburg, von aller Hilfe, auf die es anfangs gerechnet hatte, gänzlich verlassen, mußte dem mächtigen Feinde am 31. Mai seine Thore wieder öffnen. Zimmermann, der als einer der eifrigsten und thätigsten Patrioten bekannt war, durfte es nicht wagen, in Hamburg zu bleiben *). Er ging mit einem Theile der Hanseatischen Legion in das Holsteinische und lebte nicht ohne gelehrte Beschäftigungen eine Zeit lang in Kiel, etwas später wandte er sich in das Mecklenburgische. Aus dieser Verbannung konnte er erst nach dem Abzuge der französischen Truppen am Ende des Maimonats 1814 mit andern Hamburgischen Patrioten, die freiwillig oder gezwungen ihre Vaterstadt verlassen hatten, die freie Hansestadt wieder begrüßen. Mit erneutem Eifer und rüstiger Kraft arbeitete er nun wieder in der Schule fort. Im nächsten Jahre (den 25. Februar) wurde er zugleich mit dem jetzigen Hauptpastor Strauch von dem Scholarchate zum Professor ernannt oder vielmehr als solcher nur von der obersten Staatsbehörde bestätigt, da er, wie bereits bemerkt wurde, schon während der französischen Oberherrschaft durch Vermittelung des Präfecten de Coninck von dem Großmeister der Pariser Universität als odentlicher Lehrer oder Professor des Johanneums confirmirt worden war. Auch bezog er schon einige Zeit den fixen Gehalt eines solchen Lehrers. Wiewohl er schon früher mehrere Lehrstunden in den obern Klassen gegeben hatte, so wurde er doch nun vorzugsweise mit seiner Thätigkeit den beiden obern Abtheilungen der Gelehrtenschule zugewiesen. In dieser Stellung blieb er bis Ostern 1833, nachdem er während der Directoratsvacanz 1827 in Prima die Mehrzahl der erledigten Stunden besorgt hatte. Kurz vor seinem Austritte aus der Schule er-

---

*) Es konnte für das Johanneum als ein glücklicher Umstand betrachtet werden, daß Zimmermann, damals gewöhnlich Dr. Zimmermann genannt, in der Liste der proscribirten Hamburger der französischen Polizei als Docteur en Droit aufgeführt war. Wie leicht hätte sonst den Collegen desselben und der Schule selbst die patriotische Gesinnung Zimmermann's nachtheilig werden können! Das Johanneum genoß einen besondern Schutz der französischen Behörden und die Gehalte wurden den Lehrern regelmäßig ausgezahlt.

lebte er noch eine erfreuliche und ehrende Anerkennung seiner Verdienste um die Anstalt. Am 29. Juni 1832 feierten nämlich seine Collegen und derzeitigen Schüler das Fest seiner 25jährigen Wirksamkeit als Lehrer an dem Johanneum. Dieser Tag war der letzte und schönste Lichtpunkt, den er noch sah. Die freudige Theilnahme und die herzliche Liebe seiner Amtsgenossen und seiner Schüler ergriffen ihn tief und er gelobte, mit Ernst und Eifer auch ferner der Schule seine Kräfte zu weihen. Er schien auch wirklich damals noch rüstig an Geist und Körper zu sein; allein dies war eine Täuschung, in welcher seine Collegen und er selbst sich befanden. Der Verlust einer geliebten, hoffnungsvollen Tochter hatte ihm schon einige Zeit vor dem erwähnten Jubelfeste eine tiefe Wunde geschlagen, die seine geistige Thätigkeit hemmte und störte. Gegen Ende des Jahres 1832 zeigten sich in seinen Lectionen Spuren von auffallender Abnahme der geistigen Kraft und Gewandtheit. Das Gedächtniß wurde ihm untreu; er verwickelte sich leicht beim Erklären und Uebersetzen eines Schriftstellers und die ehemalige Lebhaftigkeit des Vortrages wurde merklich vermißt. Sein Blick wurde trübe und stier, die Sprache stotternd, sein Gang wankend und unsicher. Bei dieser auffallenden Abnahme seiner Kräfte hielt es die Direction für Pflicht, der obern Behörde Bericht davon zu erstatten. Da man hoffte, es werde dieser Zustand des Kranken durch einstweilige Quiescirung und durch ärztliche Hilfe beseitigt werden können, so übernahm der Director, D. Kraft, im Auftrage seiner Obern, mit seinen nächsten Collegen die Lehrstunden des Professors Zimmermann zu Ostern 1833. Eine Reise, welche er während des folgenden Sommers nach dem Rhein unternahm, hatte nicht den erwünschten Erfolg; sein geistiger und körperlicher Zustand wurde vielmehr noch bedenklicher. Deshalb erhielt er durch Vermittelung der obern Schulbehörde einen Curator. Alle Sorgfalt und Mühe der Aerzte, ihn geistig und körperlich wieder herzustellen, waren vergeblich. Er verfiel endlich in einen ganz paralytischen Zustand und endete in der Nacht des oben genannten Tages. Er hinterließ eine Gattin und von acht Kindern, die ihm geboren worden waren, zwei Töchter. Leider ist die Mutter auch schon seit einigen Jahren geistesschwach. — Das Temperament Zimmermann's war, wie er es selbst bezeichnete, ein sanguinisches; dabei war aber ein Grundzug seines Charakters Gut-

müthigkeit, die sich auch in den letzten Jahren seines Lebens nicht verläugnete, ob er gleich sehr bittere Erfahrungen gemacht hatte. Er war von schlauen, egoistischen Menschen vielfach gemißbraucht worden. Nicht selten kam er dabei in Verlegenheit und sein sittlicher Charakter erschien sogar in einem zweideutigen Lichte. Er war von Natur weder boshaft, noch rachsüchtig; er vergaß vielmehr das erlittene Unrecht leicht wieder und trug Niemanden etwas nach. Seine Gefälligkeit, namentlich auch gegen die Collegen, konnte man musterhaft nennen. Er trat überall gern und willig ein, wo er aushelfen konnte; nahm aber nur nothgedrungen die Hilfe Anderer für sich selbst in Anspruch. Ueberhaupt lebte er mit seinen Amtsgenossen in friedlichen und freundlichen Verhältnissen, wiewohl er wegen mancher Abhaltungen, die ihm seine Neigung für das Theater brachte, nicht häufig außer der Schule einen nähern Umgang mit ihnen pflegen konnte. Er liebte das gesellige Leben und war auch ein guter Gesellschafter; seine heitere Laune, seine geistreiche und witzige Unterhaltung belebten jeden geselligen Kreis, wo er nicht ängstliche Rücksichten zu nehmen hatte. Von Natur war er offen und gerade, vielleicht war er zuweilen nach den Regeln der Klugheit etwas zu gerade und die, welche ihn nicht näher kannten, beurtheilten ihn deshalb unrichtig und unbillig. In seinen Urtheilen zeigte er in der Regel einen richtigen Blick und viel Menschenkenntniß. Dennoch wurde er bisweilen getäuscht, weil er nicht immer umsichtig und vorsichtig genug war. Den Werth des Geldes schien er nicht immer so zu schätzen, als es ein Familienvater wohl thun sollte; daher entstand nicht selten zwischen seinen Ausgaben und seiner Einnahme ein Mißverhältniß. In seinem Berufe als Lehrer der Jugend war er ausgezeichnet und gewiß auch verdienstvoll, so lange er sich seiner rüstigen Kraft noch erfreute. Er liebte die Jugend und war ein milder Beurtheiler derselben. Wiewohl er gewisse Fehler seiner Schüler ernst und schonungslos rügte, so zeigte er doch auch wieder große Nachsicht, wo er nur jugendliche Unbesonnenheit und Uebereilung zu erblicken glaubte. Daher genoß er auch eine besondere Liebe und Anhänglichkeit derselben. Er verrieth durchaus nichts Steifes, Pedantisches, noch weniger Stolz im Umgange mit seinen Schülern. So offen er sich über das aussprach, was ihm an denselben mißfiel, so ungezwungen, freundlich und herablassend sprach er

mit ihnen in und außer der Schule, theilte ihnen auch aus seiner Bibliothek freigebig das mit, was sie zur Privatlektüre zu haben wünschten. Noch mehr fesselte er seine Schüler durch die große Lebhaftigkeit seines Vortrages und durch die geistreiche Art, womit er die Lehrgegenstände würzte. Der rasche, muntere Gang, den er nahm, gefiel der Jugend auch da, wo vielleicht ein höherer Grad von Genauigkeit und Gründlichkeit zu wünschen gewesen wäre. Er wußte seine Zuhörer durch die lebendige Darstellung zu ergreifen und für den Unterricht zu gewinnen. Namentlich gelang es ihm, bei Erklärung der klassischen Dichter das Interesse der jungen Leute anzuregen und festzuhalten. Bei der Lektüre der Klassiker nahm Zimmermann mehr Rücksicht auf die Sache und die Gedanken, als auf die Worte und deren genaue grammatische Interpretation. Die historischen Lectionen, welche er in Prima und Secunda hatte, waren bis gegen das Ende seiner öffentlichen Lehrthätigkeit ebenfalls anziehend und nützlich, doch schloß er sich dabei oft zu sehr an die Handbücher an, welche er mit auf das Katheder brachte. Die Beurtheilung der schriftlichen Arbeiten, die er von Zeit zu Zeit in Prima aufgab, war scharf und bildend; der schriftlichen Correctur schien er keinen großen Werth beizulegen. Auch die Censur der lateinischen Arbeiten in Secunda war im Ganzen gut, doch beschränkte er sich mehr auf Extemporalia, die auf der Stelle von ihm mündlich corrigirt wurden. Er klagte nie über zu viele Arbeit oder über das Lästige der Lehrstunden. Sein fester Körper, seine gute Brust und seine starke, kräftige Stimme erleichterten ihm die Vorträge in der Schule bedeutend. Betrachten wir Zimmermann endlich noch als Gelehrten und Schriftsteller, so gebührt ihm wohl auch in dieser Hinsicht ein Ehrenplatz, wenn man auch nicht behaupten kann, daß er etwas Großes oder nur Ausgezeichnetes geleistet habe. Er arbeitete viel, schrieb auch viel; aber seine verschiedenartigen Studien und Neigungen, seine häuslichen Verhältnisse, die bewegte Zeit, in der er lebte und an der er sehr lebhaften Antheil nahm, ließen ihn nichts Bedeutendes in der erwähnten Hinsicht leisten. Vorzüglich zog ihn seine Vorliebe für das Theater und für Musik von der Bearbeitung eines umfassenden und mühevollen gelehrten Werkes ab. Er hat manche, zum Theil nicht ganz unbedeutende Sammlungen zu philologischen Arbeiten begonnen, aber keine been-

zeigt. Im deutschen Styl hatte Zimmermann große Gewandtheit und was er schrieb, empfahl sich durch Klarheit und eine lebendige Darstellung. Auch sein lateinischer Ausdruck war im Ganzen gut und correct. Er arbeitete mit großer Leichtigkeit und meist schnell. Um seine [illegible] Thätigkeit auch über die Grenzen der Schule auszudehnen, hielt er während des Winters mehrmals vor einem größern Kreise von Gebildeten Vorlesungen über deutsche Literatur oder merkwürdige Erscheinungen in derselben, welche nicht ohne Beifall gehört wurden. Daß er [illegible] umfassender [illegible] und treffliche Büchersammlung [illegible], die er sich nach und nach angeschafft hatte, [illegible] die Auswahl guter [illegible] in einer Bibliothek be[illegible] [illegible] gearbeitet, ge[illegible] was er von [illegible] im Druck erscheinen ließ, [illegible] was er ohne seinen [illegible] Programmata [illegible] Fragmentum [illegible] — Memo[illegible] Germanos [illegible] Zimmermann [illegible]

[illegible] — [illegible] — [illegible] — [illegible]

[illegible]

das polit. Journal, für den deutschen Beobachter u. s. w. Auch schrieb er Recensionen für die allgemeine Hallische Literaturzeitung.

* 34. Johann Rudolf Steinmüller,

Pfarrer in Rheinek (K. S. Gallen), Mitglied des Kirchenraths u. Präses der Synode vom reformirten Theile des Kant. St. Gallen, Schulinspector v. Bezirke Rheinthal, Präsident d. ökonom. Gesellschaft v. K. S. Gallen, Mitglied der schweizerisch., d. sanktgallisch-appenzellischen, der Genfer'schen, der Marburgischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft, correspondirendes Mitglied der wetterauischen u. d. Senkenberg. naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M., sowie der k. k. landwirthschaftl. Gesellschaft in Steyermark, Ehrenmitgl. der naturwissenschaftl. Gesellschaft in Bern u. der sächs. Gothaisch-Meiningenschen Societät der Forst- u. Jagdkunde in Dreißigacker;

geb. den 11. März 1773, gest. den 28. Januar 1835.

Sein Vater, Jakob Steinmüller, war Lehrer, später Apotheker und Chorrichter (Mitglied des Ehegerichtes) in Glarus. Als der älteste Sohn einer Familie, die seit einigen Menschenaltern Lehrer und Prediger aufzuweisen hatte, ward auch er dem geistl. Stande bestimmt. Schon im 11. Jahre confirmirt, ward er zu seinem Oheim von mütterlicher Seite, Pfarrer Hosch in der würtembergischen Gemeine Ganehingen gebracht. Frühzeitig verband er daselbst mit den Studien praktische Versuche. Schon nach Zurücklegung des 16. Jahres hielt er Kinderlehren und kurze Kanzelvorträge. — Bald bezog er nun die Hochschule in Tübingen, hierauf die in Basel, woselbst er im J. 1791 in der Theologie examinirt und dann zum geistl. Stande geweiht wurde. Hierauf kehrte er in sein väterliches Haus zurück, wo er während 3 Jahren theils Pfarrfunktionen verrichtete, theils Schulunterricht gab, auch eine Hauslehrerstelle bekleidete. Im Herbst d. J. 1793 verehelichte er sich mit Anna Elisabeth Lienhard von Herisau (Kantons Appenzell). Sein eigentliches Pfarrleben begann mit dem J. 1794, wo er von der kleinen Gemeine Mühlehorn am Wallenstädtersee zum Pfarrer gewählt wurde. Im Jahr 1796 trat er in das benachbarte, ebenfalls glarnerische Kerenzen hinüber, woselbst er mit dem geistlichen Amte zugleich das des Schullehrers versah. Gleichwohl blieb in diesem Bergdörfchen sein Wirkungskreis beschränkt. Seine Muße benutzte er aber zu mancherlei naturge-

schichtlichen und pädagogischen Studien und Entwürfen und zu Errichtung von Bekanntschaften mit bedeutenden Männern des Vaterlandes. Mitten im Verlaufe der helvetischen Revolution, zu Anfang des Jahres 1799, ward er auf eine größere und einträglichere Pfarre, nach Gais im damaligen Kanton Säntis (sonst K. Appenzell), berufen. Zugleich übertrug der Erziehungsrath dieses Kantons ihm die Stelle des Schulinspektors im Bezirk Tiefen. In Gais eröffnete Steinmüller bald einen Schullehrerbildungskursus, über dessen Einrichtung er eine Rechenschaft in Druck gab. Die Anstalt, die erste dieser Art in der nordöstlichen Schweiz, erfreute sich eines zahlreichen Besuches. Im J. 1805 wurde er von den Bewohnern des Städtchens Rheinek, im Kanton St. Gallen, zum Pfarrer gewählt. Er folgte dem Rufe, blieb dann aber bis an sein Lebensende in dieser Stelle. Hier war es auch, wo sich ihm die vielseitigste Wirksamkeit eröffnete und wo allgemeines Zutrauen immermehr ihm entgegenkam. Er wurde nun Mitglied des Erziehungsrathes vom K. S. Gallen und zugleich Schulinspector im Distrikt Rheinthal. Sogar ward er von der Gemeine Oberried im Rheinthale zum Mitgliede des Kantonsrathes erwählt, nahm aber diese Ehrenstelle nicht an. Später kamen Wahlen von Männern aus dem geistl. Stande in die Legislatur dort nicht mehr vor, da sie hingegen in der Revolutionsperiode nicht sehr selten sich ereignet hatten, wie sie denn auch seit den neuesten Verfassungsabänderungen in der nordöstlichen Schweiz sich wieder erneuerten, so daß man jetzt Geistliche beider Kirchen im Kantonsrathe sieht. — Mit seinem vertrauten Freunde Mehmel (von Winzingerode im Eichsfelde) verabredete Steinmüller um diese Zeit die Verlegung der, von jenem in Altstädten errichteten Privatlehranstalt nach Rheinek und eine gemeinsame Erweiterung derselben; allein der bereits von der Erziehungsbehörde sanktionirte Plan blieb wegen des im J. 1807 erfolgten Ableben Mehmels unausgeführt. Sonst aber hat St. für das Erziehungswesen des genannten Kantons, theils als thätiger Beamteter, theils auch als Privatmann und Schriftsteller, viel gethan; besonders wußte er die Schulen des seiner unmittelbaren Aufsicht anvertrauten Distrikts so zu heben, daß sie bald vor allen andern Landschulen des Kantons den Vorrang behaupteten. Seit 1806 wirkte er auch kräftig mit zur Einführung des Gesangbuches der Stadt St. Gallen in

die Kirchen des Landes. Im genannten Jahre war es, daß er seine Gattin verlor, die ihm vier Kinder geboren hatte. Im J. 1809 trat er in die zweite Ehe mit Anna Barbara Steinfels von Zürich. Diese gab ihm noch drei Kinder und er ließ sie als Witwe zurück. Mit fortwährendem Eifer widmete St. sich der vaterländischen Naturgeschichte, namentlich der Ornithologie. Er sammelte sich ein darauf bezügliches Kabinet, stand mit Männern des Faches im Briefwechsel und wurde seit 1808 mehrerer in- und ausländischen naturforschenden Gesellschaften Mitglied. Gegen das Ende des J. 1815 machte die Gemeine Rheineck dem ihr nun zehn Jahre vorgestandenen Seelsorger ein Geschenk mit ihrem Bürgerrechte, welchem der große Rath des Kantons St. Gallen das Geschenk des Kantonsbürgerrechtes beifügte. Im folgenden Jahre bei Aufstellung eines besondern Erziehungsrathes für jede der beiden Landeskirchen verlor St. seine Stelle im Erziehungsrathe, ward aber Mitglied des evangelischen Kirchenrathes und des Ehegerichts. Die Stelle eines Schulinspektors im Bezirk Rheinthal ward ihm erneuert übertragen. Auf den Synoden war er von nun an oftmals Proponent wichtiger Angelegenheiten oder auch Reflektent für Dekanatsvorträge. Im J. 1820 war er Mitstifter der sanktgallischen ökonomischen Gesellschaft und später deren Vorsteher. Im J. 1820 ernannte die reformirte Kantonssynode ihn zum Vicarius Antistitis; ebenso im J. 1828. Im Herbste von 1825 erkaufte er sich und seinen zwei Söhnen das Stadtbürgerrecht in St. Gallen und ward im folgenden Jahr auch ins Stadtkapitel aufgenommen. Im J. 1827 ernannte ihn die Generalconferenz der Schullehrer des reformirten Kantonstheils zum Verwaltungspräsidenten einer von ihnen gestifteten Hilfskasse. Er war zu deren Errichtung sehr thätig gewesen, sowie zur Errichtung der rheinthalischen Predigerwitwenkasse. Schon seit 1823 war er Curator der Kantonal-Predigerwitwenkasse und im J. 1829 ward er auch bei dieser mit dem Präsidium bekleidet. Die höchste Stufe, die er im geistl. Staate in der Gegend, in welcher er wirkte, ersteigen konnte, war die eines Antistes der gesammten reformirten Geistlichkeit des Kantons St. Gallen. Diese Ehre ward ihm den 5. Juli 1831 zu Theil, nachdem er bereits seit einem halben Jahre alle Antistesgeschäfte besorgt hatte. Er blieb in dieser Stelle bis 1834, wo sie in Folge der neuen Ordnung der Dinge aufgehoben wurde. Ein Rest

derselben blieb ihm noch in dem Präsidium der Synode, womit ihn diese den 23. Sept. genannten Jahres bekleidete. St. war der vierte Antistes im Kanton St. Gallen *). — So gesund und kräftig er sonst immer gewesen und so lebendig und vielseitig er gewirkt hatte, so fing doch seine Kraft bei noch nicht hohen Jahren auf einmal zu sinken an. Im Vorsommer 1834 trat zu schon vorhandenen Beschwerden ein heftiges, entzündlich-gastrisches Fieber, das ihn mehrere Wochen ans Bett fesselte. Gegen das Ende des Jahrs trat in Folge verschiedener neuer Uebel ein Zehrfieber ein. Doch gab er noch Confirmations-Unterricht und besorgte mancherlei Geschäfte, unter denen wir die Fertigung eines Planes für einen abermaligen Schullehrerbildungskursus erwähnen. Er hatte diesen Kursus während 30 Jahren oft wiederholt und gegen 500 Jünglinge für den segenvollen Beruf herangebildet. Sein irdisches Ziel erreichte er, nach zwei besonders leidensvollen Tagen, am 28. Januar 1835. — Steinmüller war ein Mann von herrlichen Gaben des Geistes und des Körpers. Sein Aeußeres war männlich-schön, seine Stimme sehr stark und klangvoll. Er konnte imposant auftreten, wenn es um Behauptung amtlicher Würde zu thun war. Nicht minder auch konnte er sich mit der Grazie eines feinen, einnehmenden Wesens umgeben. Zum Mann des Volks schien er geboren zu sein. Darum war er auch als Prediger, wenigstens in seiner frühern Zeit, sehr beliebt; später weniger, da er sich hierin, um seiner andern Geschäfte und Studien willen, ziemlich vernachlässigte. An vielseitiger, größtentheils gemeinnütziger Thätigkeit mag er Wenige seines Gleichen gefunden haben. Seine größten Verdienste bezogen sich auf das Schulwesen. Nachträglich erwähnen wir noch, daß er für die Verbesserung der Realschulen in Rheinek, sowie zur Errichtung einer Mädchenschule und einer Kleinkinderstube daselbst mitgewirkt hat. — Von ihm ist im Druck erschienen: Lesebuch zur Bildung des Herzens u Uebung der Aufmerksamkeit für Kinder in mittleren Klassen. Glarus 1794. 2. Aufl. 1798. 4. A. 1804. — Freimüthige Gedanken über die neuesten Ereignisse uns. lieben Vaterlandes. Glarus 1799. — Helvet. Schulmeisterbiblio-

*) Als solcher ward er, wie seine Vorgänger, auch durch den Grabstichel geehrt. Sein Bild, gezeichnet von Oeri in Zürich, gestochen von K. A. von Gonzenbach in St. Gallen ist einer der besten deutschen Kupferstiche in diesem Fache.

thek, allen Schullehrern u. Freunden d. Schulwesens gewidmet. 2 Bdchn. St. Gallen 1801. — Rechenschaft von meinem Institute z. Bildung angehender Schulmeister. St. Gallen 1802. — Beschreibung der schweizerischen Alpen- u. Landwirthschaft, nach den Abweichungen einzeln. Kantone. 2 Thle. Winterthur 1803 —1804. — Bemerkungen gegen Pestalozzi's Unterrichtsmethode. Zürich 1803. — Alpina, eine Schrift, der genauern Kenntniß der Alpen gewidmet. (Gemeinschaftl. mit Karl Ulysses von Salis-Marschlins.) 4 Thle. Winterthur 1806—09. — Patriot. Zuruf an alle Freunde der Landwirthschaft u. d. Gewerbe. Ebd. 1806. — Buchstabier- u. Syllabierblätter. Ebd. 1807. — Der fortges. Schullehrerunterricht in Rheinek im Kant. St. Gallen. Ein nützliches Hand- u. Lesebuch f. Schullehrer und Freunde uns. schweiz. Primarschulwesens. 1. Bdchn. Ebd. 1810. — Entwurf z. e. Bürger- oder Mittelschule. Ebd. 1813. — Sittenbüchlein f. Schulkinder. Ein Schulbuch f. die evangel. Jugend d. Kant. St. Gallen. St. Gallen 1816. — Jugendbibel; ein religiöses Lesebuch f. die Jugend, besond. z. Schulgebrauche. Ebd. 1819. — Neue Alpina. Eine Zeitschrift, d. schweizer. Naturgeschichte, Alpen- u. Landwirthschaft gewidmet. 2. Thle. Winterthur 1821—27. — Zur Erinnerung an d. Altlandamann Zellweger. St. Gallen 1821. — Jahrbücher f. Religion u. Sitten oder für Kirchen-, Schul- und Armenwesen in d. evangel. reform. Schweiz 1. Bd. Ebnat 1826. 2. Bd. St. Gallen 1827. — Zum Andenken an J. L. Custer*) im Löwenhof bei Rheinek. St. Gallen 1828. — Schweizerische Zeitung f. Landwirthschaft u. Gewerbe. Jahrg. 1831—34. S. Gallen und Bern. — Lieferte auch Artikel in die Ersch- und Gruberschen Encyklopädie. — Werner.

* 35. Franz Christian Brunatti,

prakt. Arzt u. Geburtshelfer zu Danzig, Director der kön. Entbindungsanstalt u. Hebammenlehrer der Provinz Westpreußen, Mitglied der naturforschenden Gesellschaft in Danzig;

geb. den 30. März 1763, gest. am 31. Jan. 1835.

Sein Großvater, Francesco di Brunatti, in Mailand wohnhaft, floh mit seiner Familie, wahrscheinlich politischer Meinungen wegen, nach Preußen und dessen Sohn, Jacob Brunatti, etablirte in Danzig eine Hand-

*) S. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 918.

lung und heirathete Anna Dorothea Dalmer, mit der er einen Sohn, unsern Dr. Brunatti, erzeugte. Jacob Brunatti war hier ein angesehener Kaufmann, machte bedeutende Geschäfte und ein groſses Haus, erlitt aber einen sehr harten Verlust, wurde beinahe ganz arm und muſste sich, während der ersten Knabenjahre unsers Brunatti, auf ein kleineres kaufmännisches Geschäft, das ihn dürftig ernährte, beschränken, unterlieſs jedoch nichts, unserm Brunatti eine gute Erziehung zu geben. Dieser kam im Jahr 1778 in die lateinische Oberpfarrschule zu St. Marien in Danzig und zeichnete sich durch Fleiſs und gute Sitten aus. Vom April 1785 an besuchte er das dasige, damals academische Gymnasium, bei welcher Gelegenheit er durch den in der Schule genossenen Unterricht bewogen, zur lutherischen Confession überging, obgleich beide Eltern katholisch und noch am Leben waren, er auch katholisch getauft war. Im September 1790, ohne Vermögen und Unterstützung seiner Eltern, nur durch die Unterstützung einiger Verwandten, ging er auf die Universität Jena, hörte Collegien bei Gruner über Pathologie, Semiotik und Therapie, bei Loder Anatomie, Physiologie, Chirurgie und Accouchement, bei Stark ebenfalls Accouchement und Physiologie, bei Fuchs und Göttling Chemie, bei Batsch Botanik, bei Schütz Literärgeschichte, bei Reinhold Philosophie und bei Schiller Geschichte. Seine Neigung entschied sich hier schon vorzugsweise für die Entbindungskunst und er ging deshalb vorzüglich im Herbst 1793 nach Würzburg, um unter Elias von Siebold seine Lieblingsstudien fortzusetzen, kehrte nach einem Jahre nach Jena zurück, promovirte als Dr. der Medicin und Chirurgie unter Gruner den 26. November 1794 und schrieb die Dissertatio inauguralis: Historia cancri mammae notatu dignissimi per operationem feliciter curati, welche ein ausgezeichnetes Lob erhielt. Den 16. April 1795 machte er in Berlin den anatomischen Cursus und den 16. Mai daselbst die Staatsprüfung, worauf den 17. Nov. 1795 die Approbation erfolgte. Im Jahr 1796 kehrte er nach Danzig zurück, prakticirte hier und gab angehenden Hebammen gegen ein geringes Honorar privatim Unterricht in der Entbindungskunst, weil damals noch keine Lehranstalt dafür existirte. Im Jahr 1802 heirathete er Caroline Elisabeth Schmidt, welche aber schon 1805 starb. Im Jahr 1809 verheirathete er sich zum zweitenmale

mit Anna Constantia, geb. Beyer, geschiedener Thiel, welche den 29. März 1833 starb; beide Ehen waren kinderlos. Den 1. April 1816 trat er sein Amt als Director und erster Lehrer der in Elbing neu organisirten königl. Hebammenlehranstalt für Westpreußen und einen Theil von Pommern an, welche Anstalt den 1. Januar 1819 nach Danzig verlegt und von ihm durch ein Programm unter dem Titel: „Abnormität der Placenta durch ihren Sitz auf dem Orificium uteri", am 31. März 1819 eingeweiht wurde. Im J. 1825 wurde er vom geh. Rath und Professor von Siebold *) in Berlin zum jährlichen Berichte über das Danziger Hebammenlehrinstitut für dessen Zeitschrift aufgefordert. Er genügte demselben in der Art, daß er ihm einen ausführlichen Bericht über die erste Decade des Instituts mittheilte und dieses jährlich bis zum Jahr 1830 fortsetzte. Später sandte er seine Erfahrungen, Beobachtungen und Ideen darüber an den Professor Eduard v. Siebold nach Marburg, welche in dessen geburtshilflichem Journal aufgenommen sind. Auch zu Rust's Magazin für Heilkunde lieferte er Beiträge. Unter seinen Papieren fanden sich viele Aufforderungen von Gelehrten und gelehrten Gesellschaften aus Genf, Tübingen, Heidelberg, Marburg, Jena, zu Beiträgen in Zeitschriften; ob und wie er ihnen genügt hat, ist nicht zu ersehen. — Nach einer Verfügung vom 1. Juli 1834, beim königl. Stadtgericht niedergelegt, gründete er aus seinem Nachlaß eine Stiftung unter dem Namen: „Stiftung des Dr. Brunatti zur Verpflegung und Erziehung für die in der Entbindungslehranstalt zu Danzig gebornen Kinder unbemittelter Eltern und Mütter", für die er den bei weitem größten Theil seines nicht unbedeutenden Vermögens bestimmt hat. Sie soll von einem besondern Curatorium verwaltet werden. — Nach einer so rastlosen Thätigkeit in seinem Wirkungskreise und so voll Eifer und Liebe für das ihm anvertraute Institut, daß er der Privatpraxis ganz entsagte, starb er am oben genannten Tage nach einem bösartigen Katarrhalfieber an Lungenlähmung, nur wenige Tage leidend.

H. et K.

---

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 6. Jahrg S. 572.

* 36. Johann Friedrich Oesterreicher,

Bischof zu Eichstätt;

geb. am 18. Oct. 1771, gest. d. 31. Januar 1835.

Er war der Sohn des Bürgermeisters Oesterreicher zu Bamberg und erhielt um so frühzeitiger Anleitung zur Erwerbung mannichfaltiger Kenntnisse, je schneller seine ungewöhnlichen Talente sich entwickelten. Die jährliche Auszeichnung an der Studienanstalt gab Veranlassung, daß er schon den 29. März 1790 die Stelle eines Stiftsherrn bei St. Gangolph erhielt. Im Sept. d. J. wurde er als erster des philosoph. Primats mit der Doctorwürde vom Professor Daum beehrt. Während des theologischen Kursus bereitete er sich schon auf die Rechtswissenschaft vor, mit welcher er sich, nachdem er 1794 zum Priester geweiht worden war, in den öffentlichen Vorlesungen der berühmten Universitätslehrer Schott, Pfister, Gönner und Neider vertraut machte. Wegen seiner glücklichen Fortschritte in diesem Zweige wurde er den 11. Juli 1797 zum geistl. Vikariatsrathe, bald auch zum fürstbischöflichen Hofkaplan befördert, in welcher Eigenschaft er an der Seite des letzten Fürstbischofs, Christoph Franz von Buseck, allen kirchlichen Verrichtungen desselben beiwohnte und sich so für seinen letzten Beruf ganz unmerklich bildete. Nach der Säkularisation von 1803 hätte seine geistreiche Thätigkeit ihm die Stelle eines Landesdirectionsrathes, als Bahn zur großen Auszeichnung im Staatsdienste geöffnet, wenn er gewollt hätte, wie man es nach seiner Aufklärung zu erwarten berechtigt war. Er zog aber aus unbekannten Gründen vor, Ordinariatsrath und Hofkaplan der Fürstbischöfe von Buseck und Fechenbach, welcher letztere im März 1808 starb, zu bleiben. Die mancherlei Eingriffe der neuen weltlichen Regierung in die frühern Ordinariatsrechte gaben ihm als Rath vielfache Gelegenheit, seine mannichfaltigen Kenntnisse der Staatswissenschaften anzuwenden. Durch seine Kraft. Aeußerung, in Verbindung mit jener des 1821 gestorbenen Kanonisten Frey, wurde vorzüglich jeder Sturm der weltlichen Gewalt gegen die geistliche zurückgewiesen und das Ansehen des Ordinariats in voller Würde behauptet. Nach dem Tode des Letzteren und nach der Einsetzung des neuen Domkapitels, dessen erstes Mitglied er als Aeltester des Ordinariats nach den Digni-

tiren geworden war, bekam er das Amt eines Directors des erzbischöflichen Ordinariats und Consistorialgerichts. Diese kirchliche Neuerung spornte nicht nur seine gewohnte Arbeitsliebe für das Kollegium, sondern veranlaßte ihn auch zu einem ungewöhnlichen Eifer im Kirchendienste und zur Zurückziehung von der Museumsgesellschaft, in welcher er als Mitglied und Vorstand die fröhlichsten Abende seines Lebens, nach späterer Versicherung, ebenso genossen hatte, wie der jetzige Domprobst Fürst Alexander von Hohenlohe zu Großwardein, während dieser geistl. Vicariatsrath zu Bamberg gewesen ist. Der neue Erzbischof von Stubenberg *) für Bamberg konnte sich wegen Altersschwäche von seinem frühern Wohnsitze Eichstätt nicht mehr entfernen, um das neue Erzbisthum persönlich zu leiten. Er mußte also alles schriftlich besorgen, weßwegen der Domkapitular Wagner **) als dessen Secretär gewählt, nach Eichstätt selbst sich begeben mußte, während der 1825 gestorbene Exdominikaner Pius Brunnquell ***) manches Konzept dem Erzbischofe zur Genehmigung und Unterschrift nach Eichstätt sendete. Dieser erzbischöfliche geheime Agent hatte deßwegen öfters Berührung mit dem Director des Ordinariats Oesterreicher und überzeugte sich bald von der Schicklichkeit und Kostenersparniß, wenn dieser zum Weihbischof geeignet, die Firmung und Priesterweihe zu Bamberg ertheilen würde, statt daß der Würzburger Bischof von Groß von Zeit zu Zeit dahin reiste und diese Dienste im Namen des Erzbischofs leistete. So wurde also Oesterreicher als Weihbischof in München vom päbstlichen Hofe durch den Nuntius bestätigt und bald darauf zu Eichstätt auch eingesegnet. Nachdem er dieses Amt kaum 1½ Jahr versehen hatte, wurde die Stelle eines Bischofs zu Eichstätt durch den Tod Stubenbergs 1824 erledigt und vom Könige Max Joseph ****) ihm unter einer Belohnung von 3000 fl. übertragen. Diese neue Würde betrat er mit dem Vorsatze, durch unermüdete Anstrengung das vorzüglichste Kirchenlicht Baierns zu werden. Er besuchte täglich den Chor, wie das Ordinariatscollegium, dessen sämmtliche Geschäfte er anordnete und leitete. Er versah an

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 2. Jahrg. S. [illegible].
**) — — — — — 1. — — [illegible].
***) S. N. Nekr. 3. Jahrg. S. [illegible]
****) Dessen Biographie s. N. Nekrol. 3. Jahrg. S. [illegible]

Sonn- und Feiertagen das Geschäft eines Beichtvaters, predigte und hielt feierliche Messen. Er besuchte vom Jahr 1828 bis zu seinem Sterbejahre öfters einzelne Pfarrkirchen und Häuser seines ganzen Kirchsprengels und erschöpfte sich täglich auf diesen Visitationsreisen in 2 Pfarreien durch lange Reden, Katechesen, Firmungen und andere Geschäfte, ohne sich die geringste Erholung zu erlauben. Diese unermüdete Anstrengung hatte schon im ersten Jahre seines Bisthums die nachtheilige Folge, daß er von den heftigsten Kolikschmerzen gequält wurde, welche ihm früher unbekannt waren. Er blieb taub gegen die bittlichen Vorstellungen seines freundlichen Begleiters, des jetzigen Domdechanten Ainmiller und gönnte sich in jedem folgenden Jahre noch weniger Schonung; daher er endlich als Opfer seines Eifers fiel. — Die neue Festung Ingolstadt hatte ihn nämlich einigemal veranlaßt, durch bischöfliche Weihe die Feierlichkeiten zu erhöhen, bei welchen er zugleich Reden hielt und im Druck erscheinen ließ, welche als Muster der politischen Beredsamkeit unserer Zeit zu betrachten sind. Obschon er erst im August 1834 eine solche Handlung daselbst vorgenommen hatte, so ließ er sich doch im Oct. desselben Jahres durch die Einladung des Magistrats schon wieder bewegen, das 600jährige Jubelfest zum h. Mauritz daselbst durch seine Theilnahme zu beleben. Er reiste, obschon noch ermüdet von einer kurz zuvor gehaltenen Einweihung einer Kirche und von dem damit verbundenen Besuche mehrerer Pfarreien, beim schlechtesten Wetter nach Ingolstadt und brachte daselbst unter der Zusammenströmung vieler 1000 entfernter Diöcesanen zehn volle Tage im eifrigsten Kirchendienste ohne alle Erholung zu. Obschon er am zehnten Tage noch eine feierliche Messe und eine Standrede im sogenannten Bürgersale gehalten hatte, so trat er doch sogleich seine Rückreise bei ganz erhitztem Körper und bei dem schlechtesten Wetter nach Eichstätt an. Kaum war er daselbst eingetroffen, so wurde er von einem heftigen Husten ergriffen, mit welchem sich bald das schmerzlichste Kopfleiden vereinigte. Im Vertrauen auf seine gute Natur und frühere Gesundheit hoffte er, daß das Uebel sich allmählich verlieren würde, während er seine Amtsgeschäfte unaufhörlich fortsetzte. Da keine Besserung erfolgte und da er kein besonderes Vertrauen auf Aerzte überhaupt hatte, so riethen seine Domcapitulare, er möge ältere Aerzte aus der Entfernung beiziehen.

Vergebens rieth der örtliche Landgerichtsarzt Rößler zum Aderlaß, gegen welchen der Bischof eine Abneigung erst zu Eichstätt hatte, obschon er zu Bamberg manchmal seine Ader gegen Entzündung gerne hatte öffnen lassen. Er ließ kein Mittel anwenden, welches ihn retten konnte, sondern erhöhte noch das Uebel durch Spazierengehen bei feuchter Witterung so sehr, daß endlich die Kopfschmerzen ganz unausstehlich wurden und 8 Tage vor seinem Tode eine Lähmung eintrat, welche ihm das Stehen und Gehen ohne fremde Hilfe unmöglich machte. Selbst ahnend die drohende Gefahr seines Lebens und schon längere Zeit immer vom Tode sprechend, dictirte er am 26. Januar 1835 seinen letzten Willen mit beispielloser Fassung in das landgerichtliche Protokoll. Am 29. wurde ihm auf eigenes Verlangen das letzte Abendmahl und die Oelung in der rührendsten und erbaulichsten Weise gereicht. Erst jetzt wurden zwei fremde Aerzte gerufen, von welchen der Medicinalrath Wiedemann zu München ihn lebend nicht mehr treffen konnte. Am 30. wurde eine Ader geöffnet, auch Blutegel angesetzt; allein diese Mittel waren zu spät und eine bald eingetretene dauerhafte Schlafsucht verkündete, daß keine Rettung mehr möglich sei. In der Mitternacht vom 31. Januar auf den 1. Februar entschlummerte er ganz ruhig. Bei der spätern Oeffnung seines Hauptes zeigte sich ausgetretenes Blut, gegen welches ein Aderlaß vielleicht das einzige Rettungsmittel gewesen wäre. — Während seines ganzen Lebens war er munter, heiter, strozzend von der blühendsten Gesundheit, höchst gefühlvoll für die leidende Menschheit und theilte von seinem segenreichen Einkommen in jeder Periode weit mehr an die Dürftigen aller Klassen mit, als man von ihm erwarten konnte. Das ihm zugefallene Vermögen seiner früher gestorbenen drei ledigen Geschwister gab er schon 2 Jahre vor seinem Tode an seine 6 Neffen und Nichten; daher er nur mit dem aus seinem persönlichen Einkommen erübrigten Vermögen seine kränkelnde Nichte Strüpf und deren gemüthskranken Bruder, Dr. Oesterreicher, wie das durch seine Opfer erneuerte Priesterhaus und die Armen zu Eichstätt, auch jene zu Bamberg, berücksichtigen konnte. Sein Bisthum verlor an ihm einen Hirten, wie seit Jahrhunderten keiner daselbst war. Deswegen strömten aus mehreren Theilen des Sprengels viele Honoratioren und Landleute zu seinem Leichenbegängnisse herbei, welches nach seiner hohen

Würde vollzogen wurde, obschon er verfügt hatte, daß er nur in den allgemeinen Kirchhof ohne alles Gepränge durch einen einzigen Priester begraben werden sollte. Seine zahlreichen Freunde werden den innigst ergebenen Zeitgenossen und Mitschüler nie vergessen.

* 37. Heinrich Julius Jäger,

Registrator der Kriegs- und Domänenkammer in Münster;

geb. am 28. Oct. 1751, gest. den 1. Febr. 1836.

Jäger, geboren zu Hannover, erhielt den ersten Unterricht in einer der dortigen Stadtschulen, widmete sich dem Bergbau, späterhin aber auf Zureden seines ältesten Bruders, des Kriegscommissärs und Controleurs bei der Kriegskasse zu Minden a. W., unter dessen Anleitung dem Kassenfach. Auf sein Ansuchen wurde er jedoch am 22. Sept. 1778 als Assistent in der Kriegsregistratur der königl. preußischen Kammer zu Minden angestellt, am 1. Juli 1788 in die geheime Registratur des Departements der westphälischen Provinzen zu Berlin berufen und am 3. März 1789 als Registrator bei der Tecklenburg-Lingenschen Kammerdeputation zu Lingen unter so günstigen Aussichten ernannt, daß er diese Ernennung nicht, wie er es bereits 1787 gethan hatte, ablehnen konnte. Am 25. Februar 1794, nach Aufhebung genannter Kammerdeputation, kam er wieder zur Mindenschen Kammer und am 18. November 1803 als Registrator der Kriegs- und Domänenkammer nach Münster, wo ihm zugleich die Erhebung der damals nicht unerheblichen Sportelgelder und zwar, wegen seiner bisher bewiesenen Redlichkeit, ohne Caution übertragen wurde. 1809 entließ die Fremdherrschaft ihn als preußischen Beamten; nach fünf sehr kummervollen Jahren wurde aber sein innigster Wunsch, daß jene aufgehoben werden möchte, erfüllt und er wieder in sein früheres Dienstverhältniß eingesetzt. Am 22. Septem. 1828 feierte er den Schluß des 50. Dienstjahres, wo ihm, auf Veranlassung des königl. wirklichen Geheimen-Rathes und Oberpräsidenten Freiherrn v. Vincke, von dem König eine Pension für seine Frau, auf den Fall seines frühern Ablebens, zugesichert und somit manche trübe Stunde für die Zukunft erspart wurde. Am 1. Januar 1833 wurde er in Ruhestand versetzt, nachdem er 54 Jahre mit unbegränzter Anhänglichkeit an das Königl. preußische Haus gedient und immer Treue und

Eifer bei seinen gewöhnlichen, wie auch außergewöhnlichen Geschäften gezeigt hatte. Zu letzteren gehören unter andern folgende: Im Januar 1779 führte er 170 Rekruten zur Ergänzung des zur 2. königl. preußischen Armee in Sachsen gehörigen Infanterieregiments von Lossau von Minden nach Hamburg, im August 1787 2 nach Holland bestimmte Compagnien des Jägerbataillons von Valentini von Minden nach Lippstadt, im Sept. 123 mit Mehl beladene, für die k. preuß. Armee in Holland bestimmte Wagen von Vlotho nach Lippstadt, im October 50 dergleichen Wagen von Schlüsselburg nach Osnabrück, im December die Suite des Herzogs von Braunschweig von Minden nach Braunschweig, im Frühjahr 1788 das Bataillon von Valentini von Holland nach Minden und 1795 wurde er mit Aufnahme der Kornvorräthe in der Umgegend von Minden, Bielefeld und Herford und mit einem Korntransport von Stadthagen nach Minden beauftragt. — Er starb im 85. Jahr an einer Unterleibsentzündung. Bei einer äußerst einfachen Lebensweise hatte er selten und während der letzten Krankheit kaum 6 Tage das Bett gehütet, doch aber viele, recht harte Tage erlebt, welche ihm durch die Brodlosigkeit während der Fremdherrschaft und durch den Verlust von sechs, meistens erwachsenen Kindern bereitet worden waren. Er hinterließ eine Witwe und einen Sohn.

38. D. Michael August Ries,

Director und Professor am katholischen Schullehrerseminar zu Bensheim (Großh. Hessen);

geb. im J. 1787, gest. d. 1. Februar 1835 *).

Geboren zu Forchheim bei Freiburg im Breisgau, machte er seine Gymnasialstudien theils an dem akademischen Gymnasium zu Freiburg und theils in dem ehemaligen Stift St. Peter auf dem Schwarzwalde, hörte zwei Jahre lang philosophische Vorlesungen zu Freiburg und widmete sich sodann dem theologischen Studium, das er zu Wien begann und zu Freiburg vollendete. Im J. 1814 zum Priester ordinirt, wurde er an mehreren Orten als Kaplan und zuletzt zu Rastadt zugleich als Lehrer an dem dortigen Schullehrerseminar angestellt. Von da erhielt er im J. 1820 den Ruf zur

*) Großherzogl. hess. Zeitung. 1835. Nr. 49.

Direction des damals neu errichteten Schullehrerseminars zu Bensheim. 14 Jahre hat er diesem Institute vorgestanden und gegen 200 Zöglinge daraus entlassen und hat das Vertrauen seines neuen Landesfürsten und dessen Regierung, die ihn berief, vollkommen gerechtfertigt. Der Eifer, die Liebe und Begeisterung, womit er für seinen Beruf erfüllt war, blieben sich stets gleich frisch und lebendig. Nichts Wissenswerthes, was die pädagogische Literatur darbot, ließ er unbeachtet, um seine Kenntnisse zu erweitern. Seine Muße verwendete er zu schriftlichen Arbeiten, seine Ferien zu Erholungsreisen, aber immer verbunden mit dem Zwecke, sich Erfahrungen zu sammeln, die seine Berufsthätigkeit fruchtbar machen konnten. Mit den Kenntnissen verband der Verewigte einen Charakter, der alle Eigenschaften zum Director einer solchen Anstalt im vorzüglichsten Grade in sich vereinigte. Ein hoher Ernst, der treue Spiegel seiner von der Größe und Wichtigkeit des ihm anvertrauten Amtes tief ergriffenen Seele, leuchtete aus seinem ganzen Wesen; fest hielt er auf die nothwendige Zucht und Ordnung unter den Zöglingen und im Hause überhaupt und ging in letzterer mit seinem Beispiele in gewissenhafter Pünktlichkeit voran. Mit dem zweiten Lehrer und Hilfslehrer des Seminars lebte er in freundlich zusammenwirkendem Verhältnisse; streng, aber gerecht, gerad und offen, fern von aller Parteilichkeit, war er in Beurtheilung und Behandlung der Zöglinge, wobei ihm ein geübter Blick in die jugendlichen Herzen zur Seite stand, überall aber die Liebe ihn leitete. Sein Ernst, wie groß er war, stieß daher dennoch nicht ab, denn er galt der Sache; seine Strenge verletzte nicht, denn sie war gerecht; seine Rügen erbitterten nicht, denn er liebte seine Zöglinge und das wußten sie. Hieraus läßt sich auch die gewiß seltene Erscheinung erklären, daß während der 14jährigen Amtsführung des Verblichenen kein Vorfall im Seminar sich ereignete, der das Einschreiten der höhern Behörde, sei es auf sein oder eines Zöglings Anrufen, nothwendig gemacht hätte. Der träge oder ungesittete Jüngling, welcher keinen Eifer für seinen Beruf bethätigte, keinen frommen, gottesfürchtigen Sinn und Wandel an den Tag legte, hatte bei Ries keine Ruhe er mußte sich bessern oder aus dem Hause scheiden. Letzteres geschah zwei- oder dreimal und die betreffenden Individuen schieden jedesmal von selbst, weil sie zur Ueberzeugung waren gebracht

worden, daß ihnen die Eigenschaften zum Lehrerberufe fehlten. Diese Thatsachen sprechen laut und die vielen wackern jungen Schulmänner, welche aus dem Seminar zu Bensheim hervorgingen und mit heiligem Geiste, der von Oben kommt und den das Institut in ihnen zu begründen und zu bestärken suchte, das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit verbreiten, dem Staate und der Kirche gute Glieder bilden helfen, bezeugen es: daß der Fürst einen treuen Diener, der Staat und die Kirche einen redlichen Arbeiter und insbesondere die Schule einen eifrigen Freund und Beförderer und das Seminar einen hochwürdigen Vorstand verloren hat. — Seine Schriften sind: Ueber die Unzulänglichkeit der Werktagsschulen z. Gesammtbildung d. Jugend. Darmstadt 1824. — Kleine Ausbeute a. d. Leben für d. Leben; gesammelt auf e. Reise 2c. Ebd. 1827. — Ueber d. höchst folgenreiche Zusammenwirken z. bessern Gedeihen der Elementarschulen und d. Volksbildung. Mannh. 1829. — Das Elementarschulwesen u. d. Volksbildung als Angelegenheit aller Stände. Ebd. 1831. — Die Einrichtung, der Fortgang und Bestand des Schullehrerseminars in Bensheim, nach pädagog. Grundsätzen dargestellt. Heidelb. 1833.

* 39. Franz Wilhelm Engelhard,

Hofgerichtsassessor und Oberfreigraf zu Werl (Prov. Westphalen); geb. im J. 1754, gest. den 2. Febr. 1835.

Engelhard wurde zu Olpe, Herzogthums Westphalen, wo sein Vater, wie die Vorfahren bis zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunders hinauf, Eisenwerke und Kaufmannschaft betrieb, im Jahre 1754 geboren. Er widmete sich den Studien, frequentirte die Gymnasien zu Attendorn und Köln, studirte zu Köln und Mainz die Rechtswissenschaft, promovirte 1782 und begann seine praktische Laufbahn zu Werl als Advocat, wo er später als advocatus fisci, dann als Assessor bei dem Officinalat- oder geistlichen Hofgerichte (dieser obern für das ganze Herzogthum Westphalen bestellten Justizbehörde) angestellt wurde. Seinem Schwiegervater, dem Oberfreigrafen Hofrath Loockskopf, folgte er 1784 in dem Amte eines Oberfreigrafen. Als im J. 1802 das Herzogthum Westphalen mittelst der französischen Revolution an das Herrscherhaus Hessendarmstadt fiel und das Werler Hofgericht aufgelöst wurde, da ward En-

gelhard an die provisorische Regierung und später, nach vollendeter Organisation an das Hofgericht in Arnsberg versetzt, aber im J. 1805 auf sein Ansuchen, da seine Anwesenheit in Werl dringend nothwendig geworden und Widerwärtigkeiten mancherlei Art ihn drängten, pensionirt und ihm die advocatorische Praxis gestattet. Er starb kinderlos in Werl am oben genannten Tage an Altersschwäche mit Hinterlassung einer Witwe. Engelhard schließt die Reihe der Oberfreigrafen, mit denen er der Alles richtenden Geschichte angehört *).

Werl. Brunswicker.

* 40. Karl Paul Emil Theod. Brunnquell,

Landesdirectionssecretär zu Weimar;

geb. d. 25. Dec. 1790, gest. am 4. Febr. 1835.

Brunnquell wurde in Weimar geboren. Sein Vater war Daniel Wilhelm Brunnquell, früher Kriegscassirer, später Bürgermeister mit dem Titel als Rath daselbst, ein um Weimar wohlverdienter, würdiger Mann; seine Mutter Sophie Gertrude, geb. Gleichmann, verwitwet gewesene Kühne, aus Ilmenau. Er genoß nebst einer, einige Jahre ältern, später im Lenze ihres Lebens gestorbenen Schwester eine treffliche Erziehung, welche alle in ihm ruhenden Keime zur schönsten Blüthe entfaltete. Begabt mit einem ebenso kindlich offenen Charakter, als mit lebendiger Phantasie und regem Geiste, fand er in seinem Vater den liebevollen, einsichtigen Erzieher, den Wecker mancher in ihm schlummernden Eigenschaften, den kräftigen Leiter und Führer seiner Jugend. Seine Mutter, eine sanfte, verständige Frau, Hausfrau, Ehefrau und Mutter im schönsten Sinne, theilte dem muntern, aber jedes edeln Eindrucks fähigen Knaben jene Sanftheit, religiöse Richtung des Gemüths, Innigkeit und Zartheit der Empfindung mit, die einen Grundzug seines Charakters durch das ganze Leben bildeten. Sonach war das elterliche Haus eine tüchtige Pflanzschule, in welcher der Knabe, leiblich und geistig, wa

*) Ueber die Bedeutung des an das Herzogthum Westphalen (die rothe Erde) sich knüpfenden Oberfreigrafenthums und wie Engelhard als Oberfreigraf mehrere Freigrafen creirt, wie von diesen die Appellationen an ihn gingen u. s. w., ist in Nr. 20. und 46. des rheinisch-westphälischen Anzeigers von 1835 gesprochen, worauf wir hier verweisen wollen.

ker gedieh. Mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, kam er im 13. Jahr auf das Gymnasium seines Geburtsortes. Gleich vortheilhaft ausgezeichnet durch sittsames Betragen, Sanftmuth und Bescheidenheit, wie durch Wißbegierde, Fleiß und Thätigkeit, erwarb er sich bald die Liebe und Zuneigung nicht nur seiner Mitschüler, sondern auch der Lehrer in reichem Grade und vollendete den Schulkursus in so kurzer Zeit, daß er bereits Ostern 1809 die Hochschule Jena beziehen konnte, wo er sich dem Studium der Rechte widmete. Drei, unter stetem Fleiße vollbrachte, aber mit allen jenen Freuden jugendlich unbefangener Heiterkeit und Geselligkeit gewürzte Jahre des Studentenlebens genoß Br. in Jena, unter der Leitung ausgezeichneter, berühmter Lehrer, worauf er, zur Vervollkommnung seiner juristischen Bildung, den Aufenthalt in Jena mit der Universität Leipzig vertauschte. Hier, wie dort, verlebte er, im Kreise trefflicher Familien, ähnlich gesinnter und gleichstrebender Gefährten freundliche Tage, knüpfte und befestigte manch' inniges Freundschaftsband für das ganze Leben. Seine musterhafte Jugenderziehung, sein biederer Sinn, seine Einsicht, verbunden mit jener, reinen und gesitteten Naturen eigenen Bescheidenheit, bildeten in ihm eine sichere Schutzwaffe, wie vor Leichtfertigkeit und Frivolität, so vor Selbstüberschätzung, Eigendünkel, kecker Zuversichtlichkeit und Anmaßlichkeit. Das gesteckte Ziel inmitten einer, durch die Stürme eines verheerenden Kriegs vielbewegten, unruhevollen Zeit fest im Blick behaltend, weder rechts, noch links abweichend, lebte er seiner Bestimmung treu und redlich nach und kehrte, bereichert an Geist und Seele, mit dem Bewußtsein wohlangewandter Studienjahre, Ostern 1813 in seine Vaterstadt zurück. Jene ewig denkwürdige Drang- und Sturmperiode lastete mit ihren schwarzen Fittigen schwer auf dem ganzen deutschen Vaterlande. Die Segnungen des Friedens hatten sich vor der wilden, rücksichtslosen Herrschaft des Kriegs geflüchtet, Deutschland war noch nicht befreit von den beengenden und beängstigenden Banden fremder Herrschaft und mit bangem Gefühle blickte man damals der nächsten, viel entscheidenden Zukunft entgegen. In solcher Zeit bedurfte es thätig wirkender Kräfte nach Innen und nach Außen. Brunnquells Zurückkunft von der Academie fiel in diese Zeit. Alsbald nach seiner Rückkehr in die Heimathstadt wurde er durch ein Decret

vom 9. April 1813 als Registrator bei dem damaligen Polizeicollegium in Weimar angestellt, wo sich ihm gerade jetzt ein reiches Feld der Thätigkeit, ein umfassender Wirkungskreis darbot. — Gleich bei seinem Eintritt in den Staatsdienst ward diese Thätigkeit zu einem wichtigen, bedeutenden Geschäfte in Anspruch genommen. — Der Kaiser Napoleon hatte nach dem für ihn so verhängnißvollen russischen Feldzuge an der Spitze eines neuen Heeres, den Streitmächten der Verbündeten gegenüber, Deutschland wieder mit Krieg überzogen. Gegen Ende des April langte er auf dem Wege zu einer entschiedenen Schlacht in Weimar an. Es galt, dem Vicekönig von Italien, Prinzen Eugen, welcher sich mit seinen Truppen hinter die Elbe zurückgezogen und das Hauptquartier in Halle genommen hatte, höchst wichtige, den Operationsplan und die Vereinigung seiner Mannschaften mit der neuen großen Armee betreffende, geheime Instruktionen, durch einen zuverlässigen Mann zu hinterbringen. Der junge Brunnquell wurde, auf den Vorschlag seiner vorgesetzten Behörde, von Napoleon zu dieser schwierigen und mit persönlicher Gefahr verknüpften Sendung ausersehen, denn die Preußen und Kosacken schwärmten in der ganzen Umgegend zahlreich umher. Obwohl mit widerstrebendem Herzen — denn er war für die deutsche Sache begeistert — vollzog Brunnquell diesen Auftrag muthig, glücklich und erfolgreich. Ohne Anfechtungen kommt er des Nachts im Hauptquartier zu Halle an und wird, nach mehrfachen Ausforschungen und Examinationen durch die wachthabenden französischen Officiere vor das Bett des Vicekönigs, an welchen direkt seine Sendung lautet, auf dringendes Begehren geführt. Kaum hat der Vicekönig — aus dem Schlafe geweckt — die Depesche des Kaisers gelesen, als er vom Lager aufspringt und „Generalmarsch“ kommandirt. Hunderte von Trommeln rufen die Soldaten unter die Waffen zum schleunigsten Aufbruch. Das ganze Armeekorps setzt sich in Bewegung und Brunnquell eilt ihm, mit der Ordre, den Marschall Bessières von der Ankunft der Eugenschen Truppen zu benachrichtigen, voran. In Naumburg trifft er den Marschall, der, hoch erfreut über die glückliche Ausführung des Auftrags, den jungen Mann mit Lobsprüchen ob seines bewiesenen persönlichen Muthes und des dem Heere geleisteten großen Dienstes überhäuft und ihm eine bedeutende Geldsumme als Belohnung

anbietet. Allein Brunnquell weißt das Gold so beschei- den als bestimmt zurück, weil er einen solchen Dienst nicht für Gold geleistet habe; der Marschall sichert ihm aber seine Verwendung bei Napoleon wegen einer wohl verdienten Ordensauszeichnung zu. Letztere hat Brunnquell nicht empfangen, denn Bessières fiel bekanntlich wenige Tage darauf, Tags vor der Schlacht bei Lützen, beim Recognosciren von einer Kanonenkugel getroffen und Brunnquell mit seinem deutschen Herzen geizte auch kei- neswegs nach einer Belohnung von Seiten des Feindes. Nachdem er, von seiner Sendung zurückgekehrt, einige Zeit auf dem Weimarischen Kommandanturbureau gear- beitet und dann mehrere Monate die Sekretariatsge- schäfte bei dem Polizeikollegium allein besorgt hatte, wurde er im October 1813 als Platzcommandant nach Buttelstädt beordert, weil in jener Gegend, die ganz be- sonders unter dem Druck des Kriegs seufzte, Aufrecht- haltung der Ordnung, Aufsicht, Obhuth und leitende Fürsorge dringend Noth that. Kaum war er dort ange- kommen, als seine mitgebrachten Effekten von Kosacken, welche bei Nacht einbrachen, während er den Komman- danten derselben aufsuchte, geplündert wurden. Bald darauf, nach dem entscheidenden 18. October, begann der Rückzug der ganzen französ. Armee durch Buttel- städt, von welcher verschiedene Korps drei Nächte hin- durch in dem Städtchen und um dasselbe bivouaquirten. Ihr folgte ein großer Theil des Heers der Alliirten. Daß es nicht unter die geringen Aufgaben gehörte, in einem fast von allen Hilfsmitteln entblößten kleinen Orte, wie Buttelstädt, in welchem überdies während des Rückzugs der Franzosen Feuer ausbrach, den von allen Seiten an den Platzkommandanten gestellten Aufforde- rungen zu entsprechen und die Stadt vor Plünderung zu schützen, bedarf kaum der Erwähnung. Allein Br. wußte, vermöge seiner Besonnenheit, Ruhe und eines richtig erwägenden Blicks, sowie durch Würde, Uner- schrockenheit und Leutseligkeit, dem schwierigen Posten Ehre zu machen und seiner Stellung Geltung zu ver- schaffen und es gelang ihm, mit Hilfe der ihm beigege- benen wenigen Gensdarmen und Husaren, ingleichen der später schnell gebildeten Bürgergarde, das Schick- sal einer Plünderung von dem bedrängten Orte abzu- wenden. Selbst bei dunkler Nacht stellte er sich den Soldaten muthig entgegen und vertrieb die Plünde- rungslustigen. Während des in einiger Nähe stattfin-

denden Scharmützels zwischen dem General Grafen Wittgenstein und dem französischen Marschall Oudinot eilte er auf das Schlachtfeld, um dem General Wittgenstein Buttelstädt, wo eben erst die Flammen gelöscht worden waren, dem aber die bereits in die Stadt fallenden russischen Kanonenkugeln den Untergang droheten, als eine Weimarische Stadt zu empfehlen. Diese, mit nicht unbedeutenden Schwierigkeiten verbundene Expedition vollzog Br. eben so umsichtig, als erfolgreich, obschon er anfangs von den herumschwärmenden Kosacken, als vermeintlicher Franzose, gefangen genommen und abermals geplündert worden war. Bei seinem Abgange von Buttelstädt ward ihm durch den dortigen Stadtrath in einer öffentlichen schriftlichen Danksagung das ehrenvolle und wohlverdiente Zeugniß ertheilt, daß er mit Gefahr des eigenen Lebens die Stadt geschützt habe; von seiner vorgesetzten Behörde aber erhielt er das Anerkenntniß, in der Zeit der Noth seine Pflicht treulich, wie ein ächter Patriot, erfüllt zu haben. Auch als Platzkommandant in Weimar bethätigte er Eifer, Einsicht und Entschlossenheit. Als im December 1813 auch an die Unterthanen des Weimarischen Staates die Aufforderung zum freiwilligen Eintritt in den Kriegsdienst erging, war Brunnquell einer der Ersten, die sich in die Reihe der Freiwilligen stellten; er mußte jedoch, dem Befehle seines Landesherrn Folge gebend in Weimar, wo ihn seine Pflicht als Platzkommandant hielt, bleiben und wurde überdies durch ein, im Verkehr mit kranken Soldaten, im Dienst sich zugezogenes heftiges Nervenfieber mehrere Wochen an das Krankenlager gefesselt. Im Jahr 1815 wurde er zum Secretär bei der großherzogl. Landesdirection (1. Sektion in Weimar) bebefördert. Im J. 1826 verband ihn die innigste, reinste Liebe mit Amalie Louise Voigt aus Naumburg, der treuen Gefährtin seines Lebens, einer mit jeder weiblichen Anmuth und Tugend geschmückten Frau. Eine gewiß seltene Uebereinstimmung der Charaktere, Ansichten, Gesinnungen, Neigungen und Gefühle machte diese Ehe zu einer der glücklichsten und als sie der Himmel nach vier Jahren mit Kindern segnete, war das Glück der Gatten gekrönt. — So floß nun die Lebensquelle desselben rein, hell und ungetrübt dahin und selbst der Unfall des abnehmenden Gehörs, der ihn, den so lebensfrohen, geselligen Menschen, den thätigen, rüstigen Geschäftsmann doppelt hart traf, war nicht vermö-

gend, seine Heiterkeit, seinen Frohsinn zu stören, oder gar zu verscheuchen. — Sein seit langer Zeit gehegter Lieblingswunsch, Italien, das Land der Kunst, der ewig jungen Natur und der großartigsten Erinnerungen zu sehen, ging ihm endlich im J. 1834 schön in Erfüllung. Mit einem gleichgesinnten und gleichfühlenden, treuen Jugendgenossen und Freunde Schnaubert legte er diese Reise zurück, die, wie er sich oft mit Begeisterung gegen alle seine Freunde aussprach, eine Fundgrube des höchsten Genusses, der gediegensten Nahrung für seinen Geist und sein Herz war. Mit welchem richtigen, unbefangenen Blick, mit welchem reellen Nutzen er die Bilder und Eindrücke dieser Reise in sich aufgenommen, mit welchem Eifer er geschaut, beobachtet, sich unterrichtet hat, bekunden die an seine Gattin gerichteten, glühende Begeisterung athmenden Briefe, bezeugen alle diejenigen, welche Italien kennen und Brunnquells Mittheilungen hörten. — Ein bösartiges Nervenfieber raffte ihn am oben genannten Tage, nach 14tägigem Krankenlager, den Bemühungen und der Kunst der Aerzte spottend, hinweg. — Sein biederer, gerader, männlicher Charakter, seine schlichte, redliche, uneigennützige Denk- und Handlungsweise, seine Leutseligkeit, Bereitwilligkeit zur Unterstützung und Förderung jedes edlen Zwecks, sein oft und schön bewährter Wohlthätigkeitssinn, die zärtliche, liebevolle, treue Anhänglichkeit an seine Familie und an seine Freunde, denen stets ein warmes, offenes, theilnehmendes Herz entgegenschlug, sein eifriges, unverdrossenes Walten im Geschäftsleben, seine hohe, begeisterte Vaterlandsliebe, sein Sittlichkeits- und strenges Rechtlichkeitsgefühl, — Eigenschaften, die den Menschen, den Unterthan und den Staatsbürger im hohen Grade zieren, — mußten ihm die Herzen zuführen und gewinnen, die allseitigste Hochachtung sichern — und wenn Göthe's *) Spruch:

„Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens Anderer erfreut," —

Wahrheit sagt, so konnte Brunnquell als ein Lebendiger im schönsten Sinne des Wortes gelten. — Von ihm ist erschienen: Göthe's Gedächtnißfeier. Ein Gedicht. Ilmenau 1832.

Franz Müller.

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 197.

* 41. Dr. Friedrich Gottlieb von Busse,

königl. sächs. Bergcommissionsrath u. emerit. erster Professor der Mathematik, Physik und Bergmaschinenlehre an der Bergacademie zu Freiberg, Doctor philosophiae honor. der Universität Halle, Professor honor. der Universität Wilna, Mitgl. u. Correspondent d. Academie der nützl. Wissenschaften zu Mainz, der mathematisch-physikalischen Gesellschaft zu Erfurt, der gelehrten Gesellschaft zu Göttingen, der ökonom. Gesellschaft zu Leipzig, der mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaus, der Natur- u. Landeskunde u. der mineralog. Gesellschaft zu Jena;

geb. d. 3. Apr. 1756, gest. am 4. Febr. 1835.

Zu Gardelegen in der Altmark geboren, woselbst sein Vater, Thomas Christian Busse, Superintendent u. luther. Pastor war, erhielt er auf der dortigen Schule seine erste Vorbildung; bald nach seines Vaters Tode aber, welcher am 19. April 1769 erfolgte, kam er auf das Gymnasium zu Salzwedel und besuchte nach seinem Abgange von da das Kloster Unserer lieben Frauen zu Magdeburg, welche letztere Anstalt er im J. 1775, mit den besten Kenntnissen ausgestattet, als Senior verließ, um sich nun dem Studium der Theologie zu widmen, zu welchem Zwecke er sich auf die Universität Halle begab. Hier lag er drei Jahre seinen Studien mit ausdauerndem Fleiße und gutem Erfolge ob und erhielt bei seinem Abgange von der dortigen Universität, im Juli 1778, eine sehr ausgezeichnete Censur von der theologischen Fakultät derselben. Später jedoch widmete er sich ausschließend dem Erziehungsfache und — seiner Lieblingsneigung folgend — dem Studium der Mathematik und Physik, welche Wissenschaften er schon in Magdeburg mit besonderer Vorliebe getrieben und einen sehr guten Grund dazu gelegt hatte. Er begab sich von Halle nach Dessau, wo er bei dem damals sehr blühenden Philanthropin schon am 1. April 1779 als Professor und Directionsmitglied angestellt wurde. In dieser Stellung verheirathete er sich im Mai 1784 mit der einzigen Tochter des Kammerassistenzraths Wepel zu Stendal, aus welcher Ehe ein Sohn, Friedrich Rudolph, entsproß, welcher sich dem Fache seines Vaters widmete, früher Lehrer der Mathematik und Physik am königl. Pädagogium zu Halle war, während welcher Zeit er im J. 1812 promovirte, 1815 Assessor der herzogl. anhalt-bernburg'schen Bergwerksdirection in Harz-

gerode wurde und jetzt seit 1828 als herzogl. anhalt-bernburg'scher Bergcommissionsrath privatisirt und das Rittergut zu Bleckendorf bei Egeln als Mitbesitzer bewirthschaftet, auch in der Literatur rühmlich bekannt ist. — Im Jahr 1786 ernannte unsern B. die Mainzer Academie der nützl. Wissenschaften, in Folge seines damals schon sehr ausgebreiteten literär. Rufs, zu ihrem Mitgliede. — Nach Auflösung des Philanthropins in Dessau, im J. 1793, wurde er, nachdem er schon im J. 1785 zum Instructor des jungen, am 27. Mai 1814 verstorbenen Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Dessau erwählt worden war, in die näheren Dienste des damaligen regierenden Fürsten, nachherigen Herzogs von Anhalt-Dessau, Leopold Friedrich Franz, dessen besonderer Gnade er sich zu erfreuen hatte, gezogen, mit Arbeiten beim Wasserbau und mit der Direction der Feuerlöschanstalten im damaligen Fürstenthum Dessau beauftragt, während welcher Amtsführung er sich bedeutende Verdienste erworben hat. Während dieser Zeit setzte B. seine literärischen Arbeiten fleißig fort und wurde im J. 1796 von der mathematisch-physikalischen Gesellschaft zu Erfurt und 1798 von der Göttinger gelehrten Gesellschaft zum Mitgliede und Correspondenten erwählt. Im December 1799 wurde er zum Anhalt-Dessauischen Hofrath ernannt und arbeitete in dieser Zeit ein neues sehr zweckmäßiges Regulativ für die Dessauer Witwenkasse aus. Nicht lange nachdem er diese Arbeit vollendet hatte, erhielt er den sehr ehrenvollen Ruf als Professor der Mathematik, Physik und Bergmaschinenlehre an die damals kurfürstlich sächs. Bergacademie zu Freiberg, mit dem Prädicate eines Commissionsrathes, welchem er folgte und dieses Amt am 12. Dec. 1801 antrat. Hier lebte er nun ganz in seinen Lieblingswissenschaften, theils mit vollem Eifer seinen amtlichen Beruf als Lehrer erfüllend, theils, wie schon seit dem Jahr 1781, mit dem schönsten Erfolg als Schriftsteller; wurde 1804 von der Leipziger okonomischen Gesellschaft zum Mitgliede und 1808 von der Universität Halle zum Dr. philos. honor. ernannt. Das folgende Jahr, 1809, bereitete ihm herbe Trauer, indem er im Herbst desselben seine Gattin durch den Tod verlor. Im J. 1810 wurde er zum Mitgliede des Rathes in Freiberg erwählt und fungirte bei selbigem als Senator bis zur Einführung der neuen Städteordnung im Königreich Sachsen, mit welchem Amte er zugleich das eines Cen-

sors zu verwalten hatte. Am 29. Juni 1811 wurde derselbe vom Könige von Sachsen in Anerkennung seiner vielfach bewährten Gelehrsamkeit und treu geleisteten ausgezeichneten Dienste in den Adelstand erhoben, in selbigem Jahre auch von der mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde zum Mitgliede und Correspondenten erwählt und ebenso auch im Jahr 1814 von der mineralogischen Gesellschaft in Jena. Königl. sächs. Bergcommissionsrath wurde er im J. 1817. Nachdem derselbe nun eine Reihe von Jahren in ununterbrochener Ruhe seinem Berufe gelebt hatte, auch noch im Jahr 1825 von der Universität Wilna zum Professor honor. ernannt worden war, suchte er im J. 1827, wegen seines vorgerückten Alters, um seine Entlassung vom Lehramte an, welche ihm auch in Rücksicht dessen im August desselben Jahres gewährt wurde und zwar mit Beibehaltung seiner Titel und seines ganzen Gehaltes. Im Jahr darauf, 1828, belohnte ihn auch noch der König von Preußen, wegen Uebersendung einiger seiner neuesten mathematischen Schriften, mit der goldenen Medaille. Am 2. April 1829 beging er unter vielen ihm von seiner Umgebung bereiteten Feierlichkeiten sein 50jähriges Jubiläum, wobei sich die allgemeine Liebe und Achtung, welche er genoß, im vollkommensten Maße bethätigte. Auch noch nachdem er sich zurückgezogen hatte, beschäftigte er sich unausgesetzt thätig als Schriftsteller. Nur erst ganz kurze Zeit vor seinem, nach 6wöchentlichem Krankenlager durch ein bösartig gewordenes Katarrhalfieber herbeigeführten Tod, hatte derselbe endlich auf vieles Zureden und eindringliche Vorstellungen seiner Verwandten und Freunde, nachgegeben und den festen Entschluß gefaßt, das angestrengte Arbeiten aufzugeben und seine noch übrigen Tage in der Familie seines Sohnes zu verleben; doch das Schicksal hatte es anders beschlossen. — v. B. wußte sich als Lehrer die vorzügliche Achtung und Liebe seiner Schüler und Zuhörer, sowie in Erfüllung seiner Amtspflichten die seiner Vorgesetzten, Collegen und Untergebenen zu erwerben, wovon er noch in spätern Jahren sehr häufig die schönsten Beweise erhielt und ihm dadurch manche überraschende Freude bereitet wurde. In seinen Dienstverhältnissen und als Mensch zeichnete er sich durch strenge Rechtlichkeit und Biedersinn vorzugsweise aus und widerrechtlich Unterdrückten gewährte er gern seinen mög-

lichsten Beistand. Bei seinem schon früher immer unsichern Gesundheitszustande durfte man sich eigentlich ein so hohes Alter, wie er erreichte, nicht versprechen, denn in seinen mittlern Jahren war er sehr schwächlich, häufig unwohl und sehr zur Hypochondrie geneigt, hatte auch während der Dauer seines Lebens zwei sehr schwere Krankheiten zu überstehen. Sehr nachtheilig auf seine Gesundheit mag wohl die zu anhaltende, eifrige Beschäftigung mit, den Geist sehr anstrengenden, besonders schriftstellerischen Arbeiten, gewirkt haben und die Hauptursache seines häufigen Uebelbefindens gewesen sein, unter welchen Umständen wir es bei seinem sehr lebhaften und reizbaren Temperamente nur seiner ausgezeichnet regelmäßigen und sehr enthaltsamen Lebensweise zu verdanken haben, daß sein der Welt so nützliches Leben nicht schon früher endete. Gute Musik, die er von Jugend auf selbst mit Fleiß und Liebe übte und in deren Theorie er auch sehr bewandert war, diente vorzüglich zu seiner Erheiterung, sowie jährliche Reisen, die sich jedoch in den letzten Jahren hauptsächlich auf den Besuch des Teplitzer Bades und der Residenz beschränkten, viel zur Stärkung seiner Gesundheit beitrugen. Bei seinem hochgebildeten Geist lebte er größtentheils nur den Wissenschaften; öffentliche Gesellschaften besuchte er sehr wenig und nur die freundliche Aufnahme in einigen gebildeten Familien gewährte ihm einen nähern genußreichen Umgang, wie er ihn wünschte und bedurfte. Zu seiner Erholung war ihm Beschäftigung in seinem Garten sehr angenehm und seiner Gesundheit Bedürfniß geworden. — Sein Kopf war so gestaltet, wie Gall die mathematischen Köpfe annimmt, nemlich eckig und hatte mit dem Kopfe Vieths, dessen guter Freund Busse war, viele Aehnlichkeit. Seine Figur war mehr groß, als klein, sein Gesicht tiefdenkend, ausdrucksvoll. Seine Handschrift war klein und etwas schwer leserlich. Schon sehr früh hatte sich der Verewigte einen bedeutenden literärischen Ruf erworben und trat mit 25 Jahren zum erstenmal als Schriftsteller öffentlich auf. Von ihm sind im Buchhandel erschienen: Erster Unterricht in d. algebraischen Auflösung arithmet. u. geometr. Aufgaben. 1. Th. Dessau 1781. 2. Th. Ebd. 1782. 1. Th. 2. verm. u. verb. Aufl. m. 3 K. Freib. 1808. — Erste Geometrie für Kinder und Jünglinge u. f. d. gemeine Leben. Dessau 1784. 2. A. Ebd. 1789. — Kleine Beiträge z. Mathe-

matik u. Physik u. deren Lehrmethode. 1. Th. Ebd. 1785. — Gemeinverständl. Rechnenbuch f. Schulen. 1. Hälfte. Leipz. 1786. 2. Hälfte. Ebd. 1787. Derselben Hälfte 2. verb. A. Ebd. 1795. 3. verb. A. mit 1 K. Ebd. 1801. 4. verb. A. Ebd 1808. 2 Th. — Anleitung zum Gebrauch dieses Rechnenbuches. 1. Hälfte. Ebd. 1786. 2. Hälfte. Ebd. 1787. 4. verb. A. Ebd. 1808. 2 Th. — Die nöthigsten Kenntnisse zur Körpermessung nebst Visirkunst, m. 1 K. Ebd. 1790. — Beruhigung über die neuen Wetterableiter, eine Schrift f. d. gr. Publikum. Ebd. 1791. — (Besonders aus seinem Rechnenbuch wurden abgedruckt: Uebungsaufgaben f. d. 1. Thl. meines Rechnenbuches. Ebd. 1794.) — Kenntnisse u. Betrachtungen d. neuern Münzwesens, f. Deutsche. 1. Th. Ebd. 1795. — Antheil an den pädagogischen Unterhandlungen. Dessau 1777—1784. — Formulae linearum subtangentium ac subnormalium, tangentium ac normalium et castigatae et diligentius, quam fieri solet, explicatae. Lips. 1798. — J. E. Silberschlags prakt. Abhandl. von Prüfung und richtiger Angabe d. Feuerspritzen, m. Anmerk. u. Zusätzen. Halle 1800. — Neue Erörterungen über plus et minus, Tadel eines bisherigen und Darstellung eines genauern Gebrauchs desselben f. d. Trigonometrie u. andre arithm., stat. u. hydrostatische Aufgaben. 1. Abth. mit 1 Kpfr. Cöthen 1800. — Vergleichung zwischen Carnot's und meiner Ansicht d. Algebra u. unserer beiderseitig vorgeschlagenen Abhelfung ihrer Unrichtigkeit; m. 1 Kpfr. Freiberg 1804. — Betrachtung d. Winterschmidt- und Holl'schen Wassersäulenmaschine, nebst Vorschlägen zu ihrer Verbesserung u. gelegentl. Erörterungen über Mechanik u. Hydraulik. Ebd. 1804. m. K. — Gang und Größe der Weichheit des Wassers, aus d. Versuchen d. Hrn. v. Zimmermann gefolgert. Leipz. 1806. m. 1 K. — Unterricht in der Geometrie. 2 Th. Neue A. mit Kpfrn. Ebd. 1806. 8. A. Freiberg 1808. — Neue Methode des Größten u. Kleinsten, nebst Beurtheilung u. einigen Verbesserungen des bisherigen Systems. 2 Hefte. Freiberg 1808—09. mit 2 K. — Beschreibung e. wohlfeilen u. sichern Blitzableitung, mit einigen neuen Gründen u. Erfahrungen. Leipz. 1811. m. 1 K. — Lebrecht Johann Friedr. Erler's ausführl. Beschreibung d. Pferdegöbels auf d. Grube „Neuer Morgenstern", Erbstolle am Muldenberge bei Freiberg. 2. verb. Ausg. mit An-

merkungen herausgegeben. Freiberg 1811. m. 7 Kpfrn. — Gelegentl. Mittheilungen. Ebd. 1816. — Ueber die Schönborner Kurmethode. Leipz. 1817. (Besonders abgedruckt aus „Gilberts *) Annalen der Physik", Bd. 55, S. 340—363.) — Formulae radii osculatoris quoad valores earum positivos ac negativos et ventilatae et diligentius, quam fieri solet, explicatae. Cum appendice quadruplici. Dresdae 1825. c. fig. — Bündige u reine Darstellung des Infinitesimalcalculs, wie sie besonders auch für wissenschaftl. Praktiker rathsam ist. 1. Bd. Differentialrechnung; m. 2 K. Ebd. 1825. 2. Bd. Beschluß der Differentialrechnung, m. 1 Kpfr. 1826. 3. u. letzter Bd. Integralrechnung, mit 2 K. 1827. — Immanuel Kant's metaphys. Anfangsgründe der Naturwissensch. in ihren Gründen widerlegt, mit von Busse's Bildniß. Dresden u. Leipz. 1828. — Die nöthigsten allgemeinen Lehren d. höhern Maschinen-Mechanik, bündig erwiesen. Dresden 1828. m. 2 Steintfln. — Die Mechanik des Krummzapfens mit Widerlegung aller bisher bekannt gewordenen Theorien. Dresden 1830. — Abhandlungen: Neue Bemerkungen über die Vogeltöne auf Geigen u. Harfen; in d. musikal. Wochenblatte 1792, Nr. 23, S. 177—181. Nr. 24, S. 185—87. — Richtige Wiederholung einer Stelle des Aufsatzes „über Vogeltöne rc.". Ebd. St. 4, S. 110. — Ueber Borsdorfer Aepfel; in d. Anzeigen der kursächs. ökonom. Societät. 1804. Mich. S. 109—114. — Urtheil über die hydraulische Winde des Hrn. Hofrath Garvinus; in Voigt's Magazin f. d. neuest. Zustand d. Naturkunde. Bd. 8. 1804. S. 260—261. — Bemerkungen f. Euler's u. Kersten's, auch Kästner's Vortrag der Mechanik; in Hindenburgs Archiv f. reine u. angewandte Mathematik. Bd. 2. 1798. S. 30—50. — Erinnerungen gegen Kerstens Theorie d. Spritzenbau's, nach dessen Anfangsgründen d. Mathematik. Ebd. Bd. 3, 1. St. S. 237—265. — Beweis des Parallelograms d. statischen Kräfte; in Gilbert's Annalen der Physik. 19. Bd. 1805. S. 323—335. — Einige Mittheilungen f. Mathematiker. Ebd. S. 336—343. — Hauptsächliche Erklärung eines pneumatischen Paradoxon. Ebd. 20. Bd. S. 404—416. — Untersuchungen über die Elasticität des Wassers und über d. Stoßgesetzer. Ebd. S. 504—507. — Ein paar Worte über die

*) Dessen Biogr. s. im 2. Jahrg. d. N. Nekr. S. 477.

jetzige Theorie des Krummzapfens. Ebd. 22. Bd. S. 138 — 147. — Aufforderung (über diesen Gegenstand) an einige Mathematiker, ihr plus et minus zu bewähren. Ebd. 23. Bd. S. 238 — 248. — Erwiederung auf einige dagegen von D. Mollwaide vorgebrachte Bemerkungen. Ebd. 25. Bd. S. 222 — 230. — Eine Anzeige, den Beweis des statischen Hauptsatzes betreffend. Ebd. S. 236 — 238. — Einige Bemerkungen gegen des Hrn. Precht's Erklärung d. großen Sandreaction u. d. pneumatischen Paradoxon's (Annalen 23. Bd. S. 249.). Ebd. 26. Bd. S. 253 — 262. — Schreiben, die merkwürdige hyntometrische Erfahrung (Annalen 25. Bd. S. 327.) u. einige andere Gegenstände betreffend. Ebd. 27. Bd. S. 360 — 363. — Steinregen bei Stammern in Mähren. Ebd. 24. Bd. S. 207 — 209. — Erinnerungen gegen eine neue Formel f. die Kraft oberschlächtiger Räder. Ebd. 30. Bd. S. 415 — 420. — Hydraulische Untersuchung über die Friktion des Wassers in cylindr. Röhren; in e. Folge mehrerer Aufsätze. Ebd. 34. Bd. S. 152 — 202. — Die Stoßgesetze harter Körper, aus der mechan. Hauptgleichung erwiesen. Ebd. 40. Bd. S. 431 — 449. — Vorläufige Mittheilungen. Ebd. 58. Bd. S. 327 — 341. — Neue Erörterung d. parador. Widerstandes d. Luft in langen Gebläseröhren. Ebd. S. 377 — 393. — Endliche Erlösung aus d. Tiefsten des tiefen Schachts. Ebd. 70. Bd. S. 411 — 422. — Die algebraisch-geometr. Küssungsformeln betreffend. Ebd. 71. Bd. S. 91 — 94. — Entbehrlichkeit d. Ventunischen Princips. 4. Bd. (1800) S. 116 — 125. — Zusatz dazu. Ebd. 6. Bd. S. 465 — 466. — Vorläufige Mittheilungen über des Hrn. Prof. Reseners neue Wasserhebungsmaschine; 37. Bd. S. 356. — Das Schwungrad am Berghaspel; 67. Bd. S. 193 — 201. — Beschreibung e. wohlfeilen u. sichern Blitzableitung; in d. Freiberger gemeinnütz. Nachrichten. 1811. Nr. 1 — 3. 5. 6. 8. 9. — Einige Hauptregeln bei Feuerlöschungen, insbesondere den besten Gebrauch d. Spritzen betreffend. Ebd. 1813. Nr. 48. 50. 1814. Nr. 1 — 3. — Aus welchen vernünftigen Gründen die wohlhabenden Personen auf die gewöhnliche Weise in die Lotterie setzen können und sollen und wie die ärmeren es anfangen müssen, um dabei 100 auf 100 zu verdienen. Ebd. 1815. Nr. 45. 46. 1816. Nr. 3. 4. 11 u. 12. — Des Hrn. Buwier Beweise, daß Log (—x) = Log in Gergonne Analyse de Mathematique unrichtig sind; in Okens Isis. 1825. S.

1048—1053. — Auch lieferte er Beiträge in Andre's Hesperus und war Mitarbeiter der Jenaischen, Halleschen und Leipziger Literaturzeitung und der Göttinger gelehrten Anzeigen. — Irrig ist in Schmidt's anhaltschem Schriftstellerlexikon unter seinen Schriften mit aufgeführt: „Anleitung z. zweckmäßigen Rechnen, mehrere neue u. kurze Methoden enthaltend. Leipz. 1821.", welches von seinem oben erwähnten Sohne herausgegeben wurde.

Dresden. August Matthaey.

* 42. Heinrich Moritz von Mandelsloh,

königl. sächs. Bergcommissionsrath zu Freiberg;

geb. den 19. Juli 1789, gest. den 4. Januar 1835.

Der Verewigte, ältester Sohn des Regierungspräsidenten von Mandelsloh in Zeitz, erblickte das Licht der Welt zu Weimar, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Gelehrtenschule zu Zeitz, später für das Studium der Bergwerkskunde sich bestimmend, auf der Bergacademie zu Freiberg und vollendete dieselbe auf der Universität Wittenberg. In den gewählten Wirkungskreis trat er als Bergamtsauditor in das Bergamt Freiberg ein, doch unterbrach er diese Laufbahn, als er von dem Geiste der Zeit ergriffen, nach der Schlacht von Leipzig eine Anstellung in der sächsischen Landwehr suchte, in welcher er als Premierlieutenant dem Feldzuge von 1814 und in diesem dem Gefechte bei Courtray in den Niederlanden beiwohnte. Nach dem Frieden wurde M. Bergamtsassessor im Bergamte Schneeberg, avancirte zum Kobaldinspector und übernahm 1820 die Factorei des königlichen Blaufarbenwerks zu Oberschlemma bei Schneeberg. Im J. 1826 erhielt er den Titel eines Bergcommissionsrathes und 1833 wurde er in das Oberbergamt zu Freiberg als Assessor versetzt. In dieser Stadt endete am oben genannten Tage ein tödtlicher Schlaganfall plötzlich und unerwartet sein Leben. —

Dresden. Fr. v. Witzleben.

* 43. Gustav von Both,

königl. preuß. Generallieutenant, Ritter des roth. Adlerord. 2r Klasse und 2r Klasse mit dem Stern u. mit Eichenlaub, des Ordens pour le mérite, des eisernen Kreuzes, des russischen St. Annenordens zweiter Klasse mit Brillanten, des St. Wladimir- und des St. Georgordens, zu Liegnitz;

geb. den 1. Jan. 1772, gestorben am 7. Febr. 1836.

Der Vater des Verewigten, damals Generallieutenant und Gouverneur von Schwerin, bestimmte ihn für den Soldatenstand und nachdem er auf dem Gymnasium zu Rostock seine vorbereitenden Studien vollendet hatte, wurde er im J. 1788 als Fähnrich in dem zu Preußisch-Holland garnisonirenden preuß. Infanterieregiment Graf von Schwerin angestellt. Sehr bald entwickelte sich der in dem Jünglinge schon von frühester Jugend an hervorleuchtende Drang nach höherem Wissen zur hell lodernden Flamme. Dieses unausgesetzte Streben nach wissenschaftlicher Bildung blieb von seinen Obern nicht unbemerkt und nachdem er in den Feldzügen 1790 bis 1794 sich den Ruf eines brauchbaren Officiers erworben hatte, ward er, nach Beendigung derselben, bei dem in Südpreußen organisirten topographischen Bureau angestellt, später aber zum Adjutanten des General von Köhler ernannt. Als im Feldzuge von 1806—07 das Korps des kaiserl. russ. Generals von Bennigsen *) sich der preuß. Grenze näherte, ward der damalige Premierlieutenant von Both dem eben genannten Heerführer zur Dienstleistung beigegeben. In dieser Stellung blieb er so lange, bis die russischen Garden die preuß. Staaten betraten und er von Seiten des Generals v. Bennigsen dem, diese Garden kommandirenden Großfürsten Constantin entgegen gesendet wurde. Letzterer gewann den talentvollen, praktisch so sehr brauchbaren Krieger während einer ganz kurzen Zeit in einem so hohen Grade lieb, daß er die Rücksendung desselben an den General von Bennigsen verweigerte und bei dem Könige dahin wirkte, von Both, welcher wegen Auszeichnung in diesem Feldzuge zum Stabskapitän befördert und durch den Orden pour le mérite, so wie durch die russ. St. Annenorden 2r Klasse und St. Wladimirorden 4r Klasse belohnt ward, bis zum erfolgten

*) Dessen Biographie s. N. Nekrol. 4. Jahrg. S. 563.

Frieden bei Tilsit bei sich behalten zu dürfen. Nach demselben trennte sich der Großfürst mit den unverkennbarsten Zeichen der höchsten Achtung und Zuneigung von dem ihm so werth gewordenen preußischen Officier und erbat sich als Gnade von dem Könige, daß der Stabskapitän von Both im Juli 1807 zum Major ernannt ward, mithin die Charge eines wirklichen Kapitäns gänzlich übersprang. Durch seine Dienstverhältnisse in den eben erwähnten Feldzügen hatte der Major v. B. die erforderlichen Materialien sammeln können, um später die mit nöthigen erläuternden Bemerkungen versehenen Pläne der Schlachten bei Pultusk, preuß. Eylau und Friedland herauszugeben, welche stets ein beachtenswerther Beitrag zur Kriegsgeschichte bleiben werden. — Nachdem der Verstorbene vom Dec. 1807 bis zum März 1808 bei der Reorganisation der Plankammer zu Graudenz gearbeitet und sich während dieser Zeit mit der Tochter des Generals von Obernitz vermählt hatte, wurde er als Bataillonscommandeur im Leibinfanterie-Regiment angestellt und zum Militärrepräsentanten bei der Serviscommission in Berlin gewählt. Wie nützlich er in jener Stellung wirkte, beweist das dankbare Andenken, welches ihm noch heute von den Bewohnern dieser Hauptstadt gewidmet wird. — Bei dem Ausbruche des Krieges 1812 ward das Leibinfanterieregiment dem mobilen Korps des Generals von Grawert zugetheilt und der Major v. Both marschirte an der Spitze seines Bataillons nach Kurland. Hier angekommen, wurde er zum Kommandanten von Mitau ernannt und sowohl jeder Preuße, der jenen Feldzug mitmachte, als vorzugsweise die Bewohner der eben genannten Stadt, sowie die in preußische Gefangenschaft gerathenen russ. Krieger waren Zeugen, mit welcher seltenen Kraft, Umsicht und Rechtlichkeit er in jener für ihn so unendlich schwierigen Lage zum Vortheil des Ganzen wirkte und welche bedeutende Dienste das Vaterland ihm verdankt. Er nahm die ungetheilte Verehrung der Kurländer mit, als ihm bei dem Rückzuge der Armee das Kommando der Arrieregarde der Heeresabtheilung des Generals von Kleist *) anvertraut wurde. — Auf diesem Rückzuge traf der Verstorbene auf den Höhen von Koltiniary, wohin er mit Aufträgen des Generals

*) Dessen Biogr. s. im 1. Jahrg. des N. Nekr. S. 185.

von York *) als Parlamentär gesendet war, zum erstenmal mit dem ihm aus dem Feldzuge 1807 innig befreundeten damaligen russischen Generalmajor v. Diebitsch**) zusammen und die, diese beiden Männer umschließende persönliche Freundschaft beförderte den erwünschten Erfolg seines Auftrags. — Am 2. Januar 1813 ward der Major v. Both, von Seiten des Generals York, in das Hauptquartier des Generals Grafen von Wittgenstein gesendet, bei welchem er die Feldzüge 1813—14 mitmachte und sich das volle Vertrauen jenes Feldherrn erwarb. Sein bei jeder Gelegenheit ausgezeichnetes Benehmen ward durch seine Beförderung zum Oberstlieutenant und Obersten, durch Verleihung des eisernen Kreuzes, so wie des russ. St. Georg- u. St. Annenordens mit Brillanten und des Ehrendegens der Tapferkeit belohnt. — Nach beendigtem Kampfe im J. 1814 und nachdem er den General von Wittgenstein bis in die Gegend von Berlin begleitet hatte, erwartete er in dieser Hauptstadt die Bestimmung seines Monarchen, in Hinsicht der ihm anzuweisenden Friedensanstellung. Im Herbst 1814 wurde er nach Hamburg gesendet, um die Marscharrangements für das Bennigsensche Korps während dessen Marsch durch die preußischen Staaten zu leiten. Im Frühjahr 1815 wurde er zum Chef des Generalstabs beim Generalcommando in Posen, später zum Inspecteur der Landwehr des Bromberger Regierungs-Departements, demnächst zum Commandeur der 10. Landwehrbrigade und im J. 1827 zum Commandeur der 10. Division ernannt. Der glückliche und schnelle Fortgang der Organisation der Landwehr im Großherzogthum Posen dürfte wohl der so thätigen und einsichtsvollen Mitwirkung des damaligen Obersten von Both, so wie dem Umstande mit zuzuschreiben sein, daß derselbe sich das unbedingteste Vertrauen der Bewohner jener Provinz zu erwerben und es zur Beförderung der guten Sache zu benutzen wußte. Auch die Organisirung der Kriegsschule in Posen war hauptsächlich sein Werk. Bis zu seinem Austritt aus dem Dienste ließ er keine Gelegenheit unbenutzt, auf die Fortbildung seiner jungen Kameraden vortheilhaft einzuwirken und als Präses der Examinationscommission für Portepéefähnriche der 10. Division war es sein Haupt-

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 721.
**) — — — — 9. — — 514.

Augenmerk, den Grad der Qualification der Examinanden nicht nach dem bloßen mechanischen Wissen, sondern nach dem richtigen Auffassen und Benutzen des Erlernten zu beurtheilen. — Seine Beförderung zum Generalmajor und Generallieutenant, sowie die Verleihung des rothen Adlerordens dritter und zweiter Klasse mit Eichenlaub, war ein Zeichen der allerhöchsten Anerkennung seiner Verdienste. — Seine täglich zunehmende Kränklichkeit erschwerte es ihm zuletzt, seinen Wirkungskreis in dem Umfange auszufüllen, als es sein Wunsch und reges Bestreben war. Daher trat er im J. 1831 in den Ruhestand zurück, wobei ihm durch Verleihung des rothen Adlerordens zweiter Klasse mit Stern und Eichenlaub noch ein Beweis der allerhöchsten Anerkennung seiner Verdienste zu Theil wurde. Er wählte demnächst Liegnitz zu seinem Aufenthalt und lebte nur den Wissenschaften und seiner Familie, in deren Kreise er sein höchstes Glück fand. — Wer diesen wahrhaften Ehrenmann näher kannte, wird seinen Werth als Mensch, Soldat und Staatsdiener zu würdigen wissen und seinen Manen ein ehrenvolles Andenken schenken. — Im Druck erschien von ihm: *Löschelmer, herausg. v. H. v. L—n. Ein Journal in zwanglosen Heften. Kiel 1807—09. 6 Hefte. —

E. D'oench.

* 44. Joh. Aug. Christian von Hellfeld,

der beiden Rechte Doctor und Oberappellationsgerichts-Advocat zu Jena;

geb. am 23. Oct. 1765, gest. den 7. Febr. 1835.

Er war zu Jena geboren, wo sein Vater, der geheime Regierungsrath und Ordinarius des Jenaischen Schöppenstuhls, als erster Professor der Rechte angestellt war. Bald nach seiner Geburt hatte er das Unglück, seine Mutter durch den Tod zu verlieren und dieses war auch wohl die Ursache, warum er, da der Vater bei seinen überhäuften Geschäften ihn blos der Pflege und Sorgfalt einer Amme überlassen mußte, in die englische Krankheit verfiel, von der er so heftig befallen wurde, daß auch die geschicktesten Aerzte diesem Uebel keinen Einhalt thun konnten und er bis zu seinem 14. Jahre blos sitzend leben mußte. Ueberdies hatte er auch das Unglück, binnen jener Zeit zweimal zu fallen und die Beine zu brechen, wodurch das Uebel

noch um ein sehr Beträchtliches vermehrt wurde. — Binnen dieser Zeit mußte er in die Unterrichtsstunden getragen werden und erst nach zurückgelegtem 14. Jahre konnte er wieder zu gehen anfangen. Bei diesen Umständen konnte es nicht anders sein, daß auch seine geistigen Anlagen sich spät entwickelten und er erst spät die nöthigen Fortschritte machen konnte. Unter der Anleitung der geschicktesten Lehrer, als eines Manso, der ihn mehrere Jahre als Hofmeister und Lehrer unterrichtete, zeigten sich so viele Fähigkeiten, daß er schon im J. 1782 die Vorbereitungswissenschaften zu den academischen Studien besuchen konnte. Er setzte hierbei die Unterrichtsstunden in der lateinischen, griechischen und französischen Sprache fort und da er sich dem Studium der Rechte gewidmet hatte, begab er sich im Jahr 1784 auf die Julius-Carlsuniversität in Helmstädt zu seinem damals dort lebenden Schwager, dem geh. Justizrath Oelze, welcher als erster Professor der Juristenfakultät und Ordinarius des Schöppenstuhls angestellt war, um unter dessen Anleitung die Rechte zu studiren. Im Jahr 1786 kehrte er nach Jena, seiner Vaterstadt, zurück, um auf der vaterländischen Universität seine Studien zu vollenden. Er besuchte zu dem Ende bis ins Jahr 1789 die Vorlesungen der Professoren Eckardt, Walch, Reichardt und Schnaubert und wurde noch im November desselben Jahres, nach überstandenem Examen und nachdem er unter dem Vorsitz des geh. Justizrathes Walch seine Inauguraldissertation: de Furto fame dominante facto vertheidigt hatte, Doctor der Rechte. Von dieser Zeit an widmete er sich der advocatorischen Praxis und hielt zugleich über die praktischen Theile der Rechtsgelahrtheit Vorlesungen, welche er auch bis ein halbes Jahr vor seinem Tode fortsetzte. Bald nach seiner Promotion wurde er von den Fürsten Ernestinischer Linie zum Advocaten bei dem dasigen Hofgericht ernannt und nach Errichtung des Oberappellationsgerichts, im Jahr 1816, wo jenes aufgehoben wurde, in der nemlichen Eigenschaft bei diesem als Oberappellationsgerichtsadvocat angestellt. — v. H. war von Natur überaus cholerisch, genoß aber jederzeit die dauerhafteste Gesundheit, was bei dem so ganz widernatürlichen Baue seines Körpers zu bewundern war und er selbst hielt es nicht für möglich, daß er ein hohes Alter erreichen könnte. In den letzten Jahren seines Lebens klagte er bei der geringsten Bewegung über beklomme-

nes Athemholen, was aber höchst wahrscheinlich von dem so ganz fehlerhaften Baue seines Körpers herkam. — Seine Gattin, eine geborne Bleimüller, mit welcher er sich im J. 1801 verbunden hatte, wurde ihm im Jahr 1818 nach einer mehrjährigen Krankheit durch den Tod entrissen. — Die von ihm herausgegebenen Schriften sind: Geschichte Bernhards des Großen, Herzogs zu Sachsen-Weimar. 1797. — Populäre Darstellung einiger der vorzüglichsten Materien d. Rechtswissenschaft für Nichtjuristen. 1814. — Erläuterung verschieden. Materien des bürgerl. Rechts, sowie Bekanntmachung mit Handlungen der willkühRl. Gerichtsbarkeit f. Personen, welche der Rechte unkundig sind. 1821. — Kurze Abhandlung bei der von dem durchlaucht. Herzog Carl August zu Sachsen-Weimar u. Eisenach geschehenen Annahme der Würde eines Großherzogs und der dadurch für höchst Dero Lande eingetretenen günstigern Verhältnisse u. s. w. 1815. — Geschichte der erloschenen herzogl. Jenaischen Linie Herzog Bernhards II. zu Sachsen u. s. w. 1828. — Eine Beschreibung von Jena hatte der Verstorbene unter der Feder und wurde an deren Vollendung durch den Tod verhindert.

* 45. Heinrich Wilhelm Richter,

Doctor der Medicin in Leipzig;

geb. d. 1. Sept. 1772, gest. am 7. Febr. 1835.

Der Verstorbene wurde in Leipzig, wo sein Vater, Gottfried Ernst R., Agent war, geboren. Seine Mutter, Sophia Elisabeth, war eine geborne Sträubig. Diesen Eltern dankt er eine gute Erziehung durch Privatlehrer, die nachher seine beiden Oheime in Sonnewalde und Lübben fortsetzten. Bei Ersterm, der Zolleinnehmer in Sonnewalde war, brachte er drei Jahre zu und Letzterer, ein geschickter Apotheker in Lübben, unterrichtete ihn in seiner Kunst, wobei er zugleich vom dasigen Rector Guttinger sorgfältig in den Schulwissenschaften unterwiesen wurde. Im Jahr 1792 ging er nach Dresden, um in der wohleingerichteten Apotheke des D. Sartorius seine Kenntnisse zu vervollkommnen, wobei er auch im dasigen Collegio-medico-chirurgico Weiß über die Geburtshilfe hörte. Nach 2 Jahren kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Er erhielt vom damaligen Rector Magnificus, Professor D. Eck, das Bürgerrecht der Universität und begann und vollendete unter den Professoren Cäsar,

Eck, Platner, Hindenburg, Wieland, Eschenbach, Hedwig, Ludwig, Haase, Hebenstreit, Richter, Döhne, Koch, Leonhardi und Klose seine academische Laufbahn. Im J. 1796 erhielt er, nach vorhergegangener Prüfung, das Baccalaureat und seine Lectionen pro Licentia handelten de opio. Am 30. November 1798 erhielt er die Doctorwürde, nachdem er seine Disputation: „Medici, ex omni parte perfecti imaginem sistens“ unter Professor D. Kühn's Vorsitze vertheidigt hatte. Nur kurze Zeit lag er der ärztlichen Praxis ob, da er hinlängliche Mittel zu einem ganz unabhängigen Leben besaß. Die Göttin Fortuna war ihm stets hold gewesen. Im Sommer, während der Badezeit, lebte er größtentheils in dem angenehmen Badeorte Lauchstädt, wo er das vormalige königliche Schloß eigenthümlich besaß und hier ließ er, der sich schon durch seine stattliche Figur auszeichnete, es sich angelegen sein, stets einen guten Gesellschafter abzugeben und für die Unterhaltung aller das Bad Besuchenden mit rastlosem Eifer zu sorgen. In Vieler Gedächtniß lebt dieser Biedermann fort! Seine beiden Brüder, der eine Hauptmann von d. Armee in Lauchstädt, der andere Rentier in Leipzig, überlebten ihn. Der Chausseeinspector v. Metzsch zu Dölitz ohnweit Leipzig ist des Verstorbenen Schwiegersohn.

— L. — — J. B. E. —

* 46. Daniel Eberhard Beyschlag,

Hofrath, Rector u. Bibliothekar zu Augsburg;

geb. am 9. Febr. 1759, gestorben den 8. Febr. 1835.

Beyschlag wurde zu Nördlingen geboren, wo sein Vater, Benedikt Beyschlag, als Schuhmachermeister bürgerlich ansässig war. Frühe verwaist, von dürftigen Großeltern erzogen, schien unserm Beyschlag das Geschick alle äußern Glücksumstände zu entziehen, welche es seinen Günstlingen gewährt; dafür hatte es ihn mit geistigen Anlagen desto reicher begabt. Schon in den Elementarschulen entwickelte sich in ihm ein so ausgezeichnetes Talent, mit regem Eifer gepaart, daß Gönner und Freunde, von seinem Berufe zu einer wissenschaftlichen Laufbahn sich überzeugend, ihm die Aufnahme in das Nördlinger Lyceum bewirkten. In demselben erfreute er sich vorzüglich der Freundschaft und Liebe seines Rektors Scheufelhut, eines würdigen Schülers Ernesti's. Auf den Rath des erstgenannten Gelehr-

ten bezog B. die Universität Leipzig im J. 1779 mit dem Entschlusse, sich insbesondere den Schulwissenschaften zu widmen, für welche ihm sein verstorbener Landsmann, Rektor Schöpperlin, ein ausgezeichneter Schulmann und Historiker, als Ideal vorschwebte; jedoch wollte er mit diesem zugleich sein Hauptfach, das theologische Studium, verbinden. Fand seine Wißbegierde für das letztere in den Vorlesungen eines Morus und Dathe und in den Predigten des berühmten Zollikofer hinlängliche Befriedigung zu seiner Ausbildung, so machte er sich mit dem ganzen Umfange der Philologie und Pädagogik in den Hörsälen des Humanisten Beck, des Historikers Wenk, des Mathematikers Gehler, des Naturhistorikers und Physikers Ludwig vertraut. Mit seinem Zimmergenossen, dem nachmaligen eben so berühmten Schulmann, als Theologen Dinter *) widmete sich B. mit so ausgezeichnetem Fleiße und Talenten den Wissenschaften, daß er bei dem Abgange von der Universität von einigen seiner Lehrer zum Reisebegleiter eines reichen jungen Edelmannes in der Lausitz empfohlen wurde. Alle seine Verhältnisse für diese neue vortheilhafte Laufbahn waren bereits geordnet, schon wurde ihm die Anweisung zum Reisegeld ausgestellt, als ihm sein Schicksal eine andere Bestimmung dadurch ertheilte, daß ihn der Magistrat zu Nördlingen im September 1782 durch Rathsdekret zum Conrektor und Präceptor des dortigen Lyceums berief. Mochte es dem jungen Gelehrten Kampf kosten, auf die glänzenden Aussichten, seine Kenntnisse und Erfahrungen durch Reisen zu erweitern, Verzicht zu leisten, so behielten doch die Gefühle der Dankbarkeit für die während seiner Studirzeit von seiner Vaterstadt genossenen Unterstützungen in ihm das Uebergewicht; er folgte also dem erhaltenen Rufe dahin. Sieben Jahre verwaltete B. seine Conrectorstelle an der Seite seines Gönners und Freundes Scheufelhut mit Treue, Eifer und Gewissenhaftigkeit. Er benutzte seine ihm von seinen Berufsgeschäften übrig gebliebene Muße zur tieferen Begründung seiner philosophischen und pädagogischen Kenntnisse; er bewieß sich zugleich als geistvoller Mitarbeiter von Wekherlins in den achtziger Jahren allgemein geschätzten „Journalen der Chronologen", des „grauen Ungeheuers" und der Hyperboreischen Briefe", beschäftigte sich im Bunde

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 465.

teren höhern Jahren, zu Ende des Jahres 1819, fühlte der unermüdete Pädagog, daß die Last seines Berufs mit dem alternden Körper nicht mehr in dem erforderlichen Gleichgewicht stehe. Er stellte daher das Gesuch an die allerhöchste Stelle, ihn des Rektorats zu entheben, mit dem Anerbieten, freiwillig den Unterricht in der hebräischen Sprache am Gymnasium noch fortzusetzen und das Amt eines Kreis- und Stadtbibliothekars verwalten zu wollen. Dieser Wunsch wurde ihm durch ein allerhöchstes Rescript vom 20. Sept. 1821 auch gewährt. Von nun an begann eine neue wichtige Periode für unsern würdigen Bibliothekar D. Beyschlag. In dem beschränktern Wirkungskreise als Bibliothekar entwickelte er eine Thätigkeit, die seine Verdienste um die Mitwelt in stetem dankbaren Andenken erhalten wird. Seine Ordnung und Aufstellung der Bücher gab der vereinten Kreis- und Stadtbibliothek eine neue Gestalt. Durch großmüthige Unterstützung der königl. Staatsregierung und durch fortwährende Mitwirkung des sich mit der Alterthumskunde und Geschichte bereits seit Jahren beschäftigenden königl. Regierungsdirectors Ritter von Raiser, ward B. in den Stand gesetzt, das bereits unter die ersten Sammlungen Deutschlands gehörige Antiquarium romanum zu Augsburg, welches im Vordergebäude des evangelischen St. Anna-Collegiums untergebracht ist, herzustellen, ein höchst interessantes Museum, das die älteste Urkunde des Landes enthält und in welchem sich jetzt 60 eigentliche Monumente, viele Hunderte von Anticaglien, oder beweglichen Alterthümern, über tausend römische Münzen von Gold, Silber, Kupfer, Bronce enthalten sind. Hatte sich B. schon in früheren Zeiten mit der Münzkunde beschäftigt, so fixirten ihn jetzt seine antiquarischen Studien und seine praktische Anschauung jener Kunde als Wissenschaft. Mit einem jugendlichen Eifer widmete er sich diesen numismatischen Forschungen; er ordnete die durch Einsendungen aus allen Theilen des Kreises, durch Geschenke und durch Käufe reich gewordene Sammlung an römischen und mittelalterlichen Münzen, beschrieb und erklärte dieselben mit unermüdetem Fleiße, hierbei kühn dem Augenübel trotzend, an dem er seit Jahren gelitten hat. B. erwarb sich in der für historische Forschung so wichtigen Münzkunde eine so tiefe Kenntniß, daß er von jedem Kenner als ein Gelehrter dieser Wissenschaft anerkannt wurde. Obgleich übrigens archäologische und

numismatische Studien seine Lieblingsfächer in seinen höhern Tagen waren, so lenkte er doch von Zeit zu Zeit seine Aufmerksamkeit auch auf andere Zweige der Literatur, namentlich auf die Literaturgeschichte, auf die er als Bibliothekar fortan geleitet wurde; man vernahm nicht selten von fremden Gelehrten, welche die Augsburger Bibliothek und die Sammlungen besuchten, die ehrendsten Zeugnisse über den Umfang an Kenntnissen dieses bescheidenen Mannes; nie ging man bei einer wissenschaftlichen Recherche unbefriedigt an diese Quelle, mit der größten Bereitwilligkeit suchte oder ertheilte er die genügsamsten Belehrungen. Seine Verdienste fanden auch von König Ludwig I. von Baiern eine lohnende Anerkennung, indem auf Antrag des Staatsministers des Innern, Fürsten Ludwig von Oettingen-Wallerstein, vordem Chef des Oberdonaukreises, selbst ein tiefer Kenner und rühmlichst bekannter Sammler mittelalterlicher Alterthümer, Beyschlag bei seinem am 27. Juni 1833 gefeierten Amtsjubiläum zum Hofrathe ernannt und ihm am 29. Mai 1833 das Ehrenkreuz des Ludwigsordens durch den Regierungsrath und Stadtcommissär Freiherrn von Perglas in einer Versammlung überreicht wurde. Bald nach dieser Jubelfeier wurde unserm B. dadurch eine neue Freude bereitet, daß nach einer durch königliches Ministerialrescript vom 17. September 1833 kundgegebenen allerhöchsten Willensmeinung auch im Oberdonaukreis ein historischer Kreisverein errichtet wurde. Mit verdienter Anerkennung wurde der greise Veteran mit 310 Stimmen in den Ausschuß desselben gewählt und nach den allerhöchst genehmigten Statuten dieses Vereins zum Conservator aller Sammlungen desselben und in den 1ten und 2ten Ausschuß „für die Redaktion des Jahresberichts“ und für das Historische im weitern Umfange gewählt. Dieser Ausschuß ehrte sein Andenken und sein Wirken als seit 12 Jahren gewesener Conservator des Antiquariums zu Augsburg durch eine im Antiquarium aufgestellte Denktafel. Allgemein sprach sich die Verehrung und Liebe, die man ihm im Augsburger Publikum zollte, bei seinem Tode aus, der am oben genannten Tage in Folge eines Schlagflusses, also einen Tag vor seinem vollendeten 76sten Jahre, eintrat. Seinen Sarg begleitete einer der zahlreichsten Leichenzüge, welcher in Augsburgs schöner Maximiliansstraße nicht übersehen werden konnte. An seinem Grabe sprach der

Stadtdekan Geuder gehaltvolle, die Verdienste des Geschiedenen würdigende Worte. Dieses feierliche Leichenbegängniß war nicht nur Beweis der allgemeinen Achtung für des Verstorbenen gelehrte Verdienste, sondern auch seines sittlichen Charakters. Jeder, der ihn genau kannte und mit ihm in Geschäfts- oder Freundschaftsverhältnissen stand, ehrte in ihm einen Mann von ausgezeichneter, wohlwollender und menschenfreundlicher Gesinnung und That. Wo er nur durch seine Einsichten, seine geistige Kraft, durch seinen Einfluß, ja selbst mit seinem Vermögen irgend einem ihm Nähergetretenen dienen konnte, bezeugte sich sein liebender Sinn in reger, unermüdet ausharrender Thätigkeit, gepaart mit einer seltenen Anspruchslosigkeit. Undank vermochte ihn nie zu beugen, selbst die ihm feindselig entgegengetretene hat er nach und nach durch Wohlwollen besiegt. So ausgezeichnet war seine Milde gegen Andere, daß er im Kreise seiner nähern Umgebungen eine strenge Beurtheilung der Fehlenden nie duldete und man aus seinem Munde immer nur schonende Urtheile vernahm. Als gläubiger Christusverehrer bekannte er sich überall muthig, er bewahrte den Glauben an den ewigen Vater der Liebe in aufrichtiger Demuth, in kindlich-frommen Vertrauen und in dem Sinne wahrer christlicher Liebe. Dieser Charakter machte ihn daher auch zum glücklichsten Familienvater. Es waren die Bande inniger Achtung, Freundschaft, Dankbarkeit und Gattin- und Kinderliebe, welche ihn in seiner ehelichen Verbindung mit seiner besonnenen, gebildeten und haushälterischen Gattin umschlangen — und es war der herbste Schlag des Schicksals, als ihm diese Gattin im Jahre 1825 am 27. März durch den Tod entrissen wurde. Nur in der reichen Freude, die ihm seine Kinder gewährten, fühlte er sich für diesen Verlust entschädigt. Der älteste von seinen Söhnen ist der baierische Regierungs- und Kreis-Baurath in Augsburg, Christ. Friedrich; der zweite Sohn, C. Leopold, besitzt eine Apotheke in Herzogenaurach bei Erlangen u. der jüngste, Ferdinand Ludwig, dient dem Staate als königl. Bezirksbauinspector zu Kaiserslautern. Seine einzige Tochter, Friederike Margarethe, ist an den Gymnasialprofessor Heinrich Schmid in Augsburg verehelicht, mit welchem den Vater also auch kollegiale Bande einten. In diesem Familienkreise sah er 18 Enkel hoffnungsvoll aufblühen. Durch die zärtliche Liebe der Seinen genoß Beyschlag seine seligsten Stunden und

numismatische Studien seine Lieblingsfächer in seinen höhern Tagen waren, so lenkte er doch von Zeit zu Zeit seine Aufmerksamkeit auch auf andere Zweige der Literatur, namentlich auf die Literaturgeschichte, auf die er als Bibliothekar fortan geleitet wurde; man vernahm nicht selten von fremden Gelehrten, welche die Augsburger Bibliothek und die Sammlungen besuchten, die ehrendsten Zeugnisse über den Umfang an Kenntnissen dieses bescheidenen Mannes; nie ging man bei einer wissenschaftlichen Recherche unbefriedigt an diese Quelle, mit der größten Bereitwilligkeit suchte oder ertheilte er die genügsamsten Belehrungen. Seine Verdienste fanden auch von König Ludwig I. von Baiern eine lohnende Anerkennung, indem auf Antrag des Staatsministers des Innern, Fürsten Ludwig von Oettingen-Wallerstein, vordem Chef des Oberdonaukreises, selbst ein tiefer Kenner und rühmlichst bekannter Sammler mittelalterlicher Alterthümer, Beyschlag bei seinem am 27. Juni 1833 gefeierten Amtsjubiläum zum Hofrathe ernannt und ihm am 29. Mai 1833 das Ehrenkreuz des Ludwigsordens durch den Regierungsrath und Stadtcommissär Freiherrn von Perglas in einer Versammlung überreicht wurde. Bald nach dieser Jubelfeier wurde unserm B. dadurch eine neue Freude bereitet, daß nach einer durch königliches Ministerialrescript vom 17. September 1833 kundgegebenen allerhöchsten Willensmeinung auch im Oberdonaukreis ein historischer Kreisverein errichtet wurde. Mit verdienter Anerkennung wurde der greise Veteran mit 310 Stimmen in den Ausschuß desselben gewählt und nach den allerhöchst genehmigten Statuten dieses Vereins zum Conservator aller Sammlungen desselben und in den 1ten und 2ten Ausschuß „für die Redaktion des Jahresberichts“ und für das Historische im weitern Umfange gewählt. Dieser Ausschuß ehrte sein Andenken und sein Wirken als seit 12 Jahren gewesener Conservator des Antiquariums zu Augsburg durch eine im Antiquarium aufgestellte Denktafel. Allgemein sprach sich die Verehrung und Liebe, die man ihm im Augsburger Publikum zollte, bei seinem Tode aus, der am oben genannten Tage in Folge eines Schlagflusses, also einen Tag vor seinem vollendeten 76sten Jahre, eintrat. Seinen Sarg begleitete einer der zahlreichsten Leichenzüge, welcher in Augsburgs schöner Maximiliansstraße nicht übersehen werden konnte. An seinem Grabe sprach der

u. sollen öffentl. Schulen z. glücklichen Erfolg der Rettungsanstalten f. Scheintode beitragen? nebst e. kurzen Geschichte der Augsb. Rettungsanstalten, Progr. Ebd. 1804. — Kurze Geschichte des b. d. evang. Antheil in Augsburg in d. neuern Zeiten verbesserten Schul- und Erziehungswesens zur Feier des 50jähr. Ehejubiläums des um Augsb. hochverdienten Hrn. Stadtpflegers Paulus v. Stetten. Ebd. 1805. — M. Joh. Andr. Liscovius, ein Beitrag z. Gesch. der Pädagogik aus d. ersten Hälfte des 18. Jahrh., Progr. Ebd. 1805. — Leo Ravenspurgers Befehl an s. Sohn Christoph, e. Beitrag z. Gesch. der Pädagogik aus d. ersten Hälfte des 16. Jahrh., Progr. Augsb. 1806. — Sammlung ausländ. Wörter, 2. verm. u. verb. Aufl. Nördl. 1806. — Beiträge zur Geschichte der Meistersänger, Progr. 1807. — Was läßt sich von dem Kometen sagen. Eine Rede. 1807. — Kurze Nachricht von d. provisor. Einrichtung d. neu organisirten höhern Lehranstalten d. Stadt Augsburg. Augsburg 1807. — Wie hat man die bei den hies. höhern Lehranstalten vorgenommene Trennung u. Vereinigung anzusehen? Eine Rede, gehalten bei der feierlichen Eröffnung des beiden Confessionen gemeinschaftl. Gymnasiums bei St. Anna in Augsburg am 30. Nov. 1807. — Erörterungen einiger die Schulprämien betreffenden Fragen. Augsb. 1809. — Die Merkwürdigkeiten Augsburgs u. seiner Umgebungen. 2. verm. u. verb. A. Augsb. 1826. — Augsburgs Formschneiderarbeiten aus d. 15. u. 16. Jahrh. Seiner Majest. König Ludw. I. und Ihrer Majestät d. Königin Therese bei ihrer Anwesenheit in Augsburg 1829 überreicht. — Die Augsb. Confession nach e. in dem Archive d. Stadt Nördlingen befindlichen vollständig. Handschrift mit Varianten einer noch ungedruckten Handschrift aus d. Bibliothek zu Augsburg und 4 andern gedruckten Abschriften nebst angehängter Nachricht von einer in der Augsburger Bibliothek befindl. Handschrift der Concordienformel. Ebd. 1830. — Kurze Nachricht v. Gymnasium St. Anna in Augsburg, nebst e. Verzeichnisse d. ges. ordentl. u. besonderer angest. Lehrer desselben v. Jahr 1531 bis 1831. Zur 3. am 5. Dec. 1831 veranstalteten Säcularfeier. Ebd. 1831. — Worte des Dankes und der Erinnerung bei d. feierl. Empfang des Ehrenkreuzes des Ludwigordens. Ebd. 1833. — Versuch einer Münzgeschichte Augsburgs in d. Mittelalter u. Beiträge z. Münzgeschichte der übr. suevisch-allemanischen Lande in d. näml. Zeitraum, mit 8 lithographirten Münz-

feln. Stuttg. u. Tübingen 1835. — Außer diesen Werken lieferte er in verschiedene Zeitschriften viele Aufsätze theils mit, theils ohne Bezeichnung seines Namens und war Mitarbeiter mehrerer gelehrten Journale. — Ebenso lieferte er verschiedene kleine Aufsätze in das Nördlinger Wochenblatt, wovon besonders ein Aufsatz über die Naturgeschichte der Feldmäuse 1797 sich auszeichnet. — Auch als Dichter lieferte B. manche gelungene Probe in Gelegenheitsgedichten. — Noch ist zu erwähnen, daß die Inschriften fast sämmtlicher Medaillen, welche aus der kunstreichen Hand des Hofmedailleurs Neuß in Augsburg seit Jahren hervorgegangen sind und viele der Ideen des Stempels unser B. zum Verfasser haben.

* 47. Johanne Ernestine Antoinette, Reichsgräfin v. Wintzingerode, geb. Freiin vom Hagen, aus dem Hause Stöckey,

verwittwete Gemahlin des vormal. würtembergischen Staatsministers *), zu Gotha;

geb. d. 31. Oct. 1761, gest. am 8. Febr. 1836.

Sie ward zu Stöckey, in der Grafschaft Hohnstein, geboren. Ihr Vater, ein wohlhabender und geachteter Landedelmann, verließ seine Güter nach Vollendung seiner Studien nie wieder und beschränkte sich bei der Erziehung seiner zahlreichen Kinder auf einen Ernst, der nur selten Liebe durchblicken ließ. Ihre Mutter, Charlotte von Wintzingerode, aus dem Hause Ohmfeld im Eichsfelde, liebte dagegen ihre Kinder mit überschwenglicher Liebe und mit jener Gluth der Empfindung, welche nur sowohl in einem edlen, wie in einem gebildeten Herzen entstehen kann. Sie beschränkte ihren Geist, der nach größern Verhältnissen der Welt, in größern Kreisen zu leben Verlangen getragen hatte, auf den kleinen, der sich in ihrem 22. Jahre durch ihre Ehe um sie schloß. Nur 14 Jahre lang war sie darin Segen und Glück, Rath und Beispiel der Ihrigen und hinterließ denen ihrer Kinder, die den Tod der Mutter schon zu empfinden verstanden, einen bis ans Ende reichenden Schmerz, eine an Anbetung grenzende Liebe. — Ihre jüngere Schwester, eine gutmüthige, doch unbedeutende Frau, nahm bald ihre Stelle ein; unverstanden von ihr und der Leitung sogenannter französischer

---

*) Dessen Biographie s. N. Nekrol. 12. Jahrg. S. 900.

Gouvernanten übergeben, blieb es den Töchtern selbst und der Einwirkung des Hauslehrers Hesse, sowie der Geselligkeit der Nachbarschaft überlassen, die kaum begonnene Erziehung der Mutter zu vollenden. Wenn dieselbe nun trotz sehr beschränkter Mittel zu den ausgezeichnetsten gehörte, so war dies zum Theil gewiß das Verdienst jenes Hauslehrers, den die Pfarrei zu Stöckey fürs Leben an diese, ihm mit der größten Dankbarkeit zugethan gebliebene Familie fesselte, zum bei weitem größern Theil aber gebührte es jenem angebornen Bedürfniß der Selbstvervollkommnung, jenem Streben nach einem höhern intellektuellen und sittlichen Standpunkt, mit welchen die Natur diese drei Schwestern wie alle edlere Gemüther ausgestattet hatte und mit deren Hilfe sie, nicht ohne große Anstrengung und Opfer, ungünstige Verhältnisse und Hindernisse zu beseitigen und aus einer beschränkten Sphäre in die Reihe der durch Charakter, Kenntnisse und Talent ausgezeichnetsten und geschicktesten Frauen sich Bahn zu brechen wußten. — War auch der dritten dieser Schwestern, deren Lebensabriß wir hier liefern, das poetische Talent nicht zu Theil geworden, durch welches die zweite, Christiane vom Hagen, damals dem deutschen Publikum rühmlichst bekannt ward und sich den Anspruch erwarb, neben einer Karschin genannt zu werden, war sie auch nicht die Schöpferin des von ihrer Schwester mit Gluth und Liebe entworfenen, mit Andacht ausgeführten Plans, in Stöckey's stillen Fluren ein Rosenfest zu stiften, wodurch die Tugend belohnt, das Verdienst ermuntert werden sollte, wodurch Hardenberg, Gleim, Göcking heimisch wurden in der kaum gekannten Mädchenwelt, — so stand sie doch in keiner andern Beziehung ihr nach; bildete ihren Geist durch ernstes Nachdenken, regen Eifer für alles Schöne und Wissenswerthe, Ausdauer für alles Gute und ihr Herz durch Ausübung aller hohen, heiligen und verklärenden Pflichten, denen sie bis in ihr spätestes Lebensalter treu geblieben. Durch einen nahen Verwandten, mit dem sie sich in späten Lebensjahren in zweiter Ehe verband, damals in Cassel lebend, ward sie kurz vor dem Tode ihres Vaters, 1786, der Landgräfin Philippine von Hessen-Cassel, geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt in dem Zeitpunkt bekannt, wo diese Witwe geworden war und sich einen neuen Hofstaat bildete. Dieser Fürstin, Nichte Friedrich des Großen, hochgepriesen durch ihre Schönheit und ihren

lebhaften Geist, folgte sie bald als zweite Hofdame nach deren Witwensitz Hanau. Wie würdig sie ihre Stelle an diesem, von ausgezeichneten Fremden, denen damals Frankfurt, besonders zur Zeit der beiden letzten Kaiserkrönungen, einen Sammelplatz darbot, viel besuchten Hofe auszufüllen wußte, davon zeugen die Verbindungen und Correspondenzen, die sie mit fürstlichen Personen, sowie mit bedeutenden Männern und Frauen der damaligen Zeit anknüpfte. Gleiche Achtung und Auszeichnung fand sie in Berlin, wohin ihre Fürstin 1792 der Kriegsunruhen wegen ihren Wohnsitz verlegte. Viele Mitglieder des königl. Hauses, vorzüglich die verstorbene Prinzessin Ferdinand und deren hochverehrte Tochter, die Prinzessin Radziwill, würdigten sie des gnädigsten Vertrauens und eines ehrenden Briefwechsels. — Unter vielen glänzenden Anerbietungen, die ihr von verschiedenen Höfen gemacht wurden, nachdem sie am 1. Mai 1800 ihre Gebieterin durch den Tod verloren hatte, gab sie dem des Mecklenburg-Schwerinschen Hofes, die Vollendung der Erziehung der Prinzessin Charlotte zu übernehmen, den Vorzug. So theuer ihr auch die Bande wurden, welche sie bald an diese neue Stellung durch das Vertrauen der Frau Herzogin, deren Bild bis zu ihrem Tode zu ihren werthvollsten Kleinodien gehörte und als solches der verwitweten Frau Herzogin von Gotha vermacht ward, durch das Wohlwollen der schönen Erbprinzessin Helena und durch enge Freundschaftsbündnisse mit den edelsten Frauen fesselten, so verließ sie doch dieselbe schon nach wenigen Jahren wieder, um einem noch höhern Berufe, dem der Gattin und Hausfrau zu folgen, indem sie am 6. Februar 1804 die Hand eines Jugendfreundes annahm, des königl. preuß. Oberstlieutenants von Wintzingerode. Dieser unterrichtete und ausgezeichnete Offizier, der sich schon Friedrich dem Großen bemerklich gemacht hatte und von demselben mit mehreren Handschreiben über militärische Arbeiten beehrt worden war, hatte wegen einer Augenkrankheit den Dienst früh verlassen müssen und lebte, nachdem der Tod eine frühere kinderlose Ehe aufgelöst hatte, auf seinem Gute Tastungen im Eichsfelde. Dorthin führte er die schon in seiner Jugend geliebte Gattin und wer diese dort in dem stillen Wirkungskreise der Hausfrau gesehen hat, kann Zeugniß geben von einem wahrhaft christlichen Leben. So schwierig auch die Aufgabe sein mochte, sich nach 16 in den glänzendsten Ver-

hältnissen verlebten Jahren in tiefer ländlicher Einsamkeit einem Berufe zu widmen, der von dem frühern kaum hätte verschiedener sein können, so vollkommen wußte Antoinette v. Wintzingerode dieselbe zu lösen und ihren Wirkungskreis als Hausfrau, in Erfüllung auch der kleinlichsten Pflichten, als Edelfrau, durch die thätigste Unterstützung jedes Hilfsbedürftigen, als Gattin durch treue, aufopfernde Liebe und durch heitre Theilnahme an den wissenschaftlichen Geschäftigungen des Gatten, zu denen auch Astronomie gehörte, so vollständig auszufüllen, wie früher als Mitglied prunkvoller Höfe. Anspruchslose Zufriedenheit, stets wache Wohlthätigkeit, Menschenliebe und Gottesfurcht in der höchsten und edelsten Bedeutung des Wortes, Ergebung bei Versagung manches stillgehegten Wunsches, hilfreiche Thätigkeit für den Aermsten, der sich ihr nahte, Freundschaft und Rath für Jeden, der dessen bedurfte — das alles bezeichnete in schöner Folge jeden Tag der 11 Jahre, die sie in Tastungen verlebte. Im Jahr 1806 hatte die Unruhe des heranziehenden Kriegs beide Gatten für einige Zeit aus dem stillen Asyle gescheucht und führte sie, nachdem sie durch unglückliche Zufälle Wochen lang die Schrecknisse hatten theilen müssen, unter denen die Bewohner Magdeburgs während der Belagerung seufzten, zu einem neunmonatlichen Aufenthalt bei der Prinzessin Ferdinand von Preußen nach Berlin. Auch ihr Herz litt bei den Erschütterungen des Vaterlandes und theilte mit vielen Andern den Ruhm uneigennütziger Opfer. Später, als zunehmende Kränklichkeit dem Gatten den Landaufenthalt immer schwieriger machte, verlegten sie ihren Wohnsitz nach Halle. Es bildete sich bald ein Kreis liebender, theils alter, theils neu gewonnener Freunde um sie her und die nun Verblichene begann auch hier wieder ein hohes Vorbild jeglicher Tugend zu werden. Mit beispielloser Ausdauer und liebender Sorgfalt widmete sie ihre Kräfte und die Ruhe ihrer Nächte dem immer schwächer werdenden Gatten; ein wiederholter Schlaganfall und die traurigen Folgen früherer auf dem Schlachtfelde erhaltener Wunden fesselten ihn Jahre lang schmerzvoll auf sein Lager und nur selten war es der traurenden Gattin vergönnt, in der Einsamkeit sich zu fassen und Muth für die Stunden tiefen Kummers zu schöpfen. Wie Mancher, der dort mit ihr lebte und der, wie Nie-

meyer *) und seine edle Gattin, Zeuge ihrer tiefen, wahren Religiosität gewesen, mag ihr Beispiel in seinem Herzen aufgenommen und es zur Kräftigung seiner eigenen Tugend verwendet haben. Am 13. Nov. 1819 ging, wie sie selbst sich ausdrückte, durch den Tod ihres Mannes der Glücksstern ihres Lebens unter. Im Mai 1821 entschloß sie sich, den freundschaftlichen Einladungen ihres, ihr immer nah gestandenen und geachteten Vetters, des königl. würtemberg. Staatsministers, Grafen von Wintzingerode, folgend, die Häuslichkeit desselben in Cassel zu theilen, wo derselbe zu jener Zeit einen Gesandschaftsposten bekleidete. Bald, am 22. Februar 1822, verband eine still in Lutternberge vollzogene Ehe das Leben der seit ihrer Kindheit sich treu gebliebenen Freunde und gab der Familie des Grafen in dem neuen, schon in dem höhern Lebensalter stehenden Gliede einen Gegenstand der innigsten Verehrung, der liebevollsten Anhänglichkeit. Um sich gegenseitig das Leben zu erheitern, um einen Ruhepunkt nach den Stürmen der Welt Einer in dem Andern zu finden, ward der Bund geschlossen, den eine 60jähr. Kenntniß des gegenseitigen Werthes geschaffen. Der reiche Geist des Grafen wußte dem Aufenthalt, den er bald nach seiner Vermählung auf seinen Gütern im Eichsfelde, Schloß Bodenstein und des ihm durch des früheren Besitzers Tod zugefallenen Tastungens nahm, eine so innige, tiefe Eigenthümlichkeit, einen so sehr über das Gewöhnliche erhabenen Reiz zu geben, daß es bald gelang, das Gemüth der durch den Tod ihres ersten Mannes tief Erschütterten zu erheitern und ihr jene Lebensfreudigkeit wenigstens auf Momente wieder zu geben, in der sie nicht nur, wie immer, liebreich gewährte, sondern auch glücklich genoß Die heitre Ruhe, mit welcher sie auf die frühern Begebnisse ihres Lebens zurückblickte, gab ein schönes Zeugniß von dem frommen Sinn, mit welchem sie durch alle Wechsel hindurch gegangen war, von der Weisheit, welche, den Täuschungen des Lebens nicht mehr zugänglich, den Werth der Dinge richtig schätzt; von der Treue gegen sich selbst, von der sittlichen Stärke, welcher Wahrheit und Tugend über Alles gilt und endlich von der tiefen, reinen Religiosität, die Gott vor Augen und im Herzen, kein wahres Heil kennt außer ihm. Leider fehlte es dem stillen

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 6. Jahrg S. 544.

Bilde ihres jetzigen Lebens auch nicht an Schattenseiten; leider trat auch hier der Tod vernichtend, das Leben zerspaltend dazwischen. Im Jahre 1832 riefen den Grafen mannichfache Pflichten aus dem Kreise seiner Familie hinweg. Lange harrte sie seiner Wiederkehr und da sie bei immer zunehmender Altersschwäche und Verlangen nach äußerer Erregung den einsamen Landaufenthalt scheute, so bezog sie, anscheinend für kurze Zeit, eine Wohnung in Gotha, um dort, der Wiederkehr ihres Gatten harrend, sich der Nähe ihres noch einzigen Bruders und des Umgangs würdiger, zum Theil hochgestellter Personen zu erfreuen. Da überraschte sie die Nachricht vom Tode auch ihres zweiten Mannes, der, von einem Nervenschlage plötzlich getroffen, ohne vorhergegangene Krankheit und Leiden, am 24. October 1834 in Stuttgart sein Leben endete. Die letzten Worte, die er ihr sendete und die ihr bewiesen, wie vollkommen er ihren hohen Werth zu würdigen wußte und wie sehr er sich nach Wiedervereinigung mit ihr sehnte, vermehrten, wie ihren Schmerz um den Verlust, so auch ihre Sehnsucht nach dem Wiedersehen jenseits. Unvermögend, selbst auf Bodenstein der theuern Leiche zu harren und Zeuge ihrer Heimkehr in die väterlichen Räume, in die gemeinschaftliche Gruft zu werden, horchte sie mit liebevoller Trauer den Berichten, die ihr von dorther kamen, war mit ihren Gedanken, wie sie es nannte, Wächter an seinem Sarge — bestellte ihr Haus, erfüllte jede, auch die kleinste der sich selbst auferlegten Pflichten, bedachte die Armen, die Leidenden, gedachte Aller der Ihren mit einer Sorgfalt und Zärtlichkeit, die von keiner Mutter hätte übertroffen werden können, hinterließ ihnen mit ihrem Nachlaß die bewundernswürdigsten Beweise einer Ordnungsliebe, die jedem Geschäftsmanne und einer still verborgen gewesenen Wohlthätigkeit, die mancher Fürstin Ehre gemacht haben würde, sicherte die Zukunft der Waisen, bei denen sie schon seit Jahren Mutterstelle vertreten hatte, vollendete Alles, sagte dann eines Tags mit Freudigkeit: „Nun bin ich fertig, nun kann ich ruhig sterben!" und gab am dritten darauf ihre Seele dem himmlischen Vater zurück.

* 48. Johann Friedrich Schink,

Professor und Bibliothekar der Herzogin von Sagan zu Sagan;

geb. d. 29. April 1755, gest. am 10. Febr. 1835.

Magdeburg war der Geburtsort dieses als Schriftsteller und besonders als Dramaturg geachteten Mannes. Neben dem Unterricht in der dortigen Schule ward er durch Privatlehrer unterwiesen. Früh entwickelten sich seine Geistesanlagen in reger Wißbegierde und einem unermüdeten Fleiße. Ein Freund des elterlichen Hauses, der als Kanzelredner geschätzte Prediger J. S. Patzen, bemerkte und ermunterte das poetische Talent des zwölfjährigen Knaben. In der Schule des Klosters unserer lieben Frauen erlangte er die nöthigen Vorkenntnisse, um 1773 die Universität Halle beziehen zu können. Neben der Theologie, die er zu seinem künftigen Beruf gewählt hatte, beschäftigte er sich mit poetischen Versuchen. Den ersten Flug als Dichter wagte er in den Leipziger und Göttinger Musenalmanachen. Auch das Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde, von dem Buchhändler J. G. Dyk in Leipzig herausgegeben, empfing mehrere seiner Beiträge. Vorzüglichen Beifall fanden seine frühesten dramatischen Arbeiten. Sein Trauerspiel: Gianetta Montaldi, das er als Candidat des Predigtamts zu Berlin schrieb, erwarb ihm den in Hamburg ausgesetzten Preis von 20 Friedrichsdor. Von einer vortheilhaften Seite zeigte er sich zugleich als Dramaturg durch eine Schrift über Brockmanns Spiel als Hamlet in dem gleichnamigen Shakspearschen Trauerspiel. Er ward dadurch mit Engel, dem jungen Lessing und andern geistreichen Männern Berlins bekannt, unter andern auch mit dem als Arzt geschätzten Selle. Das Studium der Theologie schien er aufgegeben zu haben. Er ging 1779 nach Hannover, wo er bei der Nonseuilschen Schauspielergesellschaft als Dichter angestellt ward. In Wien, wohin er sich im J. 1780 begab, schrieb er mehrere Arbeiten für die Bühne und außerdem seine mit großem Beifall aufgenommenen dramaturgischen Fragmente. Späterhin ging er nach Grätz in Steyermark, wo er bis zum Jahr 1789 privatisirte und sodann als Dramaturg und Dichter in Hamburg eine Anstellung erhielt bei Friedrich Ludwig Schröder, dem Roscius der deutschen Bühne, dessen Leben er später geistreich schilderte (S. die Zeit-

genossen, Leipzig 1818, Heft 10, S. 33 u. f.). Schöne Tage verlebte er in dem Kreise der Dichterin Elise v. der Recke *), Elise Reimarus und Caroline Rudolphi. Im Jahr 1797 wählte er Ratzeburg zu seinem Wohnsitz, wo er seine dramatische Dichtung „Johann Faust" und die „Gesänge der Religion" schrieb, die 1817 in einer neuen und verbesserten Auflage erschienen. Im J. 1806 ging er nach Rellingen im Holsteinischen, wo er schon früher eine Zeitlang gelebt hatte. Zehn Jahre später begab er sich nach Berlin, wo ihn der Fürst von Hardenberg zu einer Anstellung bei dem Nationaltheater empfohlen hatte. In dieser Hoffnung sah er sich getäuscht. Erfreulich aber war es für ihn, damals die Bekanntschaft mit Göckingh **), Tiedge und Elise von der Recke zu erneuern, welche ihm die thätigsten Beweise der Achtung und Theilnahme gaben. Im Jahr 1819 führte ihn Elise von der Recke in Löbichau ein, wo er von der verewigten Herzogin Dorothea von Kurland huldvoll aufgenommen ward. Ein Jahrgehalt, den er dieser geistreichen Fürstin verdankte, befreite ihn von drückenden Sorgen. Nach Dorotheens Tode berief ihn ihre Tochter, die Herzogin von Sagan, zu sich. Sie ernannte ihn zu ihrem Bibliothekar und er lebte seitdem frei und unabhängig in sehr glücklichen Verhältnissen bis zu seinem, im hohen Alter erfolgten Tode. — Seine Schriften sind: Der gute Fürst, oder d. Geburtsfest; ein Trauerspiel. Berlin 1776. — Adelstan u. Röschen; ein Trauerspiel m. Gesang. Ebd. 1776. — Rosalie; e. Nachspiel mit Arien. Gotha 1777 (eigentl. 1776). — Lina von Walter; Trauerspiel in 3 Akten. Berl. 1778 (eigentl. 1777). — Marionettentheater. Berlin 1778. — Ueber Brockmann's Hamlet. Berlin 1778. — Dramaturg. Monate; dem Hrn. Professor Engel gewidmet. Ebd. 1778. — Kindercomödien, von Löper u. Schink. (Von Schink sind darin: das Pfand, ein jüd. Familiengemälde und Shakspeare in der Klemme, oder wir wollen doch auch den Hamlet spielen.) — Dichtermanuscripte. Ebd. 1781. — Dramaturg. Fragmente. Grätz u. Leipz. 1781—84. 4 Bde. — Allgem. Theateralmanach. Wien 1782. — Zum Behuf d. deutsch. Theaters. 1r Bd., enthaltend: Lina u. Waller, e. Trauerspiel; die Nebenbuhlerin, e. Schauspiel; Geßner der Zweite, eine Posse und der neue Dr. Faust, eine Plaisanterie mit

*) Deren Biogr. s. N. Nekr. 11. Jahrg. S. 275.
**) Dessen — — — 6. — — 130.

Gesang. Grätz 1782. — Zusätze u. Berichtigungen zu der Gallerie der deutsch. Schauspieler u. Schauspielerinnen. Wien 1783. — Die bezähmte Widerbellerin, oder Gaßner d. Zweite, e. Lustspiel nach Shakspeare. München 1783. — Dramatische u. andere Skizzen, nebst Briefen über das Theaterwesen zu Wien. Wien 1783. — Die Comödienprobe, oder der Impressor in tausend Aengsten. Ebd. 1783. — Die Opferer, oder das Fest d. Musen, ein Schauspiel mit Gesang in 1 Aufzuge. Grätz 1783. — Grätzer Theaterchronik, 1s Heft. (Mehr kam nicht heraus.). Ebd. 1783. — Literar. Fragmente. Wien 1785. — Catharina Jaquet, e. dramaturg. Skizze. Ebd. 1786. — Das Theater zu Abdera. Berlin und Liebau 1787—88. 2 Bde. — Vernünftig-christl. Gedichte. Berl. u. Stettin 1788. — Ausstellungen. Wien 1788. — Dramaturg. Monate. Schwerin 1790. — Coriolan, Trauerspiel in 5 Akten. Ebd. 1790. — Hamburg. Theaterzeitung. Hamburg 1792. — Laune, Spott u. Ernst; ein Wochenblatt. Ebd. 1793. — Empfindsame Reisen durch Italien, die Schweiz u. Frankreich; e. Nachtrag zu d. Yorikschen. Aus u. n. dem Englischen. Ebd. 1794. — Eigenkraft, oder d. Schwärmer f. Wahrheit u. Recht; e. Feenmährchen. Ratzeburg 1798 (eigentlich 1797). — Moral. Dichtungen. 1r. Band. Berlin 1799. — Momus u. sein Glücksstern. Ebd. 1799. — Die schöne Schwärmerin. Rudolst. 1800. — *Peter Strohkopf; vom Verfasser des Marionettentrauerspiels Hamlet. Göttingen 1801. 2 Thle. — Der König in d. Einbildung. . . . 18.. — Launen, Phantasien u. Schilderungen a. d. Taschenbuche e. reisenden Engländers. Arnstadt u. Rudolstadt 1801. (Auch unter d. Titel: Kleine Streifereien in d. Litteratur d. Ausländer f. Damenbibliotheken. 2s Bdchn.). — Spiele der Laune u. d. Satyre. Ebd. 1801. — Joh. Faust; dramat. Phantasie nach e. Sage des 16. Jahrh. Berl. 1804. — Kinder d. Phantasie. Mit 1. Kpfr. Altona 1805. — Dramat. Scherflein; e. Taschenbuch für die Bühne. Lüneburg 1810 (eigentl. 1809). — Gesänge d. Religion. Berl. 181. 3. Aufl. Ebd. 1823. — Trauer- u. Jubelalmanach f. Deutsche. Hamb. 1815. — Gaetano Bastard; eine Reihe von dramat. Scenen aus d. Zeitgeschichte von 1812—14. Berlin 1816. 2. A. Ebd. 1821. — Louise, Preußens Schutzgeist, gefeiert u. s. w. Ebd. 1817. — G. E. Lessings Leben. Leipz. 1817. N. A. Berlin 1825. — Die Fügungen, e. didaktisch-drama-

tische Dichtung. Mit Musik von C. F. Zelter *). Ebd. 1818. — Frauenhuldigung; in 3 dramat. Dichtungen. Halle 1819. — Spiegelbilder aus d. Leben, in Erzählungen. Ebd. 1820. — Trauerspiele (Laura Sciolto, Zanga). Ebd. 1820. — Missionsgreuel in Frankreich, oder die Familie du Plessis; der französ. Urschrift nachgebildet. Berlin 1820. 2 Thle. — Ein Grab mit der Geliebten; romantisches Trauerspiel in 5 Abthlgn. Ebd. 1821. — Lustspiele. Halle 1821. — Titania, oder Blüthen u. Blüthenleben zu Elfenaue; Feiergesänge, poetische Fest- und Scherzspiele. Berlin 1821. (Gemeinschaftlich mit A. G. Eberhard und C. A. Tiedge.) — Gedächtnißfeier der verewigten Frau Herzogin Anna Charlotte Dorothee v. Kurland u. Sagan, heimgegangen am 20. des Sommermonats 1821. Altenburg 1822. — Romantische Darstellungen. Ebd. 1822. — Friedr. Schillers Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina u. Wilhelm Tell ästhetisch, kritisch u. psychologisch entwickelt. Dresden 1828. (vergl. den Wegweiser zur Abendzeitg. 1827. Nr. 57, S. 225 u. f.). — Beiträge zu Zeitschriften: Biblio, ein Drama (im Leipziger Musenalmanach auf das Jahr 1770). — Ueber den Schauspieler Hempel (in Reichardts Theaterkalender f. d. J. 1777). — Gedichte. Ebd. 1776, 1778 (1787). — Ueber das musikal. Drama mit u. ohne Gesang. Ebd. 1778. — Briefe üb. die deutsche Sansculotterie (in d. Minerva v. Archenholz. Juli 1794.). — Marat's Porträt, von Febre do Eglentien, übersetzt. Ebd. N. 4. S. 8. u. f.) — Die schöne Obstverkäuferin (in d. deutschen Monatsschrift. 1794. St. 2. S. 181 u. f.) — Elisa. Ebd. St. 2. S. 185 u. f. — Fragmente aus e. Fortsetzung von Yoriks Reisen. Aus d. Engl. Ebd. St. 5. S. 65 u. f. — Vom deutschen Theater zu Hamburg (in dem Berliner Archiv der Zeit u. ihres Geschmacks. 1795. St. 6. S. 618 u. f.). — Warum keine Kritik über die Bücher d. schönen Wissenschaften mehr? Ebd. St. 9. S. 246 u. f. — Prolog zu einem dramat. Gedicht: Doctor Faust. Ebd. St. 11. S. 451 u. f. — G. E. Lessings Denkmal im Pantheon d. Deutschen. Ebd. St. 12. S. 514 u. f. — Mad. Schröder als Margarethe Torringer. Ebd. 1796. St. 1. S. 31 u. f. — Weiberrache; ein

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 382.

Schwank. Ebd. St. 5. S. 466 u. f. — D. Faust's Bund mit der Hölle; ein kleines Ganzes aus einem größern. Ebd. St. 7. S. 70 u. f. — Der Kronprinz von Dänemark. Ebd. St. 9. S. 282 u. f. — Solm, eine Erzählung. Ebd. St. 10. S. 373 u. f. St. 12. S. 545 u. f. 1797. St. 2. S. 127—153. — Prüfung u. Lohn; eine Erzählung. Ebd. 1798. St. 3. — G. E. Lessings Lebensbeschreibung (im Pantheon d. Deutschen. 1796. Th. 2.). — Sophie v. Walden, oder der feine Takt (in d. Romanenkalender oder d. kleinen Romanenbibliothek f. d. J. 1801. Göttingen 1800.). — Der Mann, der Liebhaber seiner Frau, ohne es zu wissen (in K. Reinhard's Polyanthea f. d. J. 1807. S. 87 u. f.) — Die Schriftstellerin, ein Lustspiel (im 4. u. 7. Bde. der deutschen Schaubühne. Augsburg 1812.) — Friedrich Ludw. Schröder (in d. Zeitgenossen. Leipz. 1818. Heft. 19. S. 33—82.). — Gedichte, Aufsätze u. Recensionen in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung, in v. Archenholz Literatur u. Völkerkunde, in d. Göttinger Musenalmanach, d. Olla Potrida, in d. allgem. deutsch. Bibliothek, der Leipz. Literaturzeitung u. and. Journalen. — Sein Bildniß befindet sich vor dem Romanenkalender f. das Jahr 1802. (Göttingen 1801.)

Jena. D. Heinrich Döring.

* 49. Carl Gottlob Christian Schmidt,

königl. preuß. Justizrath u. Gerichtsamtmann zu Brücken, Wallhausen und Hohlstedt (Preuß. Prov. Sachsen);

geb. am 9. Sept. 1786, gest. den 10. Febr. 1836.

Er war der vierte Sohn des königl. sächs. Generalaccisinspectors und Patrimonialgerichtsdirectors Joh. Gottfried Christian Schmidt zu Brücken, erblickte das Licht der Welt als ein sehr schwächliches Kind und blieb es auch in den ersten Jahren seines Lebens, so daß seine Eltern nur wenig Hoffnung für seine Erhaltung hegten. Den ersten Unterricht genoß er theils in der Schule seines Geburtsorts, theils durch Unterricht von Hauslehrern und bezog in seinem 10. Jahre die Klosterschule zu Donndorf, um sich dort für eine höhere Bildungsanstalt vorzubereiten. Mit der gehörigen Vorbildung vertauschte er im J. 1800 jene mit der Landesschule zu Pforta und ob er wohl auch dort öfters kränkelte, blieb er doch von einer im Lauf seiner dortigen Schulzeit herrschenden Scharlachfieberepidemie, die viel-

der dortigen Schüler ergriff, mehrere auch hinweggraffte, verschont. Als der Coetus deshalb aufgelöst werden mußte, nahm ihn sein Pathe, Karl Kämmerer in Naumburg, mit zuvorkommender Liebe in sein Haus auf. Dort fand er väterliche Aufsicht, mütterliche Pflege, bis in Pforta die Gefahr der Krankheit vorüber war und die Schüler aufs neue zusammen berufen wurden. Nach einem 6jährigen Aufenthalt in Pforta, wo er sich die Liebe und Zufriedenheit seiner Lehrer erwarb, trat er im Jahr 1808 seine academische Laufbahn in Leipzig an und widmete sich dort mit Fleiß der Rechtswissenschaft. Auch während seiner Universitätsjahre drohete seinem Leben durch eine Lungenentzündung hohe Gefahr, es trat sogar ein Rückfall ein, doch wurde er, nächst Gottes Hülfe, durch die treueste Pflege seines dortigen Bruders und die sorgfältigste Behandlung des Arztes vom Tode gerettet. In 3 Jahren absolvirte er seine juridischen Studien, die er mit Eifer betrieb, wurde zum Notar creirt und erhielt bald darauf von der königl. Landesregierung zu Dresden die Erlaubniß zu Ausübung der Advocatur, deren er sich jedoch um deswillen nur kurze Zeit widmete, weil ihm nach dem im J. 1811 erfolgten Ableben seines würdigen Vaters die von diesem bekleideten Aemter als königl. sächs. Accisinspector und Patrimonialrichter übertragen wurden. Im J. 1814 verheirathete er sich mit seiner nachgelassenen Gattin, einer Tochter des Commissionsraths und Gutsbesitzers Quidde zu Frohse, mit der er 10 Kinder erzeugte, davon jedoch nur 2 Söhne und 2 Töchter ihn überlebten. Bei der sorgfältigsten Pflege seiner Gattin, bei ihrer sanfttragenden Geduld, im Besitz eines mäßigen Vermögens und bei seinem in der Regel heitern Sinn, lebte er im ununterbrochenen Genuß eines stillen, häuslichen Glücks, obwohl dieses zuweilen durch wiederkehrende Krankheitszufälle getrübt wurde. — Nach der im J. 1820 erfolgten Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit in den Städten Brücken und Wallhausen und in Folge der Einführung der neuen Steuerverfassung, wurde dem Verstorbenen die Wahl gestellt, ob er hinfort das Amt eines königl. Obersteuercontroleurs übernehmen, oder als Gerichtsamtmann in vorhin gedachten Städten verbleiben wolle. Er zog die letztere Anstellung vor, arbeitete treu in seinem Beruf und wußte sich durch sein wohlwollendes, offenes und dabei männliches Benehmen die Liebe und das Vertrauen der Gerichtseingesessenen

zu erhalten. So würde nun seine Stellung ihm erlaubt haben, ein sehr ruhiges, aber keineswegs unwirksames Leben zu führen, wenn nicht fortdauernde körperliche Schwäche seine Amtsführung oft gestört hätte. Diese Kränklichkeit führte schon seit einigen Jahren den Gedanken in ihm herbei, aus dem Staatsdienst auszuscheiden, einen Vorsatz, den er auch noch einige Monate vor seinem Ableben ausführte und mit dem Prädicat als Justizrath seine ehrenvolle Entlassung erhielt. — Nun dachte er noch längere Zeit im häuslichen Glück und ländlicher Ruhe sein Leben zu fristen. Allein die Vorsehung hatte es anders beschlossen, denn ein scheinbar unbedeutender Anfall von Kopfgicht nahm in kurzer Zeit eine so bedenkliche Richtung, daß er, höchst wahrscheinlich in Folge ausgebildeter Gehirntuberkeln, sein Leben, aller angewendeten Kunst der Aerzte und der sorgsamsten Pflege ungeachtet, durch einen Nervenschlag endete. — Die lebhafte Theilnahme, welche sein frühes Hinscheiden erregte, zeugt deutlich von der Liebe und Achtung, die er im Leben genossen, welche sich auch noch bei seiner Beerdigung aussprach.

* 50. Carl Christian Amthor,

Senator, Kaufmann und Tuchfabrikant in Meiningen;

geb. am 14. Jan. 1777, gest. den 12. Febr. 1835.

Er war das älteste von vier Geschwistern; sein Vater war Adam Georg Amthor, Senator und Kaufmann zu Meiningen und seine Mutter Johanne Maria, geb. Koch. Im elterlichen Hause, wo noch ächte, fromme Sitte galt und aus welchem der häusliche Gottesdienst noch nicht verbannt war, erhielt er eine wahrhaft christliche Erziehung, die den wohlthätigsten Einfluß auf sein ganzes Leben hatte. Er besuchte das Lyceum zu Meiningen und saß zwei Jahre in Prima. Seine Lehrer in den obern Klassen, namentlich Buzer und Haberland, drangen in ihn, sich den Wissenschaften zu widmen, er folgte aber seiner Neigung und wählte die Tuchfabrikation und Handlung. Nachdem er sich mehrere Jahre in Düben, Freiberg, Zerbst etc. aufgehalten, um sich in der Tuchbereitung zu vervollkommnen und mit seinem Prinzipal jede Messe in Leipzig besucht hatte, begab er sich auch nach Hamburg, Bremen und Lübeck, von wo er sich aufs Neue nach Sachsen wendete und auch einige Zeit in Dresden sich aufhielt. Im Jahr 1802 kehrte er zu-

[illegible] und [illegible] Tuchhandel. Am 13. Februar [illegible] mit Dorothea Kink zu Meiningen [illegible], welcher er einen Sohn und 4 Töchter zeugte, [illegible] Tochter vor ihm starb. Jetzt legte er [illegible] an [illegible] Tuchfabrikaten, die er bald in Flor brachte. Da aber späterhin der meiste Absatz nach [illegible] Italien und der Schweiz ging, so [illegible] Mauth bei ihrer Errichtung sehr [illegible] in den Weg und deshalb ließ er die [illegible] eingehen und begnügte sich mit dem [illegible]. Im Jahr 1823 trat er als Senator in den Stadtrath, 1826 wurde ihm die Polizeiverwaltung der Residenzstadt mit übertragen und 1828 ward er nebst dem Regierungsrath Schenk zum Commissarius bei der Erbauung des Krankenhauses zu Meiningen ernannt. Bei der Einberufung der Meiningischen Landstände 1830 ward er von seinen Mitbürgern zum Ersatzmann gewählt und trat bei der Todeskrankheit des Kammerraths Hartmann *) 1832 als wirklicher Landstand ein. Als der Stadtrath aufgelöst und die neue Gemeindeverfassung eingeführt wurde, so erwählte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger auf Neue zum Mitgliede des Gemeinderathes. Doch hier endete plötzlich seine irdische Laufbahn und mit ihr seine in so vielen Verhältnissen segensreiche Thätigkeit für das Vaterland und die Menschheit. Am oben genannten Tage starb er an einem gallichten Nervenfieber. — Amthor war ein guter, liebevoller Sohn und Bruder, ein glücklicher, treuer und gefühlvoller Gatte und Vater, ein Freund, auf den man sich verlassen konnte. In seinem Herzen war kein Falsch; schlicht und recht wandelte er seine stille Lebensbahn, Gott und seinem Berufe geweiht, dahin und suchte sich nicht hervorzudrängen, noch viel weniger in der sogenannten großen Welt zu glänzen, wiewohl er dieses nach Stand und Vermögen gekonnt hätte. Ohne Rücksicht auf sich selbst, lag ihm stets das Wohl seiner Mitbürger am Herzen und er scheute nicht, frei und offen, ohne Rückhalt zu sprechen, wo es der Wahrheit und dem Rechte galt. Und wenn er auch bei den mancherlei Zeitveränderungen, wie mehrere andere Zeitgenossen, sich nicht immer beifällig und lobpreisend äußerte oder den Ansichten des Tages gerade nicht huldigte, so sprach und handelte er ohne Scheinheiligkeit und Menschenge-

*) S. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 1188.

[illegible]igkeit nach seiner besten und innigsten Ueberzeugung, die man gewiß an jedem Biedermanne ehren mag. Als Rathsbaumeister machte er sich um den Uferbau verdient, als Armenpfleger verschaffte er vielen Bedrängten Arbeit und Brod. Seine zahlreiche Leichenbegleitung aus allen Ständen war ein Beweis der Achtung und Liebe, welche er genoß.

Meiningen. Prof. Dr. Ihling.

* 51. Friedr. Wilh. Ehrenfried Rost,

Rector an der Thomasschule u. außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig;

geb. den 11. April 1768, gest. am 12. Febr. [illegible].

Rost ward zu Budissin geboren, wo sein Vater, der zu seiner Zeit berühmte und als Schulmann hochgeachtete M. Christoph Jeremias Rost, Rector des Gymnasiums war. Seine Mutter, Johanne Christiane, geb. Ebelt, verlor er als ein Knabe von drei Jahren und erhielt nebst seinen vier damals lebenden Geschwistern (2 Brüdern und 2 Schwestern), da der Vater aus Liebe zu seinen Kindern sich nicht wieder verheirathen wollte, in dessen Haushälterin, Namens Deutschmann, eine zwar strenge, aber wohlmeinende und verständige Pflegerin und Erzieherin. Seinen ersten Unterricht empfing Rost durch Privatlehrer, von seinem achten Jahre an aber in dem damals, besonders durch den Ruf seines Vaters blühenden Gymnasium seiner Vaterstadt, wo außer seinem Vater auch Kober, Demuth, Weber, [illegible]dorf und Petri seine Lehrer waren, welche alle er noch in spätern Jahren mit großer Pietät verehrte. Den wichtigsten Einfluß aber auf die Bildung seines Geistes und Herzens hatte sein Vater selbst, der auch außer dem öffentlichen Unterrichte sich mit größter Sorgfalt und Treue der Erziehung seiner Kinder widmete und sie vor Allem Andern durch Wort und Beispiel zu regelmäßiger Thätigkeit, strenger Einfachheit und christlicher Frömmigkeit anzuleiten bemüht war. Daher bewahrte denn auch R. das Andenken seines Vaters bis in sein spätestes Alter mit wahrhaft kindlicher Dankbarkeit und Verehrung, von welcher Gesinnung er auch öffentliche Denkmäler hinterlassen hat, besonders in der von ihm verfaßten Biographie seines Vaters und in der am 19. Juli 1818 an dessen Grabe zu Budissin gehaltenen Rede (vergl. über die damals veranstaltete Feierlichkeit, I.

Nationalzeitung d. Deutsch. 1818, 34. Stück u. d. Abendzeitung 1818, Nr. 181.). Mit Kenntnissen wohl ausgerüstet, bezog nun Rost im J. 1787 die Universität Leipzig und besuchte hier zuvörderst, in Folge der schon im väterlichen Hause empfangenen Vorliebe für die klassischen Studien und den Beruf des Schulmannes, die philologischen Vorlesungen von den beiden Ernesti, Beck und Reiz, studirte aber auch, als engverwandt mit jenen Studien, Geschichte unter Wenck und Philosophie unter Platner, sowie Naturwissenschaft und Mathematik unter Borz und Hindenburg. Um aber auch von der Religionswissenschaft eine gründlichere Kenntniß zu gewinnen, hörte er auch Morus und Rosenmüller und ward sowohl von den Vorträgen, als der ihm bewiesenen Freundschaft dieser Männer so angezogen, daß er hinfort die Theologie wo nicht zur Hauptsache zu machen, doch mit den philologischen Studien zu verbinden beschloß und daher auch noch andere Vorlesungen über Theologie bei Wolf und Keil und über hebräische Literatur bei Dathe und Dindorf besuchte. Hierauf nahm er gleichfalls unter Morus, Beck und Dindorf an mehreren praktischen Uebungen im Lateinschreiben und Sprechen, wie im Interpretiren und Disputiren Antheil, hielt auch nach damaliger Sitte einige lateinische Vorträge in der Universitätskirche (z. B. am Osterfeste 1792 de momento quod Christi reditus in vitam ad gravissimorum religionis ejus capitum de monstrationem habet, s. das Osterprogramm der Universität von diesem Jahre) und respondirte auch einmal (1791) einem gewissen M. Grohmann bei dessen Habilitation auf dem philosophischen Katheder. Gern hätte er jetzt, durch den nicht ungünstigen Erfolg dieser Uebungen und Versuche ermuntert, sich der academischen Laufbahn gewidmet, allein die Mittellosigkeit, in welche er durch den bereits am 13. Januar 1790 erfolgten Tod seines Vaters, der ihn bis dahin von seinem nur spärlichen Einkommen fast mit eigner Entbehrung unterstützt hatte und durch das Aufhören auch mancher andern, bisher genossenen Unterstützungen, versetzt war, verschloß ihm diesen Weg und führte ihn zu dem früher erwählten Berufe der Jugenderziehung zurück. Er trat als Privatlehrer in das Haus des Hofraths und Professors Wenck, eines Mannes, dessen wohlwollendem Einflusse er sehr viel verdankte, dessen Verwendung ihm auch die Mittel zur Erlangung der Magisterwürde (den 23. Februar 1794)

verschaffte und mit dessen Familie er auch später in dem vertrautesten Verhältnissen lebte. Gleichzeitig nahm er an den unter Rosenmüller's Leitung bestehenden katechetischen Uebungen Antheil und ward auch, soweit es sein Verhältniß zu dem Wenckschen Hause gestattete, einer der ersten freiwilligen Mitarbeiter an der am 16. April 1792 eröffneten Rathsfreischule, bei welcher Gelegenheit er mit Plato*) und Dolz einen innigen Freundschaftsbund schloß. Um aber auch seine theologische Ausbildung nicht zu verabsäumen und sich zugleich für die Uebernahme eines Predigeramtes, wozu ihm durch die Wencksche Familie eine sichere Aussicht geöffnet war, zu befähigen, suchte und erhielt er 1794 die Stelle eines Vesperpredigers an der Universitätskirche; doch schon 8 Tage nachher gelangte an ihn ganz unerwartet der Ruf, das durch des ältern Irmisch (Gottl. Wilh.) Tod erledigte Rectorat an dem Lyceum zu Plauen, welches einst auch sein Vater vor seinem Weggange nach Budissin verwaltet hatte, zu übernehmen. Er folgte dem Rufe, obwohl ungern von Leipzig sich trennend, trat sein Amt den 20. October 1794 an und verwaltete dasselbe so, daß er in kurzer Zeit sich allgemeine Liebe und — besonders durch Einführung mehrerer Verbesserungen im Geiste der neueren Zeit — manches Verdienst um die Schule erwarb. Aber auch hier sollte er nur kurze Zeit verweilen, denn schon im Anfange des Jahrs 1796 ward ihm die Gelegenheit, nach Leipzig zurückzukehren, indem ihm durch den Einfluß seines großen Gönners, des bekannten geh. Kriegsraths und Bürgermeisters Müller, das Conrectorat an der Thomasschule zu Leipzig übertragen wurde. Am 27. April 1796 in dieses Amt eingeführt, wirkte er vier Jahre lang an der Seite des alten, ehrwürdigen Fischer, ohne daß der Gegensatz zwischen der jugendlichen Lebendigkeit und der neueren Pädagogik des einen und dem etwas grämlichen Alter und der mehr altförmigen, aber gründlichen Gelehrsamkeit des andern der beiden Collegen zu irgend einer Collission geführt hätte, bis nach des Letztern Tode Rost selbst den 18. Februar 1800 das Rectorat übernahm, welches er bis zu seinem Tode, fast volle 35 Jahre und länger, als die meisten seiner Vorgänger, verwaltete. Was nun Rost während dieser langjährigen Wirksamkeit an der Schule zuvörderst als Lehrer geleistet habe,

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 11. Jahrg. S. 320.

das bezeugt am besten die dankbare Anerkennung seiner zahlreichen, noch jetzt im In- und Auslande zerstreuten und zum Theil in angesehenen Aemtern lebenden Schüler. Und in der That vereinigte er mit gründlicher Gelehrsamkeit auch eine treffliche Gabe des Vortrags, dessen Lebendigkeit sein treffender Witz noch erhöhte und eine durch lange Erfahrung gereifte Methode des Unterrichts. Von den vielen Lehrgegenständen aber, die er behandelte, waren es besonders seine Geschichtsvorträge, seine Erklärung der Klassiker, besonders des Horaz, bei welcher er sich abwechselnd der lateinischen und der deutschen Sprache bediente und seine lateinischen Stilübungen, die von jeher den größten Beifall fanden. Dabei verstand R. auch die gute Zucht und Ordnung unter seinen Schülern, deren Handhabung an einer Anstalt, wie die Thomasschule, besondern Schwierigkeiten unterliegt, mit sicherer Hand zu leiten. Weise Verbindung von Milde und Strenge, leidenschaftslose Ruhe des Gemüths, Energie und Consequenz des Handelns und, je nach den Umständen, bald kurze, aber eindringliche Ermahnungen, oft mit Verweisung auf Gott und die Aussprüche der Bibel, bald die beißende Kraft des Witzes und der Satyre, bald ernste, nachdrückliche Rüge, waren die Mittel, deren er sich dabei bediente. Doch der schwierigste Theil seiner Amtsführung war die Verwaltung und Direction der Schule, die schon an sich schwierig bei den eigenthümlichen Verhältnissen gerade dieser Anstalt noch mehr erschwert wurde durch die Zeitumstände, in welche sie fiel. Als R. das Rectorat der Thomasschule übernahm, fand er das von der Obrigkeit in mehreren Verordnungen ausgesprochene Urtheil bestätigt, daß die Anstalt mit mancherlei Mängeln behaftet sei, deren Grund er selbst in dem theilweisen Zurückbleiben derselben hinter den Fortschritten des bessern Zeitgeistes erkannte. R. setzte, unterstützt durch ein gründliches Studium der Pädagogik, durch früher erworbene Erfahrung und durch warme Liebe für seinen Beruf, seine ganze Kraft daran, nicht nur jene einzelnen Mängel abzustellen, sondern auch allmählich eine solche Totalverbesserung zu bewirken, wodurch die Anstalt mit den Forderungen der Zeit in Uebereinstimmung gebracht und ihr ferner ein ehrenvoller Platz unter den Gelehrtenschulen Deutschlands gesichert würde. Aber er fand hierbei vielfachen Widerstand, als dessen Ursachen er selbst Vorurtheil für das Alte, Mißtrauen gegen seine dama-

lige Jugend, Neid über sein vermeintes schnelles Glück, Feindschaft von Seiten derer, denen er unschuldigerweise in den Weg getreten war und Groll von Seiten derer, die er zurechtweisen mußte, bezeichnet. Statt der gehofften besseren Zeiten kamen jetzt die noch schlimmeren Kriegsjahre, während welcher Rost nur darauf bedacht sein mußte, das bis dahin mühsam errungene Bessere wenigstens zu erhalten, zugleich aber auch seinen Eifer für das Wohl der Schule auf's Neue dadurch an den Tag legte, daß er nicht nur die Unterbrechung des Unterrichts durch das Getümmel des Kriegs, das Eindringen der Epidemie in das Schulhaus und die Anwerbung seiner Zöglinge zum Kriegsdienste verhütete, sondern auch mit Gefahr seines Lebens den dreimal wiederholten Versuch vereitelte, die Schule in ein Militärlazareth zu verwandeln. (Ueber diese letzte That, über deren ungünstige Beurtheilung R. sich gleichfalls zu beklagen hatte, s. d. Leipz. Tageblatt v. 1813, Nr. 330, wo sich auch das von ihm bei dieser Gelegenheit verfaßte Gedicht an den Fürsten Repnin abgedruckt findet.) Nach Eintritt des Friedens erneuerten sich R.'s Anstrengungen für die Verwirklichung seiner Pläne und schon glaubte er am Ziele seiner Wünsche zu sein, als eine ungünstige Fügung der Umstände noch einmal seine Hoffnungen zerstörte und ihn mit dem schmerzlichen Gefühle erfüllte, Zeit und Kraft vergeblich aufgewendet zu haben. Er selbst spricht sich darüber in mehreren Schriften mit großer Freimüthigkeit aus; s. bes. die Vorrede zu der descriptio lectionum vom J. 1800—1801, den Anhang zu der 1. Lieferung der Beiträge zur Geschichte der Thomasschule (1820) und die Vorrede zur Uebersetzung des Epiktus (1822) und ebendahin zielt eine Bemerkung, die er als Notiz zu seiner eigenen Biographie schriftlich aufgezeichnet hatte, über die Aehnlichkeit zwischen seinem Charakter und Schicksalen und denen des berühmten Herder *). Wohl ist es möglich, daß R. sich zuweilen in der Wahl der Mittel für seinen Zweck vergriff, daß er manche Idee oder vermeintes

*) Er verweist darüber auf Herders Leben von Döring (Weimar 1823) und auf die Recension in Seebode's krit. Bibliothek, 1825, Nr. 4. Und einer andern Bemerkung zufolge fand er eine gleiche Aehnlichkeit mit seinen Amts- und Schulverhältnissen auch in dem Aufsatze d. allgem. Schulzeitung vom 2. Nov. 1826: Fragmente aus dem Leben und Wirken eines gewesenen vieljährigen Schulmannes.

Recht zu starr behauptete, manchen Widerspruch zu empfindlich aufnahm und damals noch nicht genug die Kunst der Nachgiebigkeit und weisen Anbequemung an die Umstände verstand, die er in spätern Jahren, durch eben jene Erfahrungen gewitzigt, so sehr sich angeeignet hatte, daß er Manchem sogar die entgegengesetzte Grenze überschritten zu haben schien; aber die Redlichkeit seiner Absichten konnte gewiß nie ohne großes Unrecht in Zweifel gezogen werden und auch manche Aeußerung des Unmuths darf man einem Manne nicht übel deuten, der sich schon der Gefahr Preis gegeben glaubte, bei aller Liebe und Kraft für seinen Beruf doch vergeblich gewirkt zu haben. Allein der tröstende Glaube, den sein religiöses Gemüth auch unter trüben Aussichten immer festgehalten hatte, der Glaube an das endliche Gelingen alles Guten, sollte auch an ihm noch am Abende seines Lebens sich bewähren. Denn, nachdem bereits im J. 1829, noch vor dem Eintritt der neuen bürgerlichen Verhältnisse in Sachsen und in Leipzig insbesondere der Thomasschule eine neue Disciplinarverfassung des Alumneums, zugleich mit einer gänzlichen Erneuerung ihrer äußeren Gestalt, zu Theil geworden war, so erfuhr im J. 1832, nach dem Eintreten jener Veränderungen, auch die Lehrverfassung der Schule unter gleichzeitiger Aufstellung eines größtentheils erneuerten und durch innige Eintracht verbundenen Lehrerpersonals, eine durchgreifende zeitgemäße Verbesserung. Und so erlebte denn R., durch jene doppelte Verjüngung der Schule gleichsam selbst noch einmal verjüngt, noch vor seinem Dahinscheiden das Glück, seine langjährigen Bemühungen um das Wohl der Anstalt mit erwünschtem Erfolge gekrönt und durch allseitige Anerkennung seines Verdienstes belohnt zu sehen. Unter dem vielen Guten aber, was schon in früherer Zeit durch seine Bemühung zu Stande gekommen war, verdient noch besondere Erwähnung die 1804 erfolgte Begründung eines Wittwenfiskus für die Lehrer der Thomasschule, in dessen unvermuthet schnellem Wachsthum R. gleichfalls einen Lohn des Himmels für seine Bestrebungen erblickte. Außer seiner Wirksamkeit an der Schule hatte R., nach dem Beispiele seiner Vorgänger und durch eigene Neigung getrieben, sich noch einen andern, wenn auch nur untergeordneten Wirkungskreis an der Universität zu Leipzig eröffnet. Er hatte sich 1804 auf dem philosophischen Katheder habilitirt, erhielt 1809

eine außerordentliche Professur der Philosophie und rückte nach und nach in mehrere, nach der damaligen Verfassung der Universität bestehende Stellen und Aemter ein, als namentlich in eine Collegiatur des kleineren und nachher des größeren Fürstencollegiums, obwohl auch diese Beförderungen ihm von mancher Seite bedeutend erschwert worden waren. Gegenstand seiner Vorlesungen aber war, außer sogenannten lateinischen Disputatoriis, besonders sein Lieblingsschriftsteller Plautus, dessen eben so geistreiche und witzige, oder gelehrte Erklärung ihm stets eine große Anzahl Zuhörer aus allen Fakultäten zuführte und diesen nicht geringere Ergötzung als Belehrung gewährte. Rost's Ruf und Verdienst als Gelehrter und Schriftsteller würde gewiß noch ungleich größer gewesen sein, wenn nicht theils die Richtung seiner Studien, welche eine allseitige Ausbildung seines Geistes und Wissens dem blos einseitigen Anbau eines einzelnen Zweiges der Literatur vorzog, theils die Beschaffenheit seiner Amtsverhältnisse, die ihn fast alle seine Zeit und Kraft der Schule zu opfern nöthigten, theils die Menge trüber Lebenserfahrungen und der hemmende Einfluß eines schwächlichen Körpers ihn an der Ausführung größerer literarischer Unternehmungen, wozu es an Entwürfen ihm nicht fehlte, jederzeit gehindert hätten. Doch ist auch schon aus seinen zahlreichen Programmen, die eben sowohl ihres gediegenen Inhalts, als ihrer klassischen Form wegen geschätzt wurden, dem gelehrten Publikum hinlänglich bekannt, was er als Kritiker, Ausleger und Uebersetzer der Alten und vornehmlich wieder seines Plautus geleistet habe. Ebenso gibt von seinen nicht gemeinen Rednergaben, die ihm auch bei Führung seines Amtes, wo es oft aus dem Stegreif zu reden gab, gar trefflich zu Statten kamen, die Menge jener Reden Zeugniß, die er bei verschiedenen Gelegenheiten meist in lateinischer Sprache hielt und später gleichfalls als Programme drucken ließ. Doch noch höher möchte Rost's Dichtertalent zu stellen sein, dessen Fruchtbarkeit eine bedeutende Anzahl lateinischer und deutscher Gedichte beurkunden und dem er mit solcher Leichtigkeit gebot, daß er oft in der kürzesten Zeit, z. B. beim fröhlichen Mahle, die sinnreichsten Epigramme improvisirte und auch noch am vierten Tage vor seinem Tode an einen Freund, der ihm auf seinem Schmerzenslager eine überraschende Herzenserhebung bereitet hatte, einige lateinische Distichen richtete. Die

ἀπομνημονεύματα pueris non temere commendanda. Ibid. 1799. — Duae orationes ad inaugurandos tres praeceptores superiores in schola Thomana habitae a Rosenmüllero et Rostio. Ibid. 1800. — Interpretatio latina libelli Valaephati de incredibilibus auctore Angelo Gospio. Particula secunda. Ibid. 1800. — Descriptio lectionum publicarum et privatarum, quae a magistris scholae Thom. habebuntur. Ibid. 1800. — De insigni utilitate ex artis musicae studio in puerorum educationem redundante, Ibid. 1801. — Oratio ad sacra saecularia in schola Thomana celebranda. Ibid. 1801. — Observationum ad Ciceronis epistolas ad familiares majorem partem criticarum specimen. Ibid. 1801. — Observationum ad Ciceronis epistolas etc. Specimen secundum. Ibid. 1801. — Analectorum criticorum in varios scriptorum graecorum locos fasciculus. Ibid. 1802. — Observationum ad Ciceronis epistolas etc. Specimen tertium. Ibid. 1802. — De notione vocabuli παρεπιγραφή. Ibid. 1803. — Super Pythagora virtutem ad numeros referente, non revocante. Ibid. 1803. — Observationum ad Ciceronis epistolas etc. Specimen quartum. Ibid. 1804. — De mendacio non necessaria. Ibid. 1804. — Oratio ad renovandam Sethi Calvisii memoriam. Ibid. 1804. — Analectorum criticorum etc. Fasciculus secundus. Ibid. 1805. — Probe einer treuen hexametr. Verdeutschung d. Juvenals. Ebd. 1805. — Analectorum criticorum etc. Fasciculus tertius. Ibid. 1806. — Plautinorum cupediorum ferculum. Ibid. 1806. — Analectorum criticorum etc. Fascic. quartus. Ibid. 1807. — Analectorum criticorum etc. Fascic. quintus. Ibid. 1807. — Memoria Joannis Poliandri repraesentata. Ibid. 1808. — Explicatio quorundam locorum Ciceronis de finibus. Lib. I. c. 3. Ibid. 1808. — Oratio de quibusdam praesidiis ad fortitudinem animi et comparandam et tuendam efficacissimis. Ibid. 1809. — Explicatio quorundam locorum Titi Livii. Ibid. 1809. — Oratio de necessitudine, quae literarum studiis cum arte musica intercedit. Ibid. 1810. — Oratio de insignibus beneficiis, quibus Deus immortalis praeterlapso saeculo academico scholae Thomanae salutem auctam confirmatamque esse voluit. Ibid. 1810. — De locatione conductione, ad Plauti Captiv. IV. 2, 38—40. Ibid. 1810. — De morbo, qui spuiatur, ad Plauti Capt. III. 4, 15—25 et Evang. Marc. VIII. 23. Ibid. 1811. — Plautinorum cupediorum fer-

culum secundum. Ibid. 1811. — Plautinorum cupediorum ferculum tertium. Ibid. 1812. — Super lege barbarica, ad Plauti Capt. III. 1, 32—35. Ibid. 1812. — Plautinorum cupediorum ferculum quartum. Ibid. 1813. — Quaestio de nuptiis servilibus, ad Plauti Casin. Prol. 67 — 77. Ibid. 1813. — Oratio de eo, quod naturae humanae convenientissimum sit, rerum futurarum cognitionem magnis difficultatibus impediri. Ibid. 1813. — Plautinorum cupediorum ferculum quintum. Ibid. 1814. Oratio de libertatis Germaniae divino beneficio restitutae magnitudine. Ibid. 1814. — Plautinorum cupediorum ferculum sextum. Ibid. 1815. — Oratio de libertate sermonis firmissimo publicae libertatis propugnaculo. Ibid. 1815. — Plautinorum cupediorum ferculum septimum. Ibid. 1816. — De Plauti auctoritate ad faciendam rerum antiquarum fidem. Ibid. 1816. — Oratio de tranquillitate animi, praestantissimo rerum turbulentarum fructu. Ibid. 1816. — Oratio de natura ridiculi. Ibid. 1817. — Was hat die Leipz. Thomasschule für die Reformation gethan? — Ebd. 1817. — Oratio saecularis de divino spiritu, eorum, quae Lutherus ejusque amici pro emendando religionis statu fecerunt, uno auctore et conservatore. Ibid. 1817. — Plautinorum cupediorum ferculum octavum. Ibid. 1818. — Reden am Grabe des vormal. Rectors Rost zu Budissin d. 10. Juli 1818 gesprochen von M. Rost und M. Stöckhardt. Budissin 1818. — Plautinorum cupediorum ferculum nonum. Lips. 1819. — Plautinorum cupediorum ferculum decimum. Ibid. 1819. — De usu vocabulorum si et ni in sponsionibus, ad Plauti Rud. V. 3, 19—27. Ibid. 1820. — Beiträge z. Geschichte der Thomasschule. Erste Lieferung. Ebd. 1820. — Beiträge zur Gesch. der Thomasschule. Zweite Lieferung. Ebd. 1821. — Plautinorum cupediorum ferculum undecimum. Ibid. 1821. — Epidicus, ein Lustspiel des Plautus, in alten Silbenmaßen verdeutscht. Ebd. 1822. — Die Feier des 600jährigen Bestehens d. Thomasschule zu Leipzig. Ebd. 1822. — De Plauto vocum hybridarum ignaro. Ibid. 1822. — Pseudolus, ein Lustspiel des Plautus ꝛc. Ebd. 1823. — Plautinorum cupediorum ferculum duodecimum. Ibid. 1823. — Plautinorum cupediorum ferculum decimum tertium. Ibid. 1823. — Oratio de civilis libertatis quaerendae et possidendae recta ratione. Accessit salutatis novo scholae cantori facta. Ibid. 1824. — Mostellaria oder das Ge-

spenst, ein Lustspiel des Plautus rc. Ebd. 1824. — Duae orationes, una de sanctitate animi cum vera mentis doctrina necessario conjuncta; altera super argumentis, quibus humana ratio immortalitatis animorum fidem adjurare solet. Ibid. 1825. — Plautinorum cupediorum ferculum decimum quartum. Ibid 1825. — Der Kaufmann, ein Lustspiel des Plautus rc. Ebd. 1826. — Plautinorum cupediorum ferculum decimum quintum. Ibid. 1826. — Oratio, qua demonstratur, divinae providentiae certam opinionem non extrinsecus pendere, sed e sua cujusque hominis honestate unice esse repetendam. Ibid. 1827. — Der Perser, ein Lustsp. des Plautus rc. Ebd. 1827. — Plautinorum cupediorum ferculum sextum decimum. Ibid. 1828. — Oratio, qua demonstratur, eum solum esse felicem, quem non poeniteat, quam probus fuerit. Ibid. 1828. — Amphitruo, ein Lustsp. d. Plautus rc. Ebd. 1829. — Worte an d. Erneuerungsfeste d. Thomasschule den 20. Nov. 1829 gesprochen (von D. Grossmann u. Rost). Ebd. 1829. — Oratio de iis bonis, quae sola secure et confidenter sperare possimus. Ibid. 1829. — Curculio, ein Lustspiel des Plautus rc. Ebd. 1830 — Oratio de veritatis studio, primo atque ultimo totius vitae humanae proposito. Ibid. 1830. — Plautinorum cupediorum ferculum septimum decimum. Inest theologiae Plautinae brevis expositio. Ibid. 1831. — Oratio, qua demonstratur, una justitia stabiliri civilis societatis salutem. Ibid. 1831. — Truculentus, oder der rohe Hitzkopf, ein Lustspiel des Plautus rc. Ebd. 1832. — Duae orationes, una, qua demonstratur, felicitatem hominum cum privatam tum publicam non nisi in Dei regno quaerendam esse atque inveniendam; altera ad inaugurandos octo collegas. Ibid. 1832. — Plautinorum cupediorum ferculum duodevicesimum. Inest dissertatio de Plautinarum fabularum titulis. Ibid. 1833. — Pönulus oder der Karthager, e. Lustspiel des Plautus rc. Ebd. 1833. — Plautinorum cupediorum ferculum undevicesimum. Ibid. 1834. — Duae orationes, quarum prima demonstratur, verum vitae pretium in sola rectae voluntatis conscientia consistere; altera docetur, enthusiasmum maximorum et pulcherrimorum facinorum in se continere rationes. Ibid. 1834. — (Von diesen Programmen sind alle die auf den Plautus bezüglichen kürzlich vom Referenten gesammelt und aufs Neue herausgegeben worden unter folgendem Titel: F. G. E. Ro-

stii Opuscula Plautina. Post auctoris mortem edidit C. H. A. Lipsius. Vol. I. continens commentationes Plautinas. Vol. II. continens novem fabulas Plautinas in sermonem vernaculum conversas. Lipsiae 1836.) — Hierzu kommen noch eine bedeutende Anzahl einzeln gedruckter lateinisch und deutscher Gedichte; einige geistliche Lieder und Schulgesänge in der 1793 zuerst erschienenen Sammlung christl. Religionsgesänge für Bürgerschulen, zunächst für die Rathsfreischule in Leipzig (Nr. 242. 356. 380. 392. 420. 529. vergl. Richters Lex. geistl. Liederdichter); eine 1794 in der Freischule gehaltene Rede in Zerrenners Schulf. Bd. 10. und eine 1797 ebendaselbst gehaltene Katechese in der Schrift: die Weihnachtsfeier in der Freischule vom J. 1797. Leipz.

M. Carl Heinr. Adalbert Lipsius.
Tertius an der Thomasschule zu Leipzig.

* 52. Betty Schütz,

herzogl. Hofopernsängerin in Braunschweig;

geb. am 15. Aug. 1793, gest. den 12. Febr. 1835.

Interessant ist der Schicksalswechsel in dem Leben dieser allgemein geehrten Frau, welche sich durch Herzensgüte auszeichnete und unter günstigern Umständen gewiß den Ruf einer der ersten Sängerinnen erlangt haben würde; denn ihr hatte die Natur Alles gegeben, was sie zu einer solchen befähigen konnte. In Hannover geboren, kam sie schon als dreijähriges Kind nach Altona, wo ihre Eltern bei D. Albrecht engagirt waren und galt nach kurzer Zeit schon für ein kleines Wunderkind. Bereits im 6. Jahre spielte sie in einem Conzert mit dem Sohne des alten berühmten Hiller eine vierhändige Sonate, sang etwa ein halbes Jahr später die Lilli im Donauweibchen (ihre erste Rolle) und zwar mit so großem Beifall, daß nach jedem Akte die Garderobe von Glückwünschenden angefüllt war, wobei es gewiß Erwähnung verdient, daß sie diese Rolle so plötzlich übernehmen mußte, daß sie kaum ein Paar Stunden zur Einübung übrig behielt. — Eifrig schritt sie nun auf dieser mit Glück betretenen Laufbahn fort, war während ihrer Kinderzeit mit ihren Eltern und ihrer Schwester abwechselnd in Mecklenburg und Altona und am letzterm Orte war es, wo sie, 15 Jahre alt, ihre erste große Rolle sang, die der Zerline im Don Juan. Ihr

Vater führte 1809 daselbst mit Diestel die Direction; 1810 aber löste sich die Gesellschaft auf und Betty ging mit ihrer Mutter und Schwester nach Schleswig. Hier wurde sie sogleich als erste Sängerin engagirt und war von dem Augenblicke an die Ernährerin ihrer Familie, bereiste die Städte Schleswig, Flensburg rc. und ging dann, weil die Gage zu gering war, 1810 nach Lübeck zu einer Gesellschaft, deren Director indeß schon nach zehn Wochen banquerott machte. Daher war ihr ein Antrag nach Bremen sehr willkommen, wo sie jedoch, da der Director die Gagen nicht zahlte, nur bis 1811 bleiben konnte. Dieselbe Ursache trieb sie auch 1812 wieder von Walther in Braunschweig fort, von wo sie im August nach Dresden zu Joseph Seconda ging und abwechselnd Dresden und Leipzig besuchte. — Im J. 1815 heirathete sie ihren ersten Mann, Schmidt, der aus Liebe zu ihr gleichfalls zum Theater ging und folgte mit diesem noch in demselben Jahre einem Rufe nach Braunschweig. Doch schon nach vier Jahren wurde sie von demselben geschieden, da sich die gänzliche Ungleichheit der Charaktere kund gab. Als 1818 das bisherige Privatunternehmen in Braunschweig Nationaltheater wurde, war sie die erste, welche einen ehrenden Antrag zum Engagement erhielt: denn ihre wohlklingende Stimme, ihr treffliches Spiel und die ausgezeichnete Schule, welche ihr zu Theil geworden, machten, daß die Direction dieses vielumfassenden Talents sich um jeden Preis versichern wollte. 1821 gastirte sie in Kassel mit solchem Beifall, daß man ihr ein festes Engagement antrug; doch das Wohlwollen der Braunschweiger für sie hatte ihre Vorliebe für diesen Ort in dem Maße erweckt, daß sie jenes Engagement bestimmt zurückwies. Am 7. September 1824 vermählte sie sich mit dem verdienten Hofschauspieler Schütz, trat mit demselben, während der unerfreulichen Theaterverhältnisse in Braunschweig, in ein Engagement bei dem Dresdner Hoftheater in Leipzig und erwarb sich dort abermals den ungetheiltesten Beifall. Aber schon 1831 erhielt sie aufs Neue, sammt ihrem Manne, einen ehrenden Ruf nach Braunschweig, folgte ihm mit Freuden und trat am 21. April als Jenny in der „weißen Frau“ auf. Zum letztenmale betrat sie die Bühne als Fatime im Oberon, am 21. Sept. 1834 und die letzte Vorstellung, welche sie in ihrem von frühester Kindheit an der Kunst geweihten Leben sah, war: „Stille Wasser sind tief“. — Ihr

eigentliches Fach waren Soubretten und Bravourpartien und was sie einst leisten konnte, beweist eine Aeußerung des Kapellmeisters Schneider, der zugleich mit ihr in Dresden und Leipzig engagirt war: „Sie hat dieselben Mittel, wie die Sonntag, nur versteht sie es nicht, diese geltend zu machen". Merkwürdig war ihr Repertoir; so war es ihr z. B. im Don Juan, der Zauberflöte rc. ganz gleich, was sie sang, wenn sie es nur so früh vorher wußte, daß sie ihren Anzug ordnen konnte; so sang sie die Königin der Nacht, Pamina, Papagena oder eine der Damen, die Anna, Elvira oder Zerline und stets mit dem größten Beifall. — Der Charakter dieser Frau, deren schmerzliches Hinscheiden allgemein betrauert wurde, war äußerst liebenswürdig, zumal da sie außerhalb des Theaters durch keinen Zug die Schauspielerin verrieth, sondern sich stets als eine fleißige Hausfrau zeigte. So verfertigte und besorgte sie z. B. die ganze Garderobe für ihren Mann und sich, ohne irgend eine fremde Hülfe, führte ihren Haushalt und hinterließ so den seltenen Ruf einer eben so trefflichen Künstlerin, als tüchtigen Hausfrau.

Braunschweig. D. Ed. Br..ck....r.

* 53. Joh. Christ. Gottfried Heusinger,

Superintendent u. Oberpfarrer zu Kreuzburg;

geb. den 8. Mai 1763, gestorben am 18. Febr. 1835.

Er wurde zu Eisenach, wohin sein Vater 6 Monate vorher vom Pfarramte zu Farnrode als 3r Diakonus befördert worden war, geboren; später wurde sein Vater 2r Diakonus und Oberconsistorialrath daselbst; seine Mutter war Joh. Marie Christiane, geb. Bäring von Ichtershausen. Nachdem er sich in dem Gymnasium seiner Vaterstadt und vorzüglich durch den Privatunterricht seines Vaters genügende Vorkenntnisse erworben hatte, begab er sich zu Michaelis 1781 nach Jena und war anfangs Willens, die Rechte zu studiren, änderte aber seinen Vorsatz und widmete sich der Theologie. In dieser Wissenschaft hatte er Danov, Döderlein, Griesbach und Eichhorn zu Lehrern, in der Philosophie aber Ulrich, welchem er sehr viel verdankte. Da sein Vater schon zwei Söhne hatte studiren lassen, so mußte er nach 2 Jahren (Michaelis 1783) Jena wieder verlassen und wurde vom Generalsuperintendenten Schneider nach bestandenem Examen

in die Zahl der Candidaten aufgenommen. Während seines 7jährigen Candidatenstandes ertheilte er in mehreren Häusern Privatunterricht und ward 1790 von dem Burggrafen von Kirchberg als Pfarrer nach Farnrode berufen. 1791 verehelichte er sich mit Johanne Sophie Caroline Leffler, der ältesten Tochter des Pfarrers Georg Christian Leffler zu Ruhla, gothaischer Seite, welche zufriedene und glückliche Ehe mit 6 Söhnen und 5 Töchtern gesegnet wurde, wovon 1 Sohn und 2 Töchter ihm in die Ewigkeit voran gingen. — Er verwaltete sein Amt bis Michaelis 1803, wo er die Stelle eines Diaconus zu Kreuzburg erhielt. Dort unterstützte er erst den altersschwachen Adjunktus Leffler in seinen Amtsgeschäften und folgte ihm bei seinem im J. 1806 erfolgten Tode im Amte. Die Treue und Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seinem Amte als Oberpfarrer vorgestanden, ist allgemein bekannt. Er war aber nicht blos ein beliebter und gewandter Redner, der bis in sein für ihn wirklich hohes Alter, da er von Jugend auf die Bürde eines schwächlichen Körpers zu tragen hatte, mit der Zeit fortgegangen und keineswegs veraltet war; sondern auch als Ephorus ein sehr pünktlicher, thätiger Geschäftsmann, von dem man, ohne die Grenzen der Bescheidenheit zu überschreiten, sagen kann: er hat dem Jugendunterrichte seiner Ephorie viel Heil und Segen gebracht. Vorzüglich aber verdient sein freundliches und wohlwollendes Benehmen gegen die ihm untergebenen Pfarrer und Schullehrer und sein rastloses Streben, ihnen nützlich zu werden um so mehr Anerkennung und Erwähnung, je mehr diese seine Handlungsweise mit der seines Vorfahren in grellem Gegensatze stand. Dafür hatte er das große Glück, daß er von allen, die mit ihm in nähere Berührung kamen, nicht blos geachtet, sondern auch von den meisten herzlich geliebt wurde, was er selbst wiederholt für sein größtes irdisches Glück erklärte, dem er auch eifrig nachstrebte. Daraus erklärt sich seine Behutsamkeit in den Anforderungen, die er an Untergebene in Erfüllung ihrer Pflichten machen mußte; daraus die sanfte Sprache, die er führte, wenn er, pflichtgedrungen, strafen und zurechtweisen mußte. Obgleich seine Verdienste ihm keine materiellen Vortheile zuführten, wodurch er vielleicht in den Stand gesetzt worden wäre, mit mehr Freuden des Lebens seine Bahn zu durchweben, die bisweilen durch seine zahlreiche Familie kummervoll war, so ward ihm doch die

eigentliches Fach waren Soubretten und Bravourpartien und was sie einst leisten konnte, beweist eine Aeußerung des Kapellmeisters Schneider, der zugleich mit ihr in Dresden und Leipzig engagirt war: „Sie hat dieselben Mittel, wie die Sonntag, nur versteht sie es nicht, diese geltend zu machen". Merkwürdig war ihr Repertoir; so war es ihr z. B. im Don Juan, der Zauberflöte etc. ganz gleich, was sie sang, wenn sie es nur so früh vorher wußte, daß sie ihren Anzug ordnen konnte; so sang sie die Königin der Nacht, Pamina, Papagena oder eine der Damen, die Anna, Elvira oder Zerline und stets mit dem größten Beifall. — Der Charakter dieser Frau, deren schmerzliches Hinscheiden allgemein betrauert wurde, war äußerst liebenswürdig, zumal da sie außerhalb des Theaters durch keinen Zug die Schauspielerin verrieth, sondern sich stets als eine fleißige Hausfrau zeigte. So verfertigte und besorgte sie z. B. die ganze Garderobe für ihren Mann und sich, ohne irgend eine fremde Hülfe, führte ihren Haushalt und hinterließ so den seltenen Ruf einer eben so trefflichen Künstlerin, als tüchtigen Hausfrau.

Braunschweig. D. Ed. Br..ck....r.

* 53. Joh. Christ. Gottfried Heusinger,

Superintendent u. Oberpfarrer zu Kreuzburg;

geb. den 8. Mai 1763, gestorben am 18. Febr. 1835.

Er wurde zu Eisenach, wohin sein Vater 6 Monate vorher vom Pfarramte zu Farnrode als 3r Diakonus befördert worden war, geboren; später wurde sein Vater 2r Diakonus und Oberconsistorialrath daselbst; seine Mutter war Joh. Marie Christiane, geb. Böring von Ichtershausen. Nachdem er sich in dem Gymnasium seiner Vaterstadt und vorzüglich durch den Privatunterricht seines Vaters genügende Vorkenntnisse erworben hatte, begab er sich zu Michaelis 1781 nach Jena und war anfangs Willens, die Rechte zu studiren, änderte aber seinen Vorsatz und widmete sich der Theologie. In dieser Wissenschaft hatte er Danov, Döderlein, Griesbach und Eichhorn zu Lehrern, in der Philosophie aber Ulrich, welchem er sehr viel verdankte. Da sein Vater schon zwei Söhne hatte studiren lassen, so mußte er nach 2 Jahren (Michaelis 1783) Jena wieder verlassen und wurde vom Generalsuperintendenten Schneider nach bestandenem Examen

in die Zahl der Candidaten aufgenommen. Während seines 7jährigen Candidatenstandes ertheilte er in mehreren Häusern Privatunterricht und ward 1790 von dem Burggrafen von Kirchberg als Pfarrer nach Farnrode berufen. 1791 verehelichte er sich mit Johanne Sophie Caroline Leffler, der ältesten Tochter des Pfarrers Georg Christian Leffler zu Ruhla, gothaischer Seite, welche zufriedene und glückliche Ehe mit 6 Söhnen und 5 Töchtern gesegnet wurde, wovon 1 Sohn und 2 Töchter ihm in die Ewigkeit voran gingen. — Er verwaltete sein Amt bis Michaelis 1803, wo er die Stelle eines Diaconus zu Kreuzburg erhielt. Dort unterstützte er erst den altersschwachen Adjunktus Leffler in seinen Amtsgeschäften und folgte ihm bei seinem im J. 1806 erfolgten Tode im Amte. Die Treue und Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seinem Amte als Oberpfarrer vorgestanden, ist allgemein bekannt. Er war aber nicht blos ein beliebter und gewandter Redner, der bis in sein für ihn wirklich hohes Alter, da er von Jugend auf die Bürde eines schwächlichen Körpers zu tragen hatte, mit der Zeit fortgegangen und keineswegs veraltet war; sondern auch als Ephorus ein sehr pünktlicher, thätiger Geschäftsmann, von dem man, ohne die Grenzen der Bescheidenheit zu überschreiten, sagen kann: er hat dem Jugendunterrichte seiner Ephorie viel Heil und Segen gebracht. Vorzüglich aber verdient sein freundliches und wohlwollendes Benehmen gegen die ihm untergebenen Pfarrer und Schullehrer und sein rastloses Streben, ihnen nützlich zu werden um so mehr Anerkennung und Erwähnung, je mehr diese seine Handlungsweise mit der seines Vorfahren in grellem Gegensatze stand. Dafür hatte er das große Glück, daß er von allen, die mit ihm in nähere Berührung kamen, nicht blos geachtet, sondern auch von den meisten herzlich geliebt wurde, was er selbst wiederholt für sein größtes irdisches Glück erklärte, dem er auch eifrig nachstrebte. Daraus erklärt sich seine Behutsamkeit in den Anforderungen, die er an Untergebene in Erfüllung ihrer Pflichten machen mußte; daraus die sanfte Sprache, die er führte, wenn er, pflichtgedrungen, strafen und zurechtweisen mußte. Obgleich seine Verdienste ihm keine materiellen Vortheile zuführten, wodurch er vielleicht in den Stand gesetzt worden wäre, mit mehr Freuden des Lebens seine Bahn zu durchweben, die bisweilen durch seine zahlreiche Familie kummervoll war, so ward ihm doch die

Freude, daß seine Verdienste von dem hohen Collegium, unter dessen Augen er segensreich wirkte und von seinem Fürsten anerkannt und er deshalb 1819 mit dem Titel eines Superintendenten belohnt wurde. Auch hatte er das hohe Glück, durch seine Bemühungen um die Gründung und Beförderung der dortigen Industrieschule, deren Direction zu übernehmen von höchster Hand er aufgefordert wurde und wodurch vorzüglich der niedern Klasse der Bewohner dasiger Stadt, die nichts auf den Unterricht ihrer Kinder in weiblichen Arbeiten verwenden können, eine große Wohlthat erwiesen wurde, den hohen Beifall der Frau Großherzogin sich zu erwerben und von ihr 1826 mit einer goldenen Dose als besondern Beweis des Dankes beehrt und beschenkt zu werden. Diese Beweise der Anerkennung seiner Bemühungen wirkten so wohlthätig auf ihn ein, daß sein Eifer für das Wohl seines so huldvoll vergoltenen Werkes mit Jugendkraft wieder erstanden sein würde, wenn nicht seine Körperkräfte, durch zu viele, für nöthig gehaltene Entbehrungen, mehrmalige und hartnäckige Lungenkrankheiten, sowie manche widrige Schicksale schon zu sehr geschwächt, immer mehr und mehr abgenommen hätten, in Folge dessen, ungeachtet der aufopferndsten, liebevollsten und zärtlichsten Pflege der Seinigen und der sorgsamsten Behandlung des Arztes, sein Tod am oben genannten Tage erfolgte.

54. August Theodor Zanth,

Doctor der Medicin zu Lissa (Preuß. Prov. Posen);

geb. d. 7. Mai 1764, gestorben den 16. Februar 1836 *).

Er hieß bis 1802 Abraham Zadig. Er studirte und promovirte zu Halle 1788, darauf praktizirte er zu Bauske in Kurland und später zu Riga und trat den 24. December 1802 zu Breslau, seiner Vaterstadt, mit seinem 6jährigen Sohne vom Judenthume zur christlichen Kirche über. Darauf war er 1805 Leibarzt des Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen und seit 1808 Leibarzt der ehemaligen Königin von Westphalen. Nachdem er diese Stellung aufgegeben hatte, begab er sich nach Lissa, wo er bis zu seinem Tode, ruhig und zufrieden, lebte. Die praktische Tüchtigkeit des Verstorbenen, wie seine literarische Thätigkeit werden ihm die gebührende

*) Medicin. Almanach. herausgeg. von Dr. Sachse. 1836.

Anerkennung, deren er sich schon während seines Lebens zu erfreuen hatte, auch nach seinem Tode ein dauerndes Andenken bewahren. — Er schrieb: Diss. inaug. sistens dubia quaedam circa inflammationes occultas in febribus putridis. Halae 1788. — Plan über die allgemeine Einführung d. Pockeneinimpfung in einer ganzen Provinz ꝛc. Breslau 1797. — Beweis, daß ein vom Rumpfe getrennter Kopf sogleich das Bewußtsein verliert. Breslau 1803. — Der Kaffee und sein Stellvertreter. Breslau 1805. — Geschichte einer 19tägigen Vergiftung im Kastel zu Kassel. Hannover 1814. — Ferner gab er heraus: Geist der neuen medic. Literatur Frankreichs seit 1799 und mit Klose und Friese „Archiv der prakt. Heilkunde f. Schlesien seit 1799, sodann eine Uebers. Alph. le Roy: Von den Blutflüssen, aus dem Französischen. Breslau 1802. — In Zeitschriften finden sich außerdem noch Aufsätze im Reichsanzeiger ꝛc. 1797, in Hufelands Journal 1797, in Zadig und Friese's Archiv der Heilkunde Schlesiens 1799 und in Schlesiens Provinzialblättern 1801. —

* 55. Wilh. Christ. Ernst v. Feilitzsch,

Generallieutenant zu Dresden;

geb. den 19. Dec. 1752, gest. den 17. Februar 1835.

Er war der Sohn des sächs. Obersten von Feilitzsch und stammte aus dem Hause Weisdorf im Bayreuthschen. Seine Mutter war auch eine geborne von Feilitzsch und gab ihm unter Leitung eines guten Hauslehrers seine erste Erziehung, da sein Vater seines Dienstes wegen selten auf seinem Gute gegenwärtig sein konnte. — Im Jahr 1767 kam er als Silberpage an den sächsischen Hof und genoß in wissenschaftlicher Hinsicht den besten Unterricht. — Im J. 1771 trat er in sächs. Militärdienste, wo er am 14. Juli gedachten Jahres als Souslieutenant bei der Garde du Corps angestellt ward, bei diesem Regimente den 7. Januar 1774 zum Premierlieutenant, den 6. Januar 1780 zum Rittmeister und den 8. Oct. 1791 zum Major avancirte; bei genanntem Regiment machte er auch den kleinen Feldzug 1778 mit. Im Jahr 1785 vermählte er sich mit Henriette Ernestine von Schönberg, mit welcher er nahe an 50 Jahr in der glücklichsten Ehe lebte. Den 17. August 1797 avancirte unser v. F. zum Oberstlieutenant und ward zum damaligen Chevauxleger-Regiment von

Rosler gesetzt, mit welchem er im J. 1801 an die baierische Grenze marschirte. Den 25. April 1802 avancirte er zum Obersten und ward als Commandant zum Carabinier-Regiment versetzt, welches er auch den 14. Oct. 1806 in der Schlacht von Jena befehligte, wo er, nach dem Zeugniß seiner damaligen Zeitgenossen und jetzt noch lebenden Untergebenen, Tapferkeit und Umsicht bewährte. Im Januar 1807 ward er als Commandant zum Regiment Prinz Johann Chevauxlegers versetzt und erhielt im Frühjahr desselben Jahrs, obgleich nur Oberst, das ehrenvolle Commando über ein Corps, das aus 2 Regimentern Infanterie, dem Reg. Prinz Johann Chevauxleg. (welches complett beritten gemacht worden), einer Abtheilung Garde du Corps und einer Abtheilung Herzog Albrecht Chevauxleg., sowie einer Batterie schweren Geschützes bestand, um mit diesen nach Schlesien zu marschiren und dort die Einfälle der durch die Umstände nun zu Feinden gewordenen Preußen in Sachsen nicht allein abzuwehren, sondern auch die in Schlesien stehenden einzelnen kleinen Corps derselben so weit wie möglich von den Grenzen zurückzuhalten, welches er nicht allein ausführte, sondern auch bei Liegnitz ein kleines Freicorps zu capituliren nöthigte; die von diesem Corps erbeuteten Waffen und Pferde schickte er nach Dresden. So lange er in Schlesien stand, bis zum Frieden 1807, befand er sich mit seinem Corps nie unter französischen Befehlen, sondern handelte selbstständig. Daß auch Schlesien mit ihm und seiner Mannszucht sehr zufrieden war, bewieß, daß man die Truppen überall, wo sie hinkamen, mehr als friedliche Einquartirung, denn als Feinde ansah und auch ihm, als er nach geschlossenem Frieden mit dem Corps zurückmarschirte, auf der Grenze eine Abschiedsfete gab. — Am 14. Februar 1808 erhielt er wegen dieses Feldzuges von dem König von Sachsen *) den St. Heinrich Militär-Orden und ward den 14. August 1808 Generalmajor und Inspecteur über 4 Kavallerieregimenter. Im Jahr 1809 wohnte er dem Feldzug der Sachsen in Oesterreich bei, in welchem er seinen einzigen noch lebenden Sohn als Adjoint mitnahm. In der Schlacht von Wagram trug ihm der jetzige König von Schweden (Bernadotte), der die sächsische Armee befehligte und dessen volle Achtung und Zutrauen er besaß, das Commando der sächsischen

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. d. N. Nekr. S. 449.

an dem Ueberfall von Friedrichswerk und an der Affäre von Kiöge. Nachdem der Zweck der Expedition erreicht war, ward die Armee wieder eingeschifft; die Flotte erfuhr die furchtbarsten Stürme, in welchen mehrere Schiffe verunglückten, viele zerstreut und andere gezwungen wurden, in allen nördlichen Häfen von England einzulaufen und zu landen. Müller landete zu Ramsgate und nachdem sich das Regiment dort wieder gesammelt hatte, ging er mit demselben nach Weymouth, bald darauf nach Ipswich und im Frühjahr 1809 schiffte er sich mit seinem Regiment nach Portugal ein. Hier und in Spanien wohnte er fast allen größern und kleinern Gefechten mit dem ersten Husarenregimente bei und auch ihm gebührt ein Theil des Ruhms, welchen sich in diesen Feldzügen dieses Regiment wie die ganze englisch-deutsche Legion erwarb. Als der Feldmarschall Wellington mit seiner Armee bis in Frankreich vorgedrungen und der erste Frieden geschlossen war, besuchte der nun zum Major avancirte v. Müller seine Verwandten im Vaterlande, kehrte indessen bald wieder zum Regimente, welches an der französischen Grenze stand, zurück. Bald darauf erhielt er den Befehl, ein Depot für die Kavallerie der deutschen Legion zu bilden, weshalb er mit den übrigen zu diesem Zweck bestimmten Offizieren und Unteroffizieren in Bremerlehe eingeschifft wurde, um seine Bestimmung in Norfolk zu erfüllen. Nun erfolgte der Friede; die Legion ward aufgelöst und der durch so viele Strapazen erschütterte Krieger sehnte sich nach Ruhe. Er nahm daher keine Dienste wieder an, sondern kaufte sich Anfangs in Wülfel bei Hannover, hernach in Hameln an, um in ländlicher Stille den Rest seines Lebens gemüthlich zu genießen. Von nun an war der Gartenbau und die Blumenzucht seine liebste Beschäftigung und er widmete diesem Vergnügen den größten Theil seiner Zeit bis an sein Lebensende. Er verheirathete sich mit seiner Nichte, der Tochter des geheimen Justizraths von Bobers in Celle, Mariane von Bobers, die ihm eine getreue Gehülfin und Verpflegerin ward. Mit ihr lebte er in einer höchst glücklichen Ehe, zeugte mit ihr mehrere Kinder, von denen noch 2 Töchter von 11 und 9 Jahren, Theodore und Mariane, am Leben sind. Dies sind die Hauptzüge seines äußern Lebens, das vielfach bewegt war und auch die kräftigste Gesundheit erschüttern mußte. Deswegen war der Verstorbene bei einem

daß die Conviktoren auch in der Philologie und Philosophie nicht hinter den Zöglingen des protestantischen Seminars standen. Seit dieser Zeit nahm sein Ansehen vor den Mitzöglingen des Convikts, seine Liebe bei dem Director und den Repetenten so zu, daß Moser, welcher ohnehin immer den ersten Platz in seinem Kurse behauptetete, für einen der talentvollsten, fleißigsten und in den Wissenschaften ausgezeichnetern Conviktoren angesehen ward. Da er überdies durch rastlosen Fleiß seinen Mitzöglingen vorleuchtete, durch pünktliches Einhalten der Hausordnung nie gegen die Gesetze des Instituts anstieß, vielmehr ein stilles, geordnetes und sittsames Betragen äußerte, wurde er zum Censor (Aufseher) in verschiedenen Zimmern aufgestellt, wo er sich eben so sehr die Achtung seiner Vorsteher, als die Liebe seiner Zimmergenossen erwarb. In die Theologie vorgeschritten, versuchte er es noch einmal, eine Preisfrage zu lösen; allein da er sie vom philosophischen Standpunkte auffaßte und ihr nicht jene geschichtliche Forschung widmete, die von dem Fragesteller, dessen Ansichten er sogar schneidend bekämpfte, verlangt wurde, geschah es, daß seine Leistung weniger rühmlich bekannt ward. Als er endlich den fünfjährigen Studienlauf auf der Hochschule durchmessen hatte, konnte er sich die Beruhigung geben, Alles zur Bildung des Geistes angewendet zu haben; ja vielleicht mehr, als für seinen ohnehin schwächlichen Körper möglich war, denn durch sein rastloses Studiren ließen sich schon in den letzten Jahren unheimliche, für seine Gesundheit nachtheilige und seinen muntern Geist betrübende Folgen sehen, die darauf während seines Aufenthaltes im Priesterseminar zu Rottenburg (in welches er im September 1824 aufgenommen ward), so sehr hervortraten, daß er die Hälfte des Jahres kränkelte und mit ihm eine äußerst schmerzliche Kur gegen die Lungenschwindsucht vorgenommen werden mußte. Doch konnte er es sich nicht versagen, in bessern Augenblicken sich in den praktischen Fächern des Seelsorgers einzuüben, was ihm auch so gelang, daß er keinem seiner Coalumnen an Tüchtigkeit nachstand. — Nachdem er am 24. September 1825 die Priesterweihe empfangen hatte, hielt er in Stimpfach vor einer in Schaaren herbei geströmten Menge hochfestlich seine Primizfeier am 8. October. Vertrauend auf den Eifer, die Bildung und Unbescholtenheit des Neugeweihten, beschloß das Generalvicariat Rottenburg, dem sehr wür-

digen Abt und Pfarrer Friedrich Walter zu Kirchbierlingen, zum Beweise der besondern Neigung zu ihm, den sehr gut prädicirten Aloys Moser zum Vicar zu geben. Der in jeder Beziehung ausgezeichnete Prälat liebte ihn eben so sehr, als ihn die Gemeinde achtete und hochschätzte. In letzterer Zeit seines dortigen Verweilens erhielt er den ehrenvollen Auftrag, am Gymnasium zu Ebingen an der Donau eines der erledigten Lehrämter am Untergymnasium provisorisch zu übernehmen, dem er auch mit vollem Beifalle seiner Obern vorstand. Der königl. Studienrath zu Stuttgart, dem Mosers Fähigkeit im Lehramte sehr gerühmt wurde, war Willens, denselben zu höhern Lehrämtern zu bestimmen, weshalb er ihn dem König bestens zu Unterstützungen auf wissenschaftlichen Reisen empfahl; was um so mehr geschehen konnte, als Moser, gekrönt mit einem Universitätspreise, zu dieser Gnade und Auszeichnung dadurch gewürdigt ward. Ohne Anstand bekam er die nachgesuchte Unterstützung und es wurde ihm freigestellt, wohin er seine Reise nehmen wolle. Moser nahm sich vor, seinen Geist in München weiter auszubilden. Versehen mit vielen Empfehlungen langte er daselbst wohlbehalten an, besuchte alle vorzüglichern Männer, wohnte ihren Vorlesungen bei und ließ nichts außer Acht, die Zeit wohl zu benutzen. Als er die anberaumte Zeit in München zugebracht hatte, begab er sich noch auf längere Zeit nach Stuttgart, um im Umgange mit den vortrefflich gebildeten Professoren des dortigen Gymnasiums sich in das eigentliche Schulhalten besser einzuüben. In den letzten Tagen seines Aufenthalts zu Stuttgart bestand er das Examen fürs Lehrfach und bekam bald darauf das Fähigkeitszeugniß. Er verließ nun Stuttgart im Frühjahr 1828 und begab sich nach Rottenburg zu seinem Gönner, dem Domcapitular Wagner. Um diese Zeit waren im kirchlichen Leben der katholischen Confession Würtembergs merkwürdige Veränderungen eingetreten, die für Moser und sein künftiges Wirken von wichtiger Entscheidung wurden. Das Bisthum Rottenburg, zu dessen Errichtung seit langer Zeit Mühe und Arbeit nicht geschont ward, wurde endlich festgegründet, der erste Bischof ernannt, durch diesen Besitz von seinem neuen Bisthum genommen und das Domcapitel am 20. Mai und den folgenden Tagen feierlich eingesetzt. Bei der Errichtung des Bisthums wurde der Wunsch der Einwohner Rottenburgs gehörig gewürdigt, ein Unter-

gymnasium in dieser Stadt ins Leben zu rufen und 2 der neuen Domkapläne zu Lehrern an demselben zu ernennen. Hierbei richteten sich die Blicke auf Moser, den bereits erprobten Lehrer. Seine Freunde drangen daher in ihn, sich beim Bischofe um eine Domkaplanei mit dem Präceptorate zu melden. Diesem Wunsche seiner Bekannten, in den er vertrauend einging und seiner eingereichten Bitte wurde den 11. Juni 1828 entsprochen. Moser, zum Oberlehrer und Director der neuen Lehranstalt ernannt, ließ seinerseits nichts unversucht, das Ansehen des ihm anvertrauten Untergymnasiums zu erhöhen. In dem ihm möglichsten Einklange mit den beiden übrigen Mitlehrern suchte er vorerst jene Einheit und jenes lückenlose Zusammenwirken anzuregen, wodurch allein gesegneter Erfolg erwartet werden darf. Nie versäumte er aus seiner Schuld eine Lehrstunde. Er drang bei seinen Schülern so sehr auf gründliches Studium, daß er die Aufgaben bis auf die winzigsten Kleinigkeiten verfolgte. Nichts haßte er mehr, als ein oberflächliches Hinübereilen über Lectionen, Regeln und Sätze. Er bedurfte einer anstrengenden Geduld, die Knaben zu einem fortgesetzten Wiederholen des Erlernten und einem rastlosen Studiren zu Hause zu bewegen, weil sie und ihre Eltern vom schädlichen Vorurtheile befangen waren: „In die Schule gehen, heiße schon studiren.“ Doch gelang es ihm vollkommen, sie eines Bessern zu belehren und ein angesehener Professor an einem inländischen Obergymnasium erklärte zu Mosers Ehre, daß sie von Rottenburg Schüler alljährlich erhalten, die in der Reihe der Bessergeschulten stehen. — Während er als Lehrer und Vorstand des Untergymnasiums mit Eifer und Ruhm seine Pflicht erfüllte, wollte er nicht weniger den Obliegenheiten eines Domkaplans genügen. Im Beichtstuhle erwies er sich unermüdet. Während der österlichen Zeit war er Morgens stets einer der ersten, die sich zum Beichthören in der Kirche einfanden. Die Predigten schrieb er immer nieder, prägte sie sonach tief dem Gedächtnisse ein — und er würde, bei einer mehr klangvollen Stimme, mehr und tiefern Eindruck gemacht haben, denn die Concepte waren meistens gediegen — einige sogar Meisterstücke nach Form und Inhalt. Zu Ende des Jahres 1834 befiel ihn eine Krankheit, die nach und nach so heftig wurde, daß er ihr am oben genannten Tage unterlag. Obgleich die Todesnachricht nicht unerwartet kam,

machte sie doch auf alle Gemüther den schmerzlichsten Eindruck, denn die Leistungen des Verewigten um die Schule konnte nur der übersehen, den Leidenschaft verstimmt hatte. Die allgemeine Theilnahme sprach sich besonders bei seiner Beerdigung aus. Fast kein Haus in der ganzen Stadt war, aus dem sich nicht wenigstens eine Person zum Grabgeleite eingefunden hatte. Die Leichenrede hielt der Domkapitular, Dompfarrer und Stadtdekan Ströbele. — Es bleibt uns nur noch übrig, auf einige Grundzüge in Mosers Charakter hinzudeuten. Er war kein Alltagsmensch. Ob er dieses auch wußte und fühlte, können wir nicht ausdrücken. Tief in seinem Innern regte sich wenigstens jene edle Selbstkraft, die sich nie vor andern wegwerfen wollte. Es mochte vor ihm stehen, wer da wollte, nie vergab er etwas von seinen Ansichten und Ueberzeugungen, es sei denn, daß er durch gründlichere Belehrung eines Bessern überführt wurde. Wohl war er artig und freundlich, demüthig und bescheiden vor seinen Obern, aber kriechen wollte er nicht, denn er wußte, daß er am Ende durch eignes Verdienst jene Stelle und das Amt erhalten werde, wozu ihn die Vorsehung bestimmt hatte. Wenn man aus seinen Studienjahren sich freudig seiner ausgezeichneten Güte und Sanftmuth, die selten zur Hitze gebracht wurde, erinnert, darf man nicht vergessen, daß er als Oberlehrer eine strenge Schuldisciplin handhabte; doch blickte immer — auch bei empfindlichen Strafen — die väterliche Liebe mit hohem Ernste durch, die die Herzen der Schüler nicht unmuthig abwendete, sondern wieder freundlich anzog. Dabei muß erwogen werden, mit wie vielen Mühen, Hindernissen und Anstrengungen der zu ringen hat, welcher erster Vorsteher einer neuerrichteten Anstalt ist und dann wird man Mosers Strenge zu würdigen wissen. Güte blieb dessenungeachtet Grundzug seines Geistes, was sich besonders in den vielen Gaben und Spenden zeigte, die er den Armen reichte. So gering sein Vermögen war, konnte er doch keinen Nothleidenden ohne Hülfe entlassen. Ein Freund der studirenden Jugend unterstützte er vornehmlich arme Studenten an Büchern, Kleidern und andern Gegenständen. Arme, reisende Priester, deren es in Rottenburg immer viele gibt, rettete er aus Elend und Mangel, indem er ihnen Geld vorschoß. Wo seine Kasse nicht auslangte, verstand er sich zu Empfehlungen bei Höheren und seine Fürsprache verfehlte selten die gute Absicht und den be-

ten Erfolg. Am deutlichsten offenbarte sich sein Wohlthätigkeitssinn in seinem Testamente, wo er zwei armen Studirenden seine ganze Bibliothek vermachte. In der Freundschaft bewies er eine unwandelbare Treue. Gerne unterhielt er sich von den Schicksalen seiner Jugendfreunde und drückte lebhafte Freude aus, sobald er erfuhr, daß es einem derselben gut ergangen sei. Er war ein denkender, philosophischer Kopf und hatte die Philosopheme unserer Zeit, wie wenige, studirt; doch ließ er sich nie in das unsichere Treiben, Zweifeln und Irren unserer bewegten Zeit ein, vielmehr bedauerte er es recht sehr, daß viele aus ihrer Philosophie nur den Nachtheil zögen, tiefer sich in die Labyrinthe des Skepticismus zu verlieren. Um so treuer und inniger schloß er sich dem geoffenbarten Glauben und namentlich den Aussprüchen seiner Kirche an, deren treuer Sohn er im Leben und Sterben sein wollte.

* 57. Dr. Heinr. Christ. Friedr. Hülsemann,

Director des Gymnasiums zu Osterode;

geb. am 7. März 1771, gest. d. 18. Februar 1835.

Hülsemann ward zu Altenbergen, einem gothaischen Dorfe im Thüringer Waldgebirge, geboren, wo sein Vater Geistlicher war. Von diesem, einem sehr würdigen, milden und frommen Manne, welcher bald nach der Geburt des einzigen Sohnes zum Adjunktus in der Bergstadt Friedrichroda befördert wurde, mit Sorgfalt geleitet und unterrichtet, lernte er schon früh die Wissenschaften lieben und Gott kindlich verehren. Nach vollendetem dreizehnten Lebensjahre besuchte er das Gymnasium zu Gotha, welches damals unter Koppe's Aufsicht, von Stroth und später von Döring geleitet, aufblühte, wobei er der besondern Fürsorge des Professors Kaltwasser, eines gründlichen Kenners der griechischen Sprache, übergeben ward, dessen väterlicher Leitung der Jüngling unter andern seine Vorliebe für das Studium der alten Sprachen verdankte. Durch den Eifer, mit welchem er jede Gelegenheit nützte, um seinen Geist und sein Herz zu bilden, gewann er bald die Liebe seiner Lehrer und es gereichte ihm zu besonderm Lobe, daß er, bei einer keineswegs leichten Auffassungsgabe, durch ausdauernden Fleiß den Mangel hervorragender Fähigkeiten ersetzte und dadurch einen Beweis gab, wie auch der weniger Begabte durch beharrliche Anstrengung

eine gründliche und umfassende Gelehrsamkeit erringen könne. Seine akademischen Studien begann Hülsemann in Jena, wo er sich drei Jahre lang hauptsächlich mit theologischen Wissenschaften beschäftigte und wo er auch schon als Erstlingsprobe seines Fleißes eine Erklärung einiger Psalmen drucken ließ (Psalmi I. et II. varietate lectionis et perpetua annot. illustrati. Jenae 1793). Hierauf bezog er die Universität Göttingen, wo er sich vorzugsweise mit philologischen Studien beschäftigte und wo er ebenfalls drei Jahre zubrachte, während welcher Zeit jedoch der von ihm entworfene Lebensplan durch den Tod seiner Eltern eine große Veränderung erlitt. Seinem eifrigen Studium der alten Sprachen und der Wissenschaften und der dadurch erworbenen Tüchtigkeit hatte er das besondere Wohlwollen des verstorbenen Heyne zu verdanken, dieses berühmten, durch Wissenschaft und Humanität gleich ausgezeichneten Gelehrten, der so vielen aufstrebenden jungen Männern ein freundlicher Berather und Gönner war und dessen Einfluß es bewirkte, daß unser Hülsemann im Hannöverschen selbst eine Anstellung fand. Er begann sein öffentliches Lehramt im Jahr 1797 in Hameln, wo er zuerst als Conrector, dann als Rector angestellt wurde. Durch eine gelehrte Abhandlung (Diss. inaugural. de notione, natura ac indole Theocratiae Mosaicae. Hameliae 1798.) erwarb er sich am 30. April 1798 zu Göttingen die philosophische Doctorwürde, schrieb sodann: „Ueber die Vorbereitung junger Leute zum Studium der Theologie auf niedern Schulen. Hameln 1799.“ und wurde schon 1799 als Rector ans Johanneum zu Lüneburg berufen, wo er bis zum 2. April 1807 mit Nutzen wirkte. In dieser Zeit erschienen von ihm folgende Schriften: Ciceronis oratio pro Archia poeta, cum annott. et carminibus Archiae, graece et latine, novis curis emendator; accedit comment. perpet. etc. Lemgov. 1800. — De indole philosophica M. T. Ciceronis ex ingenio ipsius et aevi rationibus rite aestimanda. Luneburg. 1799. — Euripidis Jon, graece, ad opt. edit., criticorum mult. notationes et metricorum observationes recognitus, commentario perpet. illustratus. Lips. 1801. Aufs Neue gedruckt Londini 1826. — Vollständige griechische Sprachlehre, eine berichtigte und vermehrte Auflage der Märkischen Grammatik. Leipz. 1802. — Ueber die Principien u. den Geist der Gesetze, im nächsten Bezug auf die Gesetze der alten Römer. Aus dem Latein. des M. T. Cicero.

Leipz. 1802. — M. T. Ciceronis Academica, emendata ac illustrata etc. Magdeb. 1806. — De codice fabularum Aviani Lunensi, nunc primum collato. Gottg. 1807. — Versuch einer pragmatischen Geschichte der Johannis- u. Rathsschule zu Lüneburg. Leipz. 1807. — Ueber d. Wahre, Gute und Schöne, drei Dialogen des Plato, Theätetos, Philebos, Hippius d. Größern; übersetzt u. mit erläuternden Anmerkungen. Leipz. 1807. 2 Th. — Im Jahre 1807 wurde Hülsemann zum Director der Stadtschule in Osterrode befördert, woselbst er fast 28 Jahre lang mit Segen an der Bildung der Jugend arbeitete. Hier hatte er das Glück, in Frau Caroline, geb. Lodemann, verwitweten Alberti, eine würdige Gattin zu finden, mit welcher er sich am 4. Juni 1813 verband und mit ihr fast 22 Jahre lang in der glücklichsten Ehe lebte, die auch durch die Geburt zweier Töchter, Helena und Lucretia, gesegnet ward. Wie in seiner Wirksamkeit als Schulmann und in seinem Familienleben, so fand der von immer gleicher Liebe zur Wissenschaft beseelte Mann seine Freude auch in der, namentlich an schätzbaren philologischen Werken, reichhaltigen Bibliothek, welche er sich allmählig sammelte und welche für einen mäßig besoldeten Schulmann, der auch kein eigenes Vermögen besaß, ansehnlich genug war, indem sie sich auf 7000 Bände belief. Von seiner schriftstellerischen Thätigkeit in Osterode erhielt das Publicum nur ein paar Abhandlungen; nämlich: „Jo. Nicolaus Niclas, Stephani Thesauri L. Gr. speratus editor.“ in Wolff. Analect. II. 396—402. und „Ueber die Sonntagsnamen in unsern Kalendern.“ im Hannöver. Magaz. 1817. St. 55, 871. Dagegen sind verschiedene Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen und verschiedene erklärende Bearbeitungen alter Autoren im Manuscript von ihm vorhanden. Auch lieferte er mehrere geschätzte Recensionen im ersten Bande von Jahns Jahrbüchern der Philologie, in der Hildesh. krit. Bibliothek von 1819 bis 1830 unter dem Namen Φωσφόρος und in der Jenaischen allgem. Literaturztg. seit 1822 unter dem Namen Novalis. — Bei einem kräftigen Körperbau und einer selten gestörten Gesundheit schien Hülsemann noch lange segensreich wirken zu können. Aber unerwartet ereilte ihn der Tod. Am 13. Februar 1835 war er frisch und munter in die Schule gegangen, um seinen Berufsgeschäften obzuliegen; da warf

ihn ein Schlagfluß darnieder und als dieser den 18. Februar wiederkehrte, endigte er ruhig und Gott ergeben sein thätiges, der Wissenschaft und einer schönen Wirksamkeit geweihtes Leben. Die Auszeichnung, welche er von anerkannt großen Gelehrten erfuhr, die Liebe, mit welcher ihm treue und würdige Freunde ergeben waren, die Dankbarkeit vieler seiner Schüler, welche er mit Sorgfalt für die Universität vorbereitete und welchen er nicht blos ein eifriger Lehrer, sondern auch ein treuer, väterlicher Freund war und die innige Liebe und Verehrung der Seinigen, welche ihm Thränen tiefer Wehmuth nachweinen, dies Alles gibt Zeugniß von dem innern Werthe des Vollendeten, von seinem literarischen Verdienste, von seiner unermüdlichen Thätigkeit, von seinem streng rechtschaffenen und frommen Sinne, so wie von seinen häuslichen Tugenden.

* 58. Friedrich Joseph Julius Hubertus Moritz von Müller,

Major bei der vormals deutschen Legion zu Hameln;

geb. d. 8. Nov. 1768, gest. am 18. Febr. 1836.

v. Müller war in Münster in Westphalen, im Hause seines Großvaters, wo seine Eltern gerade zum Besuche sich aufhielten, geboren. Sein Vater war der hannöversche Hauptmann Georg von Müller und seine Mutter die Tochter des kurfürstlich kölnischen = hochfürstl. = münsterschen Generalmajors, Chefs des Artilleriecorps, Oberlandingenieurs und Gouverneurs von Meppen, Johann Konrad von Schlaun. Seine erste Erziehung erhielt er mit Hülfe besonderer Lehrer im elterlichen Hause. Nicht lange besaß er seine Eltern, da der Vater 1783 im October und seine Mutter ein Jahr später (1784) starb. Der Knabe, kaum 15 Jahre alt, zeigte schon früh eine Vorliebe für das Militär, so wenig Aussicht ihm auch die damalige Zeit darbot. 1784 trat er als Kadet in das sogenannte Reiter-, nachherige 4. Kavallerieregiment von Sprengel, wo er durch seine Kenntnisse und durch sein exemplarisches Betragen schon 1787 zum Cornet und 1794 zum Lieutenant avancirte. Die kriegerische Zeit der französischen Revolution gab unserm v. Müller bald Gelegenheit, den Krieg selbst kennen zu lernen. Mit seinem Regimente machte er den Feldzug von 1793 und 1794 in Brabant und Flan-

dern mit, wohnte der Bataille von Famars, der Belagerung von Valenciennes, der Bataille bei Hondschooten und Fürnes, sowie den Gefechten bei Moucron und St. Leger und der Bataille bei Tournay, sowie auch nachher mehreren kleinen Gefechten auf der Retirade durch Brabant und Holland bei, wo er viele Beweise des Muths und der Aufmerksamkeit gab, so daß seine Vorgesetzten ihm wohlwollten und er 1797 Regimentsadjutant ward. Nachdem das hannoversche Korps 1803 im Juni im Lauenburg'schen aufgelöst war, ging er, von treuer Liebe zu seinem König und zu seinem Vaterlande begeistert, ins Götting'sche und warb dort mit Glück im Stillen Rekruten für die englisch-deutsche Legion; im Spätherbst aber begab er sich selbst nach England, wo er als Rittmeister beim fünften schweren Dragoner- und von da beim ersten Husarenregimente angestellt wurde. Weil es indessen an Rekruten fehlte, so nahm er den Auftrag der Werbung um so dankbarer an, da seine Gesundheit durch das ungewohnte Klima sehr gelitten hatte. Er ging nach Hamburg und setzte sich mit vielen Freunden des Vaterlandes, das vom Feinde besetzt war, in Verbindung. Er besuchte von dort zur Stärkung seiner Gesundheit das Bad zu Nendorf, wo er, um nicht erkannt zu werden, eine große Perücke trug, welche ihn selbst seinen frühern Bekannten unkenntlich machte. Völlig hergestellt, eilte er zum Regimente nach England zurück und im Herbst 1805 mit demselben zu einer Expedition unter dem General Lord Cathcart. Dieses Corps war bestimmt, zu Gunsten der Russen und Oestreicher eine Diversion im nördlichen Deutschland zu machen. Da aber bald nach der Landung die Nachricht von der Kapitulation des Generals Mack *) zu Ulm einlief, so war diese Diversion ohne Nutzen und der General Cathcarth ließ Anfangs Februar 1806 sein Corps auf der Weser und Elbe wieder nach England einschiffen und landete in den Dünen. Hier erhielt das nunmehrige erste Husarenregiment die Ordre, nach Dublin und in das Innerste von Irland zu marschiren. 1807 aber wurde es befehligt, der Expedition nach Seeland beizuwohnen. Es wurde sofort in Dublin eingeschifft, landete in Liverpool und marschirte nach Hull, von wo unser Müller mit seinem Regimente nach Kopenhagen ging. Hier hatte er Theil

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 756.

an dem Ueberfall von Friedrichswerk und an der Affäre von Kiöge. Nachdem der Zweck der Expedition erreicht war, ward die Armee wieder eingeschifft; die Flotte erfuhr die furchtbarsten Stürme, in welchen mehrere Schiffe verunglückten, viele zerstreut und andere gezwungen wurden, in allen nördlichen Häfen von England einzulaufen und zu landen. Müller landete zu Ramsgate und nachdem sich das Regiment dort wieder gesammelt hatte, ging er mit demselben nach Weymouth, bald darauf nach Ipswich und im Frühjahr 1809 schiffte er sich mit seinem Regiment nach Portugal ein. Hier und in Spanien wohnte er fast allen größern und kleinern Gefechten mit dem ersten Husarenregimente bei und auch ihm gebührt ein Theil des Ruhms, welchen sich in diesen Feldzügen dieses Regiment wie die ganze englisch-deutsche Legion erwarb. Als der Feldmarschall Wellington mit seiner Armee bis in Frankreich vorgedrungen und der erste Frieden geschlossen war, besuchte der nun zum Major avancirte v. Müller seine Verwandten im Vaterlande, kehrte indessen bald wieder zum Regimente, welches an der französischen Grenze stand, zurück. Bald darauf erhielt er den Befehl, ein Depot für die Kavallerie der deutschen Legion zu bilden, weshalb er mit den übrigen zu diesem Zweck bestimmten Offizieren und Unteroffizieren in Bremerlehe eingeschifft wurde, um seine Bestimmung in Norfolk zu erfüllen. Nun erfolgte der Friede; die Legion ward aufgelöst und der durch so viele Strapazen erschütterte Krieger sehnte sich nach Ruhe. Er nahm daher keine Dienste wieder an, sondern kaufte sich Anfangs in Wülfel bei Hannover, hernach in Hameln an, um in ländlicher Stille den Rest seines Lebens gemüthlich zu genießen. Von nun an war der Gartenbau und die Blumenzucht seine liebste Beschäftigung und er widmete diesem Vergnügen den größten Theil seiner Zeit bis an sein Lebensende. Er verheirathete sich mit seiner Nichte, der Tochter des geheimen Justizraths von Bobers in Celle, Mariane von Bobers, die ihm eine getreue Gehülfin und Verpflegerin ward. Mit ihr lebte er in einer höchst glücklichen Ehe, zeugte mit ihr mehrere Kinder, von denen noch 2 Töchter von 11 und 9 Jahren, Theodore und Mariane, am Leben sind. Dies sind die Hauptzüge seines äußern Lebens, das vielfach bewegt war und auch die kräftigste Gesundheit erschüttern mußte. Deswegen war der Verstorbene bei einem

zarten Körperbau in den letztern Jahren öfters kränklich und mehrfache Brunnenkuren konnten die Schwächen seiner Gesundheit nur mildern, aber nicht ganz heben. Er gehörte zu den Männern von mittlerer Größe und hatte in seinem Wesen und Antlitz viel Freundliches, was sofort das aufrichtige Wohlwollen verkündete, das ihn gegen Jeden beseelte. Er war ein Muster der Ordnung und der Rechtlichkeit. In seinem Hause waltete die Liebe. Als ein zärtlich besorgter Gatte und Vater suchte er sein Glück nur darin, die Seinen zu erheitern und zu erfreuen. Allen seinen Geschwistern war er ein treuer Bruder, allen seinen vielen Freunden ein treuer Freund. Gern beschäftigte er sich im Stillen mit seinem Gott und nahm fleißig Theil an den öffentlichen Gottesverehrungen und am heil. Abendmahl. Die Armen waren ein vorzüglicher Gegenstand seiner Fürsorge. Er suchte sie auf, speiste, kleidete sie und gab den Dürftigen wöchentlich ein Bestimmtes, worauf sie sicher rechnen durften. Jeder Bürger konnte in der Noth zu ihm seine Zuflucht nehmen und Müller half gewiß, wenn er es konnte. Bei einer solchen Redlichkeit, bei einer solchen Pflichttreue und Frömmigkeit mußte ihm das Glück zu Theil werden, daß er von seinen Vorgesetzten geachtet, von seinen Kameraden geehrt, von seinen Untergebenen geliebt wurde und daß nicht allein seine gebeugte Gattin, seine ihm so theuren Töchter ihm heiße Thränen nachweinten, als er am oben genannten Tage nach einem kurzen, schmerzenslosen Krankenlager seine Augen schloß, sondern daß auch Hunderte um den Dahingeschiedenen, wie um einen Vater, trauerten. Auch der Referent dieses ist oft ein Mittel geworden, nicht selten mit bedeutenden Summen die Wolken des Kummers in den Kammern des Elends zu zerstreuen. Sein Andenken soll uns daher theuer bleiben.

Hameln. Schläger.

* 59. Dietrich August Sahrer von Sahr,

königl. sächs. Major in der Grenadiergarde zu Dresden;

geb. am 26. März 1779, gest. den 18. Febr. 1836.

Auf dem Gute Dornreichenbach zwischen Wurzen und Torgau geboren, trat der Verewigte im J. 1796 als Fähnrich in das Infanterieregiment von Niesemeuschel ein, ward am 29. Dec. 1802 zum Souslieutenant, am 17. August 1809 zum Premierlieutenant befördert

und ihm als solcher die Adjutantenfunktion übertragen, welche er in Rücksicht auf Dienst und Exerzieren vollkommen ausfüllte. Nachdem er 1806 bei Jena, 1807 in Schlesien, 1809 in Oesterreich gefochten hatte, marschirte er 1812 mit nach Rußland, hatte jedoch das Unglück, in dem ersten Gefechte, welchem er in jenem denkwürdigen Feldzuge beiwohnte, in Kobryn mit den Truppen des Generals von Klengel gefangen und nach Kiew transportirt zu werden. Während der Gefangenschaft avancirte er am 8. März 1813 zum Hauptmann, ward bei der Rückkehr nach Sachsen im Jägerbataillone placirt, wohnte dem Feldzuge von 1815 im Elsaß bei, trat später in das Leibgrenadierbataillon, dann in die Grenadiergarde und erhielt bei solcher den Charakter als Major am 15. April 1822, dabei doch den Dienst eines Hauptmannes fortversehend, weil ein Bruch des Armes ihn zum Reiten unfähig gemacht hatte. Am oben genannten Tage starb er an den Folgen einer Gehirnentzündung, betrauert von der Wittwe und vier Kindern. Sahr verband mit vortheilhaftem Aeußern einen wahrhaft edeln Charakter, der aber oft verkannt wurde, da er, besonders in den letzten Jahren, eine gewisse Trägheit zeigte, die mit Bitterkeit gemischt zu sein schien.

Dresden. Fr. v. Witzleben.

* 60. Karl Friedr. Heinrich Tempelhoff,

pens. Hauptmann zu Cöslin;

geb. den 18. April 1761, gest. am 18. Febr. 1835.

Er war zu Rampitz in der Neumark geboren und und ein Sohn des dasigen Amtsraths Tempelhoff. Nach dem im Jahr 1775 erfolgten Tode seines Vaters trat er unter der strengen Aufsicht seines ältesten Bruders, des damaligen Stabskapitäns, nachherigen Generallieutenants v. Tempelhoff, im J. 1776 bei der in Berlin garnisonirenden Artillerie in königlichen Militärdienst. Im J. 1779 machte er den Krieg in Schlesien als Bombardier mit und avancirte im J. 1786 zum Lieutenant. In der Rheincampagne führte er mehrmals eine Batterie, zeichnete sich bei der Kanonade von Valmy und bei andern Gelegenheiten aus und wurde zum Orden pour le mérite vorgeschlagen. Wegen geschwächten Gesundheit sah er sich genöthigt, im J. 1794 seinen Abschied aus dem Militärdienste nachzusuchen; er erhielt denselben mit dem Charakter als Hauptmann und

der Auszeichnung, die Regimentsuniform tragen zu dürfen. Er begann hierauf seine Laufbahn im Civildienst bei der Serviscommission in Berlin, wurde im J. 1796 als Oberzollrendant nach Warschau versetzt, demnächst zum Provinzial-Zoll- und Salzkassenrendanten, Oberaccise- und Kriegs- und Domänenrath befördert, fungirte in diesen Stellungen bei der Oberaccisedirection in Warschau bis zum Jahr 1807 und theilte dann das Schicksal der südpreußischen Offizianten, in Folge des Kriegs brotlos zu werden. Er beschäftigte sich hierauf bis zum Jahr 1809 im Posener Departement mit der Landwirthschaft, erlitt hiebei jedoch neue Unglücksfälle, indem er im Verlaufe eines Jahres zweimal durch Feuersbrünste hart mitgenommen wurde. Im J. 1810 suchte er in Berlin persönlich ohne Erfolg eine Wiederanstellung im Staatsdienste nach, erlangte jedoch ein mäßiges Wartegeld und wurde gleichzeitig durch die Nachricht überrascht, daß er von einem in Cöslin in Pommern verstorbenen nahen Verwandten zum Universalerben testamentarisch ernannt sei. Er fand sich hierdurch veranlaßt, seinen Wohnsitz in Cöslin zu nehmen und auf das Wartegeld zu Gunsten anderer dürftigen Offizianten zu verzichten, worüber er sich der gnädigsten schriftlichen Anerkennung seines Königs zu erfreuen hatte. Das ihm zugefallene Vermögen befand sich indessen in großer, durch die Zeitläufte herbeigeführter Verwickelung und drohende, sowie wirklich eingetretene Verluste ließen ihn eine Wiederanstellung im Staatsdienste oder Pensionsbewilligung wünschen. Letztere wurde ihm zu Theil und nachdem er in mehrfacher Weise noch von Seiten des Staats kommissarisch beschäftigt gewesen war, verlebte er den Abend seines Lebens im Kreise seiner Familie, sein Glück in der Beschäftigung mit der Natur, mit Kunst und Wissenschaft und in der Wirksamkeit für das Wohl seiner Nebenmenschen findend. Tempelhoff war ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Worts. Seinen Werth erkannte selbst der Feind. Als nach der Katastrophe in Polen in den Jahren 1806 und 1807 sich der — mitunter nicht unverdiente — Haß der Eingebornen und der neuen Gewalthaber gegen die deutschen Beamten in den heftigsten Wort- und Thatäußerungen kund gab, erfuhr Tempelhoff die ehrenvollsten Beweise von Zutrauen in seiner Rechtlichkeit und von Zufriedenheit der Eingebornen, mit denen er im Geschäfts- oder im geselligen Verkehr gestanden hatte. Es würde

nur von ihm abgehangen haben, bei der neuen Regierung sein Glück zu machen, wenn er ein solches hätte wünschen können. Durch seine Geschäftskenntniß, seine wissenschaftliche Ausbildung in den mathematischen und naturhistorischen Studien ist er Vielen nützlich, durch seine Herzensgüte, seine natürliche, Alles belebende Heiterkeit Allen angenehm geworden. Sein Andenken wird noch lange fortleben. Er überlebte seine sämmtlichen Geschwister. Seine Wittwe und 2 verheirathete Töchter haben ihn betrauert; 2 Söhne starben in ihrer Kindheit.

* 61. Christian Ernst v. Malschitzki,

Oberst v. d. A., wirkl. geh. Kriegsrath u. Director en chef der k. geh. Kriegskanzlei zu Berlin;

geb. am 22. Sept. 1750, gest. den 19. Febr. 1825 *).

Malschitzki wurde zu Vargow in Hinterpommern geboren. Der Vater war Franz Matthias v. Malschitzki, die Mutter Gottliebe von Stojenthin (nach Micrelius aus dem Geschlecht der Freien). 1764 wurde er im adlichen Kadettencorps zu Berlin aufgenommen und am 1. März 1765 bei der Stiftung der Ecole militaire des Nobles dahin versetzt. Nach 5 Jahren ihres Bestehens wollte der Monarch von diesem seinem Lieblingsinstitut Früchte sehen und verlangte deshalb von seinem Freunde, dem Chef desselben, dem Lieutenant v. Buddenbrock, einen Leibpagen. Die Wahl traf den 20jährigen v. Malschitzki, welcher die Gnade dieses großen Monarchen als Vater sich zu erwerben das Glück hatte, denn nach 5 treuen Dienstjahren in dessen nächsten Umgebungen stellte derselbe unsern v. Malschitzki am 25. März 1774 als Secondlieutenant bei dem damaligen Infanterieregiment v. Koschenbahr (1806 v. Kunheim Nr. 1.) an. Schon diese Anstellung bei einem so tüchtigen Chef bewies seine besondere Gnade, noch deutlicher sprach er er sie in seinem persönlichen Dienst aus, indem v. M. dem König während seiner Krankheit aus französischen Büchern vorlesen mußte und von ihm eine Sammlung von ungefähr 80 und einigen auserlesenen französischen klassischen Werken zum Geschenk erhielt. 1778/79 machte

*) Wem möchte es nicht interessant sein, zu erfahren, daß unser von Malschitzki derjenige ist, den uns Engel als Edelknaben in seinem gleichnamigen Schauspiel so interessant geschildert hat?

v. M. als Grenadier-Adjutant die Campagne im baierischen Erbfolgekriege mit, wurde den 3. Sept. 1788 Prem.-Lieutenant, den 17. Februar 1788 Stabscapitän u. den 25. März 1788 Sous-Gouverneur des Prinzen Ludwig von Preußen und zum wirkl. Kapitän v. d. A. ernannt. Im Juni des Jahrs 1792 marschirte er mit dem Prinzen und dem Husarenregimente v. Eben nach dem Rhein und ward im J. 1792 am 31. December beim großen Avancement zu Frankfurt a. M. zum Major ernannt, wobei der König mündlich bemerkte: „ein Beweis, daß ich Sie nicht vergessen habe." Die Campagne von 1793 wurde wieder eröffnet und der Kronprinz wohnte der Blokade von Mainz und der Prinz Ludwig der von Landau bei. Im J. 1796, ein Jahr nach seiner Vermählung, starb Prinz Ludwig und nun hörte M.'s Hofmeisteramt auf, worauf der König ihm die eben erledigte Stelle als Director en Chef der geh. Kriegskanzlei mit einem Patent als geh. Kriegsrath ertheilte. Nun war v. M. auf seine häusliche Einrichtung bedacht. In Frankfurt a. M. hatte er die Bekanntschaft des Fräulein von Rötzer aus Bern gemacht und er verheirathete sich mit ihr im October 1794 zu Leipzig. Nach 14jähriger glücklicher Ehe wurde dieses Band durch den Tod der Gattin, mit Hinterlassung einer Tochter, getrennt. — Die Gesundheit des Königs wurde täglich leidender und er starb am 16. November 1797. Der natürliche Erbe des Throns bestieg denselben und v. M. wurde von ihm, in Rücksicht der 6jährigen seinem verstorbenen Bruder geleisteten Dienste im J. 1801 zum Oberstlieutenant und 1804 zum Oberst ernannt. Als nach dem Tilsiter Frieden der König der Armee eine andere Einrichtung gab und ein Kriegsministerium an die Stelle des Kriegscollegiums trat, die meisten Glieder desselben pensionirt und die geheime Kriegskanzlei als ein Appendix desselben behandelt wurde, kam auch unser v. M. auf den Pensionsetat, ohne daß jedoch der König den Edelknaben seines großen Onkels vergaß. Von dieser Zeit an lebte er nun still und eingezogen in dem Kreise der Seinen, bis er am oben genannten Tage an Altersschwäche sanft und ruhig verschied. Seinen Charakter hier näher zu schildern, wäre unnöthig, da ihn Engel bereits so rührend in dem „Edelknaben" entfaltet hat. Und wie v. M. sich einst in seiner Jugend bethätigte, eben so edel und hochherzig dachte und handelte noch der Greis. Er wollte stets das Beste der

Menschheit, mußte aber oft, wie gewöhnlich, das Bittere erfahren, von den Menschen dafür mit Undank belohnt und hintergangen zu werden. Ein Maurer war er im ächten Sinne des Worts und lebte bis an das Ende seiner Tage getreu seinem Wahlspruche: „Ehrlich währt am längsten.“

Weimar. Fr. A. Reimann.

62. Ernst Monhaupt,

königl. preuß. Gen.-Lieutenant d. Art. und Commandant der Festung Wesel, zu Wesel;

geb. d. 11. April 1775, gest. am 19. Febr. 1835.*)

Geboren zu Minden, wo sein Vater als Regimentsarzt beim damaligen Infanterieregiment v. Lossow angestellt war, kam er nach dessen Tode nach Potsdam und begann hier die militärische Laufbahn; zu jener Zeit garnisonirte die gesammte reitende Artillerie dort und Monhaupt trat bei derselben (Compagnie des Majors von Anhalt) am 1. Mai 1790 in Dienst, eine Zufälligkeit, günstig für ihn selbst wie für die Waffe, welcher er fortan alle seine Kräfte mit unermüdetem Eifer und sicher nicht ohne Erfolg widmete. Nach dem unheilvollen Zuge in die Champagne wurde eine Batterie der Compagnie, bei welcher Monhaupt als Bombardier stand, zur Armee am Rheine gesendet und hier beim Beginn des Feldzugs von 1793 der Avant-Garde zugetheilt, mit welcher sie den Gefechten von Waldalgesheim, Flörsheim und auf dem Karlsberge, sowie beim Corps des Erbprinzen von Hohenlohe den Gefechten von Limbach, Eschweiler, Klembach und auf der Scheerhöhle beiwohnte. Im Feldzuge von 1794 der Abtheilung des Grafen Kalkreuth**) überwiesen, war die Batterie beim ersten Treffen von Kaiserslautern, in mehreren Vorpostengefechten und zuletzt in dem Arrièregardegefecht bei Kreuzn noch thätig. Monhaupt war während dessen zum Unteroffizier aufgerückt und durch sein Benehmen dem Befehlshaber der reitenden Artillerie von so vortheilhafter Seite bekannt geworden, daß ihm dessen dringende Empfehlung an den General von Tempelhoff die Erlaubniß zum Besuch der Artillerieacademie erwirkte; am 1. Juni 1796 erfolgte seine Ernennung zum Secondlieutenant. Als 10 Jahre später die Armee

---

*) Preußische Staatszeitung. 1835. Nr. 61.
**) Dessen Biographie s. N. Nekrol. 3. Jahrg. S. 1566.

wieder ins Feld zog, befand er sich bei der reitenden Batterie des Hauptmanns von Hahn, welche zum Corps des Fürsten von Hohenlohe stieß und in der Schlacht von Jena getheilt focht; Monhaupt commandirte vier Geschütze bei dem Detachement des Generals von Holzendorf *), folgte dem allgemeinen Rückzuge, kam von Magdeburg aus zur Arrièregarde und so unter die Befehle des Generals von Blücher, machte alle Gefechte in Mecklenburg mit und theilte bei Lübeck das Loos des Ganzen. Er begab sich über Dänemark nach Memel und wurde bei der Reorganisation der Armee im Jahre 1809 als Premierlieutenant zum Commandeur der reitenden Batterie der Garde ernannt. Seinem Geburtsorte nach war der Verewigte damals westphälischer Unterthan und deshalb der Möglichkeit ausgesetzt, reklamirt zu werden; dieser Umstand, verbunden mit der Sehnsucht nach Kriegsthätigkeit, bestimmte ihn, im Laufe des Jahres 1812 seine Entlassung zu erbitten und nach Rußland zu gehen, wo ihm durch den Auftrag, die Artillerie der deutschen Legion zu organisiren, Gelegenheit ward, seine praktische Brauchbarkeit und Spannkraft zu bewähren. Die Aufgabe gehörte nicht zu den leichten. In der strengen Jahreszeit und der kürzesten Frist sollten zwei reitende Batterien gebildet und kriegsfähig gemacht werden, zu denen nichts vorhanden war, als das Material und die nöthige Anzahl roher Pferde; Gefangene der Rheinbundstruppen und zwar größtentheils Infanteristen, die sich zum Dienst in der Legion gemeldet, mußten in dem ihnen ganz fremden Dienst unterrichtet, die Pferde thätig gemacht werden und zwar ohne Unterstützung von Offizieren und Unteroffizieren der Waffe. Solch' ungünstiger Verhältnisse ungeachtet kam die Artillerie bald in so vorzüglichen Zustand, daß die Berichte der Generale, welche sie inspicirt hatten, die Aufmerksamkeit des Kaisers erregten. Monhaupt erhielt noch während des Marsches nach Deutschland die Ernennung zum Oberstlieutenant. Bekanntlich machte die russisch-deutsche Legion den Feldzug von 1813 beim Corps des Grafen von Walmoden an der Niederelbe mit, wo die Beobachtung Davousts zwar große Thätigkeit und Umsicht in Anspruch nahm, aber nur sparsame Gelegenheit zu größeren Gefechten darbot. Monhaupt zeichnete sich besonders bei Vellahne und an der Görde aus, wofür ihm im Anfange des nächsten Jahres die Beför-

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 712.

derung zum Obersten ward, marschirte im Frühjahre des Jahrs 1814 nach den Niederlanden und trat später in Gemäßheit des wegen der Legion zwischen Preußen und Rußland geschlossenen Vertrags, wieder in den vaterländischen Dienst zurück. Beim Ausbruch des Krieges von 1815 erhielt er hier das Commando der Artillerie beim dritten Armeecorps und focht in der Schlacht von Ligny, sowie in den Gefechten bei Wavre am 18. und 19. Juni unter ungünstigen Umständen mit anerkannter Auszeichnung. Nach dem Frieden brachte ihn die neue Organisation der Artillerie an die Spitze der dritten Artilleriebrigade und die 13 Jahre seiner Wirksamkeit in dieser Stellung sind fürwahr nicht ohne nachhaltige günstige Folgen für die Waffe geblieben. Ohne seine übrigen Pflichten zu vernachlässigen, doch mit vorzüglicher Neigung der reitenden Artillerie zugewendet, widmete er der Ausbildung derselben große Sorgfalt, entwickelte ihre höhere Leistungsfähigkeit und wies auf den weitgreifenden Gebrauch hin, der unter den aufgestellten Bedingungen von ihr zu machen sei. Wenn diese großartigen und folgereichen Ideen nicht immer und überall Eingang fanden, so ist es Pflicht gegen die Wahrheit, zu gestehen, daß theilweise wohl die Art, wie sie ausgesprochen wurden, mit die Schuld davon trug; wenigstens scheint es, daß späterhin manche jener Ansichten sich durch die Kraft der innern Wahrheit Bahn in die Praxis gebrochen haben. Ueberdem möge es gestattet sein, auf die Meinung der nicht unbeträchtlichen Anzahl vorzüglicher Offiziere Bezug zu nehmen, welche in dieser Periode auf längere oder kürzere Zeit unter Monhaupt gestanden und sich mehr oder weniger durch seine Einwirkungen zu dem herangebildet haben, was sie jetzt sind; gewiß wird keiner von ihnen anstehen, zu bekennen, was er dem Verstorbenen verdankt. — Im J. 1829 wurde Oberst Monhaupt zum Generalmajor und Kommandanten von Wesel befördert und fand in diesem Verhältnisse Gelegenheit, seine Tüchtigkeit und Umsicht zu bewähren, als die Julirevolution es rathsam erscheinen ließ, auf jeden Fall gefaßt zu sein. Immer wiederkehrende Kränklichkeit, wozu hauptsächlich die Anstrengungen während des Winters von 1812 — 1813 den Grund gelegt hatten — veranlaßte ihn endlich, im Jahr 1834, nach beinahe 44jähriger Dienstzeit, um Entlassung zu bitten und der Monarch bewilligte sie in einer Weise, welche das Gemüth des erprobten treuen

Dieners mit innigem Dank erfüllte. Sein bald darauf erfolgter Tod gab Zeugniß, daß er den Dienst des Königs nur verlassen hatte, als er fühlte, die Natur versage die Kraft zum weiteren Wirken.

* 63. Friedrich David Werbe,

Superintendent zu Hamelwörden (im Lande Kehdingen);

geb. d. 7. März 1754, gest. d. 19. Februar 1835.

Werbe war zu Sandstadt geboren, wo sein Vater, Johann Barthold W., Aedituus und Lehrer war; seine Mutter, Sara, war eine geborne Jessen. Für das Studium bestimmt, erhielt er die dazu nöthigen Vorkenntnisse, besuchte das Gymnasium zu Bremen, dann das dasige Athenäum und bezog hierauf 20 Jahr alt, die Universität Göttingen, wo er sich mit Eifer dem Studium der Theologie widmete. Nach Verlauf des akademischen Trienniums ward er Hauslehrer und kurz darauf erhielt er die Stelle eines Conrectors und Nachmittagpredigers an der Johanniskirche in Verden. — Dreizehn Jahre versah er seinen Dienst mit Eifer und Lust. Hierauf erhielt er die zweite Predigerstelle in Aßel unweit Stade im Lande Kehdingen, wo er in den letzten Jahren Probst wurde und 1803 als Superintendent nach Hamelwörden kam. In den Jahren 1827—28 litt er sehr durch Krankheiten und verlor endlich sogar sein Gesicht, so daß er sich genöthigt sah, einen Adjunctus anzunehmen. Ein harter Schlag war dies für seinen unermüdet thätigen Geist und nur unausgesetztes Vorlesen und das stete Bemühen der Seinigen, ihn aufzuheitern, konnte ihn endlich an seine Lage gewöhnen. So lebte er bis zum oben genannten Tage, wo ihn der Tod aus der Dunkelheit zum Licht führte. — In seinem 27. Jahre verheirathete er sich mit Charlotte Dorothea Brunk, mit der er 44 Jahre in einer sehr glücklichen Ehe lebte und die ihm vor 10 Jahren ins Jenseits voranging. — Als Probst und Superintendent erwarb er sich die ungetheilte Liebe aller Prediger, da er mit Strenge und Heftigkeit ein freundliches, gütiges, zuvorkommendes und gefälliges Wesen verband. Er wußte sein Ansehen zu behaupten, ohne stolz zu sein. Die schönen Tugenden, Wohlthun und Gastfreiheit übte er in vollem Maße gegen Jedermann.

* 64. Sigismund Carl Ludwig Freiherr Stein zum Altenstein,

wirkl. geheimer Oberjustizrath und Ritter d. roth. Adlerordens 3. Klasse mit der Schleife zu Berlin;

geb. d. 14. Juli 1772, gest. am 20. Febr. 1836.

Er wurde zu Schalkhausen bei Ansbach geboren. Den frühen Verlust des Vaters wußte ihm die an Geist und Herz gleich ausgezeichnete Mutter zu ersetzen, unter deren Leitung er mit seinen übrigen Geschwistern eine eben so sorgfältige, als liebevolle Erziehung genoß. Reichbegabt von Natur ging so der Knabe mit raschen Schritten einer kräftigen geistigen Entwickelung entgegen; was ihn aber vor seinen Geschwistern und dem Kreise seiner Jugendgenossen auszeichnete, war eine dem jugendlichen Alter überhaupt seltene Festigkeit und Willenskraft, die bei oberflächlicher Betrachtung zuweilen selbst als Eigensinn oder Härte erscheinen konnte, doch mochte der tiefere Beobachter an einem ihm angebornen Gefühle für das Recht ihren Grund und an seinem frommen und edlen Gemüth ihr Maß und ihre Milderung finden. So war denn auch bei ihm von innen heraus entschieden, welche Bahn er zu verfolgen habe. Das Recht und seine wahre Vertretung und Entwickelung im Leben und in der Wissenschaft war ihm das Höchste. Um diesem sich zu widmen, begab er sich im Jahr 1789 auf die Universität Erlangen und im Jahr darauf nach Göttingen. Hier beschränkte er sich indessen nicht auf die gewöhnlichen Disciplinen des sogenannten Faches, sondern rang — weil ihm das juristische Handwerk sammt seiner Zunft und Meisterschaft verhaßt war — mit unermüdlichem Eifer nach einer allgemeinen Ausbildung, behufs welcher er die umfassendsten und ausgedehntesten Studien machte, so jedoch, daß dieselben in seiner besondern Wissenschaft immer wieder ihren Einhaltspunkt fanden. Ein vereinzeltes Wissen konnte ihn beunruhigen, das Allgemeine der Wissenschaft hingegen und selbst die abstrakten Lehren der Philosophie fanden bei ihm eine bereitwillige Aufnahme und einen fruchtbaren ergiebigen Boden. Am liebsten wandte er daher neben der Jurisprudenz sich der Philologie, Geschichte und Philosophie zu, mit denen er sich auch bis ans Ende seiner Tage im lebendigsten Zusammenhange

zu erhalten wußte. Sie ließen ihn dann auch einen immer tieferen und klareren Blick in die bestehenden Verhältnisse des Lebens und in die mannichfachen Ungleichheiten und Mißbräuche des geltenden Rechts thun und hoben ihn, bei seinem angebornen Adel der Gesinnung zumal, mit Leichtigkeit über viele gäng und gäbe Vorurtheile der damaligen Zeit hinaus. Nach vollendeten Universitätsstudien kehrte er indessen in seine Heimath zurück und wurde zuerst im Justizcollegium seiner Vaterstadt zu Ansbach, später zu Baireuth — das seit dem 2. Dec. 1791 an Preußen abgetreten war — angestellt und daselbst zum Regierungsrathe befördert, nachdem er zuvor das große Examen rühmlichst bestanden hatte. In Anerkenntniß der Gediegenheit seines Charakters, seiner gründlichen Kenntnisse und vor allem der unerschütterlichen Festigkeit und Unbiegsamkeit da, wo es die Feststellung und Aufrechterhaltung des Rechts galt, hatte er zu Anfang des Jahres 1806 auf Befehl des Königs als preußischer Commissarius die Regulirung des Debitwesens in Sachsen-Hildburghausen zu übernehmen und obgleich nur wenige Monate nachher durch die für Preußen so unglückliche Katastrophe seine Stellung daselbst eine andere ward, so führte er doch im Auftrage des Herzogs dies Geschäft fort, bis er im Herbst 1809 nach Berlin berufen wurde. Gern folgte er dem Antrage, der ihm nicht nur eine ausgebreitetere Thätigkeit versprach, sondern ihn auch in die Mitte deutscher Bildung und in die Nähe ihres nachmaligen Repräsentanten, seines verehrten Bruders, des Ministers *) versetzte. Hier nahm er die doppelte Stellung als Rath beim Kammergericht und beim Justizministerium ein und stieg bis zum wirklichen geh. Oberjustizrath bei jenem Collegium empor, als welcher er am oben genannten Tage starb, beehrt durch die königliche Huld mit dem rothen Adlerorden 3. Klasse nebst der Schleife. — Obwohl das bloße Auftreten des Verewigten seinen würdigen Charakter schon zu erkennen gab und die nähere Bekanntschaft sofort Hochachtung und Zutrauen entstehen ließ, so war er doch eine jener gediegenen Individualitäten und wir dürfen wohl sagen, eine jener edleren Naturen, in die, wie in einen ergiebigen Schacht, wir immer wieder und tiefer eingehen müssen, um stets neue und reichere Schätze kennen zu lernen, die bisher

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 572.

noch unerkannt in ihrer Tiefe verschlossen lagen. Die bewußte Klarheit über sich selbst und seine Bestimmung, die Reinheit seines Herzens und die Tüchtigkeit seiner Bestrebungen, bewirkten eine seltene Einheit des Wollens und Handelns, die in ihm den ganzen Menschen wie aus einem Guß hervortreten ließ. Heitre Ruhe und edler Ernst lagen mit wahrem Zauber in seinen Zügen ausgeprägt. Voll Wohlwollen und aufopfernder Hingebung, voll Milde und Nachsicht gegen andere, war er gegen sich selbst von unnachgiebiger Strenge, so daß er sich in seinen eigenen Anforderungen nur schwer genügen konnte. Treu und ergeben dem Könige und dem Staate, kannte er kein anderes Bestreben, als seinem Dienste alle seine Kräfte zu widmen, das Gute und Edle, so weit es an ihm lag, zu fördern und dem Schlechten und Gemeinen — das ohnehin seinem ganzen Wesen fremd war — mit aller Macht zu widerstreben. Durchdrungen von dem sittlichen Werth des Menschen, achtete er den Besseren, wo er ihn fand, ohne Rücksicht auf Stand und äußere Verhältnisse hoch und werth und die jugendliche Frische, welche die Liebe zur Wissenschaft und der angeborne Adel der Gesinnung ihm selbst im spätern Alter noch erhielten, ließ ihn den lebhaftesten Antheil an der geistigen Entwickelung junger Leute nehmen, wenn er anders nur ein ernstes und tüchtiges Streben in ihnen erkannt hatte. — Gehörte seine eigentliche Thätigkeit den zahlreichen Geschäften seines Amtes an, denen er mit rastlosem Eifer und der größten Gewissenhaftigkeit oblag und welchen er sich selbst bei eintretender Krankheit nur gezwungen entzog — so war die Zeit seiner Muße getheilt zwischen den ernsten Erholungen, welche ihm seine Studien boten und dem heitren Genuß, den er in dem traulichen Kreise seiner Familie und Freunde fand. Dieser — wo alle mit inniger Liebe und Verehrung an ihm hingen, wo die Seinen, durchdrungen von all dem Guten und Edlen, welches von ihm aus sich verbreitete, mit wahrem Stolze zu ihm emporsahen — war für ihn die Quelle des reinsten Glückes und der ungetrübtesten Freude. Hier wandelte sich der Ernst seines Amtes in Heiterkeit und Geselligkeit, frei war er voll liebenswürdiger Hingebung, voll Laune und Gesprächigkeit und der Strom seiner Rede, der gewöhnlich, wie von seiner Tiefe gehalten, nur langsam und gemessen sich bewegte, begann hier rascher und lebendiger zu fließen. Und doch wußte

er sich auch diesem Kreise wieder zu entwinden, um jenen ernsteren Erholungen nachzugehen. Diese, unter denen Philologie und Philosophie den ersten Platz einnahmen, beweisen namentlich, wie sehr er mit der Zeit fortzuschreiten und auf der eigentlichen Höhe der Wissenschaft sich zu halten, immer bestrebt war. Welche Gährung und Umwälzung das Sanscrit auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft hervorgebracht — so gern es viele und selbst Grammatiker vom Fache es sich läugnen mochten — war ihm nicht entgangen; der vollkommene Organismus dieser Sprache und die auf ihr begründete vergleichende Grammatik zogen ihn so mächtig an, daß er noch in dem letzten Jahre seines Lebens mit jugendlichem Eifer dem Studium des Sanscrits sich ergab und durch seltene Beharrlichkeit und Ausdauer es bald dahin brachte, daß er nicht nur die epischen Dichter ohne erhebliche Schwierigkeiten lesen konnte, sondern selbst die höhern Resultate der vergleichenden Grammatik mit Sicherheit sich anzueignen vermochte. Mit gleichem Eifer verfolgte er die bedeutenden Erscheinungen auf dem philosophischen Gebiete seit Fichte und die neueste Philosophie mit ihrem so consequent in sich abgeschlossenen System erregte bei ihm wie bei vielen andern nicht blos leere Bewunderung, sondern das ernsteste Studium, welches die Mühe und die Arbeit des tieferen Eindringens und Erfassens nicht von sich weisen mag. Bei diesem unablässigen Fortschreiten mit der Wissenschaft konnte er sich nicht genug glücklich schätzen, an einem Orte zu leben, welcher die vornehmste Bildungsanstalt Deutschlands enthält und noch ein Jahr vor seinem Tode sah man den betagten Mann in den Hörsälen der Universität als regelmäßigen Theilnehmer an der einen oder andern Vorlesung inmitten der wißbegierigen Jugend. Die größte Thätigkeit jedoch widmete er unausgesetzt seiner Wissenschaft. Vieles und Gediegenes hatte er gesammelt und vorbereitet für eine philosophisch-juristische Schrift „über den Eid", an deren Vollendung ihn leider der Tod verhinderte. — Wenn so die Wissenschaft an dem Verewigten einen wahren Jünger und Verehrer, der Staat einen ebenso ausgezeichneten als treuen Diener verlor, so beklagen seine Hinterbliebenen mit seinem Hintritt den liebevollsten Gatten und den zärtlichsten Vater, alle aber, die näher oder ferner ihn kannten, einen Menschen, der wie wenige wohlthuend und beglückend in seinem Kreise

Menschheit, mußte aber oft, wie gewöhnlich, das Bittere erfahren, von den Menschen dafür mit Undank belohnt und hintergangen zu werden. Ein Maurer war er im ächten Sinne des Worts und lebte bis an das Ende seiner Tage getreu seinem Wahlspruche: „Ehrlich währt am längsten."

Weimar. Fr. A. Reimann.

62. Ernst Monhaupt,

königl. preuß. Gen.-Lieutenant d. Art. und Commandant der Festung Wesel, zu Wesel;

geb. d. 11. April 1776, gest. am 19. Febr. 1836. *)

Geboren zu Minden, wo sein Vater als Regimentsarzt beim damaligen Infanterieregiment v. Lossow angestellt war, kam er nach dessen Tode nach Potsdam und begann hier die militärische Laufbahn; zu jener Zeit garnisonirte die gesammte reitende Artillerie dort und Monhaupt trat bei derselben (Compagnie des Majors von Anhalt) am 1. Mai 1790 in Dienst, eine Zufälligkeit, günstig für ihn selbst wie für die Waffe, welcher er fortan alle seine Kräfte mit unermüdetem Eifer und sicher nicht ohne Erfolg widmete. Nach dem unheilvollen Zuge in die Champagne wurde eine Batterie der Compagnie, bei welcher Monhaupt als Bombardier stand, zur Armee am Rheine gesendet und hier beim Beginn des Feldzugs von 1793 der Avant-Garde zugetheilt, mit welcher sie den Gefechten von Waldalgesheim, Florsheim und auf dem Karlsberge, sowie beim Corps des Erbprinzen von Hohenlohe den Gefechten von Limbach, Eschweiler, Klembach und auf der Scheerhöhle beiwohnte. Im Feldzuge von 1794 der Abtheilung des Grafen Kalkreuth **) überwiesen, war die Batterie beim ersten Treffen von Kaiserslautern, in mehreren Vorpostengefechten und zuletzt in dem Arrièregardegefecht bei Kreuz noch thätig. Monhaupt war während dessen zum Unteroffizier aufgerückt und durch sein Benehmen dem Befehlshaber der reitenden Artillerie von so vortheilhafter Seite bekannt geworden, daß ihm dessen dringende Empfehlung an den General von Tempelhoff die Erlaubniß zum Besuch der Artillerieacademie erwirkte; am 1. Juni 1796 erfolgte seine Ernennung zum Secondlieutenant. Als 10 Jahre später die Armee

---

*) Preußische Staatszeitung. 1836. Nr. 61.

**) Dessen Biographie s. N. Nekrol. 8. Jahrg. S. 1566.

wieder ins Feld zog, befand er sich bei der reitenden Batterie des Hauptmanns von Hahn, welche zum Corps des Fürsten von Hohenlohe stieß und in der Schlacht von Jena getheilt focht; Monhaupt commandirte vier Geschütze bei dem Detachement des Generals von Holzendorf *), folgte dem allgemeinen Rückzuge, kam von Magdeburg aus zur Arrièregarde und so unter die Befehle des Generals von Blücher, machte alle Gefechte in Mecklenburg mit und theilte bei Lübeck das Loos des Ganzen. Er begab sich über Dänemark nach Memel und wurde bei der Reorganisation der Armee im Jahre 1809 als Premierlieutenant zum Commandeur der reitenden Batterie der Garde ernannt. Seinem Geburtsorte nach war der Verewigte damals westphälischer Unterthan und deshalb der Möglichkeit ausgesetzt, reklamirt zu werden; dieser Umstand, verbunden mit der Sehnsucht nach Kriegsthätigkeit, bestimmte ihn, im Laufe des Jahres 1812 seine Entlassung zu erbitten und nach Rußland zu gehen, wo ihm durch den Auftrag, die Artillerie der deutschen Legion zu organisiren, Gelegenheit ward, seine praktische Brauchbarkeit und Spannkraft zu bewähren. Die Aufgabe gehörte nicht zu den leichten. In der strengen Jahreszeit und der kürzesten Frist sollten zwei reitende Batterien gebildet und kriegsfähig gemacht werden, zu denen nichts vorhanden war, als das Material und die nöthige Anzahl roher Pferde; Gefangene der Rheinbundstruppen und zwar größtentheils Infanteristen, die sich zum Dienst in der Legion gemeldet, mußten in dem ihnen ganz fremden Dienst unterrichtet, die Pferde thätig gemacht werden und zwar ohne Unterstützung von Offizieren und Unteroffizieren der Waffe. Solch' ungünstiger Verhältnisse ungeachtet kam die Artillerie bald in so vorzüglichen Zustand, daß die Berichte der Generale, welche sie inspicirt hatten, die Aufmerksamkeit des Kaisers erregten. Monhaupt erhielt noch während des Marsches nach Deutschland die Ernennung zum Oberstlieutenant. Bekanntlich machte die russisch-deutsche Legion den Feldzug von 1813 beim Corps des Grafen von Walmoden an der Niederelbe mit, wo die Beobachtung Davousts zwar große Thätigkeit und Umsicht in Anspruch nahm, aber nur sparsame Gelegenheit zu größeren Gefechten darbot. Monhaupt zeichnete sich besonders bei Vellahne und an der Görde aus, wofür ihm im Anfange des nächsten Jahres die Beför-

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 712.

derung zum Obersten ward, marschirte im Frühjahre, des Jahrs 1814 nach den Niederlanden und trat später in Gemäßheit des wegen der Legion zwischen Preußen und Rußland geschlossenen Vertrags, wieder in den vaterländischen Dienst zurück. Beim Ausbruch des Krieges von 1815 erhielt er hier das Commando der Artillerie beim dritten Armeecorps und focht in der Schlacht von Ligny, sowie in den Gefechten bei Wavre am 18. und 19. Juni unter ungünstigen Umständen mit anerkannter Auszeichnung. Nach dem Frieden brachte ihn die neue Organisation der Artillerie an die Spitze der dritten Artilleriebrigade und die 13 Jahre seiner Wirksamkeit in dieser Stellung sind fürwahr nicht ohne nachhaltige günstige Folgen für die Waffe geblieben. Ohne seine übrigen Pflichten zu vernachlässigen, doch mit vorzüglicher Neigung der reitenden Artillerie zugewendet, widmete er der Ausbildung derselben große Sorgfalt, entwickelte ihre höhere Leistungsfähigkeit und wies auf den weitgreifenden Gebrauch hin, der unter den aufgestellten Bedingungen von ihr zu machen sei. Wenn diese großartigen und folgereichen Ideen nicht immer und überall Eingang fanden, so ist es Pflicht gegen die Wahrheit, zu gestehen, daß theilweise wohl die Art, wie sie ausgesprochen wurden, mit die Schuld davon trug; wenigstens scheint es, daß späterhin manche jener Ansichten sich durch die Kraft der innern Wahrheit Bahn in die Praxis gebrochen haben. Ueberdem möge es gestattet sein, auf die Meinung der nicht unbeträchtlichen Anzahl vorzüglicher Offiziere Bezug zu nehmen, welche in dieser Periode auf längere oder kürzere Zeit unter Monhaupt gestanden und sich mehr oder weniger durch seine Einwirkungen zu dem herangebildet haben, was sie jetzt sind; gewiß wird keiner von ihnen anstehen, zu bekennen, was er dem Verstorbenen verdankt. — Im J. 1829 wurde Oberst Monhaupt zum Generalmajor und Kommandanten von Wesel befördert und fand in diesem Verhältnisse Gelegenheit, seine Tüchtigkeit und Umsicht zu bewähren, als die Julirevolution es rathsam erscheinen ließ, auf jeden Fall gefaßt zu sein. Immer wiederkehrende Kränklichkeit, wozu hauptsächlich die Anstrengungen während des Winters von 1812 — 1813 den Grund gelegt hatten — veranlaßte ihn endlich, im Jahr 1834, nach beinahe 44jähriger Dienstzeit, um Entlassung zu bitten und der Monarch bewilligte sie in einer Weise, welche das Gemüth des erprobten treuen

Dieners mit innigem Dank erfüllte. Sein bald darauf erfolgter Tod gab Zeugniß, daß er den Dienst des Königs nur verlassen hatte, als er fühlte, die Natur versage die Kraft zum weiteren Wirken.

* 63. Friedrich David Werbe,

Superintendent zu Hamelwörden (im Lande Kehdingen);
geb. d. 7. März 1764, gest. d. 19. Februar 1835.

Werbe war zu Sandstadt geboren, wo sein Vater, Johann Barthold W., Aedituus und Lehrer war; seine Mutter, Sara, war eine geborne Jessen. Für das Studium bestimmt, erhielt er die dazu nöthigen Vorkenntnisse, besuchte das Gymnasium zu Bremen, dann das dasige Athenäum und bezog hierauf, 20 Jahr alt, die Universität Göttingen, wo er sich mit Eifer dem Studium der Theologie widmete. Nach Verlauf des akademischen Trienniums ward er Hauslehrer und kurz darauf erhielt er die Stelle eines Conrectors und Nachmittagpredigers an der Johanniskirche in Verden. — Dreizehn Jahre versah er seinen Dienst mit Eifer und Lust. Hierauf erhielt er die zweite Predigerstelle in Aßel unweit Stade im Lande Kehdingen, wo er in den letzten Jahren Probst wurde und 1803 als Superintendent nach Hamelwörden kam. In den Jahren 1827—28 litt er sehr durch Krankheiten und verlor endlich sogar sein Gesicht, so daß er sich genöthigt sah, einen Adjunctus anzunehmen. Ein harter Schlag war dies für seinen unermüdet thätigen Geist und nur unausgesetztes Vorlesen und das stete Bemühen der Seinigen, ihn aufzuheitern, konnte ihn endlich an seine Lage gewöhnen. So lebte er bis zum oben genannten Tage, wo ihn der Tod aus der Dunkelheit zum Licht führte. — In seinem 27. Jahre verheirathete er sich mit Charlotte Dorothea Brunk, mit der er 44 Jahre in einer sehr glücklichen Ehe lebte und die ihm vor 10 Jahren ins Jenseits voranging. — Als Probst und Superintendent erwarb er sich die ungetheilte Liebe aller Prediger, da er mit Strenge und Heftigkeit ein freundliches, gütiges, zuvorkommendes und gefälliges Wesen verband. Er wußte sein Ansehen zu behaupten, ohne stolz zu sein. Die schönen Tugenden, Wohlthun und Gastfreiheit übte er in vollem Maße gegen Jedermann.

* 64. Sigismund Carl Ludwig Freiherr Stein zum Altenstein,

wirkl. geheimer Oberjustizrath und Ritter d. roth. Adlerordens 3. Klasse mit der Schleife zu Berlin;

geb. d. 14. Juli 1772, gest. am 20. Febr. 1826.

Er wurde zu Schalkhausen bei Ansbach geboren. Den frühen Verlust des Vaters wußte ihm die an Geist und Herz gleich ausgezeichnete Mutter zu ersetzen, unter deren Leitung er mit seinen übrigen Geschwistern eine eben so sorgfältige, als liebevolle Erziehung genoß. Reichbegabt von Natur ging so der Knabe mit raschen Schritten einer kräftigen geistigen Entwickelung entgegen; was ihn aber vor seinen Geschwistern und dem Kreise seiner Jugendgenossen auszeichnete, war eine dem jugendlichen Alter überhaupt seltene Festigkeit und Willenskraft, die bei oberflächlicher Betrachtung zuweilen selbst als Eigensinn oder Härte erscheinen konnte, doch mochte der tiefere Beobachter an einem ihm angebornen Gefühle für das Recht ihren Grund und an seinem frommen und edlen Gemüth ihr Maß und ihre Milderung finden. So war denn auch bei ihm von innen heraus entschieden, welche Bahn er zu verfolgen habe. Das Recht und seine wahre Vertretung und Entwickelung im Leben und in der Wissenschaft war ihm das Höchste. Um diesem sich zu widmen, begab er sich im Jahr 1789 auf die Universität Erlangen und im Jahr darauf nach Göttingen. Hier beschränkte er sich indessen nicht auf die gewöhnlichen Disciplinen des sogenannten Faches, sondern rang — weil ihm das juristische Handwerk sammt seiner Zunft und Meisterschaft verhaßt war — mit unermüdlichem Eifer nach einer allgemeinen Ausbildung, behufs welcher er die umfassendsten und ausgedehntesten Studien machte, so jedoch, daß dieselben in seiner besondern Wissenschaft immer wieder ihren Einhaltspunkt fanden. Ein vereinzeltes Wissen konnte ihn beunruhigen, das Allgemeine der Wissenschaft hingegen und selbst die abstrakten Lehren der Philosophie fanden bei ihm eine bereitwillige Aufnahme und einen fruchtbaren ergiebigen Boden. Am liebsten wandte er daher neben der Jurisprudenz sich der Philologie, Geschichte und Philosophie zu, mit denen er sich auch bis ans Ende seiner Tage im lebendigsten Zusammenhange

zu erhalten wußte. Sie ließen ihn dann auch einen immer tieferen und klareren Blick in die bestehenden Verhältnisse des Lebens und in die mannichfachen Ungleichheiten und Mißbräuche des geltenden Rechts thun und hoben ihn, bei seinem angebornen Adel der Gesinnung zumal, mit Leichtigkeit über viele gäng und gäbe Vorurtheile der damaligen Zeit hinaus. Nach vollendeten Universitätsstudien kehrte er indessen in seine Heimath zurück und wurde zuerst im Justizcollegium seiner Vaterstadt zu Ansbach, später zu Baireuth — das seit dem 2. Dec. 1791 an Preußen abgetreten war — angestellt und daselbst zum Regierungsrathe befördert, nachdem er zuvor das große Examen rühmlichst bestanden hatte. In Anerkenntniß der Gediegenheit seines Charakters, seiner gründlichen Kenntnisse und vor allem der unerschütterlichen Festigkeit und Unbiegsamkeit da, wo es die Feststellung und Aufrechterhaltung des Rechts galt, hatte er zu Anfang des Jahres 1806 auf Befehl des Königs als preußischer Commissarius die Regulirung des Debitwesens in Sachsen-Hildburghausen zu übernehmen und obgleich nur wenige Monate nachher durch die für Preußen so unglückliche Katastrophe seine Stellung daselbst eine andere ward, so führte er doch im Auftrage des Herzogs dies Geschäft fort, bis er im Herbst 1809 nach Berlin berufen wurde. Gern folgte er dem Antrage, der ihm nicht nur eine ausgebreitetere Thätigkeit versprach, sondern ihn auch in die Mitte deutscher Bildung und in die Nähe ihres nachmaligen Repräsentanten, seines verehrten Bruders, des Ministers *) versetzte. Hier nahm er die doppelte Stellung als Rath beim Kammergericht und beim Justizministerium ein und stieg bis zum wirklichen geh. Oberjustizrath bei jenem Collegium empor, als welcher er am oben genannten Tage starb, beehrt durch die königliche Huld mit dem rothen Adlerorden 3. Klasse nebst der Schleife. — Obwohl das bloße Auftreten des Verewigten seinen würdigen Charakter schon zu erkennen gab und die nähere Bekanntschaft sofort Hochachtung und Zutrauen entstehen ließ, so war er doch eine jener gediegenen Individualitäten und wir dürfen wohl sagen, eine jener edleren Naturen, in die, wie in einen ergiebigen Schacht, wir immer wieder und tiefer eingehen müssen, um stets neue und reichere Schätze kennen zu lernen, die bisher

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 572.

noch unerkannt in ihrer Tiefe verschlossen lagen. Die bewußte Klarheit über sich selbst und seine Bestimmung, die Reinheit seines Herzens und die Tüchtigkeit seiner Bestrebungen, bewirkten eine seltene Einheit des Wollens und Handelns, die in ihm den ganzen Menschen wie aus einem Guß hervortreten ließ. Heitre Ruhe und edler Ernst lagen mit wahrem Zauber in seinen Zügen ausgeprägt. Voll Wohlwollen und aufopfernder Hingebung, voll Milde und Nachsicht gegen andere, war er gegen sich selbst von unnachgiebiger Strenge, so daß er sich in seinen eigenen Anforderungen nur schwer genügen konnte. Treu und ergeben dem Könige und dem Staate, kannte er kein anderes Bestreben, als seinem Dienste alle seine Kräfte zu widmen, das Gute und Edle, so weit es an ihm lag, zu fördern und dem Schlechten und Gemeinen — das ohnehin seinem ganzen Wesen fremd war — mit aller Macht zu widerstreben. Durchdrungen von dem sittlichen Werth des Menschen, achtete er den Besseren, wo er ihn fand, ohne Rücksicht auf Stand und äußere Verhältnisse hoch und werth und die jugendliche Frische, welche die Liebe zur Wissenschaft und der angeborne Adel der Gesinnung ihm selbst im spätern Alter noch erhielten, ließ ihn den lebhaftesten Antheil an der geistigen Entwickelung junger Leute nehmen, wenn er anders nur ein ernstes und tüchtiges Streben in ihnen erkannt hatte. — Gehörte seine eigentliche Thätigkeit den zahlreichen Geschäften seines Amtes an, denen er mit rastlosem Eifer und der größten Gewissenhaftigkeit oblag und welchen er sich selbst bei eintretender Krankheit nur gezwungen entzog — so war die Zeit seiner Muße getheilt zwischen den ernsten Erholungen, welche ihm seine Studien boten und dem heitren Genuß, den er in dem traulichen Kreise seiner Familie und Freunde fand. Dieser — wo alle mit inniger Liebe und Verehrung an ihm hingen, wo die Seinen, durchdrungen von all dem Guten und Edlen, welches von ihm aus sich verbreitete, mit wahrem Stolze zu ihm emporsahen — war für ihn die Quelle des reinsten Glückes und der ungetrübtesten Freude. Hier wandelte sich der Ernst seines Amtes in Heiterkeit und Geselligkeit, frei war er voll liebenswürdiger Hingebung, voll Laune und Gesprächigkeit und der Strom seiner Rede, der gewöhnlich, wie von seiner Tiefe gehalten, nur langsam und gemessen sich bewegte, begann hier rascher und lebendiger zu fließen. Und doch wußte

er sich auch diesem Kreise wieder zu entwinden, um jenen ernsteren Erholungen nachzugehen. Diese, unter denen Philologie und Philosophie den ersten Platz einnahmen, beweisen namentlich, wie sehr er mit der Zeit fortzuschreiten und auf der eigentlichen Höhe der Wissenschaft sich zu halten, immer bestrebt war. Welche Gährung und Umwälzung das Sanscrit auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft hervorgebracht — so gern es viele und selbst Grammatiker vom Fache es sich läugnen mochten — war ihm nicht entgangen; der vollkommene Organismus dieser Sprache und die auf ihr begründete vergleichende Grammatik zogen ihn so mächtig an, daß er noch in dem letzten Jahre seines Lebens mit jugendlichem Eifer dem Studium des Sanscrits sich ergab und durch seltene Beharrlichkeit und Ausdauer es bald dahin brachte, daß er nicht nur die epischen Dichter ohne erhebliche Schwierigkeiten lesen konnte, sondern selbst die höhern Resultate der vergleichenden Grammatik mit Sicherheit sich anzueignen vermochte. Mit gleichem Eifer verfolgte er die bedeutenden Erscheinungen auf dem philosophischen Gebiete seit Fichte und die neueste Philosophie mit ihrem so consequent in sich abgeschlossenen System erregte bei ihm wie bei vielen andern nicht blos leere Bewunderung, sondern das ernsteste Studium, welches die Mühe und die Arbeit des tieferen Eindringens und Erfassens nicht von sich weisen mag. Bei diesem unablässigen Fortschreiten mit der Wissenschaft konnte er sich nicht genug glücklich schätzen, an einem Orte zu leben, welcher die vornehmste Bildungsanstalt Deutschlands enthält und noch ein Jahr vor seinem Tode sah man den betagten Mann in den Hörsälen der Universität als regelmäßigen Theilnehmer an der einen oder andern Vorlesung inmitten der wißbegierigen Jugend. Die größte Thätigkeit jedoch widmete er unausgesetzt seiner Wissenschaft. Vieles und Gediegenes hatte er gesammelt und vorbereitet für eine philosophisch-juristische Schrift „über den Eid", an deren Vollendung ihn leider der Tod verhinderte. — Wenn so die Wissenschaft an dem Verewigten einen wahren Jünger und Verehrer, der Staat einen ebenso ausgezeichneten als treuen Diener verlor, so beklagen seine Hinterbliebenen mit seinem Hintritt den liebevollsten Gatten und den zärtlichsten Vater, alle aber, die näher oder ferner ihn kannten, einen Menschen, der wie wenige wohlthuend und beglückend in seinem Kreise

wirkte, durch ächten Adel der Gesinnung, wahre Bildung des Geistes und eine eben so große Liebenswürdigkeit als Festigkeit des Charakters. Er hinterläßt eine vortreffliche Gattin, geborne Freiin von Wöllwarth, die 33 Jahre als würdige Lebensgefährtin ihm zur Seite stand und eine einzige Tochter, die seit 1827 an den Regierungsrath v. Stein vermählt, seinem Alter noch die Freude kräftiger und liebenswürdiger Enkelkinder brachte. —

65. Johann Friedrich Wermerskirchen,

Ehrendomherr, Jubilarpriester und Pfarrer der Mariä-Himmelfahrtskirche zu Köln;

geb. d. 22. Sept. 1742, gest. am 21. Febr. 1835 *).

Derselbe wurde geboren in Köln, trat nach vollendeten Studien im Jahr 1760 in die Norbertiner-Abtei Steinfeld und legte am 26. September 1762 daselbst die Ordensgelübde ab. Zur Priesterwürde erhoben im J. 1766, versah er zuerst das Rectorat in Sistig, wurde dann Novizenmeister und im J. 1771 Kaplan in Höngen. Von dort aber bald nachher, im Jahr 1773, als Stadtkaplan nach Crefeld befördert, ward er daselbst am 30. März 1778 als Pfarrer eingeführt und bekleidete dieses schwierige Amt mit seltener Klugheit bis zum J. 1801, in welchem ihm von seinem damaligen Ordensprälaten das Priorat im adeligen Kloster zu Meer übertragen wurde, von wo er sich jedoch kurz nachher, der eingetretenen Klosteraufhebung wegen, zu den Seinigen nach Köln zurückzog, gleichsam eine neue apostolische Laufbahn beginnend in einem schon vorgerückten, aber doch stets kraftvollen Alter; denn im J. 1807, am 26. October, ward er feierlich eingeführt als Pfarrer bei der ehemaligen Jesuiten-, jetzt Mariä-Himmelfahrtskirche. In dieser Amtsführung erlebte er die seltene Freude, im Jahr 1816 sein Priesterjubiläum zu feiern und nicht nur von seinen dasigen Mitbrüdern im Pfarramte mit der Würde eines Camerarius, sondern auch im J. 1825 von seinem Erzbischofe mit einer Ehren-Domherrnstelle bei der dasigen Metropolitankirche beehrt zu werden. — Biederkeit und echt deutscher Sinn, freundschaftliche Theilnahme an fremden Leiden, Freigebigkeit für Nothleidende, Gott ergebene Gemüthsheiterkeit, heiliger Ei-

*) Zum frommen Andenken an den rc. Wermerskirchen.

ler in der Seelsorge und im Unterrichte der christlichen Jugend, treue Ausdauer im schweren Berufe und eine wahrhaft erbauende klericalische Frömmigkeit waren die Eigenschaften, die ihn auszeichneten und als Muster darstellten. —

* 66. Georg Friedrich Alexander Börger,

königl. baierischer Appellationsrath zu Bamberg;

geb. am 26. Nov. 1757, gestorben den 24. Febr. 1826.

Unter vielen wackern Männern, welche in den Fürstenthümern Ansbach und Baireuth unter der Regierung des letzten Markgrafen erzogen, unter der Verwaltung des nachherigen Staatskanzlers, Fürsten Hardenberg (1791—1800) aber an ihre rechte Stelle gebracht wurden, nimmt der Appellationsrath Börger einen ausgezeichneten Platz ein. Er war zu Baireuth geboren, der Sohn des geheimen Kammerraths J. Friedr. Börger; erhielt seine Schulbildung auf dem damals unter dem Director Lang sehr blühenden Gymnasium zu Baireuth, studirte von Ostern 1777 bis 1779 zu Erlangen und dann noch ein Jahr zu Göttingen, wo er sich ganz besonders mit publicistischen Studien unter Pütter beschäftigte. Dann kehrte er in das Haus seines Vaters zurück, welcher mittlerweile mit Beibehaltung seines Titels als geh. Kammerrath Amtmann zu Himmelkron (einem alten berühmten Kloster, in welchem die Sage der weißen Frau, jener bekannten Beschützerin und Warnerin des brandenburgischen Hauses, ihren Ursprung genommen hat) versetzt worden war, um sich zur Anstellung vorzubereiten. Dies ging damals etwas langsam; 1787 wurde B. überzähliger Procurator bei dem Hofgericht; 1788 Advocat und den 13. November 1790 Hofgerichtsassessor. Im folgenden Jahre trat Markgraf Alexander die Regierung seiner Länder an die königliche Linie ab; die Organisation derselben nach preußischer Form und die Einführung des allgemeinen Landrechts und der Gerichtsordnung verzog sich aber noch bis ins Jahr 1795. Dabei wurde das Hofgericht aufgelöst und die Justizverwaltung der Regierung übertragen, deren 2. Senat Lehnshof, Pupillencollegium und Consistorium war. In diesen wurde Börger am 25. November 1795 als Rath versetzt; indessen gingen durch eine neue Organisation Lehns- und Consistorialsachen an die Kammer über und Börger blieb Rath der Regierung und des Pupillencol-

legiums. Hier arbeitete er mit Auszeichnung bis zur Abtretung der Provinz an Frankreich und endlich deren Uebergang an die Krone Baiern. Bei der Organisation derselben wurde sie mit Bamberg zum obern Mainkreis vereinigt und das Appellationsgericht nach Bamberg verlegt, die Verwaltungsbehörde aber, welche den Namen Generalcommissariat, nachher Regierung bekam, blieb in Baireuth. Die Mitglieder der bisherigen Regierung als Justizcollegium der Provinz wurden in der ganzen Monarchie zerstreut; W. kam nach Bamberg, wo er noch 17 Jahre thätig war, bis zunehmende Kränklichkeit ihn nöthigte, im Jahr 1827 um Versetzung in den Ruhestand zu bitten, die ihm auch mit Beibehaltung seines ganzen Gehalts und ehrender Bezeugung der höchsten Zufriedenheit zu Theil wurde. Von da an war sein Leben eine fast ununterbrochene Reihe körperlicher Leiden. Die Regierung zu Baireuth war nach ihrer Organisation im Jahr 1796 eins der ausgezeichnetsten Justizcollegien der Monarchie, welches sie nicht der seltenen Thätigkeit, Pünktlichkeit und dem großen Directorialtalent des Präsidenten von Völderndorf *), sondern vornehmlich der glücklichen Wahl der Mitglieder verdankte. Und unter diesen war Börger derjenige, welcher nicht allein sich die ungewohnte preußische Gesetzgebung sehr bald angeeignet hatte, sondern der oft mit seinen großen Kenntnissen der ältern Landesverfassung und der Rechtsverhältnisse aushalf, mit denen die jüngern preußischen Juristen weniger vertraut sein konnten. Er blieb auch diesen Studien noch getreu, als manche andere sie nicht mehr für praktisch hielten und war einer der wenigen, die auch mit der Literatur des außerpreußischen Rechts noch eifrig fortgingen.

* 67. Peter Heinrich Grünewald,

Superintendent und Pfarrer zu Aachen;

geb. am 21. Oct. 1758, gest. den 24. Febr. 1835.

Grünewald, zu Düsseldorf geboren, betrat seine akademische Laufbahn zu Duisburg, besuchte später Göttingen, wo er auf den beiden Hochschulen seinen Studien als Theolog bis zu deren Vollendung mit regem Fleiße oblag. Im Jahr 1780 wurde er zum zweiten Pfarrer in Hüns, unweit Wesel im Preußischen, erwählt. Hier

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 10. Jahrg S. 172.

leitete er die Erziehung und den Unterricht des nachher so berühmt gewordenen kön. preußischen Finanzministers Maassen *), mit dem er lange Zeit hindurch in freundschaftlichem Briefwechsel stand; dies war auch der Fall mit mehreren andern geschätzten Männern, namentlich war Claudius zu Wandsbeck sein vertrauter Freund. Im Jahr 1785 folgte er dem Rufe als lutherischer Pfarrer nach Aachen, das damals noch freie Reichsstadt war. Die Protestanten hatten in jener Zeitperiode, als der Obscurantismus noch sein finsteres Haupt erhob, daselbst weder eine Kirche, noch ein Bethaus und mußten vereint mit dem benachbarten Burtscheid und Vaels ihren Gottesdienst in letzterem, eine Stunde von Aachen gelegenen Orte halten, das zu dem holländischen Generalstaatenlande gehörte. Diese Zeit, sowie der Ausbruch der französischen Revolution, wo so Manches aus seinen Fugen gerissen wurde, machte des Verblichenen Stellung allerdings zu einer schwierigen Aufgabe und hier kam ihm sein fester Charakter und namentlich sein Achtung gebietendes und zugleich versöhnendes Benehmen sehr zu statten, wodurch er allen Kränkungen, die zu erwarten standen, unausgesetzt blieb. Unter der Consularregierung Buonapartes erhielt Aachen im J. 1803 eine protestantische Kirche und von diesem Augenblick bis zum Ziele der rühmlichen Laufbahn seines Lebens hielt der Hingeschiedene abwechselnd Gottesdienst in Aachen und Vaels. Bei der Feier seines funfzigjährigen Dienstjubiläums, im Jahr 1830, wurde er von seiner Gemeine mit Geschenken mancher Art erfreut, sowie der König dem würdigen Jubilargreis, kurze Zeit nachher, den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen geruhte. Noch ein Lustrum nach dieser Feier wirkte er mit Kraft und Thätigkeit in seinem Amte, bis er am oben genannten Tage nach einem mehrwöchentlichen Krankenlager, mit der Resignation eines Biedermannes und der Ueberzeugung, seine Pflicht nach besten Kräften erfüllt zu haben, zu einem bessern Leben überging. — Strenge Rechtlichkeit und unermüdeter Eifer für das Wohl seiner ihm anvertrauten Gemeine, vereint mit einem friedfertigen und versöhnenden Geiste, waren des Verstorbenen vorzüglichen Eigenschaften und bezeichneten sein langjähriges, oft mit vielen Widerwärtigkeiten verknüpftes Wirken. — Den Armen ein

---

*) Dessen Biogr. s. im 12. Jahrg. d. N. Nekr. S. 968.

legiums. Hier arbeitete er mit Auszeichnung bis zur Abtretung der Provinz an Frankreich und endlich deren Uebergang an die Krone Baiern. Bei der Organisation derselben wurde sie mit Bamberg zum obern Mainkreis vereinigt und das Appellationsgericht nach Bamberg verlegt, die Verwaltungsbehörde aber, welche den Namen Generalcommissariat, nachher Regierung bekam, blieb in Baireuth. Die Mitglieder der bisherigen Regierung als Justizcollegium der Provinz wurden in der ganzen Monarchie zerstreut; B. kam nach Bamberg, wo er noch 17 Jahre thätig war, bis zunehmende Kränklichkeit ihn nöthigte, im Jahr 1827 um Versetzung in den Ruhestand zu bitten, die ihm auch mit Beibehaltung seines ganzen Gehalts und ehrender Bezeugung der höchsten Zufriedenheit zu Theil wurde. Von da an war sein Leben eine fast ununterbrochene Reihe körperlicher Leiden. Die Regierung zu Baireuth war nach ihrer Organisation im Jahr 1796 eins der ausgezeichnetsten Justizcollegien der Monarchie, welches sie nicht der seltenen Thätigkeit, Pünktlichkeit und dem großen Directorialtalent des Präsidenten von Völderndorf *), sondern vornehmlich der glücklichen Wahl der Mitglieder verdankte. Und unter diesen war Börger derjenige, welcher nicht allein sich die ungewohnte preußische Gesetzgebung sehr bald angeeignet hatte, sondern der oft mit seinen großen Kenntnissen der ältern Landesverfassung und der Rechtsverhältnisse aushalf, mit denen die jüngern preußischen Juristen weniger vertraut sein konnten. Er blieb auch diesen Studien noch getreu, als manche andere sie nicht mehr für praktisch hielten und war einer der wenigen, die auch mit der Literatur des außerpreußischen Rechts noch eifrig fortgingen.

* 67. Peter Heinrich Grünewald,

Superintendent und Pfarrer zu Aachen;

geb. am 21. Oct. 1758, gest. den 24. Febr. 1835.

Grünewald, zu Düsseldorf geboren, betrat seine akademische Laufbahn zu Duisburg, besuchte später Göttingen, wo er auf den beiden Hochschulen seinen Studien als Theolog bis zu deren Vollendung mit regem Fleiße oblag. Im Jahr 1780 wurde er zum zweiten Pfarrer in Hüns, unweit Wesel im Preußischen, erwählt. Hier

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 10. Jahrg S. 172.

beliebten Dittersdorffschen Operetten. Von Weimar ging er nach Stuttgart und hierauf nach Wien. Bei der Annäherung der Franzosen reiste er im J. 1805 nach Petersburg. Dort und in Moskau war er wieder mehrere Jahre und gab später in Deutschland bei vielen Theatern Gastrollen, hatte auch bei verschiedenen Engagements, z. B. in Berlin und Hamburg. Auf seinen Reisen machte er besonders mit einem Intermezzo: „der Kapellmeister“ Furore, das er selbst gedichtet, Neukomm aber in Musik gesetzt hat. Die Musik ist ganz trefflich; die Rolle des Kapellmeisters erfordert jedoch einen solchen gewandten Mann, wie Hunnius war, als er dieses Stück gab. Vor 16 — 18 Jahren kam Hunnius mit seiner Gattin und Tochter wieder nach Weimar. Ein solcher erfahrener, kenntnißreicher Mann wurde gerne daselbst aufgenommen und ihm später auch die Regie übertragen. Als Regisseur hatte er anerkannte Verdienste und als er das nicht mehr leisten konnte, was er früher zu thun im Stande war, ließ man ihm den vollen Gehalt. Seine Enkelin, die Pistor, ist eine der besten Sängerinnen auf der Kasseler Hofbühne. — Er war ein höchst angenehmer Gesellschafter und führte oft diesen und jenen bei seinen Erzählungen redend ein, bald mit komischem Pathos oder sonst dem Charakter der Sache gemäß.

* 69. Friedr. Christoph Wilh. von Unruh,

kön. preußischer Generalmajor der Kavallerie, Ritter des Militärverdienstordens, des eis. Kreuzes 1r, des russ. St. Annenordens 2r, des St. Wladimirordens 4r Klasse zu Berlin;

geb. im J. 1763, gest. den 27. Febr. 1836.

Der General von Unruh war in Preußen geboren und begann schon im zartesten Alter die militärische Laufbahn, indem er schon im October 1779 als Junker in das Dragonerregiment v. Posadowski (1806 v. Auer) trat, in welchem er 1781 zum Fähnrich, 1784 zum Secondelieutenant avancirte, 1787 aber wurde er in das 8. Dragonerregiment, damals von Brausen (1806 von Esebeck) versetzt. In diesem avancirte er bis zum wirklichen Kapitän, trat aber am 30. April 1803 als Major in das frühere Regiment zurück. Bei der Formirung der Armee nach dem Tilsiter Frieden ward Unruh am 16. November 1807 zum ersten westpreußischen Dragonerregimente (jetzt Küraßier Nr. 4.) gesetzt, avancirte

am 12. Februar 1812 zum Oberstlieutenant und am 29. Juni 1813 zum Obersten. Im Januar 1815 gab er sein bisher geführtes Commando ab und wurde dem 1. Armeecorps attaschirt; am 3. Mai des genannten Jahres beförderte ihn der König zum Generalmajor, am 5. Juni zum Kommandanten von Neisse; am 23. Februar 1820 trat er in Pension. Unruh hatte den Feldzügen gegen die Insurgenten in Polen 1794 u. 1795, dann dem von 1807, wo er bei Heilsberg den Militärverdienstorden erhielt, ferner denen von 1813, 1814 u. 1815 beigewohnt, für welche er die beiden oben bemerkten russischen Orden, sowie wegen der Schlacht bei Leipzig das eiserne Kreuz erhielt.

Dresden. Ferd. v. W.

70. Theodor Joseph Lenzen,

k. preuß. Appellationsgerichtsrath zu Düsseldorf;

geb. am 24. Juli 1762, gestorben den 28. Febr. 1836 *).

Lenzen wurde in dem Jülichschen Städtchen Heinsberg von frommen und ehrbaren Eltern geboren. Ein Geistlicher des Städtchens bemerkte an dem freundlichen Knaben ausgezeichnete Talente und bewog die Eltern, ihn dem geistlichen Stande zu widmen. Er wurde deshalb im Jahr 1775 auf das Gymnasium zu Aachen gebracht, bezog darauf 1780 die Universität zu Köln und erhielt nach 2 Jahren die erste geistliche Weihe. Indessen wandte er sich hernach, da der geistliche Stand seiner Neigung nicht zusagte, zum Studium der Rechtswissenschaft und brachte es auf der damaligen Rechtsschule in Düsseldorf durch rastlosen Fleiß dahin, daß er bereits im August 1784 als Repetitor und Privatdocent bei dieser Anstalt zugelassen und ein Jahr später zum Jülich- und Bergischen Kanzleiadvocaten ernannt wurde. Frühe schon durchbrach er die seiner rastlosen Thätigkeit nicht genügenden, beengten Schranken des isolirten amtlichen Wirkens. Zunächst war das Wohl der Stadt Düsseldorf, die ihn mit so vieler Liebe aufgenommen und ihm im Jahr 1788 das Bürgerrecht verliehen hatte, der Gegenstand seiner regen Sorge, die dadurch eine wohlverdiente Anerkennung fand, daß er zu Ende des

*) Gedächtnißrede am Sarkophage rc. des Th. J. Lenzen von J. F. Wilhelmi. Düsseldorf 1836.

Jahres 1789 zum Mitgliede des Stadtmagistrats und zum Rath bei demselben berufen ward. Seine Wirksamkeit wurde durch die nächsten Folgen der beginnenden französischen Revolution stets umfassender, indem die Landesregierung bald in ihm den kenntnißreichen, gewandten und gewissenhaften Beamten erkannte und ihm mehrere wichtige Aufträge ertheilte. — So fungirte Lenzen im Jahr 1793 als Commissar in den Angelegenheiten der in großer Anzahl im Herzogthum Berg eintreffenden französischen Ausgewanderten und verpaarte in diesen seinen Verrichtungen mit der strengen Erfüllung seiner Beamtenpflicht die dem Unglück gebührende Milde und Menschenfreundlichkeit. Als die republikanischen Heere Frankreichs dem Rheinstrome immer näher rückten und bald seine westlichen Ufer besetzten, wodurch die für die dasige Gegend so höchst traurige Epoche der Rheinsperre eintrat, da war er es, der als Mitglied des Kriegscommissariats mehrmals im französischen Hauptquartiere anwesend, den Ankauf und die Einfuhr von Getreide für die diesseitigen Landestheile durchsetzte, ohne welches eine Hungersnoth zu befürchten stand. Nachdem durch den Rheinübergang der Franzosen endlich auch die Rheinprovinz der Schauplatz des Kriegs ward und ihr unerschwingliche Lasten aufgelegt wurden, da gelang es zunächst seinen rastlosen Bemühungen, mancherlei und wichtige Erleichterungen herbeizuführen. Insbesondere wurde durch seine gewandten Unterhandlungen mit den damaligen französischen Volksrepräsentanten eine dem Herzogthum Berg auferlegte Contribution von 3 Millionen Livres fast um die Hälfte nachgelassen, die ausgehobenen Geiseln freigegeben, alles eigenmächtige und willkührliche Requiriren des Heers der französischen Kriegscommissarien eingestellt, auch den Landesbehörden die unbeschränkte Ausübung ihrer Verrichtungen zugesichert. Sowohl während der verhängnißvollen Kriegsjahre, als nach wiederhergestelltem Frieden trug der Verstorbene unermüdet thätig dazu bei, die Fortschritte zum Bessern, die sich in jener allgemeinen Entwickelungsperiode der Zeit herausstellten, in der Heimath in Anwendung zu bringen. So richtete sich seine Wirksamkeit auf die Abstellung mancher veralteten Mißbräuche in der Administration, so suchte er bessere Kenntnisse in der Landwirthschaft zu verbreiten und kämpfte unter andern ritterlich für die Abschaffung des Zunftzwanges und für die Entfesselung der Lan-

desindustrie. Als mehrjähriger Consulent des im Jahr 1798 zu Düsseldorf angeordneten Handelsvorstandes hat Lenzen einen wesentlichen Antheil an dem glücklichen Resultate der damaligen Verhandlungen zur Befreiung der Rheinschifffahrt von den Hemmungen der Nachbarstaaten und an der ersten höchst schwierigen Einrichtung der Rangschifffahrt zwischen Düsseldorf und den holländischen Häfen. Im Jahr 1801 gab er den Anklang zur Abstellung der Straßenbettelei und zu einer zeitgemäßen Armenpflege durch Errichtung einer allgemeinen Armenanstalt in Düsseldorf. Er blieb mehrere Jahre ununterbrochen ein rastlos thätiges Mitglied des Vorstandes dieses Instituts, das mit Recht mehreren andern Städten zum Vorbilde gedient hat. Bei der Organisation der Landesbehörden des Herzogthums Berg, im J. 1802, wurde L. Mitglied der Landesdirection und fand hier, allmählig fast in allen Zweigen der Administration beschäftigt, einen schönen Spielraum seiner regen Thätigkeit, die unter andern sich erfolgreich in der von ihm begonnenen, für die Landeskultur so wichtigen Theilung der Gemeinheitsgründe erwies. — Auch vollführte er die Säkularisation mehrerer Abteien, Stifter und Klöster, wobei sich eben so sehr die verständige Umsicht des Beamten, als die Humanität des Biedermannes rühmlichst erprobte. Wohl mag ihm daher die Geschichte des Herzogthums Berg ein ehrenvolles Blatt der Dankbarkeit weihen, da er das Wohl dieses Landes so treu befördert hat. Unter der französischen Herrschaft vom J. 1806 bis 1813 war L. anfangs als Verwaltungsrath bei dem Finanzministerium, später als Procureur bei dem Specialtribunal der Zölle angestellt. Nach der Befreiung des Vaterlandes wurde er im J. 1814 zum Appellationsgerichtsrath befördert und in solcher Eigenschaft im J. 1819 an den rheinischen Appellationsgerichtshof nach Cöln versetzt. In dieser wichtigen Stellung erwarb er sich überhaupt einen ausgezeichneten Ruhm, insbesondere aber als oftmaliger Präsident der Assisen in den Hauptorten der Rheinprovinz, indem er die Verhandlungen mit eben so viel Würde als Klarheit leitete und durch seine gewandte, dem Herzen entquollene Beredtsamkeit einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die öffentliche Moralität ausübte. Auch nach Cöln hin verpflanzte sich sein reger Sinn für die Pflege und Beförderung des Gemeinwohls. Dort wie hier fanden alle Anstalten und Vereine für wohlthätige und gemeinnüz-

zige Zwecke in ihm die thätigste Mitwirkung und die bereitwilligste Unterstützung. — Als in den letztverflossenen drei Jahren seine Körperkraft als Folge des vorgerückten Alters und einer schweren Krankheit zu wanken begann, insbesondere aber, als ein anhaltendes Augenübel, das ihn der völligen Erblindung nahe brachte, seine Thätigkeit beschränkte, sehnte er sich nach Zurückgezogenheit und Ruhe. Indessen erlebte er noch in seiner amtlichen Laufbahn das seltene Glück der Feier des 50jährigen Amtsjubiläums, das am 27. August 1834 auf eine herzliche Weise von seinen Amtsgenossen, Brüdern und Freunden begangen ward, bei welcher Veranlassung dem hochverdienten Jubelgreise von seinem König, unter ehrenvoller Anerkennung seiner großen Verdienste und seiner ausgezeichnet treuen Amtsführung, der rothe Adlerorden 3r Klasse verliehen wurde. Nach der ihm später huldreich bewilligten Quiescenz wählte er Düsseldorf wieder zum Wohnsitz und freute sich so herzlich, dort im Kreise seiner Familie und so vieler Freunde den Feierabend eines ehrenvoll bestandenen Tagewerks in philosophischer Ruhe verleben zu können. Sein Geist war eben recht lebhaft beschäftigt, den Plan zu einer noch auf mehrere Lebensjahre berechneten nützlichen Verwendung seiner Zeit und Muße aufzustellen, als ihn der Vater der Liebe nach einem kurzen Krankenlager zu dem ewigen Lichte des höhern Seins abrief. Um ihn trauert eine theure Gattin, die 48 Jahre hindurch ihm, dem musterhaften Gatten, liebend zur Seite gestanden; um ihn fließen die Thränen seiner Kinder, Enkel und Verwandten, denen er ein zärtlich liebender Vater und ein ehrwürdiges Familienhaupt war; seinen Heimgang beklagen die wenigen noch aus der ältern Zeit übrig gebliebenen Ehrenmänner, die mit ihm einst vereint für des Landes Wohlfahrt treu wirkten! — Ja alle, die den Verewigten in seinem gediegenen Werthe kennen zu lernen Gelegenheit hatten, weihen ihm die Gefühle der herzlichsten Verehrung und segnen sein Andenken. — Wenden wir uns zu den vielen trefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, die ihn allen theuer und unvergeßlich machen, so ist es zunächst die vielseitige Bildung, die ihn uns zum Muster darstellt. Fast in allen Fächern des menschlichen Wissens hatte sich der Verstorbene, weniger durch Schulbildung, als durch eigenes, beharrliches Studium, umfassende Kenntnisse erworben. Ein stetes Fortschreiten in allem Schönen,

Wahren und Guten, blieb ihm bis zum letzten Hauche des Lebens das nächste Bedürfniß. Durch eine verständige Eintheilung der Zeit, durch Zurückgezogenheit von dem Geräusche des geselligen Lebens, durch strenge Ordnungsliebe und eine liebenswürdige, sein Wirken erleichternde Häuslichkeit war es ihm möglich, so vieles und so vielerlei zu vollbringen. Das unverrückte Ziel seines Strebens aber war dahin gerichtet, zu einer wahrhaft heilbringenden Erleuchtung der Menschheit und zu ihrer Entfesselung von der Sklaverei des Irrthums, der Vorurtheile und des Lasters mitzuwirken. Nichts vermochte so sehr sein Gemüth mit stiller Wehmuth zu erfüllen, als die politischen und religiösen Extreme unseres Zeitalters. Sein Herz glühte vor Liebe und Ehrfurcht gegen den König und von treuer Anhänglichkeit an das Vaterland, das, nach seiner oft ausgesprochenen Ueberzeugung, durch die kühn fortschreitende geistige Erhebung in Wissenschaft und Kunst, durch die sorgsame Pflege des Gewerbfleißes, durch die allmählige Verbesserung seiner Institutionen dem schönsten Ziele wahrer Freiheit auf sicherem Wege entgegen geht. In Bezug auf Religion und Kirchenthum war der Vollendete gleichweit entfernt von dem starren Unglauben der modernen Klügler unserer Tage, die mit anatomischer Genauigkeit das Heilige zergliedern und die Ehrfurcht vor dem Göttlichen schwächen, als von dem Systeme derjenigen, die schwärmerisch in die Geheimnisse der Geisterwelt einzudringen versuchen und mit prahlerischer Demuth das Heiligste herunterziehen in den Kreis der überströmenden Sinnlichkeit. Ihm war die Religion, frei von allem Sectengeiste, die ewige Sonne der göttlichen Wahrheit, die den Verstand erleuchtet, das Herz für edle Gefühle der Tugend erwärmt und sich dadurch wohlthätig für das Leben beider Welten, der sichtbaren und der unsichtbaren, bewährt. Auf diesem unerschütterlichen Felsen ewiger Wahrheit gegründet blieb die Religion ihm die holde Schutzgöttin in allen Lebensverhältnissen und besonders in so manchen widrigen Schicksalen, die ihn trafen. Sie gab seinem treuen Wirken für das Wohl der Menschheit die höhere Gottesweihe, sie war das ungetrübte Licht seiner Seele, als das äußere Licht seines Auges fast verschwunden war; sie umschwebte ihn beruhigend in der Nähe des Todes und führte ihn, den wahrhaft frommen, gottergebenen Christen, durch die Schattennacht des Grabes in die Vater-

arme des Alliebenden. — Außer mehreren kleinern Schriften und Beiträgen in Journalen erschien von ihm: Handbuch für die Geschwornen bei den Kriminalgerichten u. Assisenhöfen. Köln 1821. — Sein handschriftlicher Nachlaß enthält unter andern viele interessante Materialien zur Geschichte der Rheinlande.

71. Christian August Stürz,

großherzogl. heff. Oberstlieutenant à la suite, zu Auerbach;

geb. den 4. Dec. 1758, gest. am 28. Febr. 1835 *).

Stürz war der zweitjüngste Sohn des Kriegsraths Stürz zu Darmstadt, Neffe des ausgezeichneten deutschen Schriftstellers, des k. dänischen Legationsrathes Sturz**) in Kopenhagen, nachmaligen Etatsrathes in Oldenburg, des Günstlings des edlen Grafen Bernstorf. Unser Stürz verdankte seine Bildung größtentheils sich selbst und seinem eifrigen Streben in Kunst und Wissenschaft, dann dem Umgange mit ausgezeichneten, geistreichen, gebildeten Männern. Hierunter muß vor Allem der verst. Großherzog Ludwig I. ***) genannt werden, der ihn als Erbprinz desselben fast täglich würdigte und der von unverkennbarem Einflusse auf seine Bestrebungen war. Seine mathematischen Kenntnisse verdankte er größtentheils dem verstorbenen geheimen Referendär Schmidt. Stürz war schon 1774 als gemeiner Freiwilliger in das landgräfliche Militär getreten und wurde 1789 Lieutenant. Landgraf Ludwig IX. hatte ihm sein Patent mit der Bemerkung ertheilt: „nicht weil Chr. Aug. Stürz der Sohn eines Kriegsrathes ist, sondern weil ich ihn selbst als einen braven Soldaten kenne, soll er Lieutenant sein." Früher als Fähndrich hatte er unter schwierigen Umständen eine Kasse und einen großen Transport Soldaten nach Pirmasens geführt und sich dadurch und durch seine Kenntnisse und guten Eigenschaften dem Landgrafen empfohlen. Er wohnte den Revolutionskriegen, namentlich den Feldzügen in den Niederlanden bei, wo er eine bedeutende Wunde in den

*) Großherzogl. heff. Zeitung. 1835. Nr. 169.

**) Dieser im Jahr 1778 zu Bremen, in Folge der Leiden, die er durch Struensee's Fall erlitt, gestorbene geistreiche und anmuthige Schriftsteller (seine Werke erschienen zu Leipzig 1779—82) war am 16. Febr. 1736 zu Darmstadt geboren und ein Bruder von des Oberstlieutenants Stürz Vater, wiewohl er Sturz genannt wird.

***) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 300.

Schenkel erhielt. Im Jahr 1806 trat er wegen seiner geschwächten Gesundheit, die ihm neuen Feldzügen beizuwohnen nicht mehr erlaubte, als Major aus dem activen Dienste. In Folge einer später seinem hohen, unveränderlichen Gönner, dem Großherzog Ludwig I., übersandten Aufnahme von Gießen, ward er zum Oberstlieutenant à la suite ernannt und mit einem sehr schmeichelhaften fürstlichen Handschreiben beehrt, auch erhielt er bei Gelegenheit der Belohnung anderer verdienter Offiziere das Commandeurkreuz des neuen Gr. Haus- und Verdienstordens. — Stürz hatte einen entschiedenen Kunstsinn und gab davon Beweise von seiner Jugend an, namentlich in den glücklichen Tagen des Umgangs mit dem Erbprinzen Ludwig, nachmaligen Landgrafen Ludwig X. und Großherzog Ludwig I., — bis in sein hohes Alter. Er war geübt in vielen mechanischen Arbeiten, in der Feuerwerkerei (viele der damaligen oft glänzenden Feuerwerke dirigirte er), im Verfertigen von Modellen mancher Art, in der Drehkunst, im Bossiren in Thon ꝛc. Er hatte Zeichnentalent, war vorzüglicher Ausschneider von Porträts, die er zum Sprechen traf (so gelang es ihm, während seines Aufenthaltes in Pirmasens, eine treffliche Silhouette des Landgrafen, der Niemandem saß, unbemerkt zu entwerfen, die bald in Hunderten von Abschnitten circulirte), malte selbst recht artig und war Kenner und geschmackvoller Wähler von Bildern; er selbst besaß eine schätzbare Sammlung von Gemälden und Kupferstichen. Er war Freund und Kenner der Musik, hatte für sich den Generalbaß studirt und selbst viele Stücke auf Walzen für seine Orgel gesetzt. Diese nach des berühmten Voglers und seinen eignen Angaben äußerst kunstvoll zusammengesetzte Orgel ist ein Beweis seines Talents in der Musik und Mechanik. Für letzteres sprechen auch viele Modelle von Lagern, Festungswerken, Maschinen ꝛc. (von denen noch manche unter seinem Nachlasse), die er verfertigte und die ihm mannichfache ehrenvolle Anerkennung und Auszeichnung erwarben, so unter andern von dem Fürsten von Thurn und Taxis, auf dessen Schloß Dischingen er sich eine Zeitlang zur Herstellung seiner Gesundheit nach dem niederländischen Feldzuge aufhielt. Der Fürst verehrte ihm eine kostbare Dose; ebenso später der König von Preußen einen kostbaren Brillantenring für ein übersandtes Festungsmodel. Zu den reizenden Anlagen in dem herrlichen Auerbach wirkte St.'s

Kunstsinn mit; auch war er der erste, der Piségebäude in dasiger Gegend anlegte; der Pisébau in Auerbach ist von ihm, desgleichen die Emmelinenhütte bei Niederramstadt. Auch ein ausgezeichneter Blumist war St.; mit seinem gewohnten Kunstsinne und Geschmack pflegte und ordnete er die Blumen in seinem Garten. — St. war mit einem Fräulein von Bürgel, genannt v. Fleckenbühl, Tochter des geh. Raths und Ministers gleiches Namens zu Cassel, vermählt. Seine Gattin ging ihm vier Jahre im Tode voraus. — Er war ein anspruchsloser, liebenswürdiger Mann und heiterer Gesellschafter, was er bis in sein hohes Alter blieb. Seine geistigen Kräfte, namentlich auch sein Gedächtniß, verließen ihn nicht. Oft noch erzählte er anziehende Anecdoten aus seiner Jugend, namentlich Züge des vortrefflichen Geistes und Herzens des von ihm so sehr verehrten Fürsten. Er machte artige Gelegenheitsgedichte und schrieb noch in seinem 77. Jahre den witzigsten und launigsten Brief. Bis wenige Wochen vor seinem Tode machte er noch bedeutende Spaziergänge. Mäßig, einfach, liebenswürdig in allen Dingen blieb er bis zu seinem, am oben genannten Tage erfolgten Tode.

72. Franz I.

(Joseph Karl),

Kaiser von Oesterreich;

geb. am 12. Februar 1768, gest. d. 1. März 1835 *).

Maria Theresia, eine der ersten unter allen Frauen, hatte kaum den siebenjährigen Krieg beendigt, durch welchen sie eine ihrer schönsten Provinzen verlor, als die Vorsehung ihr eine neue Prüfung auferlegte und ihr den Gemahl entriß; er starb an einem Schlagflusse den 18. August 1765. Joseph, ihr ältester Sohn, schon seit 1764 zum römischen König gewählt, ward jetzt Mitregent der österreichischen Monarchie und deutscher Kaiser; in seiner Person war zwar die Erbfolge gesichert, aber die weitblickende Maria Theresia stiftete, in der Besorgniß, daß der Mannsstamm ihres Hauses leicht wieder aussterben könnte, noch zwei Nebenlinien, nämlich das Haus Toskana, in ihrem zweiten Sohne Peter

*) Nach: Lebens- u. Regentengeschichte Franz I. Ilmenau 1827.; Berliner polit. Wochenbl. 1835, Nr. 12—16.; Hannövr. Zeitung 1835, Nr. 85 xc.

Leopold und das Haus Este in der Person des Erzherzogs Ferdinand. — Peter Leopold, Großherzog v. Toskana, hatte sich schon am 5. August 1765 mit Marie Luise, Tochter König Karls III. von Spanien, vermählt und aus dieser Ehe ward ihm zu Florenz Franz Joseph Karl, unser Vollendeter, geboren. Seine erste Jugendzeit verlebte Franz am väterlichen Hofe zu Florenz; doch übernahm seit 1784 sein Oheim, der damalige Kaiser Joseph II., die Vollendung seiner Bildung; er ließ den jungen Erzherzog nach Wien kommen und übergab ihn den geschicktesten Männern aus allen Fächern der Wissenschaften. Sein eigentlicher Erzieher aber war der Graf Colloredo, der in ihm alle die Regententugenden entwickelte, durch welche er sich später als wahrer Landesvater ausgezeichnet; seine letzten Lehrer waren die Generale Rollin und Lamberti. Also auch dem Soldatenstande widmete er sich und verschmähte es nicht, den Dienst von der Pike an zu lernen, im ältesten Regiment des österreichischen Heeres, dem Kürassierregiment, welches später den Namen des Großfürsten Konstantin erhielt. In seinem 20. Jahre begleitete er seinen Oheim in den Feldzug wider die Türken und als Joseph für den zweiten Feldzug von 1789 durch eine Krankheit in Wien zurückgehalten wurde, übergab ihm der Kaiser den Oberbefehl des Heeres, doch unter der Mitleitung des Feldmarschalls Laudon, „indem er seinen Neffen", schrieb Joseph, „zu keinem größern Meister geben könnte, als zu seinem Laudon." — Noch vor dem Anfange des Feldzugs hatte sich Franz, am 6. Januar 1788, mit der Prinzessin Elisabeth Wilhelmine Luise von Würtemberg vermählt; aber schon nach einer zweijährigen glücklichen Ehe wurde seine Gemahlin am 17. Februar 1790 Abends, nachdem sie Mittags eine Tochter geboren hatte, ein Raub des Todes. Untröstlich über diesen Verlust, welchem drei Tage darauf, am 20. Februar, auch noch der seines geliebten Oheims folgte, wurde Franz in seiner männlichen Festigkeit dennoch nicht erschüttert und nahm sich mit rühmlichem Eifer der Regierungsgeschäfte an, bis zur Ankunft seines Vaters aus Florenz, welchen Joseph testamentarisch zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Dieser traf den 12. März 1790 zu Wien ein und von nun an nahm Franz als Kronprinz Theil an allen Staatsgeschäften, um sich vollends zum künftigen Herrscher geschickt zu machen. So führte er bei den Berathschlagungen wegen eines zu erwartenden Krieges

mit Preußen den Vorsitz und wohnte auch ein Jahr später, in Gesellschaft des Kronprinzen von Preußen, jetzigen Königs und des Grafen Artois, zweiten Bruders Ludwigs XVI. von Frankreich, der für den ganzen europäischen Kontinent so einflußreichen Zusammenkunft bei, welche, nach dem Ausbruche der französischen Revolution, am 25. August 1791 zwischen seinem Vater und dem Könige von Preußen zu Pillnitz, dem Lustschlosse des damaligen Kurfürsten von Sachsen *), stattfand. — Am 15. August 1790 hatte sich Franz wiederum vermählt mit Marie Therese, Prinzessin von Sicilien, Tochter Königs Ferdinand IV., welche ihm in einer 17jährigen glücklichen Ehe 13 Kinder geboren hat (wovon 7 noch am Leben sind). — Schon nach kaum zweijähriger Regierung als Kaiser starb sein Vater Leopold II. am 1. März 1792, in Folge einer sehr kurzen Krankheit. Wenige Wochen darauf verlor Franz auch seine geliebte Mutter durch den Tod, am 15 Mai 1792. So traurig auch diese kurz auf einander folgenden Unglücksfälle für das Herz des jungen Regenten waren, so erschienen dennoch die Aussichten am politischen Horizont noch ungleich trüber, unter denen er die Throne seines würdigen Vaters bestieg. Aber dennoch steigerte er gleich durch seine ersten Regierungshandlungen die allgemeine Liebe und das Zutrauen, welches er sich schon als Kronprinz erworben hatte, unter allen seinen Völkern zu einer enthusiastischen Bewunderung. Unter dem Namen Franz II. ließ er sich am 6. Juni 1792 zu Ofen als König von Ungarn und am 5. August 1795 zu Prag als König von Böhmen krönen; am 7. Juli desselben Jahres ward er zum römisch-deutschen Kaiser erwählt und als solcher ebenfalls gekrönt am 14. Juli zu Frankfurt am Main. Noch vor seiner Erwählung zum Kaiser aber hatte schon der französische Nationalconvent am 20. April 1792 ihm, als Erzherzog von Oesterreich und König von Ungarn und Böhmen, den Krieg erklärt, welchen die Franzosen auch sogleich mit einem Einfalle in die österreichischen Niederlande begannen — eine Folge der oben erwähnten Pillnitzer Zusammenkunft, durch welche Franz diesen Krieg von seinem Vater ererbte. Jetzt ging auch der damals mit Preußen geschlossene Vertrag in Erfüllung; die österreichischen und preußischen Heere, welchen sich zuerst die hessischen Truppen und nachher die Kontin-

---

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 5. Jahrg. S. 449.

gente der übrigen deutschen Reichstruppen, nach Erklärung eines allgemeinen Reichskrieges gegen Frankreich, unterm 23. November 1792, anschlossen, überschritten den Rhein; Franz hielt eine Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen zu Mainz, am 19. Juli 1792 und kehrte dann nach Wien zurück, wo er am 19. August eintraf. An demselben Tage betrat die preußische Armee unter Anführung des Herzogs von Braunschweig zuerst den französischen Boden; auf seiner rechten Flanke folgten zwei österreichische Heeresabtheilungen unter dem Fürsten Hohenlohe-Kirchberg und dem Grafen Clairfait seinen Bewegungen, während der Herzog Albert von Sachsen-Teschen mit einer andern österreichischen Armee die Niederlande gegen eine dreifache französische Uebermacht auf das Trefflichste vertheidigte. Aber nach dem Rückzuge der Preußen aus der Champagne und nach der Schlacht bei Jemappes, unfern Mons, am 6. Nov. 1792, wo Herzog Albert mit 13,000 Oesterreichern endlich den immer wiederholten Angriffen von 52,000 Franzosen unter Dumouriez erliegen mußte, wurden alle bisher erkämpften Vortheile auf einmal vernichtet. Zwar begann im folgenden Jahre der Erzherzog Karl, welcher nun den Befehl der österreichischen Armee übernahm, seine Heldenlaufbahn in der Schlacht von Aldenhofen am 1. März 1793 und gewann durch die Schlacht bei Neerwinden am 18. März das bei Jemappes verlorne Belgien wieder; doch es fehlte an einem Zusammenwirken der einzelnen verbündeten Heere und die Schlacht bei Wattigny am 15. und 16. October machte dem niederländischen Feldzuge von 1793 ein Ende, worauf die erschöpfte österreichische Armee ihre Winterquartiere bezog. Eben so blieben die augenblicklich errungenen Vortheile der Preußen und Oesterreicher am Mittel- und Oberrhein ohne bedeutende Folgen und in Italien, sowie in den Alpen wurde der Krieg sehr schläfrig geführt. Der Sieg war größtentheils auf Seiten der Feinde; doch leisteten der Feldzeugmeister Devins und General Strasoldo mit etwa 18,000 Oesterreichern ausgezeichnete Dienste und hinderten noch größeres Uebel. In Paris war Ludwig XVI. am 18. Januar 1793, Marie Antonie, seine Gemahlin, die Tochter Maria Theresia's, am 16. October unter der Guillotine gefallen! — Den nächsten Feldzug von 1794 eröffnete Pichegru in den Niederlanden am 29. März durch heftige Angriffe auf die ganze Postenlinie der Oesterreicher, welche der

Prinz von Koburg befehligte; aber er wurde geschlagen und es ward nun eine Unternehmung gegen Landrecy beschlossen. Jetzt erfreute Franz, der junge Monarch, die Niederlande und das Heer, wo er am 8. April eintraf, durch seine langersehnte Gegenwart. Kühn und muthig war er häufig bei den Vorpostengefechten zugegen und einmal rettete ihn nur die brittische Reiterei (worunter auch Robert Wilson) von der schmählichen Gefangenschaft. Am 17. April führte der Kaiser sein Heer bei Chateau Cambresis selbst zur Schlacht. Mit großer Energie hielt er eine Anrede an die Truppen; begeistert stürmten sie gegen den Feind; er wurde von Stellung zu Stellung, von Schanze zu Schanze zurückgeworfen und verlor 4000 Todte, 30 Stück Geschütze und 1200 Gefangene. Die siegreichen Oesterreicher erstürmten darauf, unter dem Kartätschenfeuer der Festung, das verschanzte Lager außerhalb Landrecy am 20. April, drängten den Feind in den Platz hinein und betrieben von nun an die Belagerung mit ungemeiner Thätigkeit. Seit Karl V. glänzenden Tagen hatte kein Herrscher der Niederlande mehr die Huldigung persönlich eingenommen, persönlich den „freudigen Einzug" und die übrigen, dieser Nation so theuren Freiheiten beschworen; — Kaiser Franz that es zu Brüssel am 23. April unter allgemeinem Frohlocken. Seines Bruders, des Erzherzogs Karl, des vielgeliebten Generalgouverneurs kriegerische Tugenden ehrte er, indem er ihn zum Feldzeugmeister beförderte und drei Tage darauf, nachdem er Belgiens Diadem um sein Haupt gewunden, gesellte er ihm von Neuem den Lorbeerkranz bei. 100,000 Franzosen rückten den 26. April heran, Landrecy zu entsetzen; die Schlacht währte über 16 Stunden lang mit unbeschreiblicher Hartnäckigkeit und endigte mit einer gänzlichen Niederlage der Feinde, die bis Cambray verfolgt wurden und über 12,000 Mann verloren. Schon am vierten Tage darauf war Landrecy durch die beispiellose Wirkung des österreichischen Geschützes fast nichts mehr, als ein Schutthaufen, gezwungen, den Siegern die Thore zu öffnen und seine Besatzung unter dem General Rouillont zu Kriegsgefangenen zu ergeben. — Am 22. Mai wurde die fürchterliche 16stündige Schlacht bei Tournay geliefert, wo Pichegru die Franzosen befehligte und des Kaisers Franz eigene Gegenwart den Muth der Oesterreicher befeuerte. Fünfmal wurde der Feind geworfen, fünfmal drang er, mit wenigstens drei-

facher Ueberlegenheit, in langen, geschlossenen Kolonnen, an der Spitze eine übermächtige Artillerie und große Schwärme von Tirailleurs, über Leichenhügel hinweg, immer wieder vorwärts. Zum fünftenmale endlich wurde er mit einem Verluste von 8000 Todten und wenigstens eben so viel Verwundeten, aber ohne Gefangene, noch Geschütz verloren zu haben, in die Unmöglichkeit versetzt, seine wüthenden Anfälle für den Augenblick zu erneuern und seine späteren Versuche verpflanzten den Kriegsschauplatz in die waldigen Umgebungen der Sambre, wo am 21. und 24. Mai bei Erquelines, Binch und Fontaine-Leveque äußerst hartnäckige Gefechte vorfielen, in denen mehrere Tausend Feinde getödtet, gegen 5000 gefangen und 50 Kanonen erobert wurden. Während dieser Zeit drang aber das von der Moselarmee verstärkte feindliche Heer der Ardennen, unter Jourdan, in Ostflandern wieder vor, ging über die Sambre und bombardirte Charleroi, vom Obersten Reyniac auf das Muthvollste vertheidigt. Da zog der Kaiser zur Hülfe heran, unter ihm der Erbprinz von Oranien und der Feldzeugmeister Alvinzy. Am 3. Juni schlug Franz den feindlichen General Jourdan bei Charleroi aufs Haupt und stürzte ihn in wilder Unordnung über die Sambre; Reyniac's heftiges Feuer aus der Festung und ein lebhafter Ausfall vergrößerten die Verwirrung. Franz II. zog als Sieger und Befreier in Charleroi ein, aber die bedenkliche Gestalt der polnischen Angelegenheiten und andere Staatsgeschäfte riefen ihn jetzt nach Wien zurück. Mit seiner Abwesenheit von der Armee floh auch der Sieg; Jourdan rückte von Neuem vor, schlug die österreichische Armee den 26. Juni bei Fleurus und drängte sie darauf bis über den Rhein zurück; die Niederlande waren von nun an auf immer für das österreichische Kaiserhaus verloren. — Im folgenden Jahre 1795 ward der Krieg mit abwechselndem Glücke in Deutschland und Italien fortgesetzt; als aber Preußen durch seinen Separatfrieden mit der französischen Republik, zu Basel den 5. April 1795 abgeschlossen, von der Koalition zurücktrat, als auch Spanien im Frieden zu Basel vom 22. Juli desselben Jahres sich mit Frankreich aussöhnte, da trat das Uebergewicht augenscheinlich auf die Seite der französischen Heere. Oesterreich, England und Rußland verabredeten zwar in einer Triple-Allianz vom 28. Sept. 1795 die nachdrücklichste Fortsetzung des Krieges, doch

reichte dieses nicht hin, das siegreiche Vorrücken der Franzosen in Deutschland und Italien bei der Eröffnung des neuen Feldzugs zu hemmen. Uebrigens verschwand in diesem Jahre noch eines der ältesten Reiche Europa's, selbst dem Namen nach, aus der Reihe der Staaten; Polen wurde zum drittenmale unter seine Nachbarn vertheilt und Oesterreich ward dabei durch die Provinz Westgalizien vergrößert. — In Italien sollten die österreichischen Waffen zuerst die empfindlichsten Verluste erfahren. Schon in den ersten Monaten des Jahres 1796 brach der französische General Bonaparte mit seinem Heere vom genuesischen Gebiete aus auf und legte in diesem Feldzuge den Grund zu seiner nachherigen außerordentlichen Laufbahn. Zuerst besiegte er die vereinigten Oesterreicher und Piemonteser in den Schlachten bei Montenotte, am 12. April und bei Millesimo, am 14. April 1796; den österreichischen General Beaulieu schlug er darauf am 10. Mai bei Lodi und, als auch Wurmser zu gleichem Schicksale herbeigeeilt war, besiegte er diesen am 3. August bei Lonado und am 5. August bei Castiglione. Da sich Wurmser hierauf in die Festung Mantua geworfen hatte, drang Bonaparte weiter gegen Tyrol vor und schlug auch den Feldzeugmeister Alvincy am 15. November bei Arcole, sowie bei Rivoli am 14. Januar 1797. — Während dieser Verluste in Italien drang Jourdan von Düsseldorf aus bis in die Oberpfalz und Moreau von Kehl aus, unter beständigen Kämpfen und, nachdem er im August 1796 mit Baden und Würtemberg Frieden geschlossen hatte, bis München vor. Als aber der Erzherzog Karl bei Ingolstadt am 17. August auf das linke Donauufer gegangen und Jourdan von ihm bei Neumark den 22. August, bei Amberg den 24. August, bei Würzburg den 3. Sept., bei Gießen den 16. September und bei Altenkirchen den 20. September besiegt worden war, da mußte auch Moreau Baiern verlassen. Mit Umsicht und seltener Gewandtheit vollendete dieser, während ununterbrochener Kämpfe mit den Oesterreichern nach allen Richtungen, seinen denkwürdigen Rückzug bis an den Rhein, im September und October dieses Jahres, worauf er Kehl besetzte und Hüningen verschanzte. Die verzweifelte Lage der Dinge in Italien bestimmte jetzt den Kaiser Franz, seinen siegreichen Bruder, den Erzherzog Karl aus Deutschland abzurufen und ihm den Oberbefehl der bei Rivoli aufs Haupt geschlagenen und fast gänzlich aufge-

lösten Armee zu übertragen. Der Erzherzog verließ daher am 8. Februar 1797 sein Hauptquartier zu Lörrach, nachdem er noch vorher den Brückenkopf von Hüningen hatte erstürmen lassen und traf am 6. in Innsbruck, am 11. in Connegliano ein. Durch den Augenschein von der beinahe gänzlichen Auflösung dieser Heerestrümmer, an Zahl sowie an Mannszucht, überzeugt, eilte der Erzherzog von hieraus sogleich selbst nach Wien, um dem Kaiser persönlich die Lage der Sache zu schildern und dadurch aller weitläufigen Correspondenz, sowie der dadurch herbeigeführten höchst schädlichen Verzögerung überhoben zu sein. Auch traf der Kaiser Franz sogleich die kraftvollsten Maßregeln und schon am 4. März war der Erzherzog wieder im Hauptquartier zu Udine; aber der Feind wußte gar wohl, wie günstig ihm der Augenblick sei. Von allen Seiten rückten jetzt die französischen Heere gegen die kaiserlichen Erbstaaten selbst vor, ein Ereigniß, an dessen Möglichkeit man in Wien bisher immer noch nicht hatte glauben wollen; der Erzherzog war bei seinen beschränkten Mitteln, ungeachtet aller Anstrengungen, außer Stande, dieses Vorrücken zu verhindern; er mußte seinem Gegner weichen und sich gegen Judenburg und Leoben zurückziehen. Unterdessen war es aber, bei all ihrer Uebermacht, den Franzosen nicht gelungen, auch Tyrol zu erobern; die tapfern Bewohner dieses Gebirgslandes waren in Masse aufgestanden und vernichteten am 2. April, in Verbindung mit den Truppen des ihnen zu Hülfe geeilten Grafen Neipperg, das in ihre Berge bereits vorgedrungene französische Corps unter General Joubert fast gänzlich. — Man schien endlich von österreichischer Seite des Krieges müde geworden zu sein und es kam daher am 5. April zu Judenburg ein Waffenstillstand zwischen Bonaparte und den österreichischen Generalen Bellegarde und Meerveld zu Stande. Diesem folgten die Friedenspräliminarien zu Leoben, welche am 18. April abgeschlossen wurden und nach welchen Kaiser Franz vorläufig die französische Republik anerkannte, auf Belgien verzichtete, in die Unabhängigkeit einer dort errichteten neuen Republik willigte und sich die gebührende Entschädigung vorbehielt. Hierauf wurden die Unterhandlungen in Udine fortgesetzt, bis endlich der Definitivfriede am 17. October 1797 zu Campo Formio zu Stande kam. Kaiser Franz leistete darin abermals Verzicht auf Belgien und die Lombardei; die venetianischen Staaten

wurden getheilt. Frankreich erhielt davon die jonischen Inseln und überhaupt alle venetianischen Besitzungen in Albanien unterhalb des Meerbusens von Lodrino. — Oesterreich bekam Dalmatien, die Mündungen des Cattaro, Istrien, die Inseln des adriatischen Meeres, die Stadt Venedig, die Lagunen, die Terra ferma bis an den Gardasee, die Etsch und den Po, nach einer gemeinschaftlich zu ziehenden Linie. — Die cisalpinische Republik wurde anerkannt; der Herzog von Modena sollte durch das Breisgau entschädigt werden und spätestens binnen einem Monat sollte ein allgemeiner Reichsfriedenskongreß zu Rastadt beginnen. Außerdem wurde an demselben Tage noch eine geheime additionelle Konvention unterzeichnet, von deren Bestimmungen aber fürs Erste keine einzige zur Ausführung kam. Zwar wurde der Kongreß zu Rastadt am 9. December 1797 wirklich eröffnet, aber die Friedensunterhandlungen zerschlugen sich ohne weitern Erfolg, als daß hier zuerst die Idee der nachmals wirklich vollzogenen Säkularisation der geistlichen Reichsländer in Anregung gebracht wurde. Die französischen Gesandten Roberjot, Bonnier und Jean de Bry reisten, nachdem die zur Abschließung des Friedens beauftragte Reichsdeputation sich am 23. April 1798 für aufgelöst erklärt hatte, mit Pässen des kurmainzischen Directorialgesandten, Freiherrn von Albini, versehen, den 28. April Abends ab, wurden aber ungefähr 200 Schritte weit von der Vorstadt, auf dem Wege nach Plittersdorf, von einem starken Reiterhaufen in der Uniform des österreichischen Husarenregiments Szeckler überfallen. Roberjot und Bonnier wurden ermordet und ihre Leichname geplündert; Jean de Bry, obgleich verwundet, entkam glücklich nach Rastadt zurück. Ob dieser Gesandtenmord wirklich von österreichischen Husaren vollbracht worden, oder ob die Mörder sich nur als solche verkleidet hatten, beantwortet sich zum Theil dadurch, daß man nachher entdeckt hat, wie Uniformen dieses Regiments von einem Schneider zu Straßburg nachgemacht worden sind. Erwiesen und gewiß ist aber, daß der österreichische Hof nicht den geringsten Antheil daran hatte, sondern im Gegentheil die Sache auf das Strengste untersuchte. Dennoch ist sie bis jetzt noch im tiefsten Dunkel geblieben, woran wohl der bald darauf ausbrechende neue Krieg Schuld war. — Gegen die Mitte des J. 1798 gewann endlich Oestreich,

das aufrichtig an den Friedensunterhandlungen Theil genommen hatte, die Ueberzeugung, daß das Directorium den Zweck der Revolutionirung aller europäischen Staaten unausgesetzt verfolge und außerdem den Krieg, der den französischen Heeren im Auslande Beschäftigung und Beute gab und somit den Umsturz der Republik in absolute Militärherrschaft weiter hinauszuschieben versprach, als ein Mittel zu seiner eigenen Erhaltung benutzte. Unter elenden Vorwänden hatte Frankreich den Bruch des Friedens mit dem Kirchenstaate gesucht, in dessen Innerem es französischen Intriguen gelungen war, eine Revolution herbeizuführen. Ein Heerhaufe unter Berthier bemächtigte sich, nachdem die Engelsburg übergeben worden, ohne Schwertstreich des römischen Gebiets und der Hauptstadt; eine römische Republik ward proklamirt, Pius VI. als Gefangener nach Frankreich geschleppt. Zu gleicher Zeit war die schweizerische Eidgenossenschaft den Umtrieben und Gewaltthaten der französischen Machthaber erlegen. Die alte, eingewöhnte, wahrhaft freie Verfassung der Cantone war gestürzt und eine untheilbare helvetische Republik gegründet, welche unter den modernen, dem Zeitgeiste schmeichelnden Formen — eine Dienstmagd der französischen blieb, der sie, als Tochter der Mutter durch ein sogenanntes Bündniß sklavisch unterworfen ward. In dasselbe Verhältniß waren auch, jedes Schattens von Selbstständigkeit beraubt, die cisalpinische und batavische Republik gerathen. Auch Neapel war endlich als parthenopeische Republik vor den Siegeswagen der Revolution gespannt; der Fall hatte den Turiner Hof in seinen Sturz verwickelt und auf dem Rastadter Congresse streuten die Gesandten Frankreichs mit vollen Händen die Saat des Mißtrauens, der Trennung und des Zwiespalts unter den Gliedern des deutschen Reiches aus. Was ließ sich von diesem Geiste der Unterjochung und Willkühr für das übrige Europa erwarten? Unter diesen Umständen durfte der Kaiser Franz erneuerten Anträgen des englischen Kabinets zur Bildung einer abermaligen Coalition gegen Frankreich um so weniger ein günstiges Gehör versagen, als durch alle Demüthigung und Nachgiebigkeit der Gesandten der Stände des Reichs, die sich der Abtretung des linken Rheinufers schon unbedingt gefügt hatten, das herbe Schicksal von dem rechten Rheinufer nicht abgewendet

werden konnte, der ewige Schauplatz der französischen Bedrückungen aller Art zu sein. England hatte an Rußland einen neuen Bundesgenossen für die gemeinschaftliche Sache der Unabhängigkeit Europa's von dem Joche der Fünfmänner zu Paris gewonnen und Paul I., der mit manchen Seltsamkeiten eine große Energie des Charakters, einen entschiedenen Haß der Revolution und eine freilich oft falsch geleitete Thatkraft verband, war darauf eingegangen, zur Erfüllung der Versprechungen zu schreiten, welche Katharina II. so oft gegeben hatte. Ein russisches Heer setzte sich bei der immer näher rükkenden Aussicht auf Erneuerung des Krieges in Marsch und betrat das österreichische Gebiet. Dem französischen Directorium, welches mit beispiellosem Despotismus um Bundesgenossen warb, um die letzten Kräfte derselben ohne Schonung und Rücksicht als neues Material zu einem Krieg zu behandeln, der jede Selbstständigkeit in Europa mit Vernichtung bedrohte, war diese Verbindung zweier großen Mächte zur ernsten Gegenwehr gegen diese Anmaßungen, ein willkommener Anlaß zum Bruche. Es erklärte am 2. Januar 1799 der Reichsdeputation: daß die französische Republik es als eine Kriegserklärung des Reiches gegen Frankreich ansehen werde, wenn es den Marsch der russischen Truppen auf dem Reichsgebiete nicht wirksam verhindere und setzte dem Kaiser eine kurze Frist, innerhalb welcher er die Bundesgenossen zurück zu senden habe. Als Oesterreich, dessen Langmuth seine Grenzen erreicht hatte, diese Zuschrift wie billig unerwiedert ließ, brachen Jourdan und Bernadotte am 1. März 1799 über den Rhein und das Directorium erklärte am 12. den Krieg an den Kaiser von Oesterreich und den Großherzog von Toskana. So begann der zweite Krieg des Kaisers Franz und seiner Verbündeten gegen die Revolution, — ein Krieg, der in seiner ersten Hälfte zum entschiedenen Vortheile der österreichischen Waffen ausschlug und den von den Franzosen so eifrig verbreiteten Glauben an die Unüberwindlichkeit ihrer Heere, der in dem bethörten und verwirrten Deutschland nur zu viele Anhänger fand, mächtig erschütterte. Zwar traten auch diesesmal die alten Mißverhältnisse zwischen den Verbündeten ein, die bei der frühern Coalition gegen Frankreich sich geltend gemacht, ja, als die russischen Waffen einiges Mißgeschick erlitten, rief Kaiser Paul seine Armee eilig zurück und Oesterreich stand wiederum auf dem Festlande dem Feinde

des Rechts in Europa allein gegenüber. Nichtsdestoweniger hätte auch diesesmal Oesterreichs Macht allein vollkommen hingereicht, den Feind — der dem die erste frische Begeisterung der Revolution [illegible] der Erbärmlichkeit des Directoriums längst gewichen war und die Schreckensregierung sich selbst [illegible] gemacht hatte — in seine Grenzen zurückzuweisen und wenigstens den Strom der Revolution in seine [illegible] [illegible] zurückzudämmen. Aber im entscheidenden Momente kehrte der Mann aus Aegypten zurück, der von der Vorsehung bestimmt war, fast anderthalb Jahrzehnte die Völker Europa's mit eiserner Ruthe zu [illegible]. — Die Schlacht von Marengo entschied Italiens Schicksal; [illegible] [illegible] von Wien hemmte der Waffenstillstand von Steyer den Siegeslauf der französischen Heere in Deutschland. Oesterreich hatte sich auf's Neue für die Ehre und Freiheit Europa's aufgeopfert. Der Friede von Lüneville, welchen Oesterreich diesesmal auf Bonaparte's Verlangen im Namen des Reiches abschloß, [illegible] der französischen Republik nicht blos das linke Rheinufer zur Beute, er war in seinen Folgen zugleich ein tödtlicher Schlag für das deutsche Reich. — Die durch Abtretung des linken Rheinufers verkürzten weltlichen Fürsten sollten durch Säcularisationen geistlicher Territorien und Einziehung freier Reichsstädte im Innern von Deutschland entschädigt werden und man beging leider den unendlich folgereichen diplomatischen Fehler, an diesem Geschäfte der innern Ordnung der deutschen Verhältnisse die fremde Macht, mit der man den Frieden schloß, Theil nehmen zu lassen; dies hieß den Räuber zum Vogte über den Haushalt des Beraubten setzen. Vergebens kämpfte Oestreich zu Regensburg den betrübenden Kampf für die Erhaltung der minder mächtigen Glieder des Reichs, die in dem Kaiser ihren natürlichen Schutzherrn erblickten. Der Einfluß Frankreichs behielt das Uebergewicht — der Reichsdeputationshauptschluß krönte das Werk der Verstümmelung und Zerreißung des heiligen Reiches deutscher Nation. Um eben diese Zeit hatte sich Bonaparte das Verdienst erworben, den Schein in Wahrheit zu verwandeln. — Das lange Possenspiel des französischen Freithums war am 18. Brumaire schimpflich und ohne Theilnahme beim [illegible] zu Ende gegangen; der Wille des gewaltigen [illegible] trat in die Stelle des Geschwätzes der [illegible]en, die nach der revolutionären Fiction

im Namen des souveränen Volks regiert hatten. Er fühlte die Nothwendigkeit der Wiederherstellung der Monarchie, aber ihm gebrach die sittliche Größe, deren er, um dem Rechte zum Siege zu verhelfen, bedurft hätte. Am 20. Mai 1804 ward er zum erblichen Kaiser von Frankreich gekrönt und der Papst salbte den Mann, der wider alle menschliche Hoffnung die christliche Religion in Frankreich wieder hergestellt, den Abgrund der Revolution in diesem Lande geschlossen und unbefleckt von den Greueln der Revolution, ein neues Reich durch eigene Kraft gegründet zu haben schien. Umstände dieser Art mußten um diese Zeit dem Kaiser Franz die Verpflichtung nahe legen, an die Erhaltung der Würde seines Hauses zu denken und dies um so eher, als das endliche Schicksal des deutschen Reiches, bei der Stimmung der Mehrzahl seiner Glieder, sich unschwer voraussehen ließ. — Er erklärte am 11. August 1804 sich zum Kaiser seiner Erbstaaten und diese Würde für erblich in seinem Hause. Einfach und würdig gibt das desfallsige kaiserliche Patent die Gründe dieses Schrittes an. „Die Würde, zu welcher er durch göttliche Fügung und die Wahl der Kurfürsten bereits gediehen, lasse ihm für seine Person keinen Zuwachs an Titel und Ansehen zu wünschen übrig. Nur als Regent des Hauses Oesterreich müsse seine Sorgfalt dahin gerichtet sein, daß jene vollkommene Gleichheit des Titels mit den vorzüglichsten europäischen Mächten aufrecht erhalten werde, welche den Souveränen Oesterreichs sowohl in Hinsicht des uralten Glanzes ihres Erzhauses, als vermöge der Größe und Bevölkerung ihrer, so beträchtliche Königreiche und unabhängige Fürstenthümer in sich fassenden Staaten gebühre und durch Traktate gesichert sei." — Nur zu bald sollten die Ereignisse die vorschauende Weisheit des Kaisers rechtfertigen, die gerade den rechten Zeitpunkt gewählt hatte, um einen Schritt zu thun, der, wie sich das römische Reich deutscher Nation zum Untergange neigte, früher oder später nothwendig war. — Napoleon hatte die höchste Staffel der Leiter erreicht, die ihn sein Ehrgeiz erklimmen ließ und für einen Augenblick durfte in dieser Zeit bei Manchen die Hoffnung rege werden, jetzt sei die Stunde der Mäßigung bei dem Gewaltigen gekommen und fortan werde er, nachdem eine Reihe wunderbarer Fügungen ihn auf die Höhe irdischen Glücks gestellt, an die Bewahrung des Erworbenen denken und dem erschöpften

Welttheil Ruhe und Frieden gönnen. Aufmerksamere Beobachter konnten jedoch bald aus dem, was geschah, den wahren Charakter des neuen Herrschers erkennen. Schon durch einen Beschluß, den er als Consul erlassen, war mitten im Frieden Piemont für immer mit Frankreich vereinigt, „weil es", so lauten die Worte des Beschlusses, „von mächtigen Nationen umgeben und bei einer geringen Bevölkerung weder das Gewicht der Unabhängigkeit, noch die Kosten einer Monarchie tragen und daher nur mit Frankreich vereinigt seine Sicherheit und Größe genießen könne." Ein ähnlicher Gewaltschritt vereinigte nach dem Tode des Herzogs von Parma dessen Land mit Frankreich und als der Krieg zwischen England und Frankreich auf's Neue ausgebrochen war, ließ Bonaparte, ohne von der Neutralität des deutschen Reichs, oder dem Unterschiede zwischen dem Könige von England und dem Kurfürsten von Hannover Kenntniß zu nehmen, das letztere Land militärisch besetzen. — Welche Rechnung endlich Europa sich auf seine persönliche Liebe des Rechts und seine Gewissenhaftigkeit machen dürfe, bewies der Meuchelmord des Herzogs von Enghien, den der Mann, den eine besondere Gunst der Vorsehung vor aller Theilnahme an den Verbrechen der Schreckenszeit und ihrer Blutmenschen bewahrt hatte, ohne alle Noth oder gegründete Veranlassung und wie späterhin dargethan worden, einzig in der Absicht auf sein Gewissen lud, um den Jakobinern eine Garantie gegen die Wiederherstellung des Königthums zu geben. Die Nichtachtung des Völkerrechts, die er durch gewaltsames Wegschleppen des unglücklichen Prinzen, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß er ein Sproß des rechtmäßigen Königstammes war, vom deutschen Reichsboden mitten im Frieden an den Tag legte und die Gefangennehmung des englischen Geschäftsträgers Rumbold in Hamburg, blos weil er sich der Papiere desselben zu bemächtigen wünschte, — ließ auf die Schritte schließen, deren er fähig war, wenn größere Interessen ins Spiel kamen. Mit diesem Systeme der Gewalt und Eigenmacht wäre ein dauernder Friede selbst denen unmöglich gewesen, die sich willenlos darein zu fügen nicht vor der Mit- und Nachwelt geschämt hätten. In allen diesen Vorgängen hätte überflüssige Veranlassung zu einer gerechten Kriegserklärung von Seiten Oesterreichs gelegen, dessen Beherrscher noch immer die deutsche Kaiserkrone trug. Aber

zwei unglückliche Kriege legten dem Kaiser Franz, in dessen strenggerechter Gesinnung nicht eben die Neigung lag, zu solchen Gewaltthaten still zu schweigen, die Verpflichtung auf, den Kampf gegen die Uebermacht auf günstigere Zeiten zu verschieben und das Wohl seiner Völker forderte die Anwendung aller Mittel zur Erhaltung des Friedens, die mit der Würde seiner Macht verträglich waren. Gleichzeitig lag es auch diesesmal wieder in dem Charakter der Mäßigung, der zu allen Zeiten die Politik des Kaisers Franz bezeichnet hat, daß er kein Mittel unversucht ließ, ehe er zum Kriege schritt. Kaiser Alexander, der sich vergebens um Wiedereinsezzung der Piemontesischen Regentenfamilie in Paris verwendet und eben so vergebens wegen der Ermordung des Herzogs von Enghien in Regensburg Schritte gethan hatte, brach endlich jede diplomatische Verbindung mit dem neuen französischen Hofe ab. „Beide Mächte könnten alles Verkehrs mit einander entbehren und so sei es besser, nichts mit einander zu thun zu haben.“ — Im Uebrigen wurde die Entscheidung der Frage: ob auf diesen Zustand Krieg folgen solle oder nicht? auf das weitere Verhalten der französischen Regierung gestellt. „Sollte sie durch neue Herausforderungen, Ungerechtigkeiten und Bedrohungen der Sicherheit Europa's den russischen Hof zum Kriege zwingen, so werde der Kaiser die letzten Hilfsmittel einer gerechten und nothwendigen Vertheidigung mit eben so vieler Energie anzuwenden wissen, als er Geduld bewiesen in der Erschöpfung der Mittel, welche die Mäßigung geboten, so lange es die Ehre und Würde der Krone gestattet habe.“ — Während also die Verhältnisse zwischen Rußland und Frankreich immer mehr einem Bruche entgegenreiften, war Oesterreich's Kaiser, obgleich ihn Gesinnung und Interesse gleichmäßig auf die Seite derer stellten, die Frankreich's Uebermuth nicht dulden konnten, fortdauernd mit der ernstesten und aufrichtigsten Anstrengung bemüht, den Frieden zu vermitteln. Diese Vermittelung bot er beiden Theilen an und um ihr Gewicht zu verleihen, setzte er seine Heere in kriegsfertigen Zustand. Er gestattete zugleich auch, weil er einem etwaigen raschen Ueberfall der Franzosen nicht allein gegenüber stehen mochte und für diesen Ausgang der Friedensvermittelung die Heere seiner Bundesgenossen in der Nähe haben mußte, den Einmarsch der Russen in Gallizien; eine Vorsichtsmaßregel, die Bo-

naparte gegenüber, wie spätere Erfahrungen sattsam bekundet, niemals überflüssig und in dem gegebenen Falle schon aus dem Grunde nothwendig war, weil der Kaiser Alexander nur unter der Bedingung dieser ernsten, gewaffneten Stellung den Faden der Unterhandlung wieder aufnehmen wollte. Als Bonaparte in Folge dieser Schritte Erklärung über Oesterreich's Gesinnungen forderte, legte dessen Beherrscher ein Bekenntniß seiner Politik ab, welches als Ausdruck der Mäßigung, des gerechten Sinnes, so wie wahrer und ächter Liebe des Friedens, für alle Zeiten ein ehrenvolles und würdiges Denkmal der Gesinnung des Kaisers sein wird. „Oesterreich wünscht den Frieden. Allein die Aufrechthaltung des Friedens zwischen zwei Mächten besteht nicht blos darin, daß sie sich nicht angreifen; sie beruht eben so wesentlich auf Erfüllung der Verträge, welche den Frieden gründen. Die Macht, welche diese Verträge in wesentlichen Punkten bricht und auf Vorstellungen darüber keine Abhilfe leistet, ist der angreifende Theil. Der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich beruht auf dem Traktat von Lüneville. Ein Artikel dieses Traktats garantirt die Unabhängigkeit der italienischen Republiken und versichert ihnen die Freiheit, ihre Regierungsverfassung nach eigner Wahl zu ordnen. Jede Unternehmung, wodurch diese Staaten bestimmt werden, eine Regierungsart, eine Verfassung, einen Herrn anzunehmen, ohne freie Wahl, ohne Beibehaltung ihrer politischen Unabhängigkeit, ist eine Verletzung des Lüneviller Friedens und Oesterreich ist berechtigt, auf deren Zurücknahme zu dringen und zu bestehen. Die öffentliche Ruhe ist gestört, wenn eine Macht von Rechten des Sieges nach dem Frieden fortspricht, wenn sie ihre Würde durch gegründete Vorstellungen für beleidigt hält, während ihre eigenen öffentlichen Blätter einen Monarchen nach dem andern angreifen, wenn sie sich zum alleinigen Schiedsrichter über das Schicksal der Völker aufwirft, andere Mächte von der Theilnahme an Aufrechthaltung des allgemeinen Gleichgewichtes ausschließen will und den Vorstellungen derer, die der Gefahr am nächsten liegen, mit Drohungen begegnet. Diese Macht ist es, die zur Bewaffnung und zur Verbindung die Anderen auffordert. Und so ist Oesterreich von Frankreich stufenweise aufgefordert worden. Oesterreich hat aufs Pünktlichste den Traktat von Lüneville beobachtet, hat sich so nachgiebig bewiesen

bei den Regensburger Verhandlungen, hat die Präsidentschaft in der italienischen Republik, hat die neue Kaiserwürde in Frankreich anerkannt, voll Vertrauens in die öffentlichen und feierlichen Versicherungen, womit der Kaiser seine Entfernung von allen Vergrößerungsabsichten und von aller Verletzung der Unabhängigkeit der italienischen Staaten betheuerte. Und als darauf die ersten Gerüchte von neuen nahen Veränderungen in den Staaten der Lombardei den österreichischen Botschafter zu Paris bewogen, Erklärungen über diesen Gegenstand zu verlangen, ward der Wiener Hof in seinem Vertrauen noch durch die officielle Versicherung bestärkt, welche demselben im Namen des Kaisers Napoleon gegeben wurde: daß die Republiken Italiens mit Frankreich nicht vereinigt und keine, ihrer politischen Unabhängigkeit nachtheiligen Neuerungen gemacht werden würden. Europa mag darüber richten, ob diese Versicherungen gehalten worden sind. Die Errichtung eines Königreichs in Italien ließ durch die Beschränkung, daß es im Frieden getrennt und unabhängig bestehen sollte, noch Hoffnung, daß die Bedingungen des Traktats könnten aufrecht erhalten werden. Auch that der französische Kaiser einen friedfertigen Schritt gegen England. Aber gerade in dem Augenblicke, da Kaiser Alexander auf Ansuchen Englands einen Bevollmächtigten zu Friedensunterhandlungen nach Paris sendet und der französische Kaiser Pässe schickt, werden neue Gewaltthätigkeiten gegen die politische Existenz anderer unabhängiger italienischer Staaten ausgeübt und große Lager in Italien versammelt. Kaiser Alexander war beleidigt und Oesterreich ward genöthigt, auf die Vertheidigung seiner Rechte und die Beschützung der Würde seines Reiches zu denken. Dies ist der Grund der gegenwärtigen Rüstungen, den Frieden zu erhalten, der zwischen Oesterreich und Frankreich besteht, die Bedingungen desselben zur Erfüllung zu bringen und einen Vergleich zu stiften, der das Gleichgewicht und die dauerhafte Ruhe Europa's zu sichern vermöchte. Der französische Kaiser hat Oesterreichs Vermittelung anzunehmen sich geweigert; Oesterreich wiederholt sein Anerbieten, zumal da der Kaiser Alexander es angenommen hat. Nur um seiner Dazwischenkunft Gewicht und Nachdruck zu geben, läßt es einen Theil seiner Truppen vorrücken. Beide Kaiserhöfe von Oesterreich und Rußland erklären nun feierlich: daß sie bereit sind, mit dem französischen

16*

Hofe über die Erhaltung des Friedens auf dem festen Lande unter den gemäßigsten, mit der allgemeinen Ruhe und Sicherheit vereinbarlichen Bedingungen in Unterhandlung zu treten; daß auch im Falle eines Krieges sie sich gegenseitig verpflichtet haben, sich durchaus nicht in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen, noch den dermalen gesetzmäßig im deutschen Reiche eingeführten Zustand der Besitzungen und Verhältnisse abzuändern, noch auf irgend eine Weise die Rechte und das Interesse der Pforte zu verletzen, deren Integrität sie vielmehr nach Kräften zu vertheidigen bereit sind; daß auch Großbrittanien eine gleich gemäßigte Friedensneigung zu erkennen gegeben habe." — Es ist unmöglich, dem Sturme, der alle Staaten Europa's zu zerstören drohte, würdiger und gehaltener entgegen zu treten, als es in dieser Kundmachung Oesterreichs geschieht. Je leidenschaftlicher und hochmüthiger die Politik Bonaparte's ins Leben trat, desto fester stellte sich Oesterreich auf den Standpunkt des Rechts, der weisen Mäßigung in den Grundsätzen, der Milde und Versöhnlichkeit im Ausdruck, ohne seiner eigenen Würde die mindeste Blöße zu geben und ohne die heiligen Rechte der Wahrheit zu verrathen. Wäre es möglich gewesen, daß Bonaparte durch menschliche Vorstellungen auf einen bessern Weg hätte gelenkt werden können, die Sprache Oesterreichs hätte diesen Zweck erreichen müssen. Dennoch war es gerade diese Leidenschaftlosigkeit, diese Zurückhaltung von aller Uebertreibung, über welche in spätern aufgeregten Zeiten mancher unbillige Tadel ergangen ist. Allerdings ist in diesem Manifeste Oesterreichs die Befreiung Europa's vom Joche Bonaparte's nicht als Zweck des Krieges ausgesprochen, noch weniger auf einen Principienkrieg gegen die ersten Grundsätze der Revolution hingedeutet, — sondern es werden dem Kaiser Napoleon, nachdem er als solcher anerkannt worden, nur die positiven Verpflichtungen, die er übernommen und die ganz bestimmten Beschwerden zu Gemüthe geführt, zu denen er durch den Bruch eben jener Verpflichtungen Anlaß gegeben. Aber Kaiser Franz hat sich in Krieg und Frieden niemals auf einen andern Boden gestellt, er hat niemals Etwas jenseit der Grenzen des ausgesprochenen klaren und positiven Rechts und immer nur das unmittelbar Nothwendige und Erreichbare gewollt. Ihm dies verargen, ist mindestens ein grober Anachronismus, den spätere, nicht selten schwär-

merische und phantastische Projekte und Hoffnungen (welchen der Glaube zum Grunde lag, daß der Mensch durch seine Principien den Gang der Vorsehung ändern und das Geschick der Welt auf rationelle Weise gestalten könne und welche in die Stelle der frühern Verzagtheit traten, als Bonaparte's Glücksstern zu erbleichen begann) von einer Zeit verlangten, wo der höchste Ruhm und die größte Weisheit schon darin bestand, weder der noch immer steigenden neuen Macht zu huldigen, noch in dumpfer Gleichgültigkeit selbst das nicht zu thun, was durch menschliche Kraft und Entschlossenheit verrichtet werden könnte. — Der Versuch des Kaisers Franz, den Frieden zu erhalten, fand kein Gehör, der Krieg begann und war einer der unglücklichsten, den das Haus Oesterreich jemals geführt. Daß eine Reihe fast unglaublicher Mißgriffe eines seiner Feldherren, die mit der Vernichtung des größten Theils der österreichischen Armee und der Gefangennehmung eben dieses Anführers endeten, ihm viele und herbe Verluste zugezogen, wäre zu verschmerzen; — daß das Unglück mit der Verblendung deutscher Höfe begann, die gegen ausdrückliche, kurz vorher übernommene Verpflichtungen die Sache Deutschlands und seines Kaisers verließen und sich dem Erbfeinde unseres Volkes eng verbrüderten, wird für alle Zeiten für jeden Deutschen eine der traurigsten Erinnerungen aus einem Zeitraume bleiben, der nur in sofern nicht aus Deutschlands Geschichte weggewünscht werden darf, als jene herben Erfahrungen die heutige, mit Gottes Hülfe unerschütterliche Eintracht vorbereiteten. Nichtsdestoweniger hatte das Unglück der ersten Hälfte des Feldzugs den Muth des Kaisers nicht gebrochen; in das Herz seiner Staaten zurückgedrängt, erließ er aus Brünn am 13. November einen Aufruf an seine Völker, der dieselbe unerschütterliche Ruhe, Festigkeit und Besonnenheit athmete, welche des Kaisers Erklärung vor dem Beginn des Kriegs an den Tag gelegt hatte. — Hatte sich damals Oesterreich von hochmüthigem Dünkel und übermüthigem Vertrauen auf seine eigene Kraft fern gehalten, so war ihm dafür jetzt im Unglück die Beschämung erspart, in unmännlicher Verzweiflung die Besinnung zu verlieren. Aufs Neue begann der Krieg. Die Schlacht von Austerlitz ward geschlagen, Napoleon blieb der Sieger, — aber noch war Oesterreich nicht überwunden. Noch hätte die große feindliche Macht, die der Erzherzog Karl im Rücken bedrohte, während in Ungarn sich

das allgemeine Aufgebot (Insurrection) erhob, im Innern von Oesterreich vernichtet werden können, — als Napoleon durch den Vertrag, den er mit dem Grafen Haugwitz schloß, welcher mit ganz andern Aufträgen aus Berlin entsendet worden, die Hoffnung des Kaisers Franz auf deutsche Hülfe gerade zu der Zeit zerstörte, wo auch das russische Hülfsheer bereits seinen Rückweg angetreten hatte. — So ward der Friede von Preßburg geschlossen, der Oesterreich 1200 Quadratmeilen Gebiet und dritthalb Millionen Unterthanen kostete. Wie betrübend auch der Feldzug von 1805 für alle treugesinnten Freunde des Vaterlandes sein mochte, dennoch übertrafen die wirklichen Folgen des Preßburger Friedens bei weitem die Schmach und Kränkung, welche Deutschland schon von diesem Feinde erfahren hatte. Das Instrument jenes Friedens setzte bereits fest, daß Baiern, Würtemberg und Baden (den Königstitel der beiden ersten erkannte Oesterreich an) in ihren sämmtlichen Besitzungen die volle Souveränetät besitzen sollten, wie Oesterreich und Preußen sie in den übrigen ausübten. War mit dieser Anordnung das Verhältniß der Stände des Reichs zum Oberhaupte desselben schon an sich unverträglich, so wies ein anderer Ausdruck noch unzweideutiger darauf hin, daß das deutsche Reich seinem Wesen nach bereits zu existiren aufgehört habe. Die eben genannten Souveräns sollten ungeachtet dieser neuen Eigenschaft nicht aufhören, Mitglieder des deutschen Bundes (confédération germanique) zu sein. — So war bereits der alte Name des deutschen Reichs nicht mehr für bezeichnend erachtet worden und bald sollten der neuen Bezeichnung die entsprechenden Handlungen folgen. — Napoleon sah, nachdem er die letzte Schutzwehr Deutschlands gegen seine Uebermacht gebrochen und jedem etwaigen Widerspruch Preußens durch das kunstvolle Gewebe seiner trügerischen Negociationen zuvorgekommen war, in Folge deren es ihm gelang, diese Macht zur Besitznahme von Hannover zu bewegen, er sah — nachdem er also Oesterreich mit Gewalt der Waffen, Preußen durch List für seine fernern Plane unschädlich gemacht — Deutschland als gute Beute an. Kurz nach dem Frieden mit Oesterreich ward die Reichsstadt Frankfurt von französischen Truppen besetzt und weil sie des Handels mit England schuldig befunden, zu einer Geldstrafe von mehreren Millionen Franken verurtheilt. Die oft verbürgte Rheingrenze wurde nicht länger anerkannt;

Wesel, Kehl, Kassel (b. Mainz), Kostheim und die Petersinsel (bequem gelegene militärische Punkte, die den französischen Armeen den gefahrlosen Rheinübergang zu jedem beliebigen Augenblicke sicherten) wurden mit dem französischen Reiche vereinigt und trotz des Friedens blieben Baiern, Franken, Schwaben, ja sogar die österreichische Festung Braunau von den Truppen Napoleons besetzt. Und Alles dieses war nur das Vorspiel zur Ausführung eines größern Entwurfs. Im Sommer des Jahrs 1806 begannen zu Paris diplomatische Verhandlungen, um eine noch innigere Vereinigung zwischen Frankreich und den ihm anhängenden deutschen Fürsten herbeizuführen, in deren Folge am 12. Juli mit einer Hast und unter Umständen, wie sie die Nachwelt der Geschichte kaum glauben wird, die Akte des Rheinbundes unterzeichnet wurde. Sechzehn der größern süddeutschen Fürsten sagten sich vom Reiche los, erklärten sich für vollkommen souverän, unterwarfen sich aber zugleich dem Beherrscher Frankreichs, als dem Beschützer des neuen Bundes und ließen es den ersten Akt ihrer also beschützten Souveränetät sein, denselben alle unmittelbaren Reichsstände zu unterwerfen, die in Erwägung ihrer Pflichten gegen das Reich, oder weil sie nicht zeitig genug von dem neuen Bunde Kenntniß erhalten, sich demselben nicht angeschlossen hatten. Am 1. August erfolgte von Seiten der Mitglieder dieses Bundes, wie von dem französischen Gesandten, die Anzeige von dem, was geschehen, an den Reichstag zu Regensburg. Wenn in diesen betrübenden Aktenstücken gesagt ward, das deutsche Reich sei zum wesenlosen Begriffe herabgesunken, so läßt sich allerdings nicht leugnen, daß dasselbe damals sowohl der Gesinnung, als der That nach aufgelöst war und es mag für buchstäbliche Wahrheit gelten, daß seit dem Preßburger Frieden nur noch etwa über Beibehaltung des alten Namens gestritten werden konnte. Aber eine andere Frage ist es, welche Personen, welche Ereignisse und welche Zeiten einst die Geschichte wegen dieser Schmach des Unterganges anklagen wird, eine andere, ob derselbe um jene Zeit und einem Feinde, wie Napoleon gegenüber, noch durch menschliche Kräfte hätte abgewendet werden können, selbst wenn die Errichtung des Rheinbundes nicht erfolgt wäre. So viel ist gewiß, dem letzten römisch-deutschen Kaiser wird die Geschichte das Zeugniß nicht versagen, daß er mit einem Muthe und einer Ausdauer dem Reichsfeinde Wider-

stand geleistet, die einer bessern Zeit und einer kräftigern Zeitgenossenschaft würdig gewesen wären. Sein letztes Geschäft in der Regierung des Reiches war ein Streit mit dem Kurerzkanzler, der genügsames Zeugniß gab, was sich von dieser Gesinnung der Stände für den längern Bestand des Reiches hoffen lasse. Der letzte geistliche Kurfürst, der in den Stürmen der Zeit seine politische Selbstständigkeit gerettet hatte, Karl von Dalberg, zeigte am 28. Mai 1806 dem Reichstage an, daß er zum Wohle des deutschen Reichs und zur Erhaltung seines Kurstaates sich bewogen gefunden habe, den Kardinal Fesch (der zuerst als französischer Magazinaufseher seine Laufbahn begonnen, später in den geistlichen Stand getreten und als Oheim Napoleons in kurzer Zeit zu hohen geistlichen Ehren befördert war) zu seinem Coadjutor zu ernennen. Das Oberhaupt des Reiches erklärte sich, wie es seine Pflicht war, am 18. Juni gegen diese verfassungswidrige Beförderung eines Fremden zu einer der ersten Würden im Reiche, aber kaum hatte der Streit, den diese Mißbilligung nach sich ziehen mußte, begonnen, als die neuen politischen Verwickelungen, welche sich unvermeidlich daran knüpften, durch den Abfall eben jenes geistlichen Fürsten, der sich beeilt hatte, dem Rheinbunde beizutreten, gelöst wurden. War es des Kaisers würdig, länger die Krone eines Reiches zu tragen, dessen höchste, selbst geistliche Würdenträger — dieselben, die am meisten bei dem Fortbestande der alten Formen betheiligt waren — von solchem Geiste getrieben wurden? Kaum war die Nachricht von der Stiftung des Rheinbundes in Wien angelangt, als der Kaiser, in Erwägung des wahren Standes der Dinge, diejenige Erklärung erließ, die nach diesen Vorgängen unvermeidlich war. „Nach dem Abschlusse des Preßburger Friedens," sagt das kaiserliche Manifest vom 6. August 1806, „war unsere ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt dahin gerichtet, allen Verpflichtungen, die Wir dadurch eingegangen hatten, mit gewohnter Treue und Gewissenhaftigkeit das vollkommenste Genüge zu leisten und die Segnungen des Friedens Unsern Völkern zu erhalten, die glücklich wieder hergestellten friedlichen Verhältnisse allenthalben zu befestigen und zu erwarten, ob die durch den Frieden herbeigeführten wesentlichen Veränderungen im deutschen Reiche es Uns ferner möglich machen würden, den nach der kaiserlichen Wahlcapitulation Uns als Reichsoberhaupt obliegenden schweren Pflichten ge-

nung zu thun. Die Folgerungen, welche mehreren Artikeln des Preßburger Friedens gleich nach dessen Bekanntmachung und bis jetzt gegeben worden und die allgemein bekannten Ereignisse, welche darauf im deutschen Reiche statthatten, haben Uns aber die Ueberzeugung gewährt, daß es unter den eingetretenen Umständen unmöglich sein werde, die durch den Wahlvertrag eingegangenen Verpflichtungen ferner zu erfüllen und wenn noch der Fall übrig blieb, daß sich nach fördersamer Beseitigung eingetretener politischer Verwickelungen ein veränderter Stand ergeben dürfte, so hat gleichwohl die am 12. Juli zu Paris unterzeichnete und seitdem von den betreffenden Theilen genehmigte Uebereinkunft mehrerer vorzüglichen Stände, zu ihrer gänzlichen Trennung von dem Reiche und ihrer besondern Vereinigung zu einer besondern Conföderation, die gehegte Erwartung vollends vernichtet. Bei der hierdurch vollendeten Ueberzeugung von der gänzlichen Unmöglichkeit, die Pflichten Unseres kaiserlichen Amtes länger zu erfüllen, sind Wir es Unsern Grundsätzen und Unserer Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, welche nur so lange Werth in Unsern Augen haben konnte, als Wir dem, von Kurfürsten, Fürsten und Ständen und übrigen Angehörigen des deutschen Reichs Uns bezeigten Zutrauen zu entsprechen und den übernommenen Obliegenheiten ein Genüge zu leisten im Stande waren. Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß Wir das Band, welches Uns bis jetzt an den Staatskörper des deutschen Reiches gebunden hat, als gelöst ansehen, daß Wir das reichsoberhauptliche Amt und Würde durch die Vereinigung der conföderirten rheinischen Stände als erloschen und Uns dadurch von allen übernommenen Pflichten gegen das deutsche Reich losgezählt betrachten und die von wegen desselben bis jetzt getragene Kaiserkrone und geführte kaiserliche Regierung, wie hiermit geschieht, niederlegen. Wir entbinden zugleich Kurfürsten, Fürsten und Stände und alle Reichsangehörigen, insonderheit auch die Mitglieder der höchsten Reichsgerichte und die übrige Reichsdienerschaft von ihren Pflichten, womit sie an Uns, als das gesetzliche Oberhaupt des Reichs, durch die Constitution gebunden waren. Unsere sämmtlichen deutschen Provinzen und Reichsländer zählen Wir dagegen wechselseitig von allen Verpflichtungen, die sie bis jetzt unter was immer für einem Titel gegen das deutsche Reich getragen haben,

los und Wir werden selbige in ihrer Vereinigung mit dem ganzen österreichischen Staatskörper, als Kaiser von Oesterreich, unter den wieder hergestellten und bestehenden friedlichen Verhältnissen mit allen Mächten und benachbarten Staaten zu jener Stufe des Glücks und Wohlstandes zu bringen beflissen sein, welche das Ziel aller Unserer Wünsche, der Zweck Unserer angelegensten Sorgfalt stets sein wird." — Napoleon hatte den tausendjährigen Bau des Reiches zerstört, wie hätte er noch irgend einer andern Selbstständigkeit in Europa schonen sollen? Unmittelbar nach dem Preßburger Frieden erklärte er in einem von Schönbrunn aus erlassenen Dekrete, daß die Dynastie der Bourbons zu Neapel — die ihre Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge in Europa bei der Landung einer russisch-englischen Armee auf unvorsichtige Weise an den Tag gelegt — zu regieren aufgehört habe. Eine französische Armee, die sich im Frühjahr 1806 des Festlandes des neapolitanischen Königreichs ohne große Mühe bemächtigte, gab jenen Worten Nachdruck und wenige Wochen darauf ward einer der Brüder Bonaparte's durch ein kaiserliches Dekret zum Könige von Neapel befördert. Auch Preußen erlag noch in demselben Jahre dem Kriegsglück des Gewaltigen und der Friede von Tilsit schien bestimmt, ihm für immer jede Kraft zur Wiedererhebung zu rauben. Ein neues Königreich, Westphalen, mit einem andern Bruder Napoleons, als dienstwilligem Vollstrecker seiner Befehle an der Spitze, gab seinem Einflusse in Deutschland, wenn es bei dessen zerrissenem und entwürdigten Zustande einer solchen noch bedurft hätte, eine neue Unterlage. Nur in Spanien — wo er, um sich der Krone zu bemächtigen, die rechtmäßige Königsfamilie durch eine Reihe von Mitteln, die in der neuern Geschichte Europa's ohne Beispiel waren, in seine Gewalt gelockt — entzündete sich ein Volkskrieg, der eine geraume Zeit hindurch die einzige Hoffnung aller derer blieb, welche noch einer Hoffnung auf Erlösung von dem Joche des revolutionären Militär-Despotismus Raum gaben. Der Kaiser Franz hatte die deutsche Kaiserkrone niedergelegt, die ihn nach der alten, schon seit Jahrhunderten geschwächten und endlich ganz erloschenen Bedeutung dieser Würde zum Schutzherrn des Rechts in ganz Europa machte. Aber in ihm lebte auch nach dem Untergange der äußern Form die kaiserliche Gesinnung fort und es war seinem rechtlichen Sinne, wie

dem Gefühle der Würde seines Hauses gleich unerträglich, ohne gänzlich vernichtet zu sein, das Joch der Willkühr und des Hohnes gegen jedes gute Recht zu tragen. Seit dem Jahre 1808 begannen Rüstungen in Oesterreich, die auf die entschiedene Absicht deuteten, diese Macht auf friedlichem Wege oder durch Gewalt der Waffen aus der untergeordneten Lage zu ziehen, zu welcher der unglückliche Ausgang dreier mit beispielloser Tapferkeit geführten Kriege es verurtheilt hatte. — Oesterreich war die letzte Macht in Deutschland, welche noch eines Widerstandes gegen Bonaparte's Uebermacht fähig und wenn dessen Kaiser gleich nicht mehr das Oberhaupt des deutschen Reiches war, so lebte in ihm doch das Gefühl der Pflicht, die Ehre des deutschen Namens zu retten. Aber nur von einer Bewaffnung des ganzen Volks ließ sich ein günstiger Erfolg hoffen und so hat Oesterreich zuerst unter allen Ländern Europa's das System der Landwehr ins Leben gerufen. Das österreichische Heer ward auf 400,000 Mann erhöht und 300,000 deutsche Landwehren sollten es unterstützen; Ungarn's Landtag stellte um jene Zeit mit Einschluß seiner Insurrection 150,000 Mann. Alle diese Rüstungen konnten den Spähern Napoleon's nicht entgehen und wie früher galt ihm auch diesesmal Rüstung und Vorbereitung zum Kampfe für Friedensbruch. Schon im Jahr 1808 hatte er drohende Anfragen an Oesterreich gerichtet und schmähende Artikel der Pariser Zeitungen verkündeten, wie in frühern Fällen, den Groll des Welteroberers gegen dasselbe; ein Jahr später, als diese Macht nicht aufhörte, auf dem betretenen Wege der allgemeinen Bewaffnung fortzuschreiten und dem neugeschaffenen Könige von Spanien noch immer die Anerkennung verweigerte, war der Ausbruch unvermeidlich. Schon hatten die französischen Armeen und die ihrer Verbündeten sich von allen Seiten den Grenzen Oesterreichs genähert und die Heere desselben waren ebenfalls auf den Kriegsfuß gesetzt, als der österreichische Botschafter zu Paris am 27. April 1809 eine Erklärung übergab, die eine Aufzählung aller Beschwerden gegen Frankreich enthielt und der das Kriegsmanifest auf dem Fuße folgte. Die von französischer Seite ergangene Aufforderung: Oesterreich möge seine Heere aus einander gehen lassen und das von ihm in der letzten Zeit angenommene System der Bewaffnung aufgeben, ward mit Recht als die erste Ankündigung einer die Würde eines

unabhängigen Landes verletzenden feindseligen Gesinnung bezeichnet. Sodann ward entwickelt: wie Napoleon arglistig die Bedingungen des Preßburger Friedens umgangen, den Kurfürsten von Salzburg und den Großmeister des deutschen Ordens nur theilweise, den Erzherzog Ferdinand aber für den Verlust des Breisgau's gar nicht entschädigt, wie die französische Armee trotz des Friedens fortwährend Leistungen und Lieferungen in den österreichischen Staaten verlangt, wie Frankreich eine Kriegsstraße zwischen Venedig und Dalmatien über österreichisches Gebiet unter Drohungen begehrt, Braunau und das rechte Ufer des Isonzo wider den Friedensschluß lange besetzt gehalten habe. — Den, Oesterreich's besondere Interessen betreffenden Beschwerden folgten die allgemeinern Gründe zu einer Erneuerung des Kriegs, Gründe, welche Oesterreich schon damals mit dem übrigen Europa getheilt haben würde, wenn der Gesichtspunkt der Ehre und des Rechts in der europäischen Politik jener Zeit der allgemein vorwaltende gewesen wäre. Frankreichs Beherrscher habe willkührlich die Verfassung des deutschen Reiches gestürzt, Deutschland unterjocht und das Oberhaupt des Reiches durch diese Schritte zur Niederlegung seiner Krone gezwungen, die Regierungen von Holland und Neapel nach seinem Belieben geändert, das Haus Braganza vertrieben, das Oberhaupt der katholischen Christenheit schmählich mißhandelt und endlich durch den Raub der spanischen Krone aller Welt bewiesen, daß er Alles für gerecht und erlaubt erachte, was die Rücksicht auf seinen Vortheil erheische. Während aller dieser Gewaltschritte gegen andere Mächte habe er endlich dem Wiener Hofe Vorschläge gethan, welche auf die Vernichtung des türkischen Reiches abzweckten und Oesterreich auf diese Weise, den bekannten Grundsätzen seiner Politik zuwider, nicht nur mit einem friedlichen und seine Interessen auf keine Weise gefährdenden Nachbarn in Zwietracht verwickeln, sondern auch, während Oesterreichs gesammte Macht an den äußersten Grenzen der Monarchie beschäftigt gewesen, die deutschen Provinzen dieser Macht jedem Einfalle blos stellen und den französischen Heeren den Weg in das Herz der österreichischen Staaten eröffnen wollen. In demselben Geiste sprach der Kaiser zu seinem Volke: „vergeblich habe er den Frieden mit dem Kaiser von Frankreich zu erhalten gesucht, so wie derselbe Spanien zu unterjochen trachte, wie er das Oberhaupt

der Kirche mißhandelt, wie er Italiens Provinzen sich zugeeignet, wie er Deutschlands Länder verschenkt und bedrückt, so solle auch Oesterreich dem großen Reiche huldigen, das er seit Jahren laut verkündet. Nur Selbstvertheidigung sei Oesterreichs Absicht gewesen; aber der Eroberer könne es nicht vertragen, daß ein Fürst und sein Volk, durch wechselseitiges Vertrauen vereint, stark genug seien, seinen Anmaßungen zu widerstehen. Daher habe er verlangt, Oesterreich solle seine Vertheidungsmaßregeln einstellen und sich unbewaffnet seiner Willkühr preisgeben und weil es den unwürdigen Antrag verworfen, sehe es sich jetzt von französischen Heeren bedroht." — Am 6. April verkündete ein Tagesbefehl des Erzherzogs Karl den österreichischen Truppen den Anfang des Kriegs, dessen Bedeutung der edle Feldherr in seiner vollen Tiefe erkannte. „Die Freiheit Europa's habe sich unter Oesterreichs Fahnen geflüchtet, seine Siege würden die Fesseln lösen." Und in der That war dieser Krieg im vollsten Maße das, was der Sprachgebrauch unserer Zeit „populär" zu nennen pflegt, während die frühern Kämpfe Oesterreichs für die Freiheit Europa's vom Joche der Revolution die entschiedene Ungunst der Meinung aller Derer erfahren hatten, welche in den Siegen der französischen Heere das Anbrechen einer neuen Morgenröthe für Europa begrüßten. Die Gründe dieses merkwürdigen Wechsels der öffentlichen Meinung in Deutschland liegen nicht in einer Veränderung der österreichischen Politik. Es muß zur Beschämung derer, welche die Meinung des großen Haufens für das wahre Richtmaß aller Entschlüsse der Kabinette halten und an diese die Forderung stellen, vor allen Dingen dem Zuge jener öffentlichen Meinung zu folgen, — anerkannt werden: daß Oesterreichs Politik vom Jahre 1809, die mit geheimem Jubel von halb Deutschland aufgenommen ward, dieselbe war, die sie seit dem ersten Beginnen der Revolution gewesen und die sie auch später noch und bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Wohl aber hatte es für die öffentliche Meinung, — die der Unverstand als die Königin des Tages preist — aller Greuel der eisernen Zwingherrschaft Napoleon's bedurft, um sie auf den Standpunkt der Betrachtung zu erheben, den Oesterreichs Beherrscher früher und später nie verlassen hat. Und wie schwach und unmündig war auch selbst diese bessere Richtung noch bei dem größten Theile derer, die den Haß

des Tages gegen Napoleon theilten! In seiner eigentlichen Tiefe als Verkörperung der Revolution war dieser nur von einer unbedeutenden Minderzahl begriffen und Oesterreichs Schilderhebung für das Recht fand nicht als solche Anklang bei der Menge, sondern nur weil sie zufällig gegen eine Form des Unrechts gerichtet war, die dem ruhigen und behaglichen Lebensgenusse besonders lästig geworden. Nicht auf diese öffentliche Meinung hat der Kaiser Franz in jenem Kriege gebaut, noch auch um ihretwillen ihn unternommen; wohl aber hat er der Hoffung Raum gegeben, daß die richtige Erkenntniß der wahren Volkslehre und der von dem Rechte unzertrennlichen Freiheit in Deutschland schon so weit vorgeschritten sei, daß Oesterreich den schweren Kampf, den es unternahm, nicht allein zu bestehen haben werde. — Oesterreich war allein in den Kampf gegen Napoleon und das Heer seiner Bundesgenossen getreten, aber es hatte auf das Erwachen des deutschen Sinnes bei den Regierungen wie bei den Völkern gehofft. Statt dessen wetteiferten, wie ein neuer Schriftsteller sagt, die Deutschen mit einander, für Deutschlands Unterjochung ihr Blut zu verströmen und die Könige und Fürsten des Rheinbundes beeilten sich, besondere Kriegserklärungen gegen Oesterreich zu erlassen, in denen die Rache des Himmels auf die Urheber so ungerechten Angriffs herabgerufen ward. Eine Reihe siegreicher Gefechte, die Napoleon mit deutschen Truppen gewann, öffneten ihm die Straße nach Wien. „Kein Franzose ist unter Euch," hatte diesen Napoleon zugerufen, „Ihr allein sollt die Oesterreicher schlagen!" Die begeisternde Rede hatte ihre Wirkung nicht verfehlt — vier Wochen nach Eröffnung des Feldzugs stand Napoleon vor den Thoren der Hauptstadt Oesterreichs. Im Beginne des Kampfes hatte Kaiser Franz die Bewohner von Tyrol und Vorarlberg zu den Waffen gerufen, die im Preßburger Frieden unter baierische Herrschaft gekommen waren. Vergebens hatte sich damals der Kaiser bemüht, der alten, seit fünf Jahrhunderten bestehenden Verfassung dieses Landes, die der Stolz und das Glück der kräftigen Bergbewohner war, die Anerkennung der neuen Herrschaft zu verschaffen. Als alle desfallsigen Bestrebungen fehlgeschagen, hatte der Kaiser sich begnügt, die Erklärung in den Preßburger Frieden aufnehmen zu lassen: daß der König von Baiern und die übrigen neuen Erwerber die abgetretenen Länder und Herrschaften auf

dieselbe Weise und mit denselben Rechten und Bedingungen besitzen sollten „und nicht anders“ (et non autrement), als sie der Kaiser von Oesterreich besessen hatte, der sich in keiner Weise befugt hielt, Rechte zu veräußern, die er nicht besessen. — War also kraft dieser Bestimmung das Recht der Stände dieses Landes bedingt, so ließ sich nach den rechtlichen Grundsätzen des Verfassungswesens älterer Zeit mit Recht die Forderung aufstellen, daß Baiern nicht ohne Vertrag mit diesen Ständen die Grundgesetze ändern könne. Allein statt dieser Erwartung zu genügen, hatte die baierische Verwaltung das neu erworbene Gebiet als eine der willkührlichsten Organisation Preis gegebene Beute behandelt, das Dasein der ältern, rechtlich bestehenden Verträge, so wie die ständischen Körperschaften, mit denen sie geschlossen worden, ignorirt und im stolzen Bewußtsein der überlegenen Gewalt, selbst die zur rechtlichen Begründung der baierischen Herrschaft nothwendige Huldigung der tyrolischen Stände zu fordern verschmäht. Als deshalb Kaiser Franz den fast in allen Punkten gebrochenen Preßburger Friedensschluß auch seinerseits für nichtig erklärte, und sich in den Besitz der damals abgetretenen Grafschaft Tyrol zu setzen beschloß, hielt er sich vollkommen befugt, die Einwohner seines Landes, die nur durch das Factum der Gewalt, nicht durch irgend einen rechtlichen Akt der baierischen Herrschaft unterworfen waren, zur Rückkehr unter den Gehorsam ihres alten Fürstenhauses einzuladen. Wie dieses treue Volk dem kaiserlichen Aufrufe entsprochen, ist weltkundig und der Ruhm der Heldenthaten, den eine Schaar von Bauern, deren mächtigste Waffe ihr frommer Glaube war, in jenem Kampfe verrichtet, wird unvergänglich in der Geschichte glänzen. Auch im Herzen von Oesterreich selbst hatte Napoleons Kriegsglück eine gefährliche Probe zu bestehen und hätte die Vorsehung nicht andere Wege zur Rettung von Deutschland bestimmt gehabt, so wäre nach der Schlacht von Aspern das französische Heer sammt seinem kühnen Führer rettungslos verloren gewesen. Dieses glorreiche Gefecht und die unglückliche, aber ruhmvolle Schlacht bei Wagram retteten wenigstens die Ehre der deutschen Waffen und blieben nicht ohne Einfluß auf den Frieden, den Oesterreichs Beherrscher in einem Augenblicke schloß, wo die Macht, welche ihm troz aller Unfälle geblieben war, noch ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale legen konnte. De-

sterreichs Existenz war gerettet und immer stand es noch mit 19 bis 20 Millionen Unterthanen als eine Macht aufrecht, die unter günstigern Verhältnissen das Schicksal Europa's entscheiden konnte. — Vier Kriege für die Befreiung des Erdtheils hatte der Kaiser Franz bereits mit einem Muthe und einer Ausdauer im Unglück geführt, denen der Eroberer in keinem andern europäischen Lande begegnet war. Er hatte seiner Pflicht, für die Selbstständigkeit Deutschlands und seines eigenen Landes mit den Waffen zu kämpfen und um diesen Preis auch die schwersten Opfer nicht zu scheuen, mehr als genug gethan; fortan gebot die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung einen andern Gang der Politik. — Die Vorsehung fügte es, daß Napoleon kurz darauf selbst den Weg bezeichnete, welchen Oesterreich fortan zu gehen hatte, um sich vor völliger Vernichtung zu schützen. Napoleon benutzte die kirchliche Ungültigkeit seiner ersten Ehe, um diese zu lösen und eine Tochter des Kaisers von Oesterreich zur Gemahlin zu begehren; die Lage Oesterreichs gestattete keine Wahl, der Widerstand gegen die Uebermacht war unlängst vergebens versucht, das eherne Gesetz der Nothwendigkeit gebot die Verbindung, die am 11. März 1810 geschlossen ward. Napoleon stand durch diese Verbindung auf der Sonnenhöhe seines Glücks. — Vom Papste als Kaiser von Frankreich gesalbt, jetzt mit einem der ältesten Fürstenhäuser der Christenheit verschwägert, von allen europäischen Mächten, mit Ausnahme Englands, anerkannt, schien nichts mehr der vollen Rechtmäßigkeit des neuen Thrones abzugehen und Viele gaben auf's Neue der Hoffnung Raum, Napoleon werde jetzt, auch der That nach in den Kreis der legitimen Fürsten tretend, auf die Erhaltung seiner großen Macht bedacht sein und sie fortan zum Heile der europäischen Menschheit anwenden. Die Erzherzogin von Oesterreich, so hofften insbesondere viele Deutsche, werde auf dem Kaiserthrone von Frankreich eine Fürbitterin sein für ihr Volk und ihr Vaterland. Oesterreichs Beherrscher freilich konnte dieser Täuschung nicht Raum geben und mit blutendem Herzen sah er in der Vermählung einer geliebten Tochter mit dem Beherrscher Frankreichs nichts als ein unvermeidliches Opfer, das er der Ruhe seiner ermatteten Völker nach so schweren Kämpfen habe bringen müssen. „Schon sechs Monate nach dieser Vermählung," heißt es in dem Werke Montbel's über das Leben des Her-

zogs von Reichstädt, „schrieb ein Staatsmann von europäischer Berühmtheit an den Kaiser von Oesterreich:“ „„Ich habe mich nach Paris begeben, um Napoleon zu beobachten und um zu prüfen, ob seine Vermählung mit Marie Louise der Grenzstein seines Ehrgeizes oder lediglich ein Anfangspunkt neuer, riesenhafter Unternehmungen, ein neuer Stützpunkt seiner Plane zur Umwälzung Europa's gewesen sei. Nach langen Beobachtungen habe ich entdeckt, daß diese letztere Hypothese die wahre sei. Napoleon strebt augenscheinlich nach der Universalmonarchie. Er wird zunächst Rußland angreifen. Indem er seine Heere in dessen weite und entlegene Steppen führt, setzt er sie einem fast unvermeidlichen Untergange aus. Ist er Sieger, so werden Ew. Majestät im nächsten Jahre den Frieden von Europa vermitteln; wird er besiegt, so werden Sie in zwei Jahren in Paris den Frieden dictiren.““ — Napoleon that Alles, um den letzten Theil dieser Vorhersagung zu erfüllen. Der Kirchenstaat wurde von der beginnenden Universalmonarchie verschlungen; Holland, „eine bloße Emanation des französischen Reiches“, mit dem letztern vereinigt, ein großer Theil des nördlichen Deutschlands aus denselben Gründen der neuen Erwerbung hinzugefügt, der Schwager des Kaisers Alexander, der Herzog von Oldenburg, seines Landes beraubt. Durch letztere Gewaltthat und Rußlands Bestrebungen: sich dem Joche der französischen Handelssperre zu entziehen, wurde die Spannung mit dieser Macht herbeigeführt, welcher im Frühjahr 1812 der offene Ausbruch folgte. Oesterreichs Bestreben war bei dieser neuen Wendung der Verhältnisse in Europa, seinem oben bezeichneten Systeme gemäß, auf Erhaltung seiner Neutralität gerichtet. Die Schwierigkeit, eine solche zu erlangen, ward durch eine diplomatische Negociation beseitigt, deren glückliches Resultat fast ohne Beispiel ist und zum Beweise dienen kann, daß Oesterreich auch in dieser schwierigen Periode sich immer noch einen hohen Grad von Selbstständigkeit zu erhalten gewußt und aufrichtige Achtung und Anerkennung seiner friedfertigen und uneigennützigen Ansichten bei allen Parteien genoß. — Napoleon gewährleistete die Neutralität des österreischen Gebiets in dem bevorstehenden Kampfe und verschonte in Folge dieses Abkommens dasselbe mit allen Truppendurchmärschen und den sie begleitenden Lasten; dafür ließ der

Kaiser von Oesterreich ein Hülfscorps von 30,000 Mann zu dem großen französischen Heere stoßen. Dessen ungeachtet erkannte auch Rußland seinerseits dieselbe Neutralität ausdrücklich an und Oesterreich stellte zur Schützung derselben ein Heer an die Grenze von Gallizien. Der Weisheit des Kaisers, welcher dem Unvermeidlichen nur in so weit wich, als es unerläßlich war, im Uebrigen aber seine Kräfte auf den Zeitpunkt sparte, wo er als Vermittler des großen europäischen Friedens seine ihm gebührende Stellung einnehmen konnte, — wird die unparteiische Geschichte ihre Anerkennung nicht versagen. Dieser Zeitpunkt war näher, als die Welt es geahnet hatte. Nicht menschliche Klugheit hat den Gewaltherrn besiegt, der dem Rechte und der Wahrheit Hohn gesprochen, wie es niemals vor ihm ein Sterblicher im gottlosen Vertrauen auf seine eigene Kraft gewagt hatte; — die göttliche Rache hat sich an ihm auf unzweideutige Weise verherrlichen wollen, als daß sie menschlicher Dazwischenkunft sich hätte bedienen sollen. Auf den Eisfeldern in Rußland ging ein Heer zu Grunde, wie es die Welt seit Xerxes Zeiten nicht gesehen; Preußens Volk erhob sich auf den Ruf seines Königs mit einer Kraft und Begeisterung, welche die Schmach und das Unheil der letzten Jahrhunderte unserer Zeit glorreich aus dem Gedächtnisse der Völker verdrängte und im Herzen von Deutschland entspann sich der letzte entscheidende Kampf um Deutschlands Wiedergeburt oder Vernichtung. In dieser denkwürdigen Epoche hat sich die Sinnesart des Kaisers Franz in einer Weise bewährt, die seinem Gedächtniß bei allen Deutschen zum ewig dauernden Ruhme gereichen wird. — Schon im April des Jahrs 1813 hatte Napoleon eifrig um Oesterreichs Bundesgenossenschaft geworben, Schlesien sollte der Preis des erneuerten Beitritts zu seiner Sache sein. Wohl zitterten Viele in diesem Momente und fürchteten eine Entschließung des österreichischen Kabinets, die der Sache der Ehre und des Rechts den Todesstoß versetzt hätte. Sie erwogen das Unglück, welches frühere Bündnisse gegen Napoleon über Oesterreich gebracht; sie fürchteten, daß in dem Herzen des Kaisers das Andenken an die bittern Täuschungen fortleben werde, welche sein Vertrauen auf seine Bundesgenossen ihm bereitet hatte und sie brachten neben allen diesen Erwägungen das neue verwandtschaftliche Verhältniß und Napo-

leons Anerbietungen und Schmeicheleien in Anschlag. — In der That, nach den Grundsätzen derselben Politik, welche lange Zeit hindurch als Richtschnur des Verhaltens und Muster der ächten Staatsweisheit fast an allen europäischen Höfen gegolten hatte, konnte die Erneuerung eines Bündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich kaum einem Zweifel unterliegen. Der Charakter des Kaisers Franz hat alle diese Berechnungen und Besorgnisse Lügen gestraft; seine Staatskunst war nicht die des kleinlichen Eigennutzes oder der Rache für verjährtes Unrecht und Deutschlands Ehre und Wohlfahrt hat keinen Augenblick aufgehört, das Ziel seines Strebens zu sein. Aus diesem Grunde war er taub gegen Napoleons Anerbieten, während er andrerseits seinen Grundsätzen gemäß auch nicht zum Schwerte greifen wollte, ehe er alle Mittel des Friedens aufrichtig versucht. Ein Anerbieten an die kriegführenden Mächte: unter Oesterreichs bewaffneter Vermittelung über den Frieden zu verhandeln, verschaffte den Verbündeten, (die in zwei verlornen Schlachten zwar die Ehre ihrer Waffen gerettet, aber dem Feinde den Weg in das Innere Schlesiens nicht hatten versperren können) einen Waffenstillstand, in Folge dessen ein Friedenscongreß zu Prag stattfinden sollte. Als Napoleon hierbei auf die unzweideutigste Weise an den Tag legte, daß er den Frieden nicht wolle, als seine Bevollmächtigten erst spät an dem Orte der Verhandlung anlangten und er sie auch dann noch bis über den Termin hinaus, der als das peremtorische Ende des Waffenstillstandes festgesetzt war, ohne Instructionen ließ, — erfolgte am 11. August Oesterreichs Kriegserklärung an Frankreich und an demselben Morgen noch betraten in Folge telegraph. Zeichen die russisch-preußischen Heere den österreichischen Boden. Am 9. September ward die Quadrupelallianz zwischen Oesterreich, Rußland, England und Preußen unterzeichnet. — Napoleon hatte seit dem Beitritte Oesterreichs zur Allianz bis zu seinem Sturze die Hoffnung nicht aufgegeben, den Kaiser Franz zu einem Abfalle von seinen Verbündeten, zu einem Separatfrieden, oder wenigstens zu getrennten Verhandlungen bewegen zu können. Schon auf dem Schlachtfelde bei Leipzig entsendete er einen gefangenen österreichischen General in der Hoffnung an seinen kaiserlichen Schwiegervater, das gegen ihn aufsteigende Ungewitter noch durch rechtzeitige Theilung beschwören zu können. Noch mehr trat dieses

Bemühen bei den Friedensverhandlungen hervor, die im Monate Februar auf dem Congresse zu Chatillon begannen. Aber alle Anschläge dieser Art scheiterten an der eigenthümlichen Charakterfestigkeit des Kaisers Franz, der unverwandt den europäischen Zweck des Kriegs und nur diesen vor Augen hatte. Schon am 29. Januar hatte Fürst Metternich in einem offiziellen Erlasse erklärt: „Wenn eine schreckliche Verblendung den Kaiser Napoleon taub machen sollte gegen den einstimmigen Wunsch Europa's und seines Volks, so wird der Kaiser Franz das Schicksal seiner Tochter beweinen, ohne dessen Gang aufzuhalten." Dieser großartigen Gesinnung treu, hatte der Monarch am 1. März zu Chaumont einen neuen Vertrag mit Rußland, England und Preußen unterzeichnet, der die Bande der Freundschaft und der Wirksamkeit dieser Mächte für den gemeinschaftlichen großen Zweck auf's Neue befestigte und als wenige Wochen darauf Napoleons Herrschaft wirklich zusammenstürzte, zeigte es sich, daß der nahe liegende Gedanke: seinem Enkel den Thron von Frankreich zu sichern, über das Herz des Kaisers keine Gewalt zu üben im Stande war. Mit einer Seelengröße, die den entferntesten Zeiten Ehrfurcht und Bewunderung einflößen wird, half er selbst zur Wiedererrichtung des rechtmäßigen Thrones und seine kaiserliche Tochter kehrte aus einem Lande zurück, dessen Kaiserin sie niemals geworden wäre, wenn nicht der Wille ihres erhabenen Vaters der eisernen Nothwendigkeit hätte weichen müssen. Der Friede von Paris und der Wiener Congreß gab Oesterreich ungefähr denselben Länderumfang zurück, den es vor der Revolution besessen hatte; für seine alten Besitzungen in den Niederlanden, die es an den Fürsten von Oranien abtrat, erhielt es das Gebiet von Venedig, dessen republikanische Regierung sich in dem Kampfe mit Napoleon selbst das Todesurtheil gesprochen hatte. Dagegen hat der Kaiser, — trotz des begeisterten Zurufs, der aus vielen Theilen Deutschlands erscholl und der ihn zur Wiederaufnahme der alten Würde des Reichsoberhauptes einlud, — diese Krone nicht wieder auf sein Haupt gesetzt. Er hat in allen Stücken die Wahrheit dem Scheine vorgezogen und wie schmerzlich auch der Untergang der ehrwürdigsten Herrschaft in der Christenheit und der erhabensten politischen Idee, die jemals die Geschichte erzeugt, seinem Herzen sein mochte; dennoch hat er erkannt, daß die Verhältnisse der Zeit,

welche zu ändern in der Hand keines Sterblichen liegt, über das alte Reich der Deutschen für immer das Loos geworfen hatten. Die theokratische Grundlage dieses Reichs, in der die Seele und das Lebensprinzip desselben lag, war an dem Tage zerstört, wo es ein Corpus Catholicorum und ein Corpus Evangelicorum gab und die politische Bedeutung desselben als Staatskörper inmitten der Begriffe der neueren Zeit war dahin, wenn es sieben mächtige Könige zu seinen Mitgliedern zählen sollte, von denen vier auch über andere große Länder als souveräne Herren regierten. Zudem hatte die kurze, wenn gleich nur scheinbare Souveränetät der ehemaligen Reichsstände Begriffe in Umlauf gesetzt, denen gegenüber die alte Idee eines Kaisers und Herrn eine nie versiegende Quelle des Unfriedens und der Eifersucht gewesen wäre. — Der Kaiser Franz war zu sehr von jedwedem auf dunkeln Gefühlen beruhenden, unklaren Enthusiasmus entfernt, als daß er die wahrhaften Güter der Eintracht und des Friedens unter den Fürsten Deutschlands, der Wiederherstellung aller in dieser Zeit wirkungslos gewordener Namen und Formen hätte zum Opfer bringen sollen. Welche Bezeichnungen und Einrichtungen man auch für das wieder zu errichtende Reich gewählt haben möchte, immer wäre es der Sache nach ein Bund gewesen und diese Wesenheit der Sache, ohne die Hülle leerer Titel und das Gepränge einer bedeutungslos gewordenen Würde ehrlich auszusprechen, war den Verhältnissen eben so angemessen, als der Denkweise des Kaisers Franz. „Wie damals (als der Kaiser Franz nach der Leipziger Schlacht in die alte Wahlstadt der römischen Kaiser einzog) die Stimmung in Deutschland war,“ sagt ein neuerer Geschichtsschreiber, „erschien der begeisterten Menge die volle Herrlichkeit des alten Kaiserthums wieder geboren und kein Geschäft dringender, als die Krone der Deutschen neustrahlend vor die Angen der Völker zu stellen. Aber Der, welcher diese Krone getragen hatte, war nicht geneigt, sich ihre Dornen wieder um die Stirne zu drükken und die hochfliegenden Gedanken der Begeisterung brachen sich an der ernsten Erwägung, wie unvereinbar die Formen des deutschen Reichs dem Wesen des deutschen Staatenverbandes seit Jahrhunderten entgegen gestanden hatten und in welch' qualvoller Lage sich der belastete Träger einer machtlosen Majestät nach Erkaltung der Siegesfreude wiederfinden werde.“ Seit dem

Wiener Congresse war die Politik des Kaisers Franz, ihrem unveränderlichen Grundprinzip getreu, auf die Aufrechthaltung des Besitzstandes in Europa gerichtet, der durch die in dem großen Fürsten- und Ministerrathe zu Wien erfolgte Einwilligung aller Betheiligten ein rechtmäßiger geworden war. Aber noch vor der gänzlichen Beendigung der dortigen Verhandlungen war die Eintracht der Lenker des Geschickes von Europa durch Bonaparte's Wiedererscheinen auf der Weltbühne auf eine Probe gesetzt, — die, wenn die Hirten der Völker nicht aus den trüben Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit gelernt hätten, was diesem Geiste gegenüber Noth that, — ein neues, trauriges Verhängniß für die europäische Menschheit hätte werden müssen. Bonaparte, der auf seiner Insel von den Verschiedenheiten der Meinung gehört hatte, die in dem Rathe seiner Besieger sich geltend gemacht, gedachte durch einen kühnen Streich das Bündniß zu trennen, welches die Ursache seines Sturzes geworden war. Daß er wesentlich darauf gerechnet hatte, Oesterreich der gemeinsamen Sache abtrünnig machen zu können, ist durch viele Anzeichen und insbesondere durch seine kecke Vorhersagung: daß in wenigen Wochen der König von Rom und die Kaiserin Marie Louise wieder in Paris sein sollten, außer Zweifel gesetzt. Allein er hatte sich diesesmal wie früher verrechnet, weil er die sittliche Größe des Kaisers Franz nicht zu würdigen verstand. — Schon am 13. März 1815 erließ Oesterreich, im Verein mit den 7 andern Hauptmächten, welche den Frieden zu Paris unterzeichnet hatten, eine Achtserklärung gegen Bonaparte, der durch seine Entweichung von Elba und seinen Einfall in Frankreich sich jedes gesetzlichen Schutzes beraubt habe. Im Angesichte der Welt wurde ausgesprochen, daß mit ihm weder Friede, noch Waffenstillstand bestehen könne. Er sei daher von allen öffentlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen und als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten Preis gegeben, zu deren Vollziehung die Mächte dem König von Frankreich mit vereinten Kräften den nöthigen Beistand leisten würden." — Wenn gleich auch hierauf Bonaparte nicht alle Hoffnung aufgab und seine Versuche, mit dem Kabinete zu Wien in Unterhandlung zu treten, fortsetzte, so zeigte dennoch der Kaiser sehr bald durch die Vertreibung Murats der ganzen Welt, wie wenig die Adepten der Napoleonischen Staatskunst

seinen Charakter begriffen hatten. — Die nochmalige Besiegung Bonaparte's verschaffte den Völkern Europa's für immer Ruhe von dieser Geisel Gottes. — Aber bald lehrte die Erfahrung, daß in dem Militärdespotismus, der so lange auf der europäischen Welt gelastet, nur eine Form der Revolution, nicht das Wesen derselben überwunden sei. Napoleon's Prophezeihung, daß sein Fall das Zeichen zur Wiedererhebung des Jakobinismus sein werde, ging (so falsch auch die von ihm hieraus abgeleitete Folgerung auf die Nothwendigkeit seiner politischen Erhaltung sein mochte) buchstäblich in Erfüllung. Dem Kaiser Franz, der in so vielen Kriegen gegen das revolutionäre Princip gestritten, als es mit den Waffen in der Hand sich Bahn machen wollte, gebührt der Ruhm, den unversöhnlichen Feind des Glücks von Europa auch in dieser neuen Verkappung erkannt und die Gefahr, die dem Rechte und der Freiheit von dieser Seite her drohte, seit dem zweiten Pariser Frieden nicht aus dem Auge verloren zu haben. Oesterreich hat dadurch die Ehre erlangt, ein Schreckbild für die Phantasie aller Revolutionäre aller Länder zu werden. Und in der That ist nicht in Abrede zu stellen, daß Kaiser Franz seiner ganzen Denkweise nach, einer der bewußtesten Gegner des neuen Freithums gewesen, welches, mit veränderten Formen und Redensarten, nichts als eine Wiedergeburt derselben Ideen war, welche im Beginne seiner Regierung schon einmal Europa überschwemmt, dann aber ihren scheinbaren Untergang in dem Meere von Blut und Greueln gefunden hatten, welches es selbst auf die Erde herabgerufen. Das erste welthistorische Zeichen der wiederbeginnenden Macht des politischen Irrsinns in unserm Vaterlande war die Ermordung des russischen Staatsraths von Kotzebue durch einen der Jünger jener Ideen, welche durch eine Beimischung verkehrter religiöser Ansichten noch eine besonders widerwärtige Färbung erhalten hatten. Leider bedurfte es dieser blutigen Thatsache, um die Abneigung, mit der das österreichische Kabinet das demagogische Treiben in Deutschland seit dem Jahr 1816 betrachtet hatte, in den Augen selbst Vieler, die sich für Staatsmänner hielten, zu rechtfertigen. Der Kaiser erhielt die Nachricht von diesem Meuchelmorde in Neapel, wo er sich gerade auf seiner in jenem Jahre unternommenen Reise durch Italien befand und ertheilte sofort dem Fürsten Metternich den Auftrag, die Kabinetsminister

der deutschen Höfe zu einer Zusammenkunft nach Karlsbad einzuladen. Die für ganz Deutschland gültigen Beschlüsse, welche von diesem Orte den Namen führen, waren das Resultat dieser Konferenzen und der Erfolg hat bewiesen, wie weise und zeitgemäß der Rath Derer war, welche, unbeirrt durch alle Sophismen des Liberalismus, ein Uebermaß des Unheils für unser Vaterland prophezeiten, wenn den Lehren der Zerstörung und Umwälzung nicht in Zeiten ein Damm entgegen gesetzt werde. Wenige Monate darauf sollten noch wichtigere Ereignisse dem Kaiser Franz eine neue Gelegenheit verschaffen, die unwandelbare Festigkeit seines Entschlusses zu bethätigen: daß er, so viel an ihm liege, den theuer erkauften Rechtszustand Europa's nicht noch einmal durch die Revolution gefährden lassen wolle. — Der erste Sieg der spanischen Revolution von 1820 hatte seine unvermeidliche Wirkung auf die italienische Halbinsel nicht verfehlt. Ein aus einer weit verbreiteten Verschwörung hervorgegangener Militäraufstand im Königreiche Neapel und der Verrath eines Theiles der zu seiner Unterdrückung abgesendeten Truppen hatte dort eine Revolution herbeigeführt, in Folge deren der König Ferdinand gezwungen ward, die spanische Constitution von 1812 zu beschwören und dies zu einer Zeit, wo erweislich im Königreiche beider Sicilien noch kein einziges Exemplar derselben vorhanden war. — Was sich von der weitern Verbreitung dieses Geistes für Italien, für Frankreich, für Deutschland, ja für ganz Europa erwarten ließ, darüber konnte unter denen, die gegen die Revolution keine Verpflichtungen übernommen hatten, kein Zweifel bestehen. In Folge dieser nahe liegenden Ueberzeugung versammelten sich demnach im Oct. 1820 die Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen mit ihren Kabineten und den Repräsentanten von Frankreich und Großbritannien zu Troppau, von wo der Congreß im Januar 1821 nach Laybach verlegt ward. Der König von Neapel wurde eingeladen, sich zu den versammelten Monarchen zu begeben und folgte dieser Aufforderung. — Der Ausgang des neapolitanischen Krieges ist bekannt. Die Ereignisse rechtfertigten im vollsten Maße die Behauptung des damals veröffentlichten österreichischen Manifestes: daß die gesammte Revolution jenes Landes das Werk einer im Verhältniß zur Gesammtzahl der Bevölkerung unbedeutenden politisch-religiösen Sekte sei, die des Muthes, der Kraft

und der Einsicht zum ernsten Widerstand völlig entbehre; eben jene Ereignisse lehren aufs Neue, daß die Revolution nur Denen furchtbar sei, welche die Kraft, die in der gerechten Sache liegt, in eben demselben Maße gering anschlagen, als sie die Macht des schlechten Prinzips zu überschätzen gewohnt sind. Dieselbe Lehre war das Ergebniß der Empörung in Savoyen und Piemont. Auch hier ging die Revolution ruhmlos unter, als ein österreichischer Heerhaufe mit den ihrem Könige treu gebliebenen Truppen gemeine Sache machte und die Rebellen zur schimpflichen und übereilten Flucht nöthigte. Ohne Schwertstreich fiel die Festung Alessandria, ein Hauptstützpunkt der Empörung, in die Hände der Oesterreicher, die den Platz von seiner Besatzung verlassen fanden. „Der General", sagt der österreichische Kriegsbericht, „schickte alsbald einige Detaschements gegen Novi, um die Flüchtlinge aufzugreifen; doch es war vergebens, man konnte keinen erreichen. Man fand das Innere der Citadelle in dem Zustande eines Hauses, dessen Besitzer beim Herannahen einer dringenden Gefahr entflohen ist, alle seine Geräthschaften und alle andere Gegenstände an ihrem Platze lassend, ohne etwas mit sich fortzunehmen." Die Wiedereinsetzung der rechtmäßigen Regierungen in Neapel wie in Piemont, war das natürliche Ergebniß dieser Ereignisse und als auch in Spanien das Reich der Cortez durch den Feldzug von 1823 ein rasches Ende erreichte, schien Allen, welche sich in ihrer Beobachtung auf der Oberfläche der Erscheinungen hielten, die Ruhe von Europa auf Jahrhunderte hinaus gesichert und die Revolution für immer verbannt. — Oesterreichs Beherrscher hat auch in dieser, in manchem Betracht nicht eben erfreulichen Periode, die dem spanischen Feldzuge folgte, seine alte Denkweise nie verleugnet. Bei Manchen schlug jetzt die Siegesfreude über die Niederlagen, welche die bewaffnete Empörung in so vielen Ländern erlitten, in die heiterste Sorglosigkeit um; Einige mochten sogar dem Gedanken nicht fremd bleiben, daß die Ideen der Revolution in einem gewissen bescheidenen Maße und unter anständigen Formen ein mächtiger Hebel und Stützpunkt der Gewalt sein könnten. Gedanken dieser Art sind niemals in die Seele des Kaisers Franz gekommen und wie bitter auch die Gegner seines politischen Systems dasselbe anfeinden mochten, den Vorwurf der geheimen Buhlschaft mit dem revolutionären Zeitgeiste hat

genblick erfreut. — Dies ist das Bild der politischen Gesinnung und Thätigkeit des Kaisers Franz, insofern dieselbe vom tiefgreifenden Einflusse auf die Angelegenheiten von ganz Europa war. — Unter den neuen Staatseinrichtungen, welche Franz während seiner Regierung getroffen hat, sind hier vorzüglich zu erwähnen: der Kriminalkodex Franz I., vom J. 1804; das Gesetzbuch Franz I., vom J. 1811; die Stiftung des Leopoldsordens von 3 Klassen, im J. 1808; das Civilehrenkreuz für die Jahre 1813 und 1814 und das Militärehrenzeichen; die Erneuerung des Ordens der eisernen Krone von 3 Klassen, im J. 1815; die Konstitutionsurkunde für Tyrol vom 24. März 1816 und diejenige für das lombardisch-venetianische Königreich vom 24. April 1815; endlich die Errichtung einer höhern theologischen Lehranstalt zu Wien für beide protestantische Konfessionen im J. 1820. — Er gehörte zu den stark organisirten Körpern, bei welchen der Schein trügt. Der Verewigte ertrug die angestrengtesten Fatiguen; er befand sich eigentlich nie besser, als während derselben und der Leichenbefund hat den unzweideutigsten Beweis für eine kräftige Organisation geliefert. Kein vorangegangenes Symptom hatte die Krankheit vor ihrer schnellen und categorischen Invasion verkündet. Noch am Morgen seiner Erkrankung hatte der Kaiser nach gewohnter Weise seine Tagesordnung um 7 Uhr frühe begonnen, als ihn mitten im Arbeiten gegen 10 Uhr Stiche in der Brust beunruhigten. Ueberzeugt, daß sie nichts zu bedeuten hatten, unterbrach er die Arbeit nicht eher, als bis ihn ein bedeutendes Uebelbefinden den Arzt herbeizurufen nöthigte. Um 8 Uhr Nachmittags mußte ihm bereits zur Ader gelassen werden und das Blut zeigte eine heftige Entzündung an. Am dritten Tage schien das Uebel gebrochen; aber bald erhob es sich wieder und die Aerzte begannen einen unglücklichen Ausgang zu ahnen. Während der Krankheit, welche den Kopf nicht einen Augenblick ergriff, lieferte der Kaiser die merkwürdigsten Beweise, was die Kraft des Geistes und des Gemüths über den Körper vermöge. Er, der stets regierte, hat vielleicht nie mehr und kräftiger als in den Tagen des Ueberganges vom Leben zum Tode regiert. Stets mit den Sorgen seines ihm von Gott verliehenen kaiserlichen Amtes beschäftigt, dachte er nicht an sich selbst. In der merkwürdigen Nacht vom 27. auf den 28. Februar, mitten in einer

Steigerung der Krankheit, welche einen weniger kräftigen Geist zur vollsten Abspannung herabgedrückt haben würde, arbeitete der Monarch während voller 4 Stunden; theils schrieb er selbst mit der Bleifeder, theils dictirte er seinen letzten Willen. Die Verlassenschaft seines Privatvermögens, welches kaum diesen Namen verdient, besteht aus einigen von ihm acquirirten Herrschaften in Oesterreich und aus Kapitalien, welche durch seine Neigung zur Wohlthätigkeit meist in uneinbringliche Schuldposten umgewandelt wurden. Nie hat ein Regent eine strengere Linie zwischen dem Kron- und Staatsvermögen und seinem Privatvermögen gezogen. Dort, wo er Wohlthaten dem Staate nicht zur Last schreiben wollte, half er freigebig mit seinen Privatmitteln aus. Alles, was Gerüchte von aufgehäuften Schätzen sagen, ist eine Erdichtung. — Das Leben des verewigten Kaisers war das eines angestrengten Geschäftsmannes. Er arbeitete in der Regel von 7 Uhr früh bis zur Stunde seines Mittagsmahles, gegen 2 Uhr. Von 4 bis 7 Uhr saß er wieder an seinem Schreibtische und dann brachte er zur Erholung 1 oder 2 Stunden in dem deutschen Schauspiele zu. Um 10 Uhr war er meist schon zu Bette. Dieses einfache und thätige Leben unterbrach er an den öffentlichen Audienztagen, an denen er von 6 Uhr früh oft bis 2 Uhr Nachmittags — also während voller acht Stunden — Alle, die sich bei ihm melden ließen, vorließ, ihre Gesuche annahm, Bitten anhörte und Jedem die freieste Sprache erlaubte. Mit Jedem sprach er in dem gebührenden, mit Allen im verständlichen Tone; man konnte ihm ungeahndet Alles sagen, nur durfte es nicht Verläumdung oder Lüge sein. Die erstere wußte er stets aufzudecken und zu ahnden, die zweite verzieh er nie. Schmeicheleien verachtete er und ließ dies stets so deutlich merken, daß kein Mißverständniß und keine Wiederholung möglich war. Im schönsten Sinne des Wortes war Kaiser Franz der Vater seines Volks, sowie er der Vater seiner Familie war. Unter allen Gefühlen war bei ihm das väterliche stets das am meisten vorherrschende und durchgreifende. Daß Wiener Bürgerfamilien sich in rein persönlichen Angelegenheiten (in einem bestimmten Falle fragten z. B. die Eltern an: ob sie die Heirath ihrer Tochter mit einem jungen Handwerker zugeben sollten oder nicht), ohne alle Nebenabsicht, blos um guten Rath an den Kaiser gewendet und solchen wirklich,

wie von einem Beichtvater oder alten Hausfreunde, empfangen haben, ist Thatsache und war weder in den Augen des Monarchen, noch der Unterthanen etwas Außerordentliches. Der schon bekannte, völlig wahre Vorfall, wie der Kaiser auf einem Spaziergange bei Schönbrunn zur Cholerazeit vier Todtengräbern mit einem Sarge begegnete, dem Niemand folgte und nun dem Todten das Geleite zu seiner letzten Ruhestätte gab: „damit doch Jemand mitgehe und ein Vaterunser bete“ — ist nicht blos ein Zeugniß für die Gutherzigkeit des mächtigen Herrschers, es liegt darin auch zugleich der Ausdruck der Art und Weise, wie er sich sein persönliches Verhältniß zu seinen Unterthanen dachte. Der Bettler, der begraben wurde, war auch einer von „seinen Leuten“, wie der Kaiser zu sagen pflegte und dies gab ihm ein Recht auf die kaiserliche Liebe, von der ihn auch der Tod nicht hatte scheiden können. Ohne die feierliche Repräsentation zu lieben, wußte er sich ihr mit Leichtigkeit, wo es nothwendig war, zu unterwerfen. An einem der glänzendsten Höfe von Europa erschien das Haupt der Familie schlicht, doch ehrfurchtgebietend, so daß jeder, der ihn nie sah, in ihm den Kaiser, noch mehr aber den ersten Bürger, den ersten Landwirth seines Reichs erkannte. Ohne die Ziererei fürstlicher Herablassung mischte er sich gern, wo es die Gelegenheit mit sich brachte, unter seine Unterthanen, gefiel sich als Bürger seiner Hauptstadt, dem Letzten der Mitbürger auszuweichen, oder in der Reihe der Spazierenfahrenden nachzufolgen, wo es die Ordnung der Stadt vorschrieb, wie es überhaupt seine herzlichste Freude war, sich dem Gesetz bis auf die letzte polizeiliche Vorschrift hinab zu unterwerfen. — Auf seinen Reisen und Feldzügen führte er, wo es anging, ein bedeutendes Gefolge mit sich. Es war nicht Luxus, wie es auf den ersten Anblick scheinen mochte, es war das Bedürfniß, ein Hauswesen, eine Familie der Seinigen um sich zu haben, für die er, bis auf die kleinsten Bedürfnisse hinab, sorgte. Allenthalben, wo er sich auch befinden mochte, stand jedem Bittenden der Zutritt zu ihm offen. Vertraut mit den verschiedenen Landessprachen seiner Monarchie, liebte er die deutsche vor allen andern, auch vor der italienischen, seiner zweiten Muttersprache. Er sprach sie mit Vorliebe in dem Dialekt seiner Gebirge und seiner Hauptstadt, in den eigenthümlichen Tönen und Wendungen, welche ihm den Charakter des

Volks und dem Volke seinen Kaiser immer gegenwärtig erhielten. Andrerseits schrieb und dictirte er die deutsche Sprache mit einer seltenen Korrektheit, Deutlichkeit, Kürze und Präcision, während er jeden Verstoß gegen die Reinheit der Sprache in den Berichten seiner Behörden bemerkte und rügte. — Als Regent war er ein strenger Mann des Rechtes und der Wahlspruch, den er bei seiner Thronbesteigung annahm — Justitia regnorum fundamentum — war der lebendige Ausdruck seines Herzens. Seine milden Gefühle legte er stets auf die Wage der Gerechtigkeit und nur wenn die Zunge der Wage in der Mitte stand, war er im Gewissen beruhigt. In dieser Beziehung hatte er oft harte Kämpfe mit seinem Herzen zu bestehen, welches weich und fast möchte man sagen, sein langes Leben hindurch jugendlich blieb. Streng im Urtheile über sich, eben so streng in seinen Sitten, war er stets der Erste, die Schwäche Anderer zu entschuldigen. Religiös und zugleich wahrhaft tolerant, war er von jeder Art von Schwärmerei, von jedem unklaren Enthusiasmus weit entfernt. Wo eigene Pflichten und fremde Rechte im offenen Widerstreite vor ihm lagen und er dann zu entscheiden hatte, schrieb er sich bei dieser Berechnung stets die Pflicht zur Last und dem Andern das Recht zu Gute. Sein Charakter, in dem unzerstörbarer Gleichmuth ein Hauptzug war, ließ den Anwandlungen des Gefühls, welche man durch Launen oder Humor zu bezeichnen pflegt, keinen Spielraum. Alle diejenigen, welche in täglicher Berührung mit ihm standen, können kein Beispiel einer sichtbaren Laune aufweisen und dort, wo ihn manche Dinge besonders ergriffen, konnte man sicher sein, daß er stets die Regel treu befolgte, die er so oft aussprach: „darüber müsse man schlafen.“ — Der Kaiser Franz hatte strenge und sehr umfassende Studien gemacht und die Natur hatte ihm ausgezeichnete Fähigkeiten des Geistes, zugleich mit einem seltenen Gedächtniß verliehen. Er kannte als tüchtiger Jurist vom Fach alle Theile der so verschiedenartigen Gesetzgebungen seines weiten Reichs, er kannte alle Verwaltungszweige, wie sie die tauglichsten Beamten gewöhnlich nur einzeln nennen. Eben so kannte er die Individuen. Man konnte ihm im eigentlichen Sinne des Wortes niemand nennen, ohne daß er gewußt hätte, welche seine Dienstlaufbahn war und wenn er diese einem Urtheil unterwerfen mußte, so war dasselbe stets mild. Sich irren, sagte

der Kaiser oft, ist menschlich; betrügen wollen, sündhaft. Auch verzieh er leicht, was noch auf dem Gebiete des Irrthums stand; geflissentlichen Betrug hat er nie vergeben und Schmeichelei stets als einen Versuch zum Betruge bezeichnet. Er, der unfähig war, ein Wort zu sagen, das nicht seinen wahren Gedanken kund gab, hatte Mühe zu begreifen, daß man anders handeln könne. Dem Begriffe des Verdienstes steckte er stets enge Grenzen und er trennte denselben schwer von der erfüllten Pflicht; diese hingegen war er stets bereit des Lohnes würdig zu erklären. Ein vorgreifender Zug seines Charakters war die Treue. Von dieser großen Eigenschaft gab er tägliche Beweise. Während seiner langen Regentenlaufbahn hatte häufig Glück und Unglück gewechselt und viele Regierungsmaßregeln oder specielle Schritte in der Verwaltung, denen die reinste Absicht des Monarchen zum Grunde lag, hatten dieser entsprochen oder waren mißlungen. Im ersten Falle war er stets geneigt, das Verdienst des Gelingens denen zuzuschreiben, welche ihm Rath ertheilten und dies selbst dann, wenn die Diener nur Werkzeuge seines eigenen Willens gewesen waren; im zweiten Falle nahm er stets die Bürde des Mißlingens auf sich; „ich hätte es nicht thun sollen," war dann sein gewöhnlicher Ausspruch. — In manche wissenschaftliche Fächer eingeweiht, hatte der Kaiser eine besondere Vorliebe für naturhistorische und gemeinnützliche technische Gegenstände. Wie großartige Schöpfungen derselbe in dieser Beziehung nicht allein in dieser Hauptstadt, sondern in allen entfernteren Theilen des Reichs ins Leben rief, ist bekannt. Seine Erholung von Staatsgeschäften suchte er vorzugsweise in der Beschäftigung mit solchen Gegenständen und es gibt manche Fächer derselben, in denen er füglich den Lehrstuhl hätte besteigen können. — Einen nicht unbedeutenden Theil des Tages brachte der Kaiser in seiner Privatbibliothek zu, die von der größern öffentl. kaiserl. Bibliothek in der Burg getrennt, nur für seinen Privatgebrauch bestimmt, aber so zahlreich war, daß man die Zahl der Bände auf 30 — 40,000 anzuschlagen pflegte. Diese schöne Sammlung stieß unmittelbar an die Wohnzimmer des Kaisers und er pflegte des Morgens, bevor die eigentlichen Staatsgeschäfte begannen, sowie in der Zwischenzeit, gewöhnlich einige Stunden in derselben zu verweilen. Sie bestand namentlich aus Werken über die Lieblingswissenschaften

des Kaisers, die Naturgeschichte und die Botanik und kann in dieser Hinsicht vielleicht zu der reichsten in Europa gezählt werden. Der häufige Aufenthalt des Kaisers in dieser Bibliothek war die Ursache, daß sie nur selten von Fremden besichtigt werden konnte. So war auch ein Lieblingsaufenthalt des Kaisers der unmittelbar in der Nähe der Burg, nicht weit von seinen Wohnzimmern bestehende, schöngepflegte und mit Treibhäusern versehene Garten, wo er zu seiner Erholung in seinen wenigen Mußestunden sich mit Gartenarbeit beschäftigte und durch sein Incognito zu sehr eigenthümlichen Vorfällen Anlaß gab.

* 73. Johann Friedrich Christian Thilo,

Prediger zu Seehausen im Magdeburgischen;

geboren d. 22. Aug. 1765, gest. d. 2. März 1835.

Thilo wurde zu Schwanebeck bei Halberstadt geboren, wo sein Vater, Benjamin Thilo (ein Nachkomme des Kirchenliederdichters Valentin Thilo), ehe derselbe als Prediger nach Seehausen berufen, von 1759 — 1774 das geistliche Amt verwaltete. Seine Mutter, Marie Friederike, geborne Bernhardi, die daselbst den 12. Sept. 1813 verstarb, war die Tochter des ehrwürdigen Predigers Joh. Dietrich Bernhardi, des Vorgängers seines Vaters und dessen Enkel, der 1819 verstorbene, als Sprachforscher bekannte Professor Bernhardi zu Berlin war. Den ersten Schulunterricht genoß er in Seehausen bei dem damaligen Rector Joh. Chr. Niemann, welcher noch als Jubilar dem Pfarramte zu Klein-Wanzleben mit fast jugendlicher Kraft vorsteht. Seit 1778 auf dem Waisenhause in Halle vorgebildet, waren auf der Hochschule daselbst von 1784 — 87 besonders Nösselt, Knapp und Semler seine Lehrer. Nachdem er seine Studien vollendet, war er mehrere Jahre Hauslehrer, zuerst in Hornhausen bei dem Oberamtmann Braunbehrends, dann später in Gr. Oschersleben bei dem Oberamtmann Meier. Im Jahr 1794, den 29. Sept. wurde er als Rector der Schule zu Seehausen eingeführt, welchem Amte er mit ruhmwürdiger Treue und großem Segen vorstand. Auf den Wunsch und das Ansuchen der Gemeinde wurde er den 28. Oct. 1798 Adjunctus seines Vaters im Predigtamte, wo er durch den Abt und Konsistorialrath Siblwe eingeführt wurde. Ueber 8 Jahre verwaltete er mit seinem Vater das

Pfarramt gemeinschaftlich und nach dessen am 20. März 1807 erfolgtem Ableben stand er demselben über 28 Jahre und gerade ein volles Jahrhundert mit seinem Großvater, der 1735 zu Seehausen anzog und mit seinem Vater vor. Noch am Neujahrstage 1835 predigte er kraftvoll. In den Tagen darauf erkrankte er am Schleimfieber, vollzog noch am 11. Januar in seiner Pfarrwohnung die eheliche Einsegnung eines Brautpaares, welches gern von ihm getraut sein wollte und wurde noch kurz vor seinem Scheiden durch den Besuch seiner theuersten Freunde, des Predigers Niemann zu Kl. Wanzleben, der sein Beichtvater, wie früher sein Lehrer war, des Superintendenten Quenstedt zu Bornstedt, seines bewährten Jugendfreundes Blümler, Prediger in Eggenstedt und des Jubelgreises Hähne, Prediger in Drupberg, wahrhaft erfreut. Am Tage vor seinem Tode äußerte er, daß die zehnte Stunde seine Todesstunde sein würde. Sein Ausspruch ging in Erfüllung: er starb am oben genannten Tage Abends 10 Uhr. Schon sprachlos, ertheilte er seinem Sohne noch den Segen. Den Entschlafenen überleben die tiefgebeugte Witwe, Wilhelmine, geb. Bernhardi, eine Tochter des verst. Oberpredigers zu Löbejün, J. Fr. Bernhardi, mit der er sich am 11. Dec. 1804 verband und 2 Kinder, ein Sohn und eine Tochter. Von seinen Geschwistern überleben ihn noch ein Bruder, Ludw. Thilo, Professor an der Hochschule zu Breslau und 2 verheirathete Schwestern. — Unvergeßlich bleibt er als treuer, unermüdlich fleißiger Prediger, der in gewissenhafter Amtsführung als ein Muster aufgestellt zu werden verdient; unvergeßlich als herzlicher Redner, dessen Worte von Herzen kommend, auch zu Herzen gingen und Zeuge davon ist der wahrhaft kirchliche Sinn der Gemeinde zu Seehausen; unvergeßlich als treuer Seelsorger, der auch, um gottesfürchtigen Sinn in die Wohnungen zu bringen, selbst die ärmsten Hütten nicht unbesucht ließ und selbst Freund der häuslichen Freuden, war es ihm Erholung, im Winter unverhofft die Spinnerinnen freudigst zu überraschen und verscheuchte dann durch seine Gegenwart nicht die stille Heiterkeit, sondern förderte sie, indem er gern den frohen Gesang liebte und dazu ermunterte. Als ein wahrer Kinderfreund verweilte er gern an der Stätte der Bildung der Kinder, in der Schule unter den Kindern, die er durch Wort und That erfreute und ihnen als gemüthlicher Dichter manchen

schöne Lieder sang, die das Gemüth der Kinder ansprechend, gern in den Schulen zu Seehausen, Sommerschenburg, Haldensleben rc. gesungen werden. Er war ein Wohlthäter der Armen, denen er im Verborgenen reichlich spendete und wußte zu rechter Zeit zu helfen; in Noth und Kummer stand er den Bedrängten zur Seite und seine Trostsprüche zerstreuten die Falten des Kummers und der Sorgen. Mit allen diesen Eigenschaften verband er die liebenswürdigste Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit und die echte christliche Demuth. —

* 74. Friedrich Wilh. Carl Wisselinck,

Superintendent der reformirten Gemeinden von Westpreußen und des ostpreuß. Oberlandes, Consistorialassessor u. Prediger d. evangelisch-reformirten Kirche in Elbing;

geb. am 6. März 1772, gest. den 2. März 1835.

Er war zu Salzwedel in der Altmark geboren, wo sein Vater Doctor der Medicin und Regimentsarzt war. Seine schulwissenschaftliche Vorbildung erhielt er in seiner Vaterstadt und widmete sich mit großer Liebe und regem Eifer den Wissenschaften. Die ersten Jugendjahre verflossen ihm unter dem Schutz der trefflichsten Eltern und im zahlreichen Kreise der Geschwister in ungetrübter Fröhlichkeit. Schon früh entwickelte sich in dem Herzen des Kindes die bestimmte Neigung zum theologischen Studium, welcher später auch der Jüngling treu blieb, so sehr es sonst der Wunsch des Vaters war, ihn für sein Fach zu gewinnen. Nachdem er dessen Hintritt (1788) aufs Schmerzlichste beweint hatte, bezog er im J. 1792 die Universität zu Halle und widmete sich hier bis zum Jahr 1795 ununterbrochen und mit seltener Liebe und Ausdauer den theologischen und pädagogischen Wissenschaften. Sein von Natur kindlich heitrer Geist fand hier zugleich in Halle's freundlichen Umgebungen Nahrung und Genuß in den ihn ganz besonders erhebenden und entzückenden Schönheiten der Natur und da das Reisen eine seiner ganz besondern Lieblingsneigungen war, so wandte er die Ferienzeit öfters dazu an und besuchte den Harz, Dresden, Berlin, Naumburg u. s. w. Nach beendigtem Studium war er weniger darauf bedacht, das eigentliche Ziel seines Studiums zu erreichen, als vielmehr in der Pädagogik sich praktisch weiter auszubilden. Gern folgte er daher der Einladung

als Jugendlehrer in das Haus des Präsidenten v. Voß zu Stendal, setzte ein Jahr darauf diese ihn beglückende Thätigkeit im Haus des Reichsgrafen von Schönaich-Carolath zu Saffran in Schlesien fort, wo ihm im Kreise dieser trefflichen Familie und in Schlesiens schönen Gefilden 6 der glücklichsten Jahre verflossen und auch, nachdem er noch ein Jahr lang bei dem Sohne des Landraths von Hertefeld zu Boetzelaer (Butzlar) jenseit des Rheins in gleicher Funktion gestanden hatte, sollte er noch nicht das Ziel seines Berufes erringen, sondern trat nochmals als Lehrer in das Haus des Reichsgrafen v. Dönhoff zu Dönhoffstädt in Berlin, wo er 2 Jahre hindurch sein Erziehungsgeschäft mit der gewissenhaftesten Treue verwaltete und sich im Herzen dieser hohen edlen Familie ein unauslöschliches Denkmal stiftete, welches ihm bis zum Ende seines Lebens durch die schönsten Beweise des Wohlwollens beurkundet ward. Hier erging an ihn, nach 10jähriger sehr glücklicher pädagogischer Laufbahn, im J. 1805 der Ruf zum evangelisch-reformirten Prediger nach Elbing. 30 Jahre hindurch war er von dieser Zeit an ein freudiger, beredter Verkündiger der göttlichen Wahrheiten, ein treuer Seelsorger, ein leuchtendes Vorbild in Wort und That. Im Jahr 1806 den 29. September verband er sich ehelich mit Charlotte Therese Kluge, welche als Witwe mit 3 Söhnen und 3 Töchtern den unersetzlichen Verlust eines Gatten und Vaters beweinen, der es im reinsten und vollsten Sinne des Wortes gewesen ist, während 4 Kinder dem Vater in die Ewigkeit vorangegangen waren. Den 12. September 1807 erhielt er die Inspection über die reformirten Gemeinden in Westpreußen und dem Oberlande mit dem Charakter als Superintendent und 2 Jahre später ward er Mitglied des königl. Consistoriums von Preußen, mit dem Prädikat als Consistorialassessor. In diesem ausgedehnten Wirkungskreise wußte sich dennoch sein reger Geist nach seiner Neigung für das pädagogische Fach zum Besten seiner Nebenmenschen Bahn zu machen, indem er im Jahr 1808 eine höhere Töchterschule in Elbing gründete und dadurch einem tiefgefühlten Bedürfniß abhalf. Mit großer Liebe und der seltenen Gabe, durch Herablassung, Milde und sanften Ernst ein Freund der Kinder zu werden, stand er im Verein mit mehreren würdigen Männern 5 Jahre lang segensreich dieser Anstalt vor. Es darf nicht unerwähnt bleiben, wie er sich während dieser Zeit in den

Jahren des Kriegs als ein treuer Unterthan seines Königs und eifriger Diener des Staats bewies. Mit 84 jungen Mädchen, deren Lehrer er war, ward unaufhörlich an der Bekleidung der Vaterlandsvertheidiger gearbeitet. Ein allgemeiner Aufruf an das weibliche Geschlecht der Stadt zur Darbringung freiwilliger Opfer für das Vaterland verschafften ihm so viel Mittel, daß namentlich das 5. und 17. Landwehrbataillon, so wie mehrere Jünglinge nicht unansehnliche Unterstützungen erhielten. Religiöse Vorträge, die er zum Besten der vaterländischen Krieger herausgab, vermehrten den Gewinn und der Werth von mehr als 10,000 Thalern ist zu diesem patriotischen Zweck durch seine Hände gegangen. Doch kräftiger als Alles dies wirkte das lebendige Wort, das er als Lehrer der Religion furchtlos und ohne Unterlaß in jener Zeit verkündigte, wobei das Bewußtsein treu erfüllter Pflichten ihm der süßeste Lohn war und womit er auch standhaft das kostbarste Opfer, einen theuren Bruder, im Kampfe für das Vaterland fallen sah! Wie gesegnet und wirksam namentlich seine Kanzelvorträge auch zu anderer Zeit und an andern Orten waren, beweist unter andern auch deutlich die höchst bedeutende Geldsumme, welche aus dem Ertrag von zweien, von ihm zu Warschau während seiner Anwesenheit daselbst im Sommer 1821 in der dortigen reformirten Kirche gehaltenen und nachmals auf Verlangen gedruckten Predigten, zum Besten der dasigen Armen, gewonnen wurde. Ueberdies verband ihn auch seine amtliche Stellung zu jährlichen Geschäftsreisen nach Riesenburg, Marienwerder, Graudenz, Thorn, Pr. Holland, um den dortigen reformirten Gemeindegliedern das heilige Abendmahl zu ertheilen. Mit freudiger Gewissenhaftigeit erfüllte er alle diese Pflichten seines ausgedehnten Berufs; ganz besonders glücklich fühlte er sich aber im Schoße seiner Familie und widmete alle seine ihm noch übrige Zeit und Kraft der sorgfältigen Erziehung und dem Unterrichte seiner Kinder. Doch unter so vielen Geschäften fing seine Gesundheit an zu wanken und er mußte mit Ernst darauf Bedacht nehmen, sich für die Seinigen noch länger zu erhalten. Ein durch Mühe und Fleiß gesammeltes Vermögen setzte ihn in den Stand, im J. 1823 eine Erholungsreise mit den ältern Gliedern seiner Familie nach dem südlichen Deutschland und der Schweiz zu unternehmen, die ihm bei seiner hohen Liebe für die Natur und alles Schöne nicht

nur einen großen Genuß gewährte, sondern auch den Hauptzweck der Reise, die Wiederherstellung seiner Gesundheit, vollkommen erfüllte. Allein es schienen ihm die Kräfte nur deshalb wiedergegeben worden zu sein, um den härtesten Schlag, der je in Bezug auf seine äussere Lage ihn treffen konnte, ertragen zu sollen, denn noch nicht zurückgekehrt von seiner Reise, erfuhr er die erschütternde Nachricht, daß sein ganzes Vermögen, die Frucht jahrelanger Anstrengung, durch unglückliche Conjunkturen verloren gegangen sei. Nur das reine, große Vertrauen auf Gott vermochte ihn beim Anblick des zertrümmerten Gebäudes seines Wohlstandes aufrecht zu erhalten. Mit Standhaftigkeit und Ergebung ertrug er ohne Klage, als wahrer Christ dieses traurige Geschick und obgleich jetzt schon im vorgerückten Alter, wandte er doch alle Kräfte aufs Neue an, um für seine Kinder zu arbeiten; er übergab die auf der Reise gesammelten Erfahrungen zu diesem Zwecke dem Druck, übernahm außerdem im J. 1825 abermals das schwierige Geschäft, als Director der höhern Töchterschule vorzustehen und gab während dieser Zeit mehrere kleine Schriften: „Beleuchtung einiger Gegenstände des Schulwesens“ heraus; dennoch ward er in seinem uneigennützigen Streben vielseitig verkannt und sah sich zuletzt veranlaßt, nach mannichfachen trüben Erfahrungen, seiner Neigung für das Schulfach entsagend, im J. 1833 dies Geschäft aufzugeben. Auf wie mannichfaltige Weise ihn zu allen Zeiten seines Lebens das Interesse der Menschheit beschäftigte und wie rastlos er bemüht war, für das Wohl derselben zu arbeiten, hiervon geben besonders die zahlreichen Schriften des Vollendeten der Welt Zeugniß, unter welchen folgende die bedeutendsten sind: Morgenstunden eines Vaters mit seinen Kindern, eine Einleitung zum Unterricht in der Religion f. die häusliche Erziehung. Glogau 1800—03, 2 Bde. — Seelenlehre f. Kinder einer guten Erziehung, nach d. einfachsten u. faßlichsten Grundsätzen entwickelt, mit steter Hinsicht auf die Thierwelt. 2 Bde. Königsberg 1804. — Christliche Religions- u. Sittenlehre f. Katechumenen. Elbing 1810. — Religiöse Vorträge, in d. Jahren 1812 und 13 gehalten, z. Besten vaterländ. Krieger. Berl. 1814. — Materialien zur Bildung einer guten Schreibart für erwachsene Töchter des gebildeten Standes. 2 Bde. Berlin 1815—17. — Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von Elbing in Preußen nach der Schweiz. 3 Bde.

Elbing 1825—26. — Beleuchtung einiger Gegenstände d. Schulwesens. Elbing 1827—28. — Jetzt in ruhiger Stille, allein seinem Amte und seiner Familie lebend, hoffte er die übrigen Lebensjahre im Kreise der Seinigen als treuer Diener der Kirche in Heiterkeit zu verleben und einst in seinen Kindern die Früchte rastloser Mühe und Thätigkeit zu ernten. Doch der Wille des Höchsten hatte es anders beschlossen. Mitten in seiner Laufbahn rief ihn der Herr zum bessern Leben hinauf. — Unvergeßlich bleibt dieser reich begabte Lehrer, der das Wort der ewigen Wahrheit so hell erkannte und mit beredter Zunge, mit freundlichen Lippen aus vollem Herzen sie stets verkündete. Unvergeßlich der treue Hirte, der so viele Hunderte, Tausende zur Gerechtigkeit wies, die nun an seinem Grabe mit Thränen und dort vor Gottes Thron mit Freuden es ihm danken, daß er ihnen den Weg des Heils in Christo dem Herrn mit sanft überzeugender Rede gelehrt hat. Unvergeßlich der würdige Vorgesetzte, der das Unwesentliche stets vom Wesentlichen scheidend, das Gute förderte mit väterlicher Hand, mit edlem, wohlwollenden, Alle mit Freundesliebe umfassenden Gemüthe. Treu und gewissenhaft in den verschiedenen Aemtern seines Berufs, haßte er alle falschen Wege und wiewohl sein Leben nicht ohne viele Kämpfe war, indem er für den einmal als richtig erkannten, richtig gewandelten Weg treffend die Waffen des Geistes zu führen verstand, so war doch sein ganzes Herz voll Milde, Freundlichkeit und Liebe, das keinem wehe thun, geschweige beleidigen konnte und wo es das Schwerdt des Geistes führte, doch nimmer die Person, immer nur die Sache ins Auge faßte. — Was aber die Seinigen verloren mit ihm — zu zart ist dies stille häusliche Heiligthum! Schweigen gebietend ihr Schmerz. — Sie beweinen in ihm den treusten, liebevollsten, einen seltenen Gatten und Vater. — Die Kirche verlor einen eifrigen Diener und zugleich eine kräftige Stütze, die Gemeine einen treuen Seelsorger, einen väterlichen Rathgeber und verdienstvollen Freund, namentlich verdankt die reformirte Gemeine in Elbing dem Verewigten auch die Gründung ihres gegenwärtigen schönen Gotteshauses, der Staat einen rechtschaffenen Bürger und Unterthan. — Ein kindlich heiterer Sinn, ungeheuchelte Frömmigkeit, freudige Pflichterfüllung, seltene Lehr- und Kanzelgaben, stille häusliche Glückseligkeit, Herzensgüte

und Sanftmuth, die auch dem Beleidiger nicht zürnen konnte, warme Theilnahme für alle zarteren Interessen der Menschheit zeichneten den Charakter des Verewigten aus und machten ihn eben so liebenswerth als ehrwürdig. Sein Gedächtniß bleibt im Segen bei Allen, auf die er wirkte und die ihn kannten. — Außer den genannten Schriften erschien noch von ihm: Lebensscenen aus der wirkl. Welt; ein Beitrag zur Charakteristik des menschlichen Herzens. 2 Bde. Glogau 1801 — 1802. — Predigt bei d. Einweihung der neuerbauten evangelisch-reformirten Kirche in Elbing gehalten. Elbing 1802.

* 75. Werner Freiherr von Leykam,

fürstl. Thurn- u. Taxischer geh. Rath u. Hofmarschall, großherzoglich badischer Kämmerer und Maltheserritter zu Regensburg;

geb. im J. 1764, gest. den 4. März 1835.

Früh trat Werner von Leykam zu Regensburg in die Dienste des fürstl. Thurn- und Taxischen Hauses. Er besaß im hohen Grade das Zutrauen und die Gunst des verstorbenen Fürsten Karl Alexander von Thurn und Taxis *) und übte stets einen großen Einfluß auf alle Geschäftsangelegenheiten aus. Er war ein Mann von vielem Verstande, Scharfsinn, Witz und alle, welche seinen mächtigen Schutz suchten, rühmten seine theilnehmende Güte. Bei zunehmender Kränklichkeit wurde er in den Ruhestand versetzt, genoß aber auch nach dem Tode des Fürsten Karl Alexander von Thurn- und Taxis stets als treuer Freund auch noch das Vertrauen der verwitweten Fürstin Therese v. Thurn und Taxis bis an das Ziel seines Lebens. — Selbst ohne Familie, erlebte er die Freude, die Tochter **) seines Bruders mit dem k. k. Staatskanzler Fürsten von Metternich vermählt zu sehen und betrauerte ihren zu frühen Tod wehmuthsvoll. Er selbst starb vom Schlage gerührt in seinem 71. Jahre, herzlich betrauert von einem zahlreichen Kreis von Freunden, den er auch bei zunehmender Gebrechlichkeit mit ungetrübtem Humor zu beleben vermochte. —

---

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 5. Jahrg. S. 695.
**) S. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 906.

* 76. Johann Heinrich Keller,

k. preuß. Justizrath zu Duisburg;

geboren am 17. Dec. 1747, gest. d. 6. März 1835.

Keller wurde auf einem kleinen Landgute ohnweit der Festung Wesel, Namens Weissenberg, geboren. Sein Vater war Thomas Heinrich Keller, Licentiat der Medicin, verehelicht mit Elisabeth Amalia, geb. v. Willich. Bald veränderten seine Eltern ihren Wohnsitz, indem sie ein Landgut in Bislich kauften, das Gut Fink genannt, eine halbe Stunde vom Rittersitze Diersford und zwei Stunden von Wesel gelegen. Hier stand er unter der treuesten Aufsicht seiner Eltern und besuchte später die dortige reformirte Dorfschule, in welcher aber die Kinder kaum lesen lernten. Sein Vater übergab ihn daher im 8. Jahr mit noch zwei jüngern Brüdern der Erziehungsanstalt des Predigers Manger zu Diersford, doch als er sich auch hier in seinen Erwartungen getäuscht sah, nahm er seine Söhne weg und vertraute sie dem damals vortrefflichen Gymnasium zu Wesel an. 19 Jahre alt begab sich unser K. auf die Universität Duisburg, wo er ein Jahr lang der Theologie oblag, dann aber das Studium der Rechte ergriff. Drei Jahre lang widmete er sich diesem Studium, wobei sein Verwandter, der würdige Professor der Rechte Schlegtendahl sich seiner vorzüglich annahm. Unser Keller genoß bald die Früchte der Wohlthaten seines Gönners, der ihm außerdem viele Privatstunden ertheilte. Mit gründlicher Vorbereitung war es ihm leicht, das rigoröse Examen in Cleve unter der dortigen Regierung zu bestehen, worauf er nur wenige Tage später zur Advocatur des damaligen großen Landgerichts zu Dinslacken bestellt wurde (1771). 6 Jahre später erhielt er die Stelle eines Jurisdictionsrichters beim Gericht zu Meiderich, eine halbe Stunde von Duisburg, welche er auch später noch bis zur Aufhebung derselben bekleidete und war zugleich als Justizcommissär beim städtischen Gericht zu Duisburg angestellt, bis auch diese Stelle durch eine königliche Verordnung aufgehoben wurde. Während er Justizcommissär beim Gericht zu Duisburg und Jurisdictionsrichter von Meiderich war, bewarb er sich um die Hand einer treuen Lebensgefährtin; sie wurde ihm durch die Tochter des königl. preuß. Hofraths von Cotzhausen, mit der er sich den 20. Nov. 1778 ver-

wählte. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Kinder, eine noch lebende Tochter, im J. 1791 geboren und 6 Jahre später ein Sohn, der aber schon in seinem 4. Lebensjahre starb. Keller übernahm bald nach seiner Vermählung, mit völliger Genehmigung der k. preuß. Regierung, die Stelle seines kränkelnden Schwiegervaters als Secretär der Bürgermeisterei und des städtischen Gerichts zu Duisburg, welche er aber nur bis zur Gewaltherrschaft Napoleons zu bekleiden vermochte. Im Jahr 1808 wurde er aus allen frühern Verhältnissen gerissen, jedoch als Friedensrichter zu Duisburg und Mühlheim an der Ruhr mit dem kärglichen Gehalt von 700 Francs wieder angestellt. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß er zum Friedensrichter als ein Feind aller Prozeßkrämerei, wodurch so viele ihrem Untergang entgegeneilen, als auch mit dem finanziellen als moralischen Zustand seiner Mitbürger aufs Genaueste bekannt, besonders geeignet war. Während dieses kurzen Zeitraums genoß er alles Zutrauen. Als der König der Gewaltherrschaft Napoleons im Jahr 1814 ein Ziel gesetzt und seine rechtmäßigen Besitzthümer wieder erkämpft hatte, ernannte er ihn zum ersten Assessor des Stadt- u. Landgerichts zu Duisburg (1815), dessen Kreis dadurch bedeutend erweitert worden war, daß das Landgericht in Dinslaken aufgehoben und Duisburg zur Kreisstadt erhoben wurde. Bei dem wegen des zweiten Einzugs der Verbündeten in Paris zu Duisburg veranstalteten Feste ging K. einer Steinmörserexplosion zu nahe vorbei, wodurch sein rechter Gehörnerv gänzlich gelähmt wurde, wogegen alle Bemühungen seines Freundes, des Professors Günther *), nichts vermochten. Im März 1822 feierte er in einem kleinen Kreise trauter Freunde sein 50jähriges Jubiläum, bei welcher Gelegenheit ihm von dem König von Preußen der Ehrentitel Justizrath mit einem Belobungsschreiben ertheilt wurde. 1828 suchte er wegen zunehmender Abnahme seines Gehörs seine Dienstentlassung nach, die ihm vom Könige mit der huldvollen Bezeugung seiner Zufriedenheit und mit einer Pension bewilligt wurde. — Hauptzüge seines Charakters waren eine unermüdete Thätigkeit in seinen Berufsgeschäften, ein kindlich heiterer Sinn, tiefe Liebe für die Seinigen, ja für alle Menschen und eine bescheidene Demuth, die auch dem geringsten seiner Mitbürger den Zutritt bei ihm erleichterte. —

*) S. N. Nekr. 12. Jahrg. S. 599.

77. Carl Moritz Nikolaus Bartels,

Doctor der Medicin, prakt. Arzt, kais. russ. Hofrath und Ritter des St. Wladimirordens rc. zu Hamburg;

geb. d. 12. Aug. 1800, gest. am 7. März 1835.

Er war zu Petersburg geboren, trat 1816 in die dasige medic. chirurgische Academie, aus welcher er nach vier Jahren als Arzt erster Klasse entlassen wurde, worauf er zur Fortsetzung seiner Studien 1821 nach Dorpat ging und daselbst, nach Vertheidigung seiner „Diss. de Syringologia" 1824 den medicinischen Doctorgrad erhielt. Im Jahr 1825 unternahm er eine wissenschaftliche Reise und wohnte der Frankfurter Versammlung der Naturforscher und Aerzte bei, auf welcher ihn vorzüglich Oken zu physiologischen Forschungen anregte. Das Jahr darauf erlangte er, nach Ueberwindung mancher Hindernisse, die venia practicandi in Hamburg, eilte aber schon zu Anfang 1827 wieder nach St. Petersburg, wo er auf dem Kriegsschiffe Fère Champenoise, welches bestimmt war, unter dem Admiral Ricord die türkische Campagne im Mittelmeer mitzumachen, als Oberarzt angestellt wurde. Im J. 1830 kehrte er, bereichert mit naturwissenschaftlichen und alterthümlichen Schätzen (eine Sammlung antiker Vasen, Aschenkrüge, Thränenfläschchen, sowie den Rumpf einer weiblichen Statue verehrte D. Bartels dem Museum der Universität Dorpat), sowie mit mannichfachen interessanten Erfahrungen, zu Land nach St. Petersburg zurück. Nachdem er hier seine Familienangelegenheiten geordnet, ging er, in der Absicht, sich ganz den Wissenschaften zu widmen, wiederum nach Deutschland, hielt sich während der Choleraepidemie, 1831, zu Berlin auf und gab, daselbst verweilend, am Schlusse des Jahrs 1833 seine schon in der Breslauer Versammlung der Naturforscher und Aerzte zur Sprache gebrachten „Beiträge zur Physiologie des Gesichtssinnes" heraus. Die Fortsetzung seiner interessanten Beobachtungen unterbrach aber eine Kehlkopfschwindsucht, welche ihn der Wissenschaft zu früh entrissen hat.

---

*) Aus dem medicinischen Almanach für das Jahr 1836 vom Dr. J. J. Sachs.

* 78. Dr. Johann Friedrich Lobstein,

Professor der Klinik und der patholog. Anatomie an der medic. Fakultät zu Straßburg, Ritter der Ehrenlegion;

geb. den 8. Mai 1777, gest. am 7. März [illegible].

Lobstein, geboren zu Gießen, ältester Sohn des damaligen Professors der Theologie zu Gießen, Joh. Michael Lobstein, nachmaligen Pfarrers an der neuen Kirche zu Straßburg, seiner Vaterstadt, bestimmte sich von Jugend auf der Medicin. Sein Vater war sein einziger Lehrer, bis der Sohn im Jahr 1791 unter die Zahl der Studirenden der Universität zu Straßburg aufgenommen wurde. Mit Eifer hörte er dann die philosophischen Vorlesungen der würdigen Professoren jener Zeit, eines Oberlin, Schweighäußer, Herrenschneider, Lorenz u. s. w. — Als Vorbild hatte er sich seinen verstorbenen Onkel, Professor J. Fr. Lobstein*) zu Straßburg, der als Arzt sehr berühmt war, gewählt; in seine Fußstapfen zu treten, war sein unermüdetes Bestreben. Noch ehe durch die französische Revolution und die Kriegsunruhen der öffentliche Unterricht in Straßburg unterbrochen wurde, hatte er es durch unermüdeten Fleiß und Anhörung der medicinischen Vorlesungen der Professoren Herrmann (Botanik und Materia medica), Lauth (Anatomie, Physiologie und Chirurgie) und Spielmann (Pathologie und Klinik) dahin gebracht, daß er 1793 in den Militärhospitälern als Chirurg dritter Klasse angestellt werden konnte; als solcher folgte er auch der Rheinarmee. Mit unglaublichem Eifer ergab er sich, nach hergestellter Ruhe, dem [illegible] Studium aller Theile der Arzneiwissenschaft, ohne dabei die schönen Wissenschaften, Literatur, Zeichnen, Malerei, Musik u. s. w. zu vernachlässigen. Im J. [illegible] wurde er zum Prosector und kurz darauf zum Chef des travaux anatomiques bei der medicinischen Fakultät ernannt. Nun begann seine literarische Laufbahn; er schrieb 1801 die interessante Schrift: Recherches et observations physiologiques sur la position des organes génitaux de l'homme dans le bas-ventre du [illegible] et sur leur descente dans le scrotum. Dieser folgte [illegible] die merkwürdige Abhandlung: *Essai sur la nutrition du foetus*, worin man des Verfassers große [illegible] in

---

*) Er war [illegible] zu Lampertheim bei Straßburg [illegible], studirte Medicin und starb den [illegible] Oct. [illegible] als [illegible] zu Straßburg.

anatomischen Nachforschungen und jenen hohen Beobachtungsgeist, reich an fruchtbaren und höchst gewandten Ansichten, erkannt. Von jener Zeit an wurde er schon unter die ausgezeichneten damaligen Anatomen gezählt und die Fakultät ertheilte ihm den Doctorgrad. Darauf schrieb er zwei Abhandlungen, welche sich an letztere anreihen: Sur l'organisation de la matrice dans l'espèce humaine und Observations anatomico-physiologiques sur la circulation du sang dans l'enfant qui n'a pas respiré. Beide wurden in dem Magasin encyclopédique von Millin aufgenommen. Die gründliche Behandlung dieser Materien blieb nicht unbelohnt; er wurde zum Accoucheur adjoint bei dem Civilhospital ernannt. Um jene Zeit schrieb er seinen Compte rendu des travaux éxécutés à l'amphithéâtre d'anatomie de Strasbourg, ferner sein Mémoire sur l'ossification des artères, welches in den Mémoires de la société des sciences, agriculture et arts du Bas-Rhin, deren thätiges Mitglied er war, eingerückt ist. Im Jahr 1806 wurde er zum ersten Entbinder bei dem Civilhospital ernannt; folgende interessante Abhandlungen traten alsdann an das Licht: Notice sur une éspèce particulière d'hémorrhagie qui succède quelquefois à l'accouchement; ferner: Mémoire sur la prémière inspiration de l'enfant nouveau né und Observations d'accouchement recueilliés à la salle des accouchées de l'hopital civil de Strasbourg. Obgleich theoretisch und praktisch mit der Entbindungskunst befaßt, ließ er seine anatomischen Nachforschungen nicht außer Acht. In dem Journal de médecine, de chirurgie et de pharmacie von 1816 erschienen von ihm: Recherches d'anatomie comparée sur un jeune sarigue et sur le phoque à ventre blanc; ferner: Recherhes et observations sur le croup, eingerückt in den Mémoires de la société médicale d'émulation. Endlich schrieb er um jene Zeit eine Abhandlung unter dem Titel: Tableau de la Sémiologie de l'oeil. Das hohe Verdienst Lobsteins blieb von dem großen Cuvier, als er an der Spitze des öffentlichen Unterrichts in Frankreich stand, nicht unbemerkt. Er stiftete bei der medicinischen Facultät zu Straßburg einen besondern Lehrstuhl und Lobstein wurde zum Professor der anatomischen Pathologie ernannt; diese hohe Auszeichnung wurde ihm zugleich als Stifter des reichen anatomischen Museums zu Theil. Außer diesem Lehrstuhl wurde ihm 1821 auch die Professur der innern Klinik über-

tragen. Zur Eröffnung derselben schrieb er seinen Discours sur la préminence du système nerveux dans l'économie animale et sur l'importance d'une étude approfondie de ce système. — Obgleich mit dem Lehrstuhl der Klinik, der anatomischen Pathologie und für die Präfectur des Niederrheins mit der Lehre der Hebammenkunst befaßt, ließ er nie seine Lieblingspartie, die Anatomie außer Augen; dieses beweißt das ausgezeichnete Werk, welches mit allgemeiner Anerkennung seiner hohen Verdienste aufgenommen wurde, unter dem Titel: Monographie du nerf grand-sympathique. Später schrieb er sein großes, leider unvollendetes Werk: Traité d'anatomie pathologique, wovon die 2 ersten Bände, sowie auch die deutsche Uebersetzung zu Stuttgart durch D. Neurohr erschienen sind. Dem Vernehmen nach wird der dritte und vierte Band, wozu die Materialien existiren und ein Theil zum Abdrucke bereit liegt, durch geschickte Hände besorgt werden. — Ein von ihm in deutscher Sprache geschriebenes „Lehrbuch der Hebammenkunst“ ist in Straßburg erschienen und dient als Leitfaden dieses Unterrichts bei der genannten Departementalanstalt. — In den 1835 gestifteten Archives medicales de Strasbourg ist von ihm eine interessante Abhandlung über einige wenig bekannte Krankheiten der Lungen erschienen. Diese hatte er für den 1834 stattgehabten Verein der Naturforscher in Stuttgart, welchem er noch beiwohnte, ausgearbeitet. Auch hatte er sich noch vorgenommen, ein Werk über ein neues System der Krankheitslehre, gegründet auf die Unregelmäßigkeiten der Nerveneinwirkung (Innervation) zu schreiben, allein er fühlte seine Kräfte schwinden und begnügte sich daher, die Grundzüge dieses Systems bekannt zu machen und so erschien denn kurz vor seinem Tod seine letzte literarische Produktion unter dem Titel: Essai d'une nouvelle théorie des maladies, fondée sur les anomalies de l'innervation. In dieser merkwürdigen Schrift sind seine vielfachen Erfahrungen unter beständiger Anwendung auf die pathologische Anatomie dargestellt und das neue System in einer Tabelle anschaulich gemacht. — Außer seinem Wirken als Lehrer und als praktischer Arzt beschäftigte er sich gern mit historischen Wissenschaften, hauptsächlich mit Archäologie; er hinterließ seinem einzigen Sohn (von 9 Jahren) eine interessante Sammlung von Alterthümern, worunter sich über 6000 der seltensten Münzen in Gold, Silber und Kupfer be-

finden. — Lobstein sah seinen Todestag ruhig heran- nahen und verschied, nachdem er noch Tags zuvor, zum Nutzen der Menschheit, seine Leichensection angeordnet hatte. Der Tod war die Folge eines Schleimfiebers und Suppuration eines Theils der linken Niere; man fand bei ihm ein ungewöhnlich großes Gehirn. Er glich in seinem ganzen Benehmen seinem verst. Onkel Joh. Friedr. Lobstein. Wie er, war er einfach und be- scheiden, der Freund und Rathgeber der Studirenden, der Trost und die Stütze der Armen; er begnügte sich nicht, ihnen mit der Kunst zu Hilfe zu eilen, er besorgte im Stillen aus eigenen Mitteln die Medicamente. — Er wurde am 9. März 1835, nach mehreren zweckmäßi- gen Reden *) feierlich mit allen militärischen Ehrenbe- zeugungen als Ritter der Ehrenlegion, eine Auszeichnung, welche er ein Jahr vor seinem Ende von dem König Ludwig Philipp erhielt, zur Erde bestattet. — Inlän- dische und ausländische gelehrte Gesellschaften zählen ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder, Ehrenmitglieder und Correspondenten, nemlich: Mitglied der Societé des sciences, agriculture et arts des Niederrheins, der Société des amis des arts von Straßburg, correspondi- rendes Mitglied der Académie royale de médecine de Paris, Mitglied des jury de médecine des Niederrheins, der Academia Caesarea naturae curiosorum zu Bonn, der Soc. naturae curiosorum zu Moskau, Ehrenmitglied der kaiserl. medic. chirurg. Akademie zu St. Petersburg, correspondirendes Mitglied der medicin. Gesellschaft zu Brüssel, desgleichen der Societé royale des sciences, lettres et arts zu Antwerpen. Diese Gesellschaft hat un- term 12. Mai 1835 (nach seinem Tod) verordnet, daß das Diplom der unterm 11. Dec. 1834 geschehenen Er- nennung dennoch ausgefertigt und der Witwe und Er- ben überschickt werden solle. Ferner war er Mitglied der Sociétés de médecine zu Paris, zu Montpellier, zu Wilna, der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Heidelberg, zu Hanau u. s. w. — Außer den genann- ten Werken schrieb Lobstein noch: Fragment d'anatomie phisiologique sur l'organisation de la matrice dans l'é- spèce humaine. — In dem Magasin encyclopédique, an- née IX., tom. I. p. 350. — Rapport sur les travaux exé-

*) Discours prononcés aux obsèques de M. J. F. Lobstein, Professeur etc. a Strasbourg — durch Hrn. Cailliot, Dekan der med. Fakultät u. a.

cutés à l'amphithéâtre d'anatomie de l'Ecole de médecine de Strasbourg, pendant le prémier semestre de l'an. XII., présenté à l'assemblée des professeurs de cette Ecole. Strasb. 1804. — Examen et dissection du mandril (simia maimon). Vorgetragen in der Société des sciences, arts et agriculture du Bas-Rhin, en 1809. — Mémoire sur la Kirronose, ou coloration en jaune de la moelle épinière et des nerfs chez le foetus. Vorgetragen ebd. 1816. — Observations d'anatomie comparée sur le phoque à ventre blanc. Abgedruckt in den Bulletins de la Société médicale d'émulation, Journal de Leroux, année 1817, vol. XXXIX., pag. 20. — Observations d'accouchemens recueilliés à la salle des accouchées de l'hôpital civil de Strasbourg. Abgedruckt in dem Journal de médicine de Leroux, année 1816, tom. XXXVI., p. 125 et 219. — Annales cliniques d'accouchement, de maladies des femmes et des enfans. Ebd. 1817. — Remarques de M. J. F. Lobstein etc., sur la Critique de ses observations d'accouchemens. Ebd. 1817. — Vues générales sur l'anatomie pathologique. Abgedruckt in dem Journal complémentaire du Dictionnaire des sciences médicales, tom. II. p. 4, I. partie et p. 311, 2. partie. Paris 1818. — Compte rendu à la Faculté de médecine de Strasbourg, sur l'état actuel de son Muséum anatomique, suivi du catalogue des objets qu'il renferme. Straßburg 1820. — Histoire d'un pemphigus cengénial, le même foetus présentant une singulière hypertrophie de la capsule surrénale. Abgedruckt in dem Journal complémentaire du Dictionaire des sciences médicales, tom. VI., p. 3, avec planches coloriées. Paris 1820. — Trisplanchnique, in d. großen Dictionnär der medic. Wissenschaften, tom. LVI., p. 9. Paris 1821. — De nervi sympathetici humani fabrica, usu et morbis; commentatio anatomico-physiologico-pathologica, tabulis aeneis et lithographicis illustrata. Parisiis et Argentorati 1823. — Deuxième compte rendu à la Faculté de médecine de Strasbourg, sur les travaux anatomiques exécutés à l'amphithéâtre de cette Faculté, pendant les années 1821, 1822 et 1823. Straßburg 1824. — Observation sur des mélanoses disséminées en très-grand nombre dans beaucoup de parties du corps et notamment dans la peau. In dem Répertoire général d'anatomie, de chirurgie et d'anatomie pathologique de Breschet, année 1828. — Discours sur les avantages des établissemens cliniques, prononcé à la séance publique de la Faculté de médeci-

née en Décembre 1829, pour la distribution de prix de l'année scolaire 1828—1829. Strasb. 1830. — Mémoires de médecine pratique. Strasb. 1832. (Auszug des 1. Thls. der neuen Memoiren d. Societät der Wissensch., Agrikultur u. Künste des Rheindepartements.) — Instruction populaire sur le choléra-morbus et rapport fait à l'intendance sanitaire du département du Bas-Rhin par son comité médical. Ebd. 1832. — Beiträge zu Siebolds Lucina u. Recensionen in Schweighäusers Archiv des Accouch. —

J. F. L.

* 79. Franz Christoph von Bülow,

kön. dän. Kammerherr und Oberst in Flensburg;

geb. am 21. Juni 1756, gestorben den 8. März 1835.

v. Bülow war auf der Insel Mors, im Lymfiord in Jütland liegend, geboren. Sein Vater war Oberstlieutenant bei dem in Wiburg garnisonirenden Infanterieregiment und seine Mutter, Christiane Sophia von Bernstorf, eine Tochter August Friedrichs v. Bernstorf zu Bernstorf und Hushagen in Mecklenburg. Der Vater starb mehrere Monate vor der Geburt dieses Sohnes; die Mutter zog kurz nachher nach Mecklenburg zurück und that unsern von B., nachdem er herangewachsen war, auf die Kadeten- oder Militärschule in Potsdam. Als Kadet zeichnete er sich durch anhaltenden Fleiß aus und erwarb sich bald gute Kenntnisse, besonders in der Mathematik und in der französischen Sprache. Ein Jahr früher, als sonst gewöhnlich war, wurde er von dem berühmten Monarchen Preußens, Friedrich dem Zweiten, zum Offizier bei der preußischen Grenadiergarde ernannt, welches als eine besondere hohe Gnade angesehen wurde. In dem kurzen baierischen Successionskriege nach dem Tode Maximilian Josephs war er mit im Felde. Im Jahr 1780 nahm er in Preußen seinen Abschied und trat gleich darauf in dänische Dienste, erst bei dem Regimente des Kronprinzen und nachher bei der Leibgarde zu Fuß. Nach Verlauf einiger Jahre trat er, seinem Wunsche gemäß, in das Zollfach, zuerst als Inspecteur beim Trentzen in Drammen darnach als Zollinspecteur in Christiansand, später in Langesand in Norwegen, welches Reich damals dem König von Dänemark gehörte. Von dem letzten Orte wurde er 1804 nach Flensburg als Zollverwalter versetzt. Als

der Krieg 1806 ausbrach, erhielt er ein nicht unbedeutendes Militärcommando und während die Franzosen im Lager bei Flensburg lagen, war er daselbst Commandant. Nach und nach stieg er im Militärrang und wurde 1814 zum Obersten und 1817 zum Kammerherrn ernannt. — Er war zweimal verheirathet; das erstemal mit einer Wienerin, Nanni Werner, Tochter eines Fabrikanten und das zweitemal mit seiner noch lebenden Wittwe, Maria Fogth, Tochter des verstorbenen Zollcassirers Fogth in Hjerting in Jütland. Er hinterläßt aus diesen Ehen 6 Kinder, wovon noch 4 unversorgt sind und 10 Enkel. Durch eifrige und strenge Erfüllung seiner Amtspflichten zeichnete er sich stets aus, wodurch die königliche Zolleinnahme in seinem Distrikte sehr vermehrt wurde. Er verschied am oben genannten Tage, nachdem er seinem Vaterlande über 50 Jahre gedient hatte.

* 80. Georg Jakob Leopold,

Consistorialrath und Archidiaconus zu Stolberg am Harze;

geb. am 13. Oct. 1751, gest. den 11. März 1835.

Leopold, ein Predigerssohn aus Niedersachswerfen in der Grafschaft Hohnstein, Hannoverischen Antheils, wurde durch seinen Vater, welcher früher Rector an der Stadtschule zu Stolberg am Harze gewesen war, zur Universität vorbereitet und ging, darum gewiß nicht weniger tüchtig und reif, 1770 nach Jena, um Theologie zu studiren. Nach vollendeten Studien bekam er im J. 1773 eine Anstellung als Collaborator an dem Gymnasium zu Nordhausen, aber noch in demselben Jahre wurde er als Prediger und Collaborator des damaligen Superintendenten und Oberpfarrers M. Winkler zu Stolberg am Harze befördert und rückte schon 1774 in die Diaconatstelle daselbst ein. Eben so sehr durch Einfachheit und Klarheit, als durch Kraft und Gründlichkeit, wirkten seine kirchlichen Reden anziehend und erbaulich auf die Gemüther seiner Zuhörer, besonders da sein äußerer Vortrag durch eine höchst kraftvolle, wohltönende Baßstimme und durch lebendige Aktion unterstützt wurde. Im Jahr 1780 trat er in die zweite Predigerstelle als Archidiaconus ein und kam 1783 als Assessor in das gräflich stolbergische Consistorium. Eben so wacker als treu, wie in seinem Berufe als Prediger zeigte er sich auch als Mitglied des Consistoriums, namentlich bei den Prüfungen der Candidaten, als Lehrer seiner Confirman-

den und als Seelsorger seiner Gemeindemitglieder, bei denen er bis an sein Ende in allgemeiner hoher Achtung stand. Im Jahr 1811 wurden seine Verdienste durch die Ernennung zum Consistorialrathe von dem Grafen zu Stolberg, Carl Ludwig, anerkannt und so setzte er sein Amt in reger Thätigkeit bis zum Jahr 1819 fort, seit welcher Zeit er bis zu seinem Ende durch Collaboratoren und Prädikanten unterstützt wurde. Am zweiten Weihnachtsfeiertage 1823 hatte er das Glück, sein 50jähriges Amtsjubiläum als Prediger zu feiern, predigte an diesem Tage vor den versammelten Amtsbrüdern der Grafschaft Stolberg selbst noch mit der an ihm gewohnten Kraft und wurde mit vielen herzlichen Glückwünschen aus der Nähe und Ferne beehrt. Bis zum Jahr 1834 predigte er noch zuweilen und zuletzt am 9. Trinitatissonntage (7. Juli) genannten Jahres. — Seinen Confirmandenunterricht setzte er selbst bis einige Wochen vor seinem Ende fort. Er starb an den Folgen eingetretener Brustwassersucht am oben genannten Tage, 88 Jahre alt, als Wittwer. Betrauert von Allen, die ihn kannten, nahm er die Achtung seiner Gemeindemitglieder mit ins Grab, unter denen er 60 Jahre lang als Prediger gelebt und segensreich gewirkt hatte. Um ihn weinten 8 Kinder und mehrere Enkel. Er war zweimal verheirathet gewesen, doch nur aus erster Ehe hatte er Kinder, von denen der einzige Sohn als D. der Rechte und Justitiar beim Handelsgerichte zu Hamburg lebt.

Stolberg am Harze. J. Olearius,

Nachfolger des hier erwähnten Verstorbenen.

81. Johann Gottlob Bernstein,

emer. Professor zu Neuwied;

geb. d. 28. Juni 1747, gestorben am 12. März 1835 *).

Geboren zu Berlin **), war er früher sächs. weimarischer Kammerdiener und Bergwundarzt zu Ilmenau, erlangte dann durch das von ihm 1783 und 84 herausgegebene chirurgische Lexicon Ruf und ward 1796 sächs. weimar. Hofchirurg und Gehilfe bei der medic. chirurgischen Krankenanstalt zu Jena. Hier besonders

*) Medicin. Almanach von Dr. Sachs, 1836.
**) Nach Callisen zu Saalborn bei Berka im Weimarischen.

durch Loder *) begünstigt, folgte er auch diesem 1803 nach Halle als Gehilfe in dessen dort errichtetem klinischen Institut; 1810 ging er mit Reil nach Berlin, wo er an der damals daselbst begründeten neuen Universität als Professor der Medicin Vorlesung hielt und auch als Mitglied in das Obersanitätscollegium eintrat. Seit 1829 lebte er aber im Ruhestand zu Neuwied. — Sein Lexicon, von dem mehrere verbesserte und veränderte Auflagen erschienen und das in der fünften Edition unterm Titel „Praktisches Handbuch für Wundärzte und Geburtshelfer" in 4 Theilen, Leipzig 1818—20 herauskam, ist unstreitig das verbreitetste Handbuch unter deutschen Chirurgen. Geschätzt sind ferner immer noch seine gleichfalls in mehreren Auflagen erschienene „Lehre des chirurgischen Verbandes mit Kupfern," seine „chirurgischen Krankheitsgeschichten, Erfurt 1792," seine Schrift „über Verrenkungen und Beinbrüche, 2. Aufl. 1819" und seine „Geschichte der Chirurgie vom Anfange bis auf die jetzige Zeit, 2 Theile, Leipzig 1822 und 23". Was aber seinem großen Fleiße die Krone aufsetzt, ist die von ihm noch im hohen Alter von 80 Jahren 1829 herausgegebene „Medic. chirurg. Bibliothek", oder „Verzeichniß der med.-chirurg. größern und kleinern Schriften und Abhandlungen von 1750 bis 1828." — Des Dahingeschiedenen Verdienste geben sich übrigens dadurch am besten kund, daß er in seinem Fache dem Besten seiner Zeit genügte, wodurch er zugleich für alle Zeiten würdig gelebt hat, denn unser deutscher Dupuytren — C. F. v. Gräfe ist es, der als ein dankbarer Schüler des Verstorbenen folgendes Schreiben neuerlich an den Sohn unsers B., den Hof- und Medicinalrath und fürstlichen Leibarzt D. Bernstein zu Neuwied gerichtet hat **).

„Aus Ihrem gefälligen Schreiben ersehe ich, daß Sie im Begriff sind, eine Biographie Ihres sel. Herrn Vaters herauszugeben. Jeder wird Ihnen dafür verpflichtet sein, der das wahre Verdienst des uns immer zu früh Entrissenen zu würdigen vermag. Ich bringe Ihnen meinen Dank um so inniger dar, als mich das Schicksal durch mannichfache Verhältnisse mit dem würdigen Manne in nähere Berührung brachte. Schon von Jena aus, noch bevor ich ihn persönlich kennen gelernt

---

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. d. N. Nekr. S. 298.

**) Da dieß Schreiben zur Charakteristik Bernsteins beiträgt, so theilen wir es hier mit.

hatte, erleichterten mir seine gehaltreichen Schriften das vor drei Decennien in Deutschland noch wenig begünstigte Studium der Chirurgie. An Richter's Meisterwerke schlossen sich zu jener Zeit nur die Schriften Ihres trefflichen Vaters an, aus welchen der Zögling für das Selbststudium Belehrung schöpfen konnte. Und wie fleißig zusammengetragen, wie einfach und übersichtlich geordnet fand er hier, was bei der rasch progressiven Entwickelung der Chirurgie im Laufe der Zeit Neues und Nützliches geschaffen ward und was durch eigene Anstrengungen aus zahllosen Quellen zu vereinen, jedes Jüngers Kräfte weit überstiegen hätte. Aber nicht nur vermöge einfach klarer, von praktischer Brauchbarkeit nie abweichender Schriften, sondern auch dadurch, daß der wackere Mann mit den ersten Anstoß zur Errichtung förmlicher chirurgischer Kliniken gab, trug derselbe ungemein viel zur Ausbildung der höhern Chirurgie in Deutschland bei. Mit Loder befreundet, unterstützte er das Streben desselben auf die angemessenste Weise; des erstern vielumfassender, lebendig umherschweifender, doch allzurascher Sinn konnte nur durch den ruhigen, still überdenkenden, ordnenden, ernstbesonnenen Beistand Ihres verehrten Vaters leisten, was vor 30 Jahren, als die erste förmliche chirurgische Klinik zu Halle entstand, Nützliches geschah. Zeuge dieses seines wohlthätigen Einflusses war ich als damaliger Praktikant der eben errichteten Anstalt. Jahre verflossen und das Schicksal führte mich, an die Universität Berlins berufen, wieder mit meinem lieben Lehrer zusammen. Hier erwarb er sich durch die Vollendung seines schon in Jena angelegten und später in Halle erweiterten Kabinets für chirurgische Bandagen und Instrumente, sowie durch seine instruktiven Vorträge über Verbandlehre, über Luxationen und Brüche um so mehr Verdienste, als die Fähigkeit, alle mechanischen, selbst noch so schwierigen Verhältnisse klar zu entwickeln, ihm in seltenem Grade verliehen war. Während der Feldzüge der Kriegsjahre 1812—15, welche mich dem vaterländischen Heere zugesellten, übernahm der treffliche Mann meine Stellvertretung bei der Leitung der hiesigen chirurgischen Universitätsklinik und erhielt durch seine Sorgsamkeit diese Anstalt auch unter den damals so ungünstigen Verhältnissen. Hier am Krankenbette wirkend, zeigte er, wie nicht blos im Gebiete der Medicin, sondern auch in je-

nem der Chirurgie, der Gang der Krankheit forschend zu beobachten, wie der Natur Seitens der Kunst nur zu Hülfe zu kommen und wie wenig diese zu bemeistern sei; hier lehrte er, wie der Wundarzt nie den Menschen vergessen soll, wie er das ihm anvertraute Gut des Lebens und der Gesundheit pflegen, entschlossen bewahren soll, nie aber dasselbe durch kecke, dem Verbrechen nahe stehende Unternehmungen in Gefahr bringen dürfe, um in strafbarer Selbstsucht sich mit vermeintlichen großen Handlungen, mit sogenannten genialen Versuchen auf Kosten des seinen Händen übergebenen Lebens brüsten zu können. Nach errungenem Frieden lebte ich als Lehrer, als praktischer Arzt noch manches Jahr mit meinem geliebten Freunde, Ihrem würdigen Vater, eng verbunden. Indeß entspannen sich manche ihm mißfallende Veränderungen. Die Sehnsucht, seinem geliebten Sohne nahe zu sein, legte den Keim, sich zurückzuziehen und dieser reifte bald zum Entschlusse. — Vielleicht ist Ihnen Manches aus dem hier Niedergelegten unbekannt geblieben. Eben deshalb theile ich Ihnen diese Zeilen bei der bevorstehenden biographischen Bearbeitung mit, um sie nach Ihrem Dafürhalten zu benutzen und so auch meinerseits mit Tausenden meiner Zeitgenossen auszusprechen, daß der Verewigte durch seine Schriften, durch mündliche Lehre, wie durch seine Wirksamkeit am Krankenbette zu der günstigen Entwikkelung der Chirurgie in unserer Zeit wesentlich beitrug, daß derselbe, fern von lauten Ansprüchen, fern von wissenschaftlichen Phantasien, still, aber gediegen handelte und sich unauslöschliche Verdienste erwarb. Nie wird das Andenken des würdigen Mannes in meinem dankerfüllten Herzen auslöschen!" — Außer den gen. Schriften schrieb B. noch: Anti-Typographus od. Widerlegung der Meinung, daß d. Borkenkäfer an der Trockniß fichtener Waldungen Schuld sei, aus der Naturgeschichte und mit praktischen Erfahrungen bewiesen rc. Leipzig 1793. — Chirurgisches Handwörterbuch, zum Gebrauch angehender deutscher Wundärzte. Jena 1801. — Lieferte Beiträge zu Jägers vermischt. chirurg. Kautelen, zu Starks Archiv f. Geburtshilfe, zu Loders Journal für Chir., zu Hufelands Journ. der Heilkunde u. zu Gräfe's u. Walters Journal der Chirurgie.

† 82. Joh. Christian Wilh. Friedr. Schenck,

Kaplan zu Wasungen, unweit Meiningen;

geb. am 21. Aug. 1769, gestorben den 15. März 1835.

Sein Vater war der vormalige Rath, Stadtsyndicus und Hofadvocat Schenck zu Wasungen, seine Mutter eine geborne Heller. Unter 11 Geschwistern war er der vierte von fünf Brüdern *). In der Schule seiner Vaterstadt vorbereitet, besuchte er das Lyceum zu Meiningen, wo Emmrich und Buzer seine vorzüglichsten Lehrer waren. Auf der Universität Jena studirte er Theologie unter Döderlein, Griesbach und Paulus; Vorlesungen über Philosophie hörte er bei Ulrich und Reinhold. Nach der Universitätszeit verblieb er im elterlichen Hause und unterstützte seinen betagten, am Gehöre sehr leidenden Vater, was er der im Jahre 1795 verstorbenen Mutter hatte versprechen müssen; auch gab er einige Privatstunden. Im September des Jahres 1801 erhielt er das Rectorat an der Schule zu Wasungen und verheirathete sich am 6. December darauf mit der einzigen hinterlassenen Tochter des Stadtlieutenants Schenck zu Ilmenau, welche aber am 13. October 1806 schon wieder starb. Als er zum Diakonus in seiner Vaterstadt erwählt worden war, hielt er seine Antrittspredigt Ostern 1807 und verehelichte sich im Juli darauf zum zweitenmale. Mit seiner noch lebenden Gattin, einer Tochter des vormaligen Superintendenten Georgii zu Wasungen, zeugte er 2 Töchter. Bei der langjährigen gänzlichen Erblindung seines Schwiegervaters mußte er alle bei der Superintendur nöthigen schriftlichen Arbeiten und anderen Amtsgeschäfte, mit Ausnahme der Predigten, bis zum Jahr 1817 besorgen. So war er denn eine lange Reihe von Jahren in Schule und Kirche auf mannichfaltige Weise thätig und wirkte viel zum Segen seiner Vaterstadt. Daher genoß er auch daselbst allgemeine Achtung, großes Zutrauen und liebevolle Ergebenheit. Auch sein Charakter machte ihn Allen, die ihm näher standen, oder sonst in einige Verbindung mit ihm kamen, ehrwürdig und theuer. Denn er bezeigte sich nicht nur gegen seine Verwandten und Freunde stets

---

*) Die Biographie des einen Bruders, des herzogl. S. Meining. Hofraths u. ersten Bibliothekars J. Chr. Friedr. Wilhelm Schenck s. im 11. Jahrg. des N. Nekr. S. 627.

mit der herzlichsten Hinneigung und unwandelbarer Treue, sondern diente auch gern jedem Fremden mit Aufopferung seiner Zeit und selbst seines Vermögens und ließ sich auch durch die Erfahrung des größten Undanks von diesem edlen Streben nicht abbringen. Besonders ereiferte er sich sehr darüber, wenn er sich überzeugt hielt, daß Jemandem Unrecht geschehen wäre. Er war ein Freund des heiteren geselligen Umganges, behauptete aber immer als Geistlicher seine Würde; denn sein anspruchloser Wandel war in jeder Beziehung musterhaft. Gegen Gattin und Kinder bewies er die innigste Zärtlichkeit und Fürsorge; ein schönes Band der Liebe knüpfte ihn an seine Geschwister, besonders an seine Brüder und übrigen nahen Verwandte. — Von seiner fast ein Jahr langen Krankheit, die selbst von den Aerzten nicht erkannt wurde, hat er selbst in einem schriftlichen Nachlaß ausführlichen Bericht gegeben. — In seiner Vaterstadt hat er sich ein bleibendes, ehrenvolles und dankbares Andenken gesichert. Seine Werke waren stets in Gott gethan.

Meiningen. Prof. D. Ihling.

* 83. Clemens Lachmüller,

Buch-, Kunst- und Papierhändler zu Bamberg;

geboren d. 28. Juni 1749, gest. am 17. März 1835.

Als Sohn des 1736 decretirten Buchführers und Buchbinders Johann Martin Lachmüller zu Bamberg, welcher Magister der freien Künste und Philosophie, wie auch Notar gewesen ist, bekam er in der frühesten Jugend die für seinen Beruf damals nöthige Bildung. Nach mehreren Reisen in andere Länder übernahm er den 12. Februar 1776 das Geschäft seines Vaters und setzte es vorzüglich durch religiöse Werke, welche er theils selbst verlegte, theils von andern Buchhändlern eintauschte oder kaufte, sehr eifrig fort. Im J. 1795 verband er mit seiner Handlung eine Leihbibliothek von Büchern und Musikalien, welche die erste zu Bamberg gewesen ist. Im J. 1798 übergab die fürstbischöfliche Regierung seiner Handlung den Verschleiß des Bambergischen Hof- und Staatskalenders mit dem Charakter eines Hofbuchhändlers. Durch diese Auszeichnung fühlte er sich angespornt, seine Verlagsthätigkeit nicht mehr auf blos religiöse Schriften zu beschränken, son-

dern auch auf politisch-juridische auszudehnen. Nachdem er im 80. Lebensjahre seine körperlichen und geistigen Kräfte geschwächt fühlte, übergab er im J. 1830 seine Buch-, Kunst- und Papierhandlung dem jüngsten Sohne Rudolph Lachmüller, welcher eine ungewöhnliche Thätigkeit in wenigen Jahren durch den Verlag von verschiedenartigen Schriften entwickelte und zu den alten Buchhändlersverbindungen noch neue im entfernten Auslande gewann. Der Entseelte hat sich bei seinen Berufsgenossen durch genaue Erfüllung seiner Verbindlichkeiten Achtung erworben.

* 84. Constantin Gayer,

Bürgermeister zu Sigmaringen;

geb. d. 9. Juni 1760, gestorben am 18. März 1835.

Gayer, ausgezeichnet durch einen religiösen, biedern und menschenfreundlichen Charakter, ward zu Sigmaringen, einem zu dem ehemals k. römischen Reiche und dem schwäbischen Kreis gehörigen, in dem Fürstenthume Hohenzollern gelegenen Städtchen geboren. Seine Eltern waren Fidel Gayer, Hofbäcker und Gutsbesitzer und Elisabetha, geb. Diener. Er wurde von seinen Eltern christlich erzogen und zeichnete sich schon in seiner frühern Jugend in der dasigen deutschen Stadtschule unter seinen Mitschülern immer vorzüglich aus. Hierauf erlernte er bei seinem Vater die Bäckerprofession und wanderte nachher auf dieselbe. Schon damals wurde ihm von einem engen Ausschuß der Bürgerschaft Sigmaringens das besondere Zutrauen zu Theil, daß ihm eine wegen damals überhand genommenen Wildstands und hierdurch in Feldern und Wäldern verursachten großen Schadens im Namen der dasigen Stadt gefertigte Beschwerde und respve. Bittschrift um Hilfe und Abwendung zur Beförderung an den Kaiser Joseph anvertraut wurde. Bei seiner Zurückkunft von der Wanderschaft ward er bei der Gemahlin des damals regierenden Fürsten Carls, einer gebornen Gräfin von Hohenzollern-Berg, welche zu jener Zeit ihre Residenz in dem fürstlichen Schloß zu Langenenßlingen hatte, als Kammerlaquai aufgenommen, trat aber, als dieselbe ihre Besitzungen in den Niederlanden übernahm, in den Bürgerstand zurück. Kurze Zeit darauf (den 22. Jan. 1786) verehelichte er sich mit seiner noch lebenden Gattin Anna Maria, geb. Danner, mit welcher er 14 Kin-

der zeugte, wovon 10 gestorben sind; von den 36 Enkeln, die er sah, befinden sich noch 23 am Leben. Durch seine Heirath wurde er in den Stand gesetzt, eine eigene Haushaltung zu gründen. Er übernahm von seinen Eltern ein Haus und etwas Güter und trieb dabei das Bäckergewerbe. Nicht lange nach seiner Verheirathung wählte ihn die Bäckerzunft zu ihrem Zunftschreiber und hernach auch zum Zunftvorstand, welch' letzteres Amt er mehrere Jahre begleitete. Im Jahre 1802 wurde er als zweiter Repräsentant in den Stadtrath gewählt, nachher zum Stadtbaumeister befördert und im J. 1806 zum wirklichen Bürgermeister ernannt, welches Amt er zur allgemeinen Zufriedenheit der Bürgerschaft durch volle 26 Jahre mit gewissenhafter Treue dergestalt verwaltete, daß er bei der im J. 1829 vorgenommenen Wahl abermals durch Stimmenmehrheit gewählt wurde, wegen vorgerückten Alters aber die Wahl mit Bescheidenheit ablehnte und in der Zurückgezogenheit die übrige Zeit seines Lebens der Ruhe und Sorge für die Seinigen widmete. — Die Mutter Natur hatte ihn sehr günstig bedacht; ein schöner, kräftiger, schlanker Körperbau und ein blühendes, gesundes Aussehen, der Spiegel seiner edlen Seele, erwarben ihm, besonders bei dem schönen Geschlechte, eine allgemeine Zuneigung.

85. Ludwig Leopold Robert,

Maler zu Venedig;

geb. d. 13. Mai 1794, endete freiwillig den 20. März 1835 *).

Leopold Robert wurde nahe bei Chaux-de Fonds geboren; sein Vater war ein Uhrgehäusemacher. Seine Mutter, deren Gesundheit schwächlich und zart war, ließ ihn mit Ziegenmilch nähren; aber das Kind litt nicht darunter, es ward stark und kräftig. In seinen ersten Lebensjahren besaß unser R. eine unbezähmbare Lebhaftigkeit und Uebermuth, war jedoch der anhänglichste und liebenswürdigste Knabe. Auf dem Lande erzogen, bestand sein größtes Vergnügen darin, die verschiedenen Fortbewegungen und Gestalten der Thiere zu studiren, die auf den ihn umgebenden Wiesen wei-

*) Nach dem Museum für bildende Kunst. 1835. Nr. 16. und einigen andern Zeitschriften.

ketten und ein aufmerksamer Beobachter hätte schon in den höchst naiven Zeichnungen, welche die Früchte seiner kindlichen Beobachtungen waren, irgend einen Keim des Geschmackes erblicken können, der Robert veranlaßte, die Bahn der schönen Künste zu betreten, auf der er einst zur Berühmtheit gelangen sollte. Als ihn einst sein Großvater, ein ehrwürdiger Greis, besuchte, war er von der Lebhaftigkeit und von dem Ausdrucke seines Blickes so überrascht, daß er ihm eine glänzende Laufbahn voraussagte. In seinem 7. Jahre wurde er von seinem Vater in eine Pensionsanstalt nach Porentrui (Pruntruth) gebracht und da ihn dort seine Studien ganz in Anspruch nahmen, so beschäftigte er sich nicht mehr mit Zeichnen, ja er faßte sogar einen solchen Widerwillen dagegen, daß er seine für diesen Unterricht bestimmte Stunde auf eine ganz andere Beschäftigung verwandte. Er zeichnete sich indessen durch große Fähigkeiten und durch eine solche Beharrlichkeit im Arbeiten aus, daß seine Gesundheit dadurch erschöpft und sein Leben gefährdet wurde. Seine Eltern eilten zu ihm und sobald er sich auf dem Wege der Besserung befand, führten sie ihn nach Chaux- de Fonds zurück, wo er seine gewöhnlichen Studien in dem Collegium wieder anfing. Nach deren Beendigung thaten ihn seine Eltern nach Yverdon in ein Handlungshaus in die Lehre; aber kaum waren sechs Wochen verflossen, als sein Vater (durch eigene Beobachtungen und durch die des geschickten Kupferstechers Carl Girardet) zu der Ueberzeugung gelangte, daß der Beruf Leopolds der eines Künstlers sei. Er nahm daher seinen Sohn ins väterliche Haus zurück und Leopold bestand bei Girardet eine kurze Lehrzeit in der Kupferstecherkunst und fing mit Wärme die Zeichnenübungen wieder an. Im J. 1810 ging er mit seinem Lehrer nach Paris, wo ihm letzterer den Eintritt in die Akademie erwirkte, damit er nach der Natur arbeite. Etwas in diesem großen Studium vorgerückt, fühlte Robert bald Alles, was ihm zur Vervollkommnung darin fehlte und da er in den Professoren dieser Epoche nicht die Talente und Hilfsquellen fand, deren er benöthigt war, so empfahl er sich dem Maler David, der damals auf dem Gipfel seines glänzenden Rufes stand. Dieser große Meister empfing ihn mit einem Wohlwollen, das sich nie verläugnete und welches nur zunahm, als er in dem „kleinen Leopold" (wie er unsern R. gern nannte) das Genie entdeckte, das einen so großen Ma-

ler aus ihm gemacht hat. Girardet kehrte in die Schweiz zurück und Leopold, welcher allein in Paris blieb, bewarb sich bald mit um die für die Kupferstecherei bestimmten Preiße und erhielt im J. 1814 wirklich den zweiten großen. Er besuchte indessen fortwährend das Attelier Davids, der ihm anrieth, sich der Malerei, im Interesse seiner Kupferstecherkunst, zu befleißigen. Zu dieser Zeit machte er auch den ganzen Kursus der Anatomie und studirte sie mit so viel Sorgfalt und drang so in das Einzelne ein, wie es nur ein der Chirurgie Beflissener hätte thun können. Er wendete seine Zeit beinahe ausschließlich der Kupferstecherkunst zu, ohne sich durch die materiellen Schwierigkeiten in dieser Kunst abschrecken zu lassen und hoffte bei der im nächsten Jahre statthabenden Bewerbung die Mittel zu erringen, fünf Jahre in Rom als Pensionär der französischen Akademie zuzubringen; aber die politischen Ereignisse im Jahr 1815 entschieden anders und hatten (ohne Zweifel) einen glücklichen Einfluß auf seine Bestimmung als Künstler. Als Fremder wurde er von der Bewerbung ausgeschlossen und als Schüler Davids wurde er verhindert, das Resultat einer nun unfruchtbar gewordenen Arbeit auszustellen. Nach dieser Vereitelung seiner Pläne kehrte er nach einer Abwesenheit von 6 Jahren zu seiner Familie zurück und schöpfte dort den ihm nöthigen Trost und Muth, um eine Laufbahn zu verfolgen, die so plötzlich unterbrochen worden war. Er blieb anderthalb Jahre in seinem Vaterlande und benutzte dort seine Malerstudien, um eine ziemlich große Zahl von Porträts zu fertigen. Aufgeklärte Künstler und Kunstverständige von Neuchatel, überzeugt, daß sein Talent sich nicht auf diese Art beschränken sollte, flößten ihm Muth ein, die Reise nach Rom zu unternehmen und einer von ihnen verschaffte ihm die Mittel dazu. Leopold hatte indessen der Kupferstecherkunst nicht entsagt, denn als er nach Rom ging, war seine Absicht, daselbst Zeichnungen nach den Freskken und Bildern der großen Meister zu machen, wonach er später die Kupferstiche ausgeführt haben würde. Aber angekommen in dieser Hauptstadt der Künste, wurde er so von der Schönheit der Meisterwerke in der Malerei überrascht, hatte so viele Freude, daselbst mehrere Atteliergefährten wiederzufinden, die auch malten, daß er selbst die Palette ergriff, um sie nie wieder zu verlassen. Er fing damit an, eine sehr große Anzahl verschiedener Stu-

die sich für sein Gedeihen interessiren, kann den besten Einfluß haben und wird besser als Marmor oder ein Grabmal den Namen Leopold Robert's verewigen und das Andenken an seine Talente, sein Wohlwollen, das seinen Landsleuten immer nützlich war und an sein Genie, das sie ehrt, bewahren. — Die etwaigen besondern Gründe dieser furchtbaren That sind unbekannt. Doch welchen Anlaß wir uns auch vorstellen mögen und wenn wir auch allen Schwermuth seines Geistes und alle Kränklichkeit seines Körpers hinzunehmen, nichts reicht hin, um dies Entsetzlichste bei einem Künstler begreifen zu können, dessen Werke den Stempel der höchsten, stets gleichen Seelenreinheit tragen. Der Wahnsinn des Selbstmordes schreitet in unsern Tagen durch die Welt; aber Robert war fern davon, sein Leben für hohle Puppen, die man mit dem Namen einer „Idee" aufstellt, oder für klägliche Leidenschaften hinzuwerfen. Wir schaudern, wenn wir in diesen Abgrund blicken; — wer mag noch sagen, daß er Herr ist über den Dämon seines Innern? — Robert war freilich nur, was die Schule einen „Genremaler" nennt, das heißt: er hat nicht Götter und Heroen, nicht Heilige, keine weltgeschichtlichen Begebenheiten dargestellt; es sind nur Menschen des Tages, aus niederen Kreisen, in gewöhnlichen Beschäftigungen, die wir auf seinen Bildern sehen, — aber welch' ein Geschlecht von Menschen! Es ist rührend, wenn wir hören, mit welcher Sorgfalt, mit wie unermüdetem Eifer er nach der Natur und nach seinen Modellen gearbeitet hat: Tausende können dasselbe und werden doch nichts andres, als alle Trivialität des gewöhnlichen Lebens wiedergeben. Ihm hatte sein Gott das Auge aufgethan, daß er im Menschen ein höheres Urbild und nur dieses sah, daß er den ewigen Gehalt des Lebens, bis in dessen kleinste Beziehungen hinein, fühlen und lebendig darstellen konnte. Seine Bilder sind keine idealen Träume, sie enthalten die eigentliche Wirklichkeit des Lebens; denn das Uebrige ist ein leerer Schaum, den die Sonne des Geistes schnell verflüchtigt. Darum stehen seine Genredarstellungen den höchsten Vorwürfen früherer Jahrhunderte zur Seite; darum athmen sie dieselbe harmonische Ruhe, denselben Adel des Geistes, dieselbe Gleichmäßigkeit und Reinheit des Gemüthes, die uns in den Werken des griechischen Alterthums, in den Werken des Cinquecento, vor allen Raphaels so wunderbar entge-

genwehen. Und Robert war ein treuer Künstler. Er hat ernstlich, wie wenige, gerungen, um die Schönheit, welche seinem Auge vorschwebte, in vollkommenster Lebendigkeit und Naturgemäßheit auf die Leinwand überzutragen; mit unausgesetztem Fleiße hat er dahin gestrebt, die Gesetze der körperlichen Erscheinung in Form und Farbe sich zu eigen zu machen; er hat keine Kosten, keine Mühe und Gefahr gescheut, um die Natur, die ewige Lehrmeisterin des Künstlers, in ihrem fortwährenden Wechselspiele beobachten zu können. Er hat es erreicht, daß seine Werke den Stempel der technischen Vollendung tragen, ohne den freilich jene höhere Auffassung ein Traum geblieben wäre. — Sein Charakter als Mensch war derselbe, der aus seinen Bildern uns entgegentritt: ernst, mild, rein und zur Schwermuth geneigt. Im Beginn seiner höhern künstlerischen Laufbahn trat er zuerst, durch trübe Erfahrungen bedrückt, nicht ohne Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit auf. Aber sobald er durch glücklichere Umstände in sein eigentliches Element geführt war und seine Kräfte geprüft hatte, so entfaltete sich schnell der Muth und das Bewußtsein seines Talentes. Freilich war er nie mit seinen Leistungen zufrieden, er strebte fortwährend zu größerer Vollkommenheit und fühlte, daß das Ideal, welches er in seiner Brust trug, immer unerreicht blieb. Aber das ist das Loos des Menschen. Und wollen wir ihn tadeln, daß er zu sorgfältig gearbeitet, daß er nicht mehr Werke geschaffen hat, als uns hinterlassen sind? Er würde ohne das vielleicht später, aber minder vollendet von der Erde geschieden sein.

* 86. Johann Gottlob Sterzel,

Commissionsrath und Hausinspector der königlichen Landesschule Pforta;

geb. am 17. Nov. 1781, gest. den 20. März 1835.

Sterzel wurde im Dorfe Krellenhain bei der kleinen Stadt Mügeln in Sachsen von sehr dürftigen Eltern geboren, welche eben darum nichts für die zweckmäßige Bildung und Auferziehung des Kindes thun konnten, sondern die Sorge für den nothdürftigsten Unterricht dem Bruder seiner Mutter überlassen mußten. Ein um so größeres Glück war es für das Kind, daß es von der Natur mit einem regsamen, lebendigen Geiste begabt worden war, der sich gleich frühzeitig bei ihm

entwickelte und es, je mehr er durch äußere Umstände Nahrung erhielt, dem damaligen Stadtschreiber Schmerl in obgenannter Stadt in dem Grade empfahl, daß dieser den Knaben, nachdem er das 14. Jahr erreicht, als Amanuensis in seine Privatdienste nahm. Hier lernte ihn ein Jahr darauf der dortige Amtmann Hammer kennen und die verwaiste Lage des jungen Mannes, sowie seine Gewandtheit und sein einnehmendes Wesen verschafften diesem nicht nur das ganze Vertrauen des menschenfreundlichen Hammer, sondern auch durch ihn die Stelle eines Kanzellisten am dortigen Amte. Ja durch Hammers besondere Empfehlung sollte unserm Sterzel im Jahr 1802 noch ein schönrer, lange gehegter Wunsch erfüllt werden; er trat die in Pforte erledigte Stelle eines Amtscopisten am dasigen Justizamte und 1807 die eines Registrators ebendaselbst an, eine Stellung, die ihn nicht nur in den Stand setzte, seine ganz dürftige Lage zu verbessern, sondern auch das praktische Geschäftswesen, das er mit aller Liebe und allem Eifer umfaßte, noch genauer kennen zu lernen. Seit 1809 Nachfolger des bisher angestellt gewesenen Küchschreibers Knöchner in Pforte, fand St. vielfache Gelegenheit, das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und der Schulanstalt in den auch für Pforte bald folgenden stürmischen Kriegsjahren manchen nicht unwesentlichen Dienst zu leisten und als mit dem Jahre 1820 an die Stelle der Administration der dasigen Domäne die Verpachtung derselben trat und somit die Stelle eines Küchschreibers entbehrlich wurde, erhielt Sterzel die eines Hausinspectors der königl. Landesschule. Durch die mit dieser neuen Stellung verbundenen vielseitigen Geschäfte ward der Kreis der Thätigkeit Sterzels sehr erweitert; denn außer der Verwaltung der innern Angelegenheiten der Anstalt, sowie außer der Aufrechthaltung der Polizei wurde ihm auch die Sorge für die Gerechtsame der Anstalt und das Commissariat über die kirchlichen Angelegenheiten der zum Institut gehörigen Dorfschaften übertragen. Auch hiebei unterstützten den Verstorbenen seine vielfachen Erfahrungen und seine ihm eigene Gewandtheit in der Geschäftsführung und im J. 1833 ward ihm dadurch eine erwünschte Anerkennung zu Theil, daß er den Titel eines königl. Commissionsrathes und im folgenden Jahre eine Zulage von 100 Thalern erhielt; eine Anerkennung, deren er sich leider kaum über ein volles Jahr zu erfreuen hatte, indem er am

oben genannten Tage aus seinem thätigen Leben und aus 33jähriger Amtsthätigkeit schied. — Wenn der Verstorbene sich durch Gewandtheit, durch einen richtigen praktischen Blick als ein Geschäftsmann hinlänglich bewährt hat, so zeichneten ihn als Menschen und Gesellschafter die Tugenden der Gefälligkeit gegen Jedermann, der Verschwiegenheit in nöthigen Fällen und eine reiche Fülle des Witzes und der Heiterkeit, die die Folgen einer lange ungestörten Gesundheit waren und ihn seinen Freunden nur werth machen konnten, sehr vortheilhaft aus. Außerdem war er ein zärtlicher Gatte, ein liebender Vater und man muß nur beklagen, daß das Glück seiner doppelten Ehe so kurz gewesen ist. Sterzel war zweimal verheirathet; das erstemal im J. 1816 mit der Tochter eines Predigers, Erdmuthe Schulze, die ihm jedoch schon den 16. Nov. 1817 wieder entrissen ward und einen Sohn hinterließ und zum zweitenmale mit der Tochter des Kaufmanns Schwennike aus Naumburg, in welcher Ehe ihm 2 muntere Knaben geboren wurden. —

* 87. Ernst Constantin von Schubert,

königl. schwedischer Kammerrath und kön. preuß. geh. Hofrath, auch Ritter des schwedischen Nordsternordens, zu Wolgast in Pommern;

geboren d. 2. Juli 1757, gest. d. 28. März 1836.

v. Schubert, der Sohn des Abts zu Kloster Michaelstein und Professors zu Helmstädt, Johann Ernst Schubert und seiner Frau, Joh. Friederike, geb. Schultze, wurde zu Helmstädt geboren. Er hatte noch 8 Brüder und eine Schwester, von welchen ihn jedoch nur ein Bruder, der geh. Regierungsrath Wilh. Jul. Ludwig v. Schubert, überlebt hat. Im J. 1764 wurde der Abt Schubert zum Professor der Theologie nach Greifswald berufen und auf der dortigen Stadtschule erhielt auch Ernst Constantin seine erste Ausbildung. Er wurde im J. 1773 daselbst Student und widmete sich der Rechtsgelahrtheit. Schon im folgenden Jahre, am 19. August, verlor er seinen Vater durch den Tod und befand sich nun mit seiner Mutter und seinen unversorgten Geschwistern in drückenden Vermögensumständen. Dies und die bedeutenden Kosten, welche der Unterhalt der beiden Brüder, Wilhelm und Theodor, auf der Universität zu Göttingen der treuen Mutter verursachten,

erzeugten in Ernst Constantin den Entschluß, in Schweden, für welches er eine große Vorliebe hegte, sein Glück zu versuchen und so die Sorgen seiner geliebten Mutter zu vermindern. Ohne Wissen derselben schiffte er sich am 2. Mai 1778, unter dem Vorgeben einer Vergnügungsreise, mit einer Summe von 50 Rthlrn. nach Stockholm ein, wo er am 7. desselb. M. landete. Schon in früher Kindheit durch Krankheit und Nachlässigkeit seiner Wärterin am Körper geschwächt, der schwedischen Sprache unkundig und ohne alle Empfehlung, übersah der Jüngling jetzt deutlich das Gewagte seines Unternehmens; er fühlte sich gänzlich verlassen, als auf der ersten Station des von ihm eingeschlagenen Weges nach Upsala der Fuhrmann seine Sachen vom Wagen legte, ihm durch Zeichen zu verstehen gab, daß er auch absteigen und bezahlen müsse und nun der Gastgeber seine Börse ergriff, um daraus die Zahlung statt des auch der Münze nicht Kundigen zu leisten. In diesem bedrängten Augenblicke erschien ein Kommando Dragoner und in dessen Anführer, einem Deutschen, ein alter Bekannter und Vetter, welcher Rath zur Fortsetzung der Reise ertheilte. Ohne Unfall erfolgte diese und in dem Fuhrmann der letzten Station, einem alten Mann, welcher als Soldat im 7jährigen Kriege in Deutschland gedient hatte, fand sich eine neue unerwartete Hülfe, indem dieser deutsch sprach und in Upsala nicht blos für Unterkommen, sondern auch für die Bekanntschaft mit dem Professor Domay sorgte, welcher in Göttingen studirt und auch den Abt Schubert gekannt hatte. Bald fand sich durch die Entdeckung eines andern ältern Bekannten und durch die Bekanntschaft des Professors Solander Wohnung, Kost und Unterricht. Trat auch während des nächsten sehr kalten Winters durch das Wegziehen jenes ältern Bekannten, des Magisters Segrell, wieder oft Mangel ein, so wurde doch dieser durch ausdauernden Fleiß besiegt und bald durch Ertheilen von Unterricht, durch besondere Vorlesungen nach Solanders Anleitung, endlich auch, nach überstandener Prüfung, durch Advocatur verdient. — Solanders Tod im J. 1784 zerstörte den Plan, Akademiker zu werden und Schubert übernahm nun, neben den bereits genannten Beschäftigungen, die Leitung des Unterrichts des Sohns des russischen Großhändlers Seminoff aus Stockholm. Durch einen Aufsatz über einen Rechtsstreit des Fürsten Hessenstein mit dem Könige Gustav III.

entwickelte und es, je mehr er durch äußere Umstände Nahrung erhielt, dem damaligen Stadtschreiber Schmorl in obgenannter Stadt in dem Grade empfahl, daß dieser den Knaben, nachdem er das 14. Jahr erreicht, als Amanuensis in seine Privatdienste nahm. Hier lernte ihn ein Jahr darauf der dortige Amtmann Hammer kennen und die verwaiste Lage des jungen Mannes, sowie seine Gewandtheit und sein einnehmendes Wesen verschafften diesem nicht nur das ganze Vertrauen des menschenfreundlichen Hammer, sondern auch durch ihn die Stelle eines Kanzellisten am dortigen Amte. Ja durch Hammers besondere Empfehlung sollte unserm Sterzel im Jahr 1802 noch ein schönrer, lange gehegter Wunsch erfüllt werden; er trat die in Pforte erledigte Stelle eines Amtscopisten am dasigen Justizamte und 1807 die eines Registrators ebendaselbst an, eine Stellung, die ihn nicht nur in den Stand setzte, seine ganz dürftige Lage zu verbessern, sondern auch das praktische Geschäftswesen, das er mit aller Liebe und allem Eifer umfaßte, noch genauer kennen zu lernen. Seit 1809 Nachfolger des bisher angestellt gewesenen Küchschreibers Knöchner in Pforte, fand St. vielfache Gelegenheit, das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und der Schulanstalt in den auch für Pforte bald folgenden stürmischen Kriegsjahren manchen nicht unwesentlichen Dienst zu leisten und als mit dem Jahre 1820 an die Stelle der Administration der dasigen Domäne die Verpachtung derselben trat und somit die Stelle eines Küchschreibers entbehrlich wurde, erhielt Sterzel die eines Hausinspectors der königl. Landesschule. Durch die mit dieser neuen Stellung verbundenen vielseitigen Geschäfte ward der Kreis der Thätigkeit Sterzels sehr erweitert; denn außer der Verwaltung der innern Angelegenheiten der Anstalt, sowie außer der Aufrechthaltung der Polizei wurde ihm auch die Sorge für die Gerechtsame der Anstalt und das Commissariat über die kirchlichen Angelegenheiten der zum Institut gehörigen Dorfschaften übertragen. Auch hiebei unterstützten den Verstorbenen seine vielfachen Erfahrungen und seine ihm eigene Gewandtheit in der Geschäftsführung und im J. 1833 ward ihm dadurch eine erwünschte Anerkennung zu Theil, daß er den Titel eines königl. Commissionsrathes und im folgenden Jahre eine Zulage von 100 Thalern erhielt; eine Anerkennung, deren er sich leider kaum über ein volles Jahr zu erfreuen hatte, indem er am

lag. Im Jahr 1794 erhielt Schubert den Auftrag zur Bearbeitung der großen Streitigkeiten, welche sich in Pommern zwischen der Regierung und den Landständen wegen des Reichscontingents, der Saline in Greifswald und der Einführung einer neuen Hufenmatrikel erhoben hatten. Er beendigte diese verwickelte Arbeit zur Zufriedenheit des Regenten, indeß veranlaßten die nach dessen Ansicht ausgefertigten Resolutionen Gegenvorstellungen und Deputationeu des dadurch betheiligten Tribunals zu Wismar und der pommerschen Stände, welche die Aufhebung jener Resolutionen zu erlangen wußten und damit wurde zugleich Schubert zum Licentverwalter in Wolgast ernannt, mit der Anweisung, Stockholm sogleich zu verlassen. Gegenvorstellungen, gestützt auf die wahre Lage der Sache und die den königlichen Gerechtsamen bei jener Arbeit geleisteten Dienste blieben ohne Erfolg und am 2. September 1795 langte Schubert in Wolgast an. Bald versöhnte er sich mit seinem neuen Aufenthaltsorte, da er ihm schon im Jahre 1796 in einer Tochter des Probstes Kriebel eine würdige Lebensgefährtin gab. In demselben Jahre erhielt er aus Schweden die Benachrichtigung, daß der Regent sich von dem Unrechte, welches ihm dort geschehen, überzeugt habe und den Auftrag, als Mitglied der unter Leitung des Generals Cederström angeordneten pommerschen Visitationscommission mitzuwirken. Diese Commission wurde am 11. Juni 1796 eröffnet und die Hauptarbeit von Schubert übernommen, da der General Cederström der deutschen Sprache und Verhältnisse wenig kundig war, die beiden andern deutschen Mitglieder wenig Schwedisch verstanden und die beiden Secretäre der Commission der deutschen Sprache unkundig waren. Die Commission wurde am 8. August desselben Jahres auf Befehl des Königs wieder geschlossen und Schubert kehrte nach Wolgast zurück. Im Jahr 1799 wurde er wieder zum königl. Commissarius bei der ernannten Matrikelcommission bestellt, indeß die Wirksamkeit derselben durch Anträge der dabei betheiligten Landstände gehemmt und Schubert im Nov. 1799 zum Ritter des Nordsternordens ernannt wurde. Er verblieb, ungeachtet der König bei seiner Anwesenheit in Pommern und in Wolgast sich sehr gnädig gegen ihn über seine Dienstleistungen äußerte, in seinem Amte in Wolgast, mußte im J. 1801 bei der zwischen Preußen und Schweden verabredeten

militärischen Besetzung der Küsten mitwirken, im Jahr 1803, wo die Pest in Spanien und andern Ländern herrschte, als Director der Quarantäne, ohne alle Vergütung, fungiren und im Jahre 1805 und 1806 bei den Mißhelligkeiten zwischen Schweden und Preußen mancherlei Aufträge des Königs ausführen. Als im Jahr 1806, nach erfolgter Aufhebung der pommerschen Verfassung die schwedische Gesetzgebung in Pommern eingeführt werden sollte, wurde Schubert zum Mitgliede der deshalb bestellten Commission ernannt und speciell mit Uebersetzung des schwedischen Gesetzbuches, mit Revision der theilweise schon vorhandenen deutschen Uebersetzung und mit Vorschlägen über Anordnungen in Betreff besonderer localer Verhältnisse beauftragt. Er begab sich zu dem Ende nach Schweden und hatte seine Arbeit beinahe vollendet, so sehr sie auch von andern Mitgliedern verzögert wurde, als der Krieg mit Frankreich ausbrach. Er kehrte nun zu seiner Familie, welche in Pommern zurückgeblieben war, zurück. Hier unterhielt er, im Auftrag des Königs und mit eigener Gefahr die Verbindung mit dem von den Franzosen belagerten Colberg und trug die Lasten des Kriegs um so härter, als Handel und Schifffahrt ruhten, er durch die Abgaben davon seine hauptsächlichste Einnahme, bei einem sonst geringen festen Gehalte, genoß und feindliche Einquartirung selten ausblieb. Tief betrübt wurde S., als im Jahr 1809 die Entfernung des Königs Gustav Adolph IV. von dem schwedischen Throne erfolgte, weil er persönlich große Anhänglichkeit für ihn hegte und nun alle günstige Aussichten als vereitelt betrachtet werden mußten. Auch der im J. 1810 geschlossene Friede mit Frankreich führte viel Drückendes mit sich, indem durch das Continentalsystem, dem Schweden beitrat, die Häfen geschlossen blieben und im J. 1812 wurde die Provinz wieder von den Franzosen besetzt. In eben diesem Jahre wurde Schubert und sein Bruder, der geh. Regierungsrath, vom Könige von Schweden in den Adelstand erhoben; er verwaltete ruhig sein Amt in Wolgast, bis, nach der Vereinigung der Provinz mit Preußen, im J. 1815, mit Einführung des preußischen Steuersystems, seine Pensionirung im Jahr 1821 erfolgte. In demselben Jahre feierte er seine silberne Hochzeit und beschäftigte sich seitdem unausgesetzt mit literarischen, besonders historischen Arbeiten, in Bezug auf Schweden, für welches seine warme Anhänglich-

wurde er dem erstern bekannt und durch diesen, damals Generalgouverneur des schwedischen Pommerns, bewogen, die Stelle eines Gouvernementssecretärs in Stralsund anzunehmen, so schwer es ihm auch war, die in Schweden angeknüpften Verbindungen abzubrechen und die dort gefundene Verlobte, eine Tochter Solanders, wenn auch nur für einige Zeit zu verlassen. Diese neue Anstellung führte zwar in die Nähe der geliebten Mutter zurück, aber auch viele Arbeiten mit sich, da der Fürst mit sehr ausgedehnter Vollmacht die deutschen Provinzen verwaltete und sich auch in seinen eigenen Angelegenheiten, so wie zur Administration seiner großen Güter und auf Reisen des Gouvernementssecretärs bediente. 1788 wurde Schubert für die treue Verwaltung seines Amts zum Hofrath ernannt und im Jahr 1792, wo der Fürst sein Amt als Generalgouverneur niederlegte, zum Kammerrath, bald darauf auch zum königlichen Secretär im auswärtigen Departement zu Stockholm, ein Amt, in welches er im Januar 1793 eingeführt und dem Herzoge Regenten, sowie dem damals 14jährigen Könige vorgestellt wurde. Mit dankbarer Liebe suchte er nun die Vollziehung seiner ehelichen Verbindung mit der Tochter Solanders zu bewirken, mußte aber diese Absicht aufgeben, da die Braut, 11 Jahre älter als er und kränklich, die Aufhebung der Verbindung wünschte. In Freundschaft schieden beide und sie hat ihn später in ihrem letzten Willen zum Erben eingesetzt; von ihm ist nach ihrem Tode ihr Nachlaß unter dem Namen „v. Schubert-Solanderska Stiftning" zu einer Stiftung für arme und kranke Frauenzimmer academischer Angehörigen in Upsala bestimmt. Durch sein neues Amt erhielt Schubert im Conseil des Herzogs Regenten eine Menge neuer Geschäfte und besonders die Bearbeitung der pommerschen Sachen, als der Staatssecretär Zibet plötzlich von diesem Amte entfernt und der Graf Bark dazu ernannt wurde, welcher der deutschen Sprache zwar kundiger, aber den Geschäften noch fremd war. Während des bekannten Prozesses des Grafen Armfeld und der Gräfin Rudenschöld erhielt auch Schubert den Befehl, sich nach Stralsund zur weitern Verfügung zu begeben, weil man ihn in Ansehung der Armfeld'schen Conspiration verdächtigt hatte; indeß wurde die Sache zu seinen Gunsten erledigt, indem nur eine Cabale des schwedischen Postcommissärs in Hamburg zum Grunde

lag. Im Jahr 1794 erhielt Schubert den Auftrag zur Bearbeitung der großen Streitigkeiten, welche sich in Pommern zwischen der Regierung und den Landständen wegen des Reichscontingents, der Saline in Greifswald und der Einführung einer neuen Hufenmatrikel erhoben hatten. Er beendigte diese verwickelte Arbeit zur Zufriedenheit des Regenten, indeß veranlaßten die nach dessen Ansicht ausgefertigten Resolutionen Gegenvorstellungen und Deputationeu des dadurch betheiligten Tribunals zu Wismar und der pommerschen Stände, welche die Aufhebung jener Resolutionen zu erlangen wußten und damit wurde zugleich Schubert zum Licentverwalter in Wolgast ernannt, mit der Anweisung, Stockholm sogleich zu verlassen. Gegenvorstellungen, gestützt auf die wahre Lage der Sache und die den königlichen Gerechtsamen bei jener Arbeit geleisteten Dienste blieben ohne Erfolg und am 2. September 1795 langte Schubert in Wolgast an. Bald versöhnte er sich mit seinem neuen Aufenthaltsorte, da er ihm schon im Jahre 1796 in einer Tochter des Probstes Kriebel eine würdige Lebensgefährtin gab. In demselben Jahre erhielt er aus Schweden die Benachrichtigung, daß der Regent sich von dem Unrechte, welches ihm dort geschehen, überzeugt habe und den Auftrag, als Mitglied der unter Leitung des Generals Cederström angeordneten pommerschen Visitationscommission mitzuwirken. Diese Commission wurde am 11. Juni 1796 eröffnet und die Hauptarbeit von Schubert übernommen, da der General Cederström der deutschen Sprache und Verhältnisse wenig kundig war, die beiden andern deutschen Mitglieder wenig Schwedisch verstanden und die beiden Secretäre der Commission der deutschen Sprache unkundig waren. Die Commission wurde am 8. August desselben Jahres auf Befehl des Königs wieder geschlossen und Schubert kehrte nach Wolgast zurück. Im Jahr 1799 wurde er wieder zum königl. Commissarius bei der ernannten Matrikelcommission bestellt, indeß die Wirksamkeit derselben durch Anträge der dabei betheiligten Landstände gehemmt und Schubert im Nov. 1799 zum Ritter des Nordsternordens ernannt wurde. Er verblieb, ungeachtet der König bei seiner Anwesenheit in Pommern und in Wolgast sich sehr gnädig gegen ihn über seine Dienstleistungen äußerte, in seinem Amte in Wolgast, mußte im J. 1801 bei der zwischen Preußen und Schweden verabredeten

militärischen Besetzung der Küsten mitwirken, im Jahr 1803, wo die Pest in Spanien und andern Ländern herrschte, als Director der Quarantäne, ohne alle Vergütung, fungiren und im Jahre 1805 und 1806 bei den Mißhelligkeiten zwischen Schweden und Preußen mancherlei Aufträge des Königs ausführen. Als im Jahr 1806, nach erfolgter Aufhebung der pommerschen Verfassung die schwedische Gesetzgebung in Pommern eingeführt werden sollte, wurde Schubert zum Mitgliede der deshalb bestellten Commission ernannt und speciell mit Uebersetzung des schwedischen Gesetzbuches, mit Revision der theilweise schon vorhandenen deutschen Uebersetzung und mit Vorschlägen über Anordnungen in Betreff besonderer localer Verhältnisse beauftragt. Er begab sich zu dem Ende nach Schweden und hatte seine Arbeit beinahe vollendet, so sehr sie auch von andern Mitgliedern verzögert wurde, als der Krieg mit Frankreich ausbrach. Er kehrte nun zu seiner Familie, welche in Pommern zurückgeblieben war, zurück. Hier unterhielt er, im Auftrag des Königs und mit eigener Gefahr die Verbindung mit dem von den Franzosen belagerten Colberg und trug die Lasten des Kriegs um so härter, als Handel und Schifffahrt ruhten, er durch die Abgaben davon seine hauptsächlichste Einnahme, bei einem sonst geringen festen Gehalte, genoß und feindliche Einquartirung selten ausblieb. Tief betrübt wurde S., als im Jahr 1809 die Entfernung des Königs Gustav Adolph IV. von dem schwedischen Throne erfolgte, weil er persönlich große Anhänglichkeit für ihn hegte und nun alle günstige Aussichten als vereitelt betrachtet werden mußten. Auch der im J. 1810 geschlossene Friede mit Frankreich führte viel Drückendes mit sich, indem durch das Continentalsystem, dem Schweden beitrat, die Häfen geschlossen blieben und im J. 1812 wurde die Provinz wieder von den Franzosen besetzt. In eben diesem Jahre wurde Schubert und sein Bruder, der geh. Regierungsrath, vom Könige von Schweden in den Adelstand erhoben; er verwaltete ruhig sein Amt in Wolgast, bis, nach der Vereinigung der Provinz mit Preußen, im J. 1815, mit Einführung des preußischen Steuersystems, seine Pensionirung im Jahr 1821 erfolgte. In demselben Jahre feierte er seine silberne Hochzeit und beschäftigte sich seitdem unausgesetzt mit literarischen, besonders historischen Arbeiten, in Bezug auf Schweden, für welches seine warme Anhänglich-

keit unverändert fortdauerte. Glücklich war er im Kreise seiner Familie, seiner Frau, welche ihm stets liebend zur Seite stand, eines Sohnes, den der Militärdienst nur entfernt hielt und dreier Töchter, sowie der Kinder von zweien der letztern, welche in seiner Nähe verheirathet wurden. Seit dem Jahre 1824 war er durch eine schwere Krankheit des Gebrauch seiner Füße gänzlich beraubt und so für immer an sein Zimmer und sein Bett gefesselt, auf welchem sitzend er jedoch stets thätig war, der treuen Pflege seiner Frau und einer unverheiratheten Tochter bedürftig und vertrauend. So schrieb er auch sein letztes Buch: Auszüge aus den Handschriften, die ältere, neuere und neueste schwedische Geschichte betreffend, übersetzt aus dem Schwedischen, mit Anmerkungen. 1r Bd. Berlin 1833. — In kindlicher Demuth verehrte er stets die unerforschlichen Rathschlüsse des Allmächtigen und trug fromm und ergeben alle, auch die schwersten körperlichen Leiden, von denen er vielfältig heimgesucht wurde. Sein reger Geist half ihm alles überwinden und freudig legte er das Bekenntniß ab, daß, wenn er gleich in vielen Drangsalen gewesen, diese doch durch das Gute, welches er aus der Vaterhand Gottes empfangen habe, bei weitem übertroffen worden, daß, wenn die Noth am größten war, Hülfe nicht ausgeblieben sei und daß das, was er für Unglück gehalten, ihm zum Besten gereicht habe. Fromm und ergeben trug er auch die Leiden der letzten sehr schmerzhaften Krankheit und verschied sanft am oben genannten Tage zu Wolgast, tief betrauert von seinen Angehörigen und von manchem Hülfsbedürftigen, dem er durch Rath und That Beistand geleistet. Einige Jahre vorher war er zum königl. preuß. geheim. Hofrathe ernannt worden.

* 88. Friedr. Christ. Gregor Wernekinck,

ordentl. Professor der Philosophie und Aufseher der naturhistor. Sammlungen zu Gießen, Doctor u. außerordentl. Professor der Medicin, Prosector am anatom. Theater;

geb. den 13. März 1798, gestorben am 23. März 1835.

Wernekinck wurde zu Münster in Westphalen geboren. Sein noch lebender Vater, Franz W., ist Professor und Medicinalrath daselbst, welcher in ihm das Hinscheiden seines einzigen Kindes bedauern mußte. Er besuchte das Gymnasium Paulinum und 1814 die Universität in seiner Vaterstadt. In den zwei ersten Jah-

ren besuchte er die philosoph. und naturwissenschaftlichen Vorträge, im dritten Jahre die heilkundigen. 1817 bezog er die Universität Göttingen und bildete sich in den Hörsälen von Blumenbach, Himly, Osiander, Langenbeck, Stromeyer und Kruse in den verschiedenen Disciplinen der Natur- und Heilkunde. Die praktischen Fächer zogen ihn jedoch weniger an, als Naturkunde; daher hing er mit vorzüglicher Liebe an Blumenbach und nahm bei Hausmann speciellen Privatunterricht in Geognosie und Mineralogie. — Im Frühjahr 1820 kam er nach Gießen, hörte die Vorträge Wilbrand's über Physiologie, besuchte die klinischen Uebungen Balser's und die geburtshilfliche Klinik bei Ritgen. Am 13. Nov. 1820 erlangte er, nach rühmlich bestandener Prüfung, die Doctorwürde in der innern und äußern Heilkunde. Er schickte sich an, als academischer Lehrer aufzutreten und eröffnete Privatvorlesungen. Im folgenden Jahre erhielt er die Anstellung als Prosector; am 26. Mai 1825 trat er die Stelle eines außerordentlichen Professors der Heilkunde an und unterm 22. Sept. 1826 wurde er zum öffentlichen ordentlichen Lehrer in der philosophischen Fakultät ernannt. — Die Lehrfächer, welche W. vortrug, waren Hirn- und Nervenlehre, vergleichende Anatomie und Mineralogie. Er bearbeitete sie mit Fleiß und Liebe und die Studirenden nannten sie vortrefflich. Außer einigen Aufsätzen in mehreren Journalen hat W. nichts drucken lassen. Allein, wenn selbst Sömmering W. aufmunterte, seine Hirn- und Nervenlehre für den Druck zu bearbeiten, so läßt sich schon hieraus ein Schluß machen, was W. als Schriftsteller hätte leisten können. — W. war von starkem, kräftigem Körper, gesund und lebensfroh, er lebte in angenehmen häuslichen Verhältnissen (seine Gattin war die Tochter des Buchhändlers Heyer), er war geachtet von seinen Freunden und Mitbürgern. Seine Erholung waren mineralogische und geologische Ausflüge und in den frühern Jahren Jagd. Mit ganz vorzüglicher Neigung und Eifer betrieb er Musik und musikalische Studien Er war der Gründer des Gesangvereins in seinem Wohnort und Mitglied der Direction der musikalischen Gesellschaft. So lange er sich viele Bewegung machte, blieb er gesund, als er aber dieses nicht mehr beachtete, hatte sein vollsaftiger Körper mit rheumatischen Anfällen zu kämpfen, welche gewöhnlich den Kopf und die

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 206.

linke Ohrgegend einnahmen. Er litt dadurch zeitweise am Gehör und befand sich zuweilen verstimmt. Ein solches rheumatisches Fieber befiel ihn im März 1835; er sah sich auf dem Wege der Besserung, sprach traulich mit seinen Freunden, machte Pläne für die Zukunft und es ist möglich, daß er selbst zu wenig sorgsam war und den Feind zu gering achtete. Plötzlich traten die Erscheinungen einer Hirnentzündung (arachnitis) hinzu, mit ununterbrochenem Irreden, dessen Gegenstand Sphärengesang und Harmonien waren und nach 24 Stunden schied ein Mann in der Blüthe des Lebens, der der Wissenschaft noch so viel hätte nützen können. N.

* 89. Friederike Sophie Christiane Brun,

(geborne Münter)

Schriftstellerin zu Kopenhagen;

geb. den 3. Sept. 1765, gest. den 26. März 1835.

Diese ausgezeichnete Dichterin war zu Gräfen-Tonna, einem Flecken im Herzogthum Sachsen-Gotha, geboren und das zweite Kind des dortigen Superintendenten Balthas. Münter*). Ihre Mutter war Friederike von Wangenheim. Kaum 5 Wochen alt, folgte sie ihrem Vater nach Kopenhagen, der dorthin als Prediger an der deutschen Petrigemeinde berufen worden war. Ihn knüpften Bande der innigsten Freundschaft an Kramer, Klopstock, Resewitz, Sturz, Funk, v. Gerstenberg, Schönborn und andere ausgezeichnete Männer, welche damals in Kopenhagen lebten. In diesem geistreichen Kreise verlebte Friederike ihre Jugend, als ein talentvolles, witziges Kind und als durch Struensee's revolutionäre Regierung jener Cirkel sich auflöste, blieben ihr jene Zeiten in freundschaftlicher Erinnerung, besonders der hochgefeierte Name Klopstocks. Späterhin schloß sich ihres Vaters Herz mit zarten Freundschaftsbanden an Niebuhr **) und an die Grafen Reventlov ***), Bernstorff, Schimmelmann****) und Stolberg†). Besonders

---

*) S. seine Biographie in dem Werk: Die deutschen Kanzelredner des 18. und 19. Jahrhunderts. Nach ihrem Leben und Wirken dargestellt von D. Heinr. Döring. Neustadt a. d. O. 1830. S. 254 u. f.

**) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 19.

***) — — — — 12. — — 582.

****) — — — — 9. — — 124.

†) Die Biographie Christ. v. Stollbergs s. N. Nekr. 4. Jahrgang S. 780.

bildete sich mit den letztern, als Dichter rühmlich bekannt, ein inniges Verhältniß in der Zeit, als Friederike aus der Kindheit in die Jahre der Jungfrau übergetreten war. In jene Zeit fällt die erste Regung ihres dichterischen Talents. Sie hauchte, wie sie selbst erzählt, ihre poetischen Töne, allen Menschen unbewußt, in einem alten Weidenbaume aus, der hinter dem Studirpavillon in ihres Vaters Garten stand. Sie war, damals 13 Jahre alt, sein Liebling, sein darling child, wie er sie oft zu nennen pflegte. In dem dicht umlaubten Baum hatte sie Tinte, Feder und Papier sorgsam versteckt. Der Wind zerstreute jedoch einst ihre Blätter ringsumher in den Garten und verrieth so, was sie bisher sehr heimlich gehalten, dem Vater und dessen Freunden, den Grafen Stolberg. Es waren kleine, leicht hingeathmete Lieder und unter denselben auch einige freie Nachbildungen Ossians in einer Mischung von Hexametern und Alexandrinern. Eine innige Jugendfreundin fand sie damals an Charlotte von Bernstorff, der nachherigen Gräfin von Dernath. Gelernt hatte sie damals noch wenig, aber viel Gutes gelesen und noch mehr gehört. Die Lektüre der besten deutschen Dichter und Prosaisten hatte sie gebildet. Ihrem Vater verdankte sie Unterricht in der deutschen Sprache und Prosodie. Doch war ihr schon als Kind in dieser Hinsicht mancher belehrende Wink geworden, als sie einst zufällig und unbeachtet einer ziemlich scharfen und kritischen Analyse zuhörte, welche der Vater mit den poetischen Jugendversuchen ihres Bruders anstellte. Ungeachtet dieser Neigung zur Dichtkunst nahm sie sich früh der Wirthschaft thätig an. Sie besorgte die Geschäfte in Milchkammer, Küche und Obstgarten, war immer regsam und gewöhnlich schon wach, wenn noch die übrigen Hausbewohner schlummerten. Die frühen Morgenstunden vergingen ihr an der Seite ihres frommen Vaters oder in ernster Lektüre und erfreulich blieb ihr die Erinnerung an diesen Genuß auch noch in spätern Lebensjahren. Ihr poetisches Talent regte sich immer lebendiger in mannichfachen Ergießungen zarter Gefühle, die sie nicht zu unterdrücken vermochte. Günstig in mehrfacher Hinsicht für die Entwickelung ihrer Geistesanlagen wirkte eine Reise, die sie, nach der Vollendung ihres 16. Jahres im Frühling und Sommer 1782 unternahm. Sie begleitete ihre Eltern nach Gotha. Auf dem Wege dahin, in Kiel, Hamburg, Göttingen, Braunschweig,

Halle, Weimar u. s. w. lernte sie die Männer persönlich kennen, deren Schriften sie schon längst entzückt hatten. In Braunschweig wurde sie mit den Töchtern des Abts Jerusalem, in Göttingen mit denen des Professors der Theologie G. Laß bekannt und unterhielt mit beiden späterhin einen fortwährenden Briefwechsel. Unvergeßlich blieb ihr auch die mit Herder angeknüpfte Freundschaft in Weimar. Bald nach der Rückkehr von jener Reise vermählte sich Friederike (1783) mit Constantin Brun, der mehrere Jahre in Petersburg als königlich dänischer Consul gelebt hatte und damals administrirender Director der königlich ostindischen Compagnie in Kopenhagen geworden war. Drei Wochen nach ihrer Verbindung begleitete sie ihren Gatten auf einer Reise nach Petersburg. Von dort in dem Winter zwischen 1783 und 1784 zurückkehrend, verweilte sie fast zwei Monate in Hamburg, wo sie in Klopstocks Umgang genußreiche Tage verlebte. Fast täglich war sie bei ihm und konnte sich rühmen, sein besonderer Liebling, oder sein „verzogenes Kind" zu sein, wie sie sich selbst scherzweise nennt. Hinsichtlich ihrer Poesie äußerte der Dichter der Messiade: ihre Lieder seien zu gut für den Reim und schrieb ihr dabei eigenhändig das Versmaß der alkäischen Ode in ihr Reisetaschenbuch. — Ihre Liebe an der Seite eines geliebten Gatten erhielt, nachdem sie wieder in Kopenhagen eingetroffen, einen neuen Reiz durch die Geburt ihres ersten Sohnes Carl, den 20. April 1784. Ihm folgten noch 4 Kinder, von denen nur eins, wenige Tage alt, starb. Diese Mutterfreuden wurden jedoch einige Jahre später durch körperliche Leiden getrübt. In dem furchtbaren Winter von 1788 bis 1789 ward Friederike in einer Nacht völlig taub und dies Uebel ließ sich seitdem durch keine ärztliche Hülfe beseitigen. Jung, lebensfroh und gesellig, mußte sie die gesellige Unterhaltung meiden, die sie bisher so sehr geliebt hatte. Doch besaß sie Stärke des Geistes genug, dies Schicksal mit stiller Resignation zu ertragen. Trost boten ihr ihre Kinder und ihre rege Wißbegierde. Ihre geistige Kraft schien an Stärke gewonnen zu haben. Das Studium der Geschichte, des Alterthums und der Künste versüßte ihre Einsamkeit und die Poesie regte sich kräftiger in ihr, genährt von diesen unversiegbaren Quellen. Willkommene Zerstreuung fand Friederike im Jahr 1791, als sie ihren Gatten auf einer Geschäftsreise nach Pa-

ris und durch das südliche Frankreich nach Genf begleitete. In Lyon ward sie mit Matthisson *), in Genf mit Bonstetten **) bekannt. Der Frohsinn, der sie in jener Zeit beseelte, ward in Kopenhagen durch heftige Nervenleiden getrübt, welche in eine Reihe von Entzündungskrankheiten übergingen. Einigemale war sie fast dem Tode nahe. Ihr Schmerz steigerte sich durch den frühzeitigen Tod ihres geliebten Vaters, den 8. October 1793 und ihre Lebenskräfte schienen damals völlig erschöpft. Auf den ärztlichen Rath ihres väterlichen Freundes Hensler ging sie im Frühjahr 1795, begleitet von ihren ältesten Kindern Karl und Charlotte, nach der Schweiz und Italien. Auf jener Reise machte sie zu Carlsbad die Bekanntschaft der Herzogin Louise von Anhalt-Dessau. Die Fürstin hatte sich ebenfalls zu einer Reise nach Italien entschlossen und Friederike lebte, zu ihr hingezogen durch Bande der schmerzlichsten Sympathie, mit Matthisson und Bonstetten in Rom, Lugano und in den Alpengegenden manche genußreiche Tage. Der Winter entfloh den Freunden in Rom, wo sie Friederike Zoëga, Fernow und Angelika Kaufmann persönlich kennen lernte. — Noch während ihres Aufenthalts in Italien, wo sie die Bäder in Ischia gebrauchte, hatte Matthisson ihr Hoffnung gemacht, die erste Sammlung ihrer Gedichte zu Zürich drucken zu lassen. Wie bescheiden sie über dieselben urtheilte, geht aus nachfolgender Stelle eines Briefes an den genannten Dichter vom 20. October 1794 hervor: „Mir ist seit einiger Zeit die Besorgniß auf's Herz gefallen, daß es Dich, ohne daß Du es vielleicht selbst recht weißt, gereuen möchte, Dich mit der Herausgabe dieser unvollkommenen Kinder der rohen Natur befaßt zu haben. So unaussprechlich lieb es mir wäre, an Deiner Hand vor der Welt zu erscheinen, in Salis ***) und Bonstetten's Begleitung und so herzinnig ich auf Deine Vorrede mich gefreut habe, so bringe ich Dir dies Alles willig zum Opfer, sobald Dir die Sache im allermindesten unlieb ist. Bis zur Kunstvollendung erhebt sich keins meiner Gedichte. Das weiß ich eben so gewiß, als ich weiß, daß sie für Geist und Herz für eine gewisse Klasse des lesenden Publikums nicht ohne Werth sind. Bessernd

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 235.
**) — — — 10. — — 66.
***) — — — 12. — — 96.

feilen kann ich nicht und hinzukommen wird wenig oder nichts. Wozu auch längerer Aufschub? Deutschland wird späterhin unter seinen Trümmern meine Lieder gewiß nicht aufsuchen. Baggesen *), Sander und mein Bruder hatten sich schon längst zu Herausgebern erboten, aber ich wollte nie daran. Nur Du hast mir zur öffentlichen Ausstellung meiner Versuche Lust gemacht, die aber auch mit der Deinen verschwindet. Sei nun eben so aufrichtig, wie ich. Hätte ich mich geirrt, so würde mich dies sehr erfreuen." — Im Herbst 1796 ging Friederike, gestärkt durch den Gebrauch der Bäder von Ischia, in die Schweiz zurück, wo ihr Gatte sie in Bern abholte. Ehe sie indeß die Heimath erreichte, verwundeten mehrere auf einander folgende Todesfälle ihre Seele tief. Ihre einzige Schwester Johanne, vermählte von Egger, ward ihr in der Blüthe des Lebens durch den Tod entrissen, ebenso eine Jugendfreundin, Sophie Baggesen, geb. von Haller. Auch der große, für Dänemark unvergeßliche Bernstorff, beschloß den 21. Juni 1797 seine irdische Laufbahn. Diese schmerzlichen Eindrücke, verbunden mit einem ihr feindlich gewordenen Klima, wirkten nachtheilig auf ihre Gesundheit, die jedoch nicht völlig unterlag. Erfreulich war für sie ein Besuch Bonstetten's, der, unvermögend unter dem Joche des französischen Directoriums zu leben, damals nach Dänemark gekommen war und Johannes von Müller mitbrachte. In diesem, durch die Briefe eines jungen Gelehrten (Joh. v. Müller) an seinen Freund (Bonstetten) klassisch gewordenen Freundschaftsbunde ward Friederike die dritte. — Wiederkehrende körperliche Leiden bestimmten im Frühjahr 1801 die Dichterin, ein milderes Klima zu suchen. Auf den Rath des berühmten Arztes Sertorp wählte sie wiederum die Schweiz zu ihrem Aufenthalt, begleitet von ihrer Tochter Adelaide. Auch Bonstetten kehrte wieder in die Schweiz zurück. Der Herbst und Winter in Pays de Vaud, in Genf, bot genußreiche Tage. Necker, Frau von Staël, die Familie Huber und Pictet gehörten zu dem auserwählten Freundschaftskreise, deren Mitglied auch Friederike war. Zunehmende Kränklichkeit trieb sie jedoch, auf den Rath ihres Arztes Jurine, wieder über die Alpen. Der Winter schien Besserung anzudeuten. In Rom fand sie mehrere Freunde wieder, mit denen sie im Jahr 1795

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 686.

in angenehmen Verhältnissen gelebt hatte. Zu diesen trat noch Wilhelm von Humboldt, damals kön. preuß. Gesandter am päbstl. Hofe, mit seiner Gattin *). Kaum halb genesen, kehrte Friederike nach Kopenhagen zurück, wo aber das rauhere Klima nachtheiliger als je auf ihre Gesundheit zu wirken schien. Mehrere complicirte körperliche Uebel warfen sie auf ein siebenmonatliches Krankenlager. Nervenkrämpfe, an Epilepsie grenzend, bedrohten sie im Winter von 1804—05 mit so gänzlicher Zerrüttung, daß sie auf den Rath der erfahrensten Aerzte Kopenhagens sich abermals entschloß, ein milderes Klima zu suchen. Sie ging, begleitet von ihren Töchtern Auguste und Adelaide, nach Genf, wo sie im traulichen Umgange mit Frau von Staël, Sismondi und Bonstetten lebte. Der Sommer verfloß im Waadtlande. Als aber Friederikens Tochter Adelaide im Herbst gefährlich erkrankte, mußte die Dichterin Genf im Nov. 1806 verlassen. Nach einer ziemlich beschwerlichen Winterreise langte sie, nachdem sie sich zu Hieres, Nizza und Pisa aufgehalten, im April 1807 in Rom an. Dort genas Adelaide unter der einsichtsvollen Behandlung des rühmlich bekannten deutschen Arztes Kohlrausch. Zur Stärkung wurden der Kranken die Bäder von Castell' a Mare und die milde Winterluft Neapels empfohlen. Während dieser acht Monate genoß Friederike die väterliche Freundschaft des durch seinen trefflichen Charakter und die Liebe zu den Wissenschaften ausgezeichneten Bischofs Capece Latro. Auch mit der Familie Filangieri trat sie in freundliche Verhältnisse. Im November 1810 kehrte Friederike mit der völlig wieder genesenen Tochter nach Kopenhagen zurück, während sie selbst damals körperlich litt. Dort erwartete die Dichterin ein neuer Schmerz. Sie fand die geliebte Mutter nicht mehr unter den Lebenden. Bereits im Jahre 1808 war sie ihrem Gatten ins Jenseits gefolgt. Seitdem blieb Kopenhagen, mit wenigen Ausnahmen, der bleibendere Aufenthalt der Dichterin. Nicht ohne Trauer sah sie die verhängnißvollen Jahre 1813 und 1814 an sich vorüberziehen. Aber in den oben genannten Jahren ward die Dichterin auch von einer qualvollen Krankheit befallen. Vier Monate rang sie zwischen Leben und Tod und hatte die Folgen nie ausgeheilter Seelen- und Körperkräfte zu erdulden. Das Jahr 1817 raubte ihr

*) Deren Biogr. s. N. Nekr. 7. Jahrg S. 226.

eine vieljährige treue Freundin, die Frau von Staël. — Unter den literarischen Arbeiten, mit denen die Dichterin sich damals beschäftigte, ist die Idee vorzüglich anziehend, ihre Kindheit und erste Jugendgeschichte schildern zu wollen, unter dem Titel: „Wahrheit aus Morgenträumen.“ „Dieß Werk, schrieb sie den 30. Apr. 1818, entstand durchaus, wie die Vorrede sagt und wahrlich, es gehörte eine noch viel größere Dosis Opium dazu, um mich zur Fortsetzung zu begeistern, als jene war, die den Anfang hervorbrachte. Das kann erst viel später geschehen, wenn ich aus einem höhern Standpunkte des Alters auf die Jugend wie nun auf die Kindheit zurückblicke. Sollte dies Werk jemals zu Stande kommen, so übergebe ich das Manuscript Dir zur Durchsicht und Herausgabe. Vermindert soll wenig werden, elegantisirt gar nicht; weggelassen nur, was Langeweile erregen könnte. Den dritten Band meiner Gedichte *) möchte ich bald herausgeben und sende Theresie'n **) daher Proben für's Morgenblatt. Meine spätern Gedichte sind von meinen Meistern, den edlen Stolbergen, von der hohen Luise Stolberg, dem tief und fein empfindenden Ernst Schimmelmann und diesem ganzen, nicht leicht zu befriedigenden Kreise mit so reichem Beifall aufgenommen worden, daß ich ordentlich davor erschrocken bin, als vor einer höhern Offenbarung meiner selbst. Du weißt, ich dichtete von Kindheit an wie in einem halben Traume, glühend, weinend muß ich schreiben, was mir sonst den Busen sprengte. So entstanden vor allen andern die Braut der Tiefe, Jason und Andromeda, welchen Dichtungen ich besonders den mir so ehrenvollen Beifall Christian Stolbergs verdanke.“ — Solchen poetischen Arbeiten widmete sich Friederike gewöhnlich zu Sophienholm, wo sie den Frühling und Sommer zuzubringen pflegte. Jener liebliche Landsitz lag unweit Kopenhagen in einer der schönsten Waldgegenden Seelands. Die liebliche Villa war nach ihrer eigenen Angabe in italienischem Geschmack erbaut worden. Der klarste See, auf dem die Wasserlilien ihre reifen Häupter wiegten, benetzte die grünen Ufer der hohen, üppig bewachsenen Hügel und schlängelte sich durch den Park, den die schönsten Buchen und Eichen mit ihren dunkeln Laubdächern beschatteten. „Hier heile ich mir, schrieb

*) Bonn 1820.
**) Therese Huber.

Friederike an Matthisson den 28. Mai 1818, in meiner geliebten Einsamkeit, unter Blüthen und Nachtigallengesang, das wunde Herz wieder aus. Du glaubst nicht, wie Sophienholm seit Deinem Hiersein sich noch verschönert hat. Hier sind Luoghi da sospirar riposti e fidi. Ich habe mich mit allem Friedenstörenden und Unharmonischen sanft und heiter aus einander gesetzt und meine innere Freiheit gerettet." — So wohl sich aber auch die Dichterin in ihrem Lieblingsaufenthalt fühlte, scheint es doch Augenblicke gegeben zu haben, in welchen sie denselben mit Italien zu vertauschen wünschte. „Gibt mir Gott längeres Leben," heißt es in einem Briefe an Matthisson vom 20. April 1819, „so lebe ich noch einst in Rom. Einzig ist Rom für den stillen Seelengenuß! Einzig für eine Harthörige, weil man da vom gedankenerweckenden Anschauen lebt und zur Mittheilung mit einzelnen Lieben werd' ich hoffentlich nie taub genug. Mache Du auch einen solchen Plan. Die Luft in Rom ist 9 Monate hindurch wahre Lebensluft für alternde Männer und für Frauen in jeder Epoche ihres Lebens. Die verrätherischen Monate Juli, August und September brächten wir in Tivoli, Fraskati und Albano zu. Du und ich gehören gar nicht mehr in das krausverworrene Deutschland. Wer hätte vor dreißig Jahren geglaubt, daß mitten im protestantischen Deutschland Mordthaten, wie die von Revaillac und Clement begangen werden könnten? *) Es ist ein trübes Gischen und Gähnen und Sieden durch das ganze heilige deutsche Land, wie in Macbeths Höllenkessel. In Rom bleibt fürs erste noch alles beim Alten. Unser Leben hält das noch aus. Dieser Gedanke ist fest bei mir und noch bei einigen geliebten Personen." An den neuen politischen Ereignissen nahm sie lebhaften Antheil; damals vorzüglich an Griechenlands Geschick. Jene rege Theilnahme an dem Schicksal eines unterdrückten Volks steigerte sich selbst bis zu der Idee, einen Theil ihres literarischen Erwerbs freudig zum Opfer zu bringen. „Jetzt zu einer Sache", schrieb sie an Matthisson den 16. November 1822, „die mir gewaltig nahe und innig am Herzen liegt. Ich wollte gern nicht allein für die Griechen siegen, sondern ihnen auch auf irgend eine Weise thätig helfen. Gold und Silber habe

*) Kotzebue war den 23. März 1819 durch Sand ermordet worden. —

keit unverändert fortdauerte. Glücklich war er im Kreise seiner Familie, seiner Frau, welche ihm stets liebend zur Seite stand, eines Sohnes, den der Militärdienst nur entfernt hielt und dreier Töchter, sowie der Kinder von zweien der letztern, welche in seiner Nähe verheirathet wurden. Seit dem Jahre 1824 war er durch eine schwere Krankheit des Gebrauch seiner Füße gänzlich beraubt und so für immer an sein Zimmer und sein Bett gefesselt, auf welchem sitzend er jedoch stets thätig war, der treuen Pflege seiner Frau und einer unverheiratheten Tochter bedürftig und vertrauend. So schrieb er auch sein letztes Buch: Auszüge aus den Handschriften, die ältere, neuere und neueste schwedische Geschichte betreffend, übersetzt aus dem Schwedischen, mit Anmerkungen. 1r Bd. Berlin 1833. — In kindlicher Demuth verehrte er stets die unerforschlichen Rathschlüsse des Allmächtigen und trug fromm und ergeben alle, auch die schwersten körperlichen Leiden, von denen er vielfältig heimgesucht wurde. Sein reger Geist half ihm alles überwinden und freudig legte er das Bekenntniß ab, daß, wenn er gleich in vielen Drangsalen gewesen, diese doch durch das Gute, welches er aus der Vaterhand Gottes empfangen habe, bei weitem übertroffen worden, daß, wenn die Noth am größten war, Hülfe nicht ausgeblieben sei und daß das, was er für Unglück gehalten, ihm zum Besten gereicht habe. Fromm und ergeben trug er auch die Leiden der letzten sehr schmerzhaften Krankheit und verschied sanft am oben genannten Tage zu Wolgast, tief betrauert von seinen Angehörigen und von manchem Hülfsbedürftigen, dem er durch Rath und That Beistand geleistet. Einige Jahre vorher war er zum königl. preuß. geheim. Hofrathe ernannt worden.

* 88. Friedr. Christ. Gregor Wernekinck,

ordentl. Professor der Philosophie und Aufseher der naturhistor. Sammlungen zu Gießen, Doctor u. außerordentl. Professor der Medicin, Prosector am anatom. Theater;

geb. den 18. März 1798, gestorben am 23. März 1835.

Wernekinck wurde zu Münster in Westphalen geboren. Sein noch lebender Vater, Franz W., ist Professor und Medicinalrath daselbst, welcher in ihm das Hinscheiden seines einzigen Kindes bedauern mußte. Er besuchte das Gymnasium Paulinum und 1814 die Universität in seiner Vaterstadt. In den zwei ersten Jah-

Grafen Schimmelmann und Bernstorff, die seit früher Jugend mit aufrichtiger Liebe an ihr hingen. Wie ein Kleeblatt, das zurückgeblieben am vollen Kranze, dem eine Blüthe nach der andern entfallen, so hielten diese drei fest zusammen, bis Schimmelmann zuerst aus ihrer Mitte abgerufen wurde. Seitdem schien auch der Dichterin die Abnahme ihrer physischen Kräfte immer fühlbarer zu werden, obgleich ihr Aeußeres sich wunderbar erhielt und ihre feinen Züge nichts an ihrer frühern Lebendigkeit verloren hatten. Nur Wenige mochten daher den wahren Zustand ihrer Gesundheit ahnen, als ihr plötzliches Ende zeigte, wie langsam und sicher die Zerstörung in ihrem Innern vorgearbeitet hatte. Noch am letzten Tage vor ihrem Tode hatte sie sich scheinbar wohl befunden. Doch äußerte sie früh beim Erwachen, sich die Nacht erkältet zu haben und deshalb länger im Bett bleiben zu wollen. Die Nachricht, daß Bernstorff vom Schlage gerührt worden, erschütterte sie tief und wohl eine halbe Stunde unterhielt sie sich mit einer lieben Nichte über den Verlust des ihr unvergeßlichen Mannes, ohne jedoch eine ungewöhnliche Gemüthsbewegung zu verrathen. Als bald nachher ihre Schwiegertochter, die man, da ihr Zustand sich verschlimmerte, herbeigerufen, zu ihr ans Bett trat, sagte sie: „Ach, Freunde, Bernstorff ist todt!“ Es war ihr letztes Wort. Scheinbar schmerzlos, ohne Todeskampf sank sie in das Kissen zurück. Der Himmel hatte ihr tägliches Gebet um einen sanften Tod erhört, nachdem sie oft zu ihren Kindern geäußert: „O, daß ich einschlafen könnte, um nicht wieder zu erwachen!“ Ihre irdischen Ueberreste ruhen auf dem Petrikirchhofe zu Kopenhagen mit ihrem Vater und ihrem Bruder in einer gemeinsamen Gruft. — Daß der Geist der Dichterin auch noch in den letzten Lebenstagen eine jugendliche Frische behalten hatte, davon zeugte ihr reichhaltiger literarischer Nachlaß, der hoffentlich dem Publikum nicht vorenthalten werden wird. So hatte auch noch der Lebensabend der Dichterin die Poesie verschönern helfen. Dieser Lieblingsneigung sich ganz hinzugeben, hatten ihr früh ihre sehr günstigen Verhältnisse gestattet. Als Gattin eines der reichsten Partikuliers in Dänemark war sie früh jeder kleinlichen Sorge überhoben. Ihre Wohnung war einer der schönsten Palläste in Kopenhagen, ehemals der Sitz einer Königin und ausgezeichnet durch die bequeme und geschmackvolle Anordnung des Ganzen. An ihren mehr-

linke Ohrgegend einnahmen. Er litt dadurch zeitweise am Gehör und befand sich zuweilen verstimmt. Ein solches rheumatisches Fieber befiel ihn im März 1835; er sah sich auf dem Wege der Besserung, sprach traulich mit seinen Freunden, machte Pläne für die Zukunft und es ist möglich, daß er selbst zu wenig sorgsam war und den Feind zu gering achtete. Plötzlich traten die Erscheinungen einer Hirnentzündung (arachnitis) hinzu, mit ununterbrochenem Irreden, dessen Gegenstand Sphärengesang und Harmonien waren und nach 24 Stunden schied ein Mann in der Blüthe des Lebens, der der Wissenschaft noch so viel hätte nützen können. N.

* 89. Friederike Sophie Christiane Brun, (geborne Münter)

Schriftstellerin zu Kopenhagen;

geb. den 3. Sept. 1765, gest. den 26. März 1835.

Diese ausgezeichnete Dichterin war zu Gräfen-Tonna, einem Flecken im Herzogthum Sachsen-Gotha, geboren und das zweite Kind des dortigen Superintendenten Balthas. Münter*). Ihre Mutter war Friederike von Wangenheim. Kaum 5 Wochen alt, folgte sie ihrem Vater nach Kopenhagen, der dorthin als Prediger an der deutschen Petrigemeinde berufen worden war. Ihn knüpften Bande der innigsten Freundschaft an Kramer, Klopstock, Resewitz, Sturz, Funk, v. Gerstenberg, Schönborn und andere ausgezeichnete Männer, welche damals in Kopenhagen lebten. In diesem geistreichen Kreise verlebte Friederike ihre Jugend, als ein talentvolles, witziges Kind und als durch Struensee's revolutionäre Regierung jener Cirkel sich auflöste, blieben ihr jene Zeiten in freundschaftlicher Erinnerung, besonders der hochgefeierte Name Klopstocks. Späterhin schloß sich ihres Vaters Herz mit zarten Freundschaftsbanden an Niebuhr **) und an die Grafen Reventlov ***), Bernstorff, Schimmelmann ****) und Stolberg †). Besonders

*) S. seine Biographie in dem Werk: Die deutschen Kanzelredner des 18. und 19. Jahrhunderts. Nach ihrem Leben und Wirken dargestellt von D. Heinr. Döring. Neustadt a. d. O. 1830. S. 254 u. f.

**) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 19.

***) — — — — 12. — — 582.

****) — — — — 9. — — 124.

†) Die Biographie Christ. v. Stollbergs s. N. Nekr. 4. Jahrgang S. 780.

lich im Hause sind und Domestiken, alten und neuen, 34 Personen zu beschenken. Ich schreibe Dir zwischen der Puppenwiege meiner Enkelin und einer Haube, die ein altes Gesicht wo möglich verjüngen soll; aber nicht das meine, das geht, wie Gott und Natur es wollen." Bei solchen Festlichkeiten prangte dann der Weihnachtsbaum in seltener Pracht und fast gigantischer Größe in des Hauses geräumigstem Saale, dessen Wände laubenartig bekleidet waren. Unter diesen Laubgewinden befanden sich die Geschenke für Jung und Alt. In den neben gelegenen dunklern Zimmern wartete die Jugend, bis die großen Flügelthüren des hell erleuchteten Saals sich öffneten. Wenn dies geschah, ertönte eine Hymne, von den schönsten Stimmen gesungen. Dann aber wurde die eintretende Jugend von der Dichterin mit freudiger Rührung empfangen, die Enkel geherzt und geküßt und auch fremde Kinder, die sie zu jener Festlichkeit eingeladen, reichlich beschenkt. Freigebigkeit und Milde war überhaupt ein vorherrschender Zug in Friederikens Charakter, der sich durch rege Theilnahme an dem Schicksal von Armen und Nothleidenden eben so auszeichnete, als ihre geistige Ueberlegenheit und besonders ihr poetisches Talent ihr zahlreiche Verehrer erwarb. Mit Recht bemerkt Matthisson, der ihre Gedichte sammelte, in der Zueignung derselben an Bonstetten: „Du, so wie alle, welche Friederike Brun näher kennen, weißt wohl, daß die Gabe, reizende Lieder zu singen, ihr kleinstes Verdienst ausmacht und der Ruhm, dem Staate thätige und edle Beförderer des Guten erzogen und die Pflichten im häuslichen Kreise mit gewissenhafter Pünktlichkeit erfüllt zu haben, in ihren Augen das Höchste, die Uebung der Musenkünste dagegen nichts weiter als Erholung in Stunden der Ruhe, wie Musik und Lektüre und folglich nur sehr wenig ist." — Ihre Schriften sind: Cyana u. Amandor, eine Schweizergeschichte. Hamburg 1792. — Gedichte. Herausgegeben von Fr. Matthisson. Zürich 1795. Mit einer Titelvignette und 7 musikalischen Compositionen vom Kapellmeister Schulze. 2. Aufl. Ebd. 1798. 3. A. Ebd. 1803. Mit Vignetten. 4. A. Ebd. 1806. Zweiter Bd. (Auch unter dem Titel: Neue Gedichte v. Fr. Brun.) Darmstadt 1812. Dritter Band. Mit e. Fac Simile J. L. Grafen zu Stolberg, mit einer Abbildung. Bonn 1820. — Prosaische Schriften. 1. u. 2. Bändchen: Reise

Halle, Weimar u. s. w. lernte sie die Männer persönlich kennen, deren Schriften sie schon längst entzückt hatten. In Braunschweig wurde sie mit den Töchtern des Abts Jerusalem, in Göttingen mit denen des Professors der Theologie G. Laß bekannt und unterhielt mit beiden späterhin einen fortwährenden Briefwechsel. Unvergeßlich blieb ihr auch die mit Herder angeknüpfte Freundschaft in Weimar. Bald nach der Rückkehr von jener Reise vermählte sich Friederike (1783) mit Constantin Brun, der mehrere Jahre in Petersburg als königlich dänischer Consul gelebt hatte und damals administrirender Director der königlich ostindischen Compagnie in Kopenhagen geworden war. Drei Wochen nach ihrer Verbindung begleitete sie ihren Gatten auf einer Reise nach Petersburg. Von dort in dem Winter zwischen 1783 und 1784 zurückkehrend, verweilte sie fast zwei Monate in Hamburg, wo sie in Klopstocks Umgang genußreiche Tage verlebte. Fast täglich war sie bei ihm und konnte sich rühmen, sein besonderer Liebling, oder sein „verzogenes Kind" zu sein, wie sie sich selbst scherzweise nennt. Hinsichtlich ihrer Poesie äußerte der Dichter der Messiade: ihre Lieder seien zu gut für den Reim und schrieb ihr dabei eigenhändig das Versmaß der alkäischen Ode in ihr Reisetaschenbuch. — Ihre Liebe an der Seite eines geliebten Gatten erhielt, nachdem sie wieder in Kopenhagen eingetroffen, einen neuen Reiz durch die Geburt ihres ersten Sohnes Carl, den 20. April 1784. Ihm folgten noch 4 Kinder, von denen nur eins, wenige Tage alt, starb. Diese Mutterfreuden wurden jedoch einige Jahre später durch körperliche Leiden getrübt. In dem furchtbaren Winter von 1788 bis 1789 ward Friederike in einer Nacht völlig taub und dies Uebel ließ sich seitdem durch keine ärztliche Hülfe beseitigen. Jung, lebensfroh und gesellig, mußte sie die gesellige Unterhaltung meiden, die sie bisher so sehr geliebt hatte. Doch besaß sie Stärke des Geistes genug, dies Schicksal mit stiller Resignation zu ertragen. Trost boten ihr ihre Kinder und ihre rege Wißbegierde. Ihre geistige Kraft schien an Stärke gewonnen zu haben. Das Studium der Geschichte, des Alterthums und der Künste versüßte ihre Einsamkeit und die Poesie regte sich kräftiger in ihr, genährt von diesen unversiegbaren Quellen. Willkommene Zerstreuung fand Friederike im Jahr 1791, als sie ihren Gatten auf einer Geschäftsreise nach Pa-

Dolz in Musik gesetzten Kirchenliedes: „Sanft, wie er gewandelt hat“ u. s. w.

Jena. D. Heinrich Döring.

* 90. Karl Heinrich Ritter von Lang,

königl. bair. geh. Rath, Mitglied der Academie der Wissenschaften, Ritter der baier. Krone zu Ansbach;

geb. d. 7. Juli 1764, gest. am 27. März 1835.

L. war einer der geistreichsten Männer unserer Zeit, ein gründlicher Geschichtsforscher, ein Feind aller leeren Anmaßungen und alles eitlen Prunks in der Geschichte, wie im Leben. Er war geboren zu Balgheim, im Fürstenthum Oettingen-Wallerstein, wo sein Vater Prediger war. Zwei seiner Oheime, der Superintendent Lang zu Ober-Altheim und der Hofrath Lang in Wallerstein, hatten sich durch gründliche archivalische Arbeiten einen Ruf erworben und zeigten dem Neffen die Bahn, auf welcher er sie weit übertreffen sollte. Dieser studirte zuerst in Altdorf unter Siebenkees und Malblanc, dann zu Wien unter Gruber und Pahem und zuletzt in Göttingen, wo vor Allen Spittler ihm Lehrer und Muster wurde. In Göttingen erhielt er den ersten Preis durch seine Schrift: de domini utilis natura, indole atque historia (gedruckt 1793), worauf seine: Historische Entwickelung der deutschen Steuerverfassung (Berlin 1793) folgte. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit des damaligen Provinzialministers der preuß. fränkischen Fürstenthümer, Freih. von Hardenberg, auf ihn gelenkt; zuerst wurde ihm die Ordnung des Hardenberg'schen Familienarchivs übertragen und nach des verdienten Spieß Tode wurde er Archivar des wichtigen auf der Festung Plassenburg bei Culmbach aufbewahrten Hauptarchivs der Burggrafen von Nürnberg, nachmals Markgrafen von Brandenburg. Man war damals beschäftigt, den Theil des fränkischen Adels, welcher einst unter der Hoheit der Burggrafen von Nürnberg gestanden, sich aber im 16. Jahrhundert losgemacht und der Reichsritterschaft angeschlossen hatte, wieder in das alte Unterthanenverhältniß zurückzubringen; der geh. Regierungsrath Kretschmann (nachmaliger koburgischer Minister) leitete als vortragender Rath des Ministers von Hardenberg diese Operationen und der geh. Archivar Lang lieferte die Urkunden, woraus die Landsässigkeit der Vasallen erhellte. So wurde bald der ganze

Ritterkanton Altmühl und viele einzelne der übrigen fränkischen Ritterkantone unter preußische Hoheit zurückgebracht. Freilich konnte dies nicht ohne lebhaften Widerspruch vor sich gehen; die Ritterschaft wendete sich an den Reichstag und den kaiserlichen Hof und es erfolgten kaiserliche Abmahnungsschreiben, die indessen von der preußischen Regierung mit dem Berufen auf ihr Recht beantwortet wurden. Nach dem Regierungsantritt des jetzigen Königs wurde jedoch das Verfahren gegen die Reichsritterschaft mit weniger Eifer betrieben; Kretschmann wurde als Kammerdirector nach Baireuth versetzt und Lang, welcher inzwischen seine: historische Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände (Göttingen 1796) und den ersten Theil von der Geschichte des Fürstenthums Baireuth (1798) herausgegeben hatte, wurde der königl. Gesandtschaft bei dem Friedenscongresse zu Rastadt beigegeben, welcher am 9. Dec. 1797 eröffnet wurde und mit der Ermordung der französischen Gesandten am 28. April 1799 ein so unglückliches Ende nahm. Lang machte sich hier durch seine statistischen Arbeiten sehr nützlich und wurde nach seiner Rückkehr als Kriegs- und Domänenrath nach Ansbach versetzt. Im Jahr 1803, als das Fürstenthum Ansbach an Baiern abgetreten wurde, trat er mit in baierische Dienste über, wurde 1806 Director der Ansbachischen Kammer, ein Amtsname, welcher bei der spätern Organisation in den eines Kreisdirectors des Rezatkreises überging. Der Minister Graf Montgelas, dem man wenigstens das Verdienst lassen muß, daß er Menschen zu beurtheilen verstand, zog ihn 1810 nach München, wo ihm die Direction des unermeßlich reichhaltigen Reichsarchivs mit dem Vortrag in Archivsachen im Ministerium und der Direction der Ministerialsection des Reichsheroldamtes übertragen wurde. Das Archiv, in welches die archivalischen Schätze so vieler alter Klöster, Stifter und Reichsstädte, auch das erzkanzlersche Hauptarchiv zu Aschaffenburg sich ergossen, mußte er erst aus dem Chaos hervorziehen, die erforderlichen Instructionen entwerfen und die nöthige neue Ordnung von Grund aus neu schaffen und was er hier geleistet, hat er in seinen seitdem erschienenen auf archivalische Forschungen gegründeten historischen Werken gezeigt; vorzüglich in dem großen Werke: Regesta bavarica s. Rerum boicarum autographa, München 1822—28. IV. 4, einem chronologisch-synchronistischen Repertorium alt- u.

neubaierischer Originalurkunden von Karl dem Großen, 773, an bis auf Ludwig den Bärtigen, 1300. Aber der hervorragende Zug in Lang's Charakter war ein unauslöschlicher, heftiger Haß gegen alle eitle Spielereien und Träumereien von einer glanzvollen Vergangenheit, welche zu dem Werthe der Gegenwart auch nicht das Geringste hinzuzusetzen vermag. Er bemühete sich nach allen Richtungen hin diese Täuschungen patriotischer Eitelkeit zu zerstören; er zergliederte mit unerbittlicher Strenge die Hypothesen von Baierns uralter Unabhängigkeit, königlicher Würde, Macht und Länderumfang, woran sich so viele ergötzten und mit eben so scharfer Kritik ging er gegen die als ein Nationalwerk verehrte Sammlung der Monumenta boica zu Felde. Das verwickelte ihn in heftige Streitigkeiten mit den Verfechtern jener alten Herrlichkeiten, v. Pallhausen, Günther u. a. Dasselbe widerfuhr ihm von einer andern Seite. Als Reichsherold sollte er die Entwerfung einer Adelsmatrikel, eines goldenen Buches des baierischen Adels entwerfen, wovon auch ein Theil in dem: Adelsbuch des Königreichs Baiern (1816, 2. Ausg. 1820) gedruckt ist. Der Adel war nicht sehr zufrieden mit der ganzen Revision seiner Titel, die in diesem Unternehmen lag, noch weniger aber mit der kritischen Strenge des Herolds, welcher zuweilen von einem Adelsalter, als der baier. Herzogswürde, eine ziemlich neue und nicht immer sehr schmeichelhafte Entstehung nachwies. Alle diese Händel, in denen Lang's fester Sinn und scharfer Geist keine Nachgiebigkeit kannte, trieben ihn schon 1815 von München wieder fort auf seinen vorigen Posten als Kreisdirector zu Ansbach und als sein Gönner, Graf Montgelas 1817 aus dem Ministerium trat, zog auch er sich ganz vom öffentlichen Leben zurück, indem er seine Pensionirung verlangte und erhielt. Aber für den rastlos forschenden Mann ging nun erst das wahre Leben und die rechte Thätigkeit an. Auf einem selbst geschaffenen Landsitze, umgeben von einem reizenden Garten, eine starke halbe Stunde von der Stadt an der Nürnberger Straße verlebte er seine Tage, ohne den geselligen Freuden für den Abend in den Zirkeln der Stadt zu entsagen. Mit vielen Gelehrten in und außer Deutschland unterhielt er einen lehrreichen Briefwechsel, in welchem er gar oft seinem Witz und seiner scharfen Beurtheilung freien Lauf ließ. Von Zeit zu Zeit sammelte er neuen Stoff und Geistesnahrung

auf kleinern Reisen, aus denen manche Beobachtung in die: Hammelburger Reisen (10 Hefte, 1818—1833), überging, in welchen er mit unnachahmlicher Laune und treffendem Spott manche Thorheit und Verkehrtheit der Zeit verfolgt. Besonders trifft seine Geißel die Schattenseiten des öffentlichen Dienstes, die nutzlose Quälerei und Beamtenwillkühr, das übertriebene Tabellenwesen, die Prahlerei, Eitelkeit, Titelsucht und alles, was sich von dem einfachen und großen Zwecke des Staats entfernt. Aber daß diese 10 Hefte nur der Champagnerschaum seines Geistes waren, beweisen eine ganze Reihe ernster und tiefgelehrter Arbeiten, mit welchen er von 1815 bis an seinen Tod die Literatur bereichert hat. Dahin gehören außer den oben erwähnten Regesten: Baierische Jahrbücher von 1179 bis 1294, Augsburg 1816 (2. Ausg. 1824.); die ganz auf Urkunden gegründete Geschichte der Jesuiten in Baiern, Nürnberg 1819, als deren Vorläufer er schon die Amores Jacobi Morelli herausgegeben hatte; die Geschichte Herzog Ludwigs des Bärtigen, Nürnb. 1821; Baierns Gauen nach den drei Volksstämmen der Allomanen, Franken und Bojaren, Nürnb. 1833 und das dazu gehörige Werk: Baierns alte Grafschaften, Nürnb. 1831. In der Differenz zwischen Baiern und Baden über die Succession in der Grafschaft Sponheim schrieb er die baierische Deduction. Eine große Thätigkeit entwickelte Lang in dem historischen Verein des Rezatkreises und die von ihm ausgearbeiteten Jahresberichte sind eine reiche Fundgrube von Entdeckung und Belehrung. Daneben verfaßte er eine Menge von Recensionen, vorzüglich für die letzten Bände des Hermes, wo er es liebte, kleine kritische Bemerkungen zu geben. Als der Hermes aufgehört hatte, unternahm er selbst seine „literarisch-historische Zeitschrift in zwanglosen Heften“ (1834 u. 1835). — Lang war klein, von feinen, scharfen Gesichtszügen, äußerst beweglich und auch im Gespräch von Humor und Witz überströmend. Er war dreimal verheirathet. Die beiden ersten Frauen starben im ersten Wochenbette mit den Kindern; auch die dritte, Wittwe des Medicinalraths Schöpff zu Ansbach, verlor er sehr bald und nicht lange nach ihr einen Sohn, den sie ihm geboren hatte. Sein einziger Bruder ist Erbe seines Nachlasses geworden, zu welchem eine reiche Excerptensammlung und eine schätzbare Bibliothek gehört. Lang schien von der Natur zu einem hohen Alter bestimmt; aber schon 1832

hatte er das Unglück, indem er von Ansbach Abends ohne Begleitung nach seinem Landsitz zurückging, ein Bein zu brechen. Wenige Wochen vor seinem Tode befiel ihn ein heftiger Katarrh, den er vernachlässigte und wogegen er keine ärztliche Hülfe suchen wollte. Am 27. März war er Vormittags ziemlich heiter in seinem Zimmer und in seiner Bibliothek auf- und abgegangen. Gegen Mittag wandelte ihn eine Unruhe an, er setzte sich auf das Sopha und nach einem kurzen und leichten Todeskampfe machte eine Lungenlähmung seinem Leben ein Ende. — Außerdem schrieb Lang noch: Die 2 ersten Jahrgänge d. Otting. Wochenblatts. 1786 u. 1787. — *Beiträge zur Kenntniß der natürl. und polit. Verfassung d. Otting. Vaterl. Oettingen 1786. — *Ein Votum über den Wucher, von einem Manne sine Voto. Nördlingen 1791. — Tabellen über Flächeninhalt, Menschenzahl, Einkünfte u. bevorstehenden Verlust der deutschen Reichslande. Basel 1798. — Neues Staatsarchiv d. königl. preuß. Fürstenthümer in Franken (mit Hänlein). 1. Bds. 1.—4. Heft. Ansbach 1800. — *Christl. Vermahnung e. Kapuzinerbruders zu Deggendorf an d. Kupferhammermeister Pankratz das. 1805. (Eine Apologie d. preuß. baier. Austauschgeschäftes.) — Annalen des Fürstenthums Ansbach unter der preuß. Regierung von 1792 bis 1806. Frankf. u. Leipz. 1806. — Gab mit Büttner, Schulz u. Knappe heraus: Historische u. statist. Beschreibung des Rezatkreises. 2 Hfte. Nürnberg 1809—10. — *Ueber Kaiser Ludwig den Baiern. Der Wiener Literaturzeitung gewidmet. 1813. (Streitschrift). — Bemerkungen zu Zschocke's baierischen Geschichten. 1. u. 2. Buch. 1813. — Rede und Antwort wider und für das hist. Dasein d. Babo von Abensberg und seiner 30 Söhne; von K. H. v. Lang u. Rom. Zirngibl. München 1814. — *Der Minister Graf von Montgelas unter der Regierung König Maximilians *) von Baiern 1814. (Eine offizielle Apologie gegen die Schrift des Grafen Reisach.) — Betracht. über d. Herrn v. Pallhausen Garibaldisch. Geschichten. München 1815. — Bruchst. e. bair. Handelsgeschichte a. d. Regierungszeit Herzog Ludwigs d. Strengen vom J. 1253—1294. Vorgel. in d. Akad. der Wiss. zu München 1815. — Die Monumenta boica vor den Rich-

*) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. d. N. Nekr. S. 962.

terstuhl der Kritik gefordert. Ebd. 1815. — Rede üb. d. heil. Schutzpatronen d. alten bair. Kirchen. Nürnb. 1829. — Sendschreiben an Hrn. D. J. F. Böhmer zu Frankfurt a. M., als d. Herausg. der Kaiserregenten, mit Beitr. u. Ergänz. ders. Ebd. 1833. — Das historische Netz des Rezatkreises. Ebd. 1834. — Ueberdies hatte er Antheil am Reichsanzeiger; am Archiv d. Gesellschaft f. ältere deutsche Geschichtkunde. Bd. 4. (1823); an Okens Isis und an d. Denkschriften d. baier. Akad. der Wissenschaften. —

91. Christian Günther Graf v. Bernstorff,

königl. preußischer wirklicher geh. Staats- und Kabinetsminister zu Berlin;

geb. den 3. Apr. 1769, gest. am 8. März 1835 *).

Der Name Bernstorff, einem uralten edlen Geschlecht in Hannover und Mecklenburg angehörig, glänzt seit vielen Geschlechtsfolgen in den schönsten und reinsten Erinnerungen deutschen Lebens. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte die Staatsklugheit und Thätigkeit des Freiherrn Andreas Gottlieb v. Bernstorff wesentlichen Antheil an den Verhandlungen, durch welche das Haus Hannover zur Thronfolge in Großbritannien gelangt ist. Später sehen wir den Grafen Joh. Hartwig Ernst v. Bernstorff in königl. dänischen Staatsdiensten die höchsten Ehrenstufen erreichen und als Freund und Beschützer Klopstocks sich ein dauerndes Denkmal in der deutschen Geistesbildung stiften. Sein Neffe, Andreas Petrus Graf von Bernstorff, vermehrte diesen Ruhm und zeigte als Staatsmann eine seltene Größe der Einsicht und des Charakters, durch die er während stürmischer und drangvoller Zeiten Dänemark in glücklicher Friedensruhe und geachtetem Ansehen erhielt. Diesem großen Vater entsproß der würdige Sohn, dessen Leben hier in gedrängten Umrissen zu vergegenwärtigen die Absicht nachstehender Zeilen ist. — v. Bernstorff, geboren zu Kopenhagen, war der dritte Sohn aus seines Vaters erster Ehe mit Henriette Gräfin zu Stolberg-Stolberg. Seine Erziehung im Hause der Eltern, theils in Kopenhagen, theils auf dem Familiengute Dreilützow in Mecklenburg, wurde mit liebevoller Sorgfalt in dem Geiste geleitet, welcher diesen Kreis von

*) Preußische Staatszeitung. 1835. Nr. 109.

jeher auszeichnete. Der Jüngling fand in der heimischen Umgebung die trefflichsten Vorbilder edler Gesinnung und Wirksamkeit. Seine Oheime, die beiden Grafen zu Stolberg *), schon als Dichter berühmt, die stete Verbindung mit Klopstock und der Zutritt vieler andern Männer von höherer Bildung und Würdigkeit erhöhten den geistigen Glanz des Hauses. Wissenschaftlichen Unterricht empfing er durch Privatlehrer. Seine ausgezeichneten Fähigkeiten entwickelten sich früh. Der Tod der geliebten Mutter, die er in seinem dreizehnten Jahre verlor, ließ den Gang dieses häuslichen Lebens unverändert und bei den guten Fortschritten des Jünglings wurde der Besuch einer öffentlichen Anstalt nicht für nöthig erachtet. Dagegen war der Vater frühzeitig bedacht, die vielversprechenden Anlagen seines Sohnes durch ausübende Thätigkeit zur Reife zu bringen. Kaum 18 Jahre alt, versuchte dieser sich bereits in mannichfachen diplomatischen Arbeiten, unter der unmittelbaren Aufsicht und zur großen Zufriedenheit des Vaters, der ihn zu seiner Belehrung alsbald auch eine Reise nach Schweden machen ließ, wo gerade der Reichstag eröffnet war und sodann, nach der Rückkehr von diesem ersten Ausfluge, im Jahr 1789, ihn bei dem dänischen Gesandten in Berlin, seinem Oheim, dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, als Legationssecretär anstellte. Hier zeichnete er sich sowohl durch seine Arbeiten, als auch durch sein persönliches Benehmen so vortheilhaft aus, daß er in kurzer Zeit zum Geschäftsträger ernannt wurde und schon im Jahre 1791 die Beförderung zum bevollmächtigten Minister erhielt. Die durch Glanz und Bildung hervorragende Geselligkeit Berlins sah in Bernstorff eine ihrer schönsten Zierden; seine jugendliche Erscheinung war so würdevoll als anmuthig; sein offener, redlicher Sinn flößte das sicherste Vertrauen ein; sein freundliches Wohlwollen erwarb jede Zuneigung und der günstige Eindruck, welchen sein damaliger Umgang den trefflichen Menschen aus allen Ständen hinterließ, hat aus jener frühen Zeit bis in die späteste für ihn unauslöschlich fortgedauert. Im Sommer des J. 1794 machte er in Begleitung seines jüngern Bruders, des Grafen Joachim von Bernstorff, eine Urlaubsreise in die Schweiz, wurde jedoch unerwartet von hier abgerufen,

*) Die Biographie Christians Grafen v. Stolberg s. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 1148.

[illegible] Angele- [illegible] Joachim [illegible] Departe- [illegible] — Der [illegible] das [illegible] Verwickelungen [illegible] — [illegible] gezwungen [illegible] Verwickelungen [illegible] es erschien am 2. April [illegible] zu Kopenhagen, worauf [illegible] Haupt- [illegible] bombardirt wurde. Der [illegible] entschied sich, [illegible] der Tapferkeit der Dänen, zu Gunsten der Engländer und Dänemark mußte für den Augenblick nachgeben; die schwierigen und zarten Unterhandlungen aber, welche mit den englischen Befehlshabern gepflogen wurden, führte Bernstorff so kräftig und vortheilhaft, daß er günstigere Bedingungen erlangte,

als man damals zu hoffen wagte. Schon erkrankt, aber sich gewaltsam aufrecht erhaltend, brachte er den Waffenstillstand noch zum Abschlusse, kaum aber war dies geschehen, so brach die Masernkrankheit bei ihm aus und er mußte jede Thätigkeit aufgeben. Noch nicht völlig genesen, übernahm er, zur schließlichen Feststellung der Verhältnisse mit England, eine außerordentliche Sendung nach London, wo er mehrere Monate zubrachte. — Im Jahre 1806 ereignete sich durch besondere Verhältnisse der Anlaß, daß Bernstorff auf einige Zeit sich wiederum nach Berlin begab. Die günstigsten Eindrücke blieben auch von dieser zweiten Anwesenheit B.'s daselbst am Hofe und in den Gesellschaftskreisen zurück. Dasselbe Jahr brachte ihm die Begründung seines eigenen häuslichen Glückes; er vermählte sich im Sommer 1806 zu Emkendorf mit seiner Nichte, der Gräfin Elisabeth von Dernath. Dieses und die nächstfolgenden Jahre war Bernstorff durch die Zeitumstände genöthigt, im Gefolge des Kronprinzen-Regenten größtentheils in Kiel zuzubringen, wo eine dänische Truppenmacht zum Schutze Holsteins aufgestellt war. Dänemark fand sich zwischen den entgegengesetzten Zumuthungen der kriegführenden Mächte in der mißlichsten Lage und besonders gab der fortdauernde Seekrieg stets neuen Anlaß zu widerwärtigen Erörterungen und Spannungen, die zu beseitigen immer weniger gelingen wollte. Am 9. August 1807 hatte B. die entscheidende, in der diplomatischen Geschichte berühmt gewordene Unterredung mit dem englischen Gesandten Jackson, in welcher die unstatthaften Forderungen Englands zurückgewiesen wurden. Die Folge war der Friedensbruch und unerwartete Angriff auf Kopenhagen, durch welchen die Engländer sich der dänischen Kriegsflotte bemächtigten und sie nach England abführten. — Die Wendung der Angelegenheiten war unglücklich, aber die Standhaftigkeit und Würde, mit welcher B. das Recht und die Ehre des dänischen Staates vertreten hatte, wurde von allen Seiten rühmend anerkannt und von seinem königlichen Herrn durch Verleihung des Elephantenordens belohnt. — Die Treue und Geradheit, die er in seinem Dienstverhältnisse, wie in jedem andern Lebensbezuge gewissenhaft übte, war durch kein Mißgeschick zu erschüttern und sollte bald auch von einer andern Seite her eine seltene Prüfung bestehen. Eine Angelegenheit, welche nicht unmittelbar den Staat, sondern zunächst die per-

sönlichen Verhältnisse eines Dritten betraf, hatte ihn zu einer Vorstellung veranlaßt, durch welche er ein Unrecht abwenden zu müssen glaubte und da er auf Schwierigkeiten stieß und nicht durchdringen konnte, so zweifelte er keinen Augenblick, daß er der Ehre seiner Ueberzeugung ein Opfer bringen und seinem Amte entsagen müßte. Er nahm im Mai 1810 seine Entlassung, ohne Trotz und Groll, wie ohne Ungunst. Der König blieb von seiner treuen Verehrung und Anhänglichkeit innig überzeugt und ihm mit aller frühern Zuneigung gewogen. — Um jedoch nicht unthätig zu sein und um ferner dem Staate zu nützen, erbot sich B., durch besondere Umstände ihm selbst unerwartet dazu veranlaßt, im folgenden Jahre zur Uebernahme der dänischen Gesandtschaft zu Wien, die sich gerade offen fand und ihm auch sogleich gewährt wurde. In dieser Anstellung hoffte er neben seiner amtlichen Thätigkeit einiger Ruhe und Erholung zu genießen, deren er nach so wechselvollen und bewegten Jahren, in welchen auch seine Gesundheit sehr gelitten hatte, wohl bedurfte. Gleich das nächste Jahr aber bereitete durch Napoleons Zug nach Rußland nur neue und größere Bewegungen, von denen auch Dänemark hart berührt werden sollte. Nach den Unglücksfällen, welche die Franzosen in Rußland erlitten, blieb Dänemark ihrer Sache durch verhängnißvolle Umstände anfangs noch verknüpft und von der großen Verbindung gegen Napoleon ausgeschlossen. Bernstorff, dessen Amtsverrichtungen in Wien zufolge der Ereignisse des Jahres 1813 aufhören mußten, sah sich den Rückweg nach Dänemark durch die Kriegsheere versperrt und wollte mit seiner Familie nach Mannheim abreisen, um hier die weitere Wendung der öffentlichen Angelegenheiten still abzuwarten. Der edle Kaiser Franz *), hiervon benachrichtigt, schickte zu ihm, ließ ihm die Versicherung seiner besondern Achtung ertheilen und zugleich den Wunsch ausdrücken, daß er seinen Aufenthalt in Wien, wo ihn Niemand stören würde, fortsetzen möchte. Im Anfange des Jahrs 1814 schloß Dänemark sich der Sache der Verbündeten förmlich an und Bernstorff trat wieder in seiner vorigen Eigenschaft auf. Er folgte dem Kaiser in das große Hauptquartier und traf nach dem Sturze Napoleons im April zu Paris ein, wo er den

*) Dessen Biographie s. in diesem Jahrg. des N. Nekrologs S. 227.

Friedensverhandlungen beiwohnte und für die Sache Dänemarks, besonders auch durch seine Persönlichkeit, so vortheilhaft einwirkte, als es unter den damaligen Umständen irgend möglich war. — Demnächst wurde er beauftragt, in Gemeinschaft mit seinem Bruder an den Verhandlungen des Kongresses zu Wien Theil zu nehmen und besonders auch zu der allgemeinen Anordnung der deutschen Verhältnisse thätig mitzuwirken. Hier und bei dem zweiten Aufenthalte zu Paris, wohin B. den verbündeten Monarchen folgte, bei denen sämmtlich er jetzt beglaubigt war, gelang es seinem regen und beharrlichen Eifer, den dänischen Interessen überall die günstigste Berücksichtigung zu erhalten. — Seine Rückreise von Paris nahm er durch die Schweiz, besuchte dann in Westphalen seinen Oheim Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg und fand sich mit dem Schlusse des Jahres 1815 auf dem Gute Dreilützow, wohin auch Stolberg zum Besuche kam, mit seiner Familie, die er in Wien verlassen hatte, wieder vereinigt. Auf der Weiterreise nach Kopenhagen gerieth er in Lebensgefahr, der er jedoch glücklich entging. — Er war mit seiner Stellung in Wien äußerst zufrieden und genoß in den diplomatischen wie in den gesellschaftlichen Verhältnissen jeder Auszeichnung und Annehmlichkeit. Jedoch hatte er bisweilen wohl im Vertrauen geäußert, daß er einen dem Vaterlande nähern Posten vorziehen würde, wenn ein solcher sich zeigen sollte. Als nun die Gesandtschaft am königlich preußischen Hofe dem Grafen Joachim von Bernstorff angetragen wurde, wünschte dieser, voll Zartgefühl und Fürsorge für den geliebten Bruder, daß demselben die Wahl zwischen beiden Posten, den Gesandtschaften zu Wien und Berlin, freigestellt würde. Höchsten Ortes wurde dies gern bewilligt und der ältere Bruder wählte allerdings Berlin, nicht ohne seine alte Anhänglichkeit an den Hof und das Land, sowie seine Vertrautheit mit Sitten und Lebensweise der ihm so sehr befreundeten Stadt, bei diesem Entschlusse wesentlich in Rechnung zu bringen. Er ahndete nicht, wie sehr diese Antriebe sich in der nächsten Zeit bewähren und zu welcher festen Gestalt sie gedeihen sollten! — Im Januar 1817 verließ er Holstein und kam mit den Seinigen nach Berlin. Hier fand er Alles seinen Wünschen gemäß; die größte Zuneigung und Hochachtung begegneten ihm von allen Seiten und während seine edle Erscheinung und hohe Liebenswürdigkeit offen her-

Ritterkanton Altmühl und viele einzelne der übrigen fränkischen Ritterkantone unter preußische Hoheit zurückgebracht. Freilich konnte dies nicht ohne lebhaften Widerspruch vor sich gehen; die Ritterschaft wendete sich an den Reichstag und den kaiserlichen Hof und es erfolgten kaiserliche Abmahnungsschreiben, die indessen von der preußischen Regierung mit dem Berufen auf ihr Recht beantwortet wurden. Nach dem Regierungsantritt des jetzigen Königs wurde jedoch das Verfahren gegen die Reichsritterschaft mit weniger Eifer betrieben; Kretschmann wurde als Kammerdirector nach Baireuth versetzt und Lang, welcher inzwischen seine: historische Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände (Göttingen 1796) und den ersten Theil von der Geschichte des Fürstenthums Baireuth (1798) herausgegeben hatte, wurde der königl. Gesandtschaft bei dem Friedenscongresse zu Rastadt beigegeben, welcher am 9. Dec. 1797 eröffnet wurde und mit der Ermordung der französischen Gesandten am 28. April 1799 ein so unglückliches Ende nahm. Lang machte sich hier durch seine statistischen Arbeiten sehr nützlich und wurde nach seiner Rückkehr als Kriegs- und Domänenrath nach Ansbach versetzt. Im Jahr 1803, als das Fürstenthum Ansbach an Baiern abgetreten wurde, trat er mit in baierische Dienste über, wurde 1806 Director der Ansbachischen Kammer, ein Amtsname, welcher bei der spätern Organisation in den eines Kreisdirectors des Rezatkreises überging. Der Minister Graf Montgelas, dem man wenigstens das Verdienst lassen muß, daß er Menschen zu beurtheilen verstand, zog ihn 1810 nach München, wo ihm die Direction des unermeßlich reichhaltigen Reichsarchivs mit dem Vortrag in Archivsachen im Ministerium und der Direction der Ministerialsection des Reichsheroldamtes übertragen wurde. Das Archiv, in welches die archivalischen Schätze so vieler alter Klöster, Stifter und Reichsstädte, auch das erzkanzlersche Hauptarchiv zu Aschaffenburg sich ergossen, mußte er erst aus dem Chaos hervorziehen, die erforderlichen Instructionen entwerfen und die nöthige neue Ordnung von Grund aus neu schaffen und was er hier geleistet, hat er in seinen seitdem erschienenen auf archivalische Forschungen gegründeten historischen Werken gezeigt; vorzüglich in dem großen Werke: Regesta bavarica s. Rerum boicarum autographa, München 1822—28. IV. 4, einem chronologisch-synchronistischen Repertorium alt- u.

neubaierischer Originalurkunden von Karl dem Großen, 773, an bis auf Ludwig den Bärtigen, 1300. Aber der hervorragende Zug in Lang's Charakter war ein unauslöschlicher, heftiger Haß gegen alle eitle Spielereien und Träumereien von einer glanzvollen Vergangenheit, welche zu dem Werthe der Gegenwart auch nicht das Geringste hinzuzusetzen vermag. Er bemühete sich nach allen Richtungen hin diese Täuschungen patriotischer Eitelkeit zu zerstören; er zergliederte mit unerbittlicher Strenge die Hypothesen von Baierns uralter Unabhängigkeit, königlicher Würde, Macht und Länderumfang, woran sich so viele ergötzten und mit eben so scharfer Kritik ging er gegen die als ein Nationalwerk verehrte Sammlung der Monumenta boica zu Felde. Das verwickelte ihn in heftige Streitigkeiten mit den Verfechtern jener alten Herrlichkeiten, v. Pallhausen, Günther u. a. Dasselbe widerfuhr ihm von einer andern Seite. Als Reichsherold sollte er die Entwerfung einer Adelsmatrikel, eines goldenen Buches des baierischen Adels entwerfen, wovon auch ein Theil in dem: Adelsbuch des Königreichs Baiern (1816, 2. Ausg. 1820) gedruckt ist. Der Adel war nicht sehr zufrieden mit der ganzen Revision seiner Titel, die in diesem Unternehmen lag, noch weniger aber mit der kritischen Strenge des Herolds, welcher zuweilen von einem Adelsalter, als der baier. Herzogswürde, eine ziemlich neue und nicht immer sehr schmeichelhafte Entstehung nachwies. Alle diese Händel, in denen Lang's fester Sinn und scharfer Geist keine Nachgiebigkeit kannte, trieben ihn schon 1815 von München wieder fort auf seinen vorigen Posten als Kreisdirector zu Ansbach und als sein Gönner, Graf Montgelas 1817 aus dem Ministerium trat, zog auch er sich ganz vom öffentlichen Leben zurück, indem er seine Pensionirung verlangte und erhielt. Aber für den rastlos forschenden Mann ging nun erst das wahre Leben und die rechte Thätigkeit an. Auf einem selbst geschaffenen Landsitze, umgeben von einem reizenden Garten, eine starke halbe Stunde von der Stadt an der Nürnberger Straße verlebte er seine Tage, ohne den geselligen Freuden für den Abend in den Zirkeln der Stadt zu entsagen. Mit vielen Gelehrten in und außer Deutschland unterhielt er einen lehrreichen Briefwechsel, in welchem er gar oft seinem Witz und seiner scharfen Beurtheilung freien Lauf ließ. Von Zeit zu Zeit sammelte er neuen Stoff und Geistesnahrung

auf kleinern Reisen, aus denen manche Beobachtung in die: Hammelburger Reisen (10 Hefte, 1818—1833), überging, in welchen er mit unnachahmlicher Laune und treffendem Spott manche Thorheit und Verkehrtheit der Zeit verfolgt. Besonders trifft seine Geißel die Schattenseiten des öffentlichen Dienstes, die nutzlose Quälerei und Beamtenwillkühr, das übertriebene Tabellenwesen, die Prahlerei, Eitelkeit, Titelsucht und alles, was sich von dem einfachen und großen Zwecke des Staats entfernt. Aber daß diese 10 Hefte nur der Champagnerschaum seines Geistes waren, beweisen eine ganze Reihe ernster und tiefgelehrter Arbeiten, mit welchen er von 1815 bis an seinen Tod die Literatur bereichert hat. Dahin gehören außer den oben erwähnten Regesten: Baierische Jahrbücher von 1179 bis 1294, Augsburg 1816 (2. Ausg. 1824.); die ganz auf Urkunden gegründete Geschichte der Jesuiten in Baiern, Nürnberg 1819, als deren Vorläufer er schon die Amores Jacobi Morelli herausgegeben hatte; die Geschichte Herzog Ludwigs des Bärtigen, Nürnb. 1821; Baierns Gauen nach den drei Volksstämmen der Allomanen, Franken und Bojaren, Nürnb. 1833 und das dazu gehörige Werk: Baierns alte Grafschaften, Nürnb. 1831. In der Differenz zwischen Baiern und Baden über die Succession in der Grafschaft Sponheim schrieb er die baierische Deduction. Eine große Thätigkeit entwickelte Lang in dem historischen Verein des Rezatkreises und die von ihm ausgearbeiteten Jahresberichte sind eine reiche Fundgrube von Entdeckung und Belehrung. Daneben verfaßte er eine Menge von Recensionen, vorzüglich für die letzten Bände des Hermes, wo er es liebte, kleine kritische Bemerkungen zu geben. Als der Hermes aufgehört hatte, unternahm er selbst seine „literarisch-historische Zeitschrift in zwanglosen Heften" (1834 u. 1835). — Lang war klein, von feinen, scharfen Gesichtszügen, äußerst beweglich und auch im Gespräch von Humor und Witz überströmend. Er war dreimal verheirathet. Die beiden ersten Frauen starben im ersten Wochenbette mit den Kindern; auch die dritte, Wittwe des Medicinalraths Schöpff zu Ansbach, verlor er sehr bald und nicht lange nach ihr einen Sohn, den sie ihm geboren hatte. Sein einziger Bruder ist Erbe seines Nachlasses geworden, zu welchem eine reiche Excerptensammlung und eine schätzbare Bibliothek gehört. Lang schien von der Natur zu einem hohen Alter bestimmt; aber schon 1832

hatte er das Unglück, indem er von Ansbach Abends ohne Begleitung nach seinem Landsitz zurückging, ein Bein zu brechen. Wenige Wochen vor seinem Tode befiel ihn ein heftiger Katarrh, den er vernachlässigte und wogegen er keine ärztliche Hülfe suchen wollte. Am 27. März war er Vormittags ziemlich heiter in seinem Zimmer und in seiner Bibliothek auf- und abgegangen. Gegen Mittag wandelte ihn eine Unruhe an, er setzte sich auf das Sopha und nach einem kurzen und leichten Todeskampfe machte eine Lungenlähmung seinem Leben ein Ende. — Außerdem schrieb Lang noch: Die 2 ersten Jahrgänge d. Detting. Wochenblatts. 1786 u. 1787. — *Beiträge zur Kenntniß der natürl. und polit. Verfassung d. Detting. Vaterl. Dettingen 1786. — *Ein Votum über den Wucher, von einem Manne sine Voto. Nördlingen 1791. — Tabellen über Flächeninhalt, Menschenzahl, Einkünfte u. bevorstehenden Verlust der deutschen Reichslande. Basel 1798. — Neues Staatsarchiv d. königl. preuß. Fürstenthümer in Franken (mit Hänlein). 1. Bds. 1.—4. Heft. Ansbach 1800. — *Christl. Vermahnung e. Kapuzinerbruders zu Deggendorf an d. Kupferhammermeister Pankratz das. 1805. (Eine Apologie d. preuß. baier. Austauschgeschäftes.) — Annalen des Fürstenthums Ansbach unter der preuß. Regierung von 1792 bis 1806. Frankf. u. Leipz. 1806. — Gab mit Büttner, Schulz u. Knappe heraus: Historische u. statist. Beschreibung des Rezatkreises. 2 Hfte. Nürnberg 1809—10. — *Ueber Kaiser Ludwig den Baiern. Der Wiener Literaturzeitung gewidmet. 1813. (Streitschrift). — Bemerkungen zu Zschocke's baierischen Geschichten. 1. u. 2. Buch. 1813. — Rede und Antwort wider und für das hist. Dasein d. Babo von Abensberg und seiner 30 Söhne; von K. H. v. Lang u. Rom. Zirngibl. München 1814. — *Der Minister Graf von Montgelas unter der Regierung König Maximilians *) von Baiern 1814. (Eine offizielle Apologie gegen die Schrift des Grafen Reisach.) — Betracht. über d. Herrn v. Pallhausen Garibaldisch. Geschichten. München 1815. — Bruchst. e. bair. Handelsgeschichte a. d. Regierungszeit Herzog Ludwigs d. Strengen vom J. 1253 — 1294. Vorgel. in d. Akad. der Wiss. zu München 1815. — Die Monumenta boica vor den Rich-

*) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. d. N. Nekr. S. 968.

Bernstorff in Folge der unausgesetzten Anstrengung und Thätigkeit aufs neue ernstlich erkrankte und nun entschieden glaubte, den vielen weiteren Kämpfen, die sich voraussehen ließen, mit seinen geschwächten Kräften nicht mehr gewachsen zu sein. Doch ließ er deshalb in seinem Pflichtberufe keineswegs nach; die heftigsten Fieberanfälle, die schmerzlichsten Kopfleiden durften ihn nicht abhalten, die Geschäftsarbeiten regelmäßig fortzuführen und insbesondere auch die mündlichen diplomatischen Verhandlungen täglich zu bestehen. Ganz in den Leistungen lebend, welche die Zeitumstände von ihm forderten, achtete er nicht seiner eigenen Hinopferung. Erst nachdem sein Zustand, durch diese Anstrengung selbst, endlich dahin gebracht war, daß er glaubte, den Aufgaben seiner Stellung mit seinen geschwächten Kräften nicht mehr gewachsen zu sein, reifte der Vorsatz in ihm, sich aus dem Staatsdienste zurückzuziehen. Auch die günstigere Aussicht, zu welcher im Allgemeinen die politischen Angelegenheiten nicht ohne seine thätige Mitwirkung zurückgeführt waren, schien ein schicklicher Abschnitt für die eigne Laufbahn und er äußerte im Frühjahr 1831 den bestimmten Wunsch, von derselben abzutreten. Doch sein Wunsch wurde noch nicht gewährt, sondern einstweilen durch die Ernennung eines Staatssecretärs für die auswärtigen Angelegenheiten nur eine erleichternde Geschäftsordnung eingerichtet. — Als jedoch die Krankheitsleiden, anstatt nachzulassen, in der nächsten Zeit nur immer häufiger eintraten und gleichwohl der öffentliche Zustand eine fortdauernd gesteigerte Aufmerksamkeit erforderte, da hielt B. es für seine Pflicht, den Zeitpunkt nicht abzuwarten, wo ihn die bisherige Klarheit des Ueberblicks verließe, sondern seine Geschäftsführung ungetrübt einem kundigen Nachfolger zu übergeben und von einem Posten abzutreten, dessen Aufgaben und Verantwortung die nächste Zukunft noch vergrößern konnte. Er bat im Frühjahr 1832 mit bescheidenem, doch dringendem Ernst um seine Entlassung und erhielt zwar diese nicht, aber die Ernennung eines Amtsnachfolgers entband ihn aller eigentlichen Departementsgeschäfte. Der König behielt sich vor, in geeigneten Anlässen ihn fortwährend zu Rath zu ziehen und wollte ihn deshalb auch fernerhin zu seinen wirklichen Staatsdienern gerechnet wissen. Dankbaren Herzens erkannte B. die huldvolle Gnade und das ehrende Vertrauen des geliebten Monarchen und durfte

als man damals zu hoffen wagte. Schon erkrankt, aber sich gewaltsam aufrecht erhaltend, brachte er den Waffenstillstand noch zum Abschlusse, kaum aber war dieß geschehen, so brach die Masernkrankheit bei ihm aus und er mußte jede Thätigkeit aufgeben. Noch nicht völlig genesen, übernahm er, zur schließlichen Feststellung der Verhältnisse mit England, eine außerordentliche Sendung nach London, wo er mehrere Monate zubrachte. — Im Jahre 1806 ereignete sich durch besondere Verhältnisse der Anlaß, daß Bernstorff auf einige Zeit sich wiederum nach Berlin begab. Die günstigsten Eindrücke blieben auch von dieser zweiten Anwesenheit B.'s daselbst am Hofe und in den Gesellschaftskreisen zurück. Dasselbe Jahr brachte ihm die Begründung seines eigenen häuslichen Glückes; er vermählte sich im Sommer 1806 zu Emkendorf mit seiner Nichte, der Gräfin Elisabeth von Dernath. Dieses und die nächstfolgenden Jahre war Bernstorff durch die Zeitumstände genöthigt, im Gefolge des Kronprinzen-Regenten größtentheils in Kiel zuzubringen, wo eine dänische Truppenmacht zum Schutze Holsteins aufgestellt war. Dänemark fand sich zwischen den entgegengesetzten Zumuthungen der kriegführenden Mächte in der mißlichsten Lage und besonders gab der fortdauernde Seekrieg stets neuen Anlaß zu widerwärtigen Erörterungen und Spannungen, die zu beseitigen immer weniger gelingen wollte. Am 9. August 1807 hatte B. die entscheidende, in der diplomatischen Geschichte berühmt gewordene Unterredung mit dem englischen Gesandten Jackson, in welcher die unstatthaften Forderungen Englands zurückgewiesen wurden. Die Folge war der Friedensbruch und unerwartete Angriff auf Kopenhagen, durch welchen die Engländer sich der dänischen Kriegsflotte bemächtigten und sie nach England abführten. — Die Wendung der Angelegenheiten war unglücklich, aber die Standhaftigkeit und Würde, mit welcher B. das Recht und die Ehre des dänischen Staates vertreten hatte, wurde von allen Seiten rühmend anerkannt und von seinem königlichen Herrn durch Verleihung des Elephantenordens belohnt. — Die Treue und Geradheit, die er in seinem Dienstverhältnisse, wie in jedem andern Lebensbezuge gewissenhaft übte, war durch kein Mißgeschick zu erschüttern und sollte bald auch von einer andern Seite her eine seltene Prüfung bestehen. Eine Angelegenheit, welche nicht unmittelbar den Staat, sondern zunächst die per-

sönlichen Verhältnisse eines Dritten betraf, hatte ihn zu einer Vorstellung veranlaßt, durch welche er ein Unrecht abwenden zu müssen glaubte und da er auf Schwierigkeiten stieß und nicht durchdringen konnte, so zweifelte er keinen Augenblick, daß er der Ehre seiner Ueberzeugung ein Opfer bringen und seinem Amte entsagen müßte. Er nahm im Mai 1810 seine Entlassung, ohne Trotz und Groll, wie ohne Ungunst. Der König blieb von seiner treuen Verehrung und Anhänglichkeit innig überzeugt und ihm mit aller frühern Zuneigung gewogen. — Um jedoch nicht unthätig zu sein und um ferner dem Staate zu nützen, erbot sich B., durch besondere Umstände ihm selbst unerwartet dazu veranlaßt, im folgenden Jahre zur Uebernahme der dänischen Gesandtschaft zu Wien, die sich gerade offen fand und ihm auch sogleich gewährt wurde. In dieser Anstellung hoffte er neben seiner amtlichen Thätigkeit einiger Ruhe und Erholung zu genießen, deren er nach so wechselvollen und bewegten Jahren, in welchen auch seine Gesundheit sehr gelitten hatte, wohl bedurfte. Gleich das nächste Jahr aber bereitete durch Napoleons Zug nach Rußland nur neue und größere Bewegungen, von denen auch Dänemark hart berührt werden sollte. Nach den Unglücksfällen, welche die Franzosen in Rußland erlitten, blieb Dänemark ihrer Sache durch verhängnißvolle Umstände anfangs noch verknüpft und von der großen Verbindung gegen Napoleon ausgeschlossen. Bernstorff, dessen Amtsverrichtungen in Wien zufolge der Ereignisse des Jahres 1813 aufhören mußten, sah sich den Rückweg nach Dänemark durch die Kriegsheere versperrt und wollte mit seiner Familie nach Mannheim abreisen, um hier die weitere Wendung der öffentlichen Angelegenheiten still abzuwarten. Der edle Kaiser Franz *), hiervon benachrichtigt, schickte zu ihm, ließ ihm die Versicherung seiner besondern Achtung ertheilen und zugleich den Wunsch ausdrücken, daß er seinen Aufenthalt in Wien, wo ihn Niemand stören würde, fortsetzen möchte. Im Anfange des Jahrs 1814 schloß Dänemark sich der Sache der Verbündeten förmlich an und Bernstorff trat wieder in seiner vorigen Eigenschaft auf. Er folgte dem Kaiser in das große Hauptquartier und traf nach dem Sturze Napoleons im April zu Paris ein, wo er den

*) Dessen Biographie s. in diesem Jahrg. des N. Nekrologs S. 227.

Friedensverhandlungen beiwohnte und für die Sache Dänemarks, besonders auch durch seine Persönlichkeit, so vortheilhaft einwirkte, als es unter den damaligen Umständen irgend möglich war. — Demnächst wurde er beauftragt, in Gemeinschaft mit seinem Bruder an den Verhandlungen des Kongresses zu Wien Theil zu nehmen und besonders auch zu der allgemeinen Anordnung der deutschen Verhältnisse thätig mitzuwirken. Hier und bei dem zweiten Aufenthalte zu Paris, wohin B. den verbündeten Monarchen folgte, bei denen sämmtlich er jetzt beglaubigt war, gelang es seinem regen und beharrlichen Eifer, den dänischen Interessen überall die günstigste Berücksichtigung zu erhalten. — Seine Rückreise von Paris nahm er durch die Schweiz, besuchte dann in Westphalen seinen Oheim Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg und fand sich mit dem Schlusse des Jahres 1815 auf dem Gute Dreilützow, wohin auch Stolberg zum Besuche kam, mit seiner Familie, die er in Wien verlassen hatte, wieder vereinigt. Auf der Weiterreise nach Kopenhagen gerieth er in Lebensgefahr, der er jedoch glücklich entging. — Er war mit seiner Stellung in Wien äußerst zufrieden und genoß in den diplomatischen wie in den gesellschaftlichen Verhältnissen jeder Auszeichnung und Annehmlichkeit. Jedoch hatte er bisweilen wohl im Vertrauen geäußert, daß er einen dem Vaterlande nähern Posten vorziehen würde, wenn ein solcher sich zeigen sollte. Als nun die Gesandtschaft am königlich preußischen Hofe dem Grafen Joachim von Bernstorff angetragen wurde, wünschte dieser, voll Zartgefühl und Fürsorge für den geliebten Bruder, daß demselben die Wahl zwischen beiden Posten, den Gesandtschaften zu Wien und Berlin, freigestellt würde. Höchsten Ortes wurde dies gern bewilligt und der ältere Bruder wählte allerdings Berlin, nicht ohne seine alte Anhänglichkeit an den Hof und das Land, sowie seine Vertrautheit mit Sitten und Lebensweise der ihm so sehr befreundeten Stadt, bei diesem Entschlusse wesentlich in Rechnung zu bringen. Er ahndete nicht, wie sehr diese Antriebe sich in der nächsten Zeit bewähren und zu welcher festen Gestalt sie gedeihen sollten! — Im Januar 1817 verließ er Holstein und kam mit den Seinigen nach Berlin. Hier fand er Alles seinen Wünschen gemäß; die größte Zuneigung und Hochachtung begegneten ihm von allen Seiten und während seine edle Erscheinung und hohe Liebenswürdigkeit offen her-

vortraten, konnten auch die hellen Einsichten und reinen Gesinnungen des vielerfahrenen Staatsmannes nicht verborgen bleiben. Dieser Verein seltener Eigenschaften erzeugte und rechtfertigte den Gedanken, daß die Leitung der politischen Geschäfte Preußens in den damaligen Zeitumständen keinen bessern Händen anvertraut werden könnte, als Bernstorff's, der durch besonnene Haltung und maßvolle Kraft den Erfordernissen des Tages am meisten zu entsprechen schien und in Berlin schon längst nicht mehr als ein Fremder anzusehen war. — Die ersten Eröffnungen hinsichtlich eines Uebertrittes in den königl. preußischen Staatsdienst wurden ihm bereits im April 1818 gemacht und gleich im folgenden Monat mit größtem Nachdruck wiederholt. Bei dieser wichtigen Angelegenheit, welche für ihn mehr eine Sache großen Pflichtberufs, als lockenden Ehrgeizes war, wollte Bernstorff nicht selbstthätig eingreifen, sondern unterwarf die Entscheidung unbedingt seinem Herrn, dem Könige von Dänemark. Dieser gütige Fürst mißte den treuen Staatsdiener sehr ungern, wollte denselben aber so ehrenvollem Rufe und großem Wirken nicht entziehen, sondern ertheilte dem angeregten Uebertritte seine volle Genehmigung. Bernstorff reiste darauf nach Holstein, um persönlichen Abschied von dem Könige zu nehmen, der ihm die gnädigsten Gesinnungen unverändert bewahrte. Unmittelbar nach seiner Entlassung trat er in königl. preuß. Dienste als geh. Staats- und Kabinetsminister und Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten. — Auf dem Kongresse von Aachen erschien er zuerst in dem neuen Verhältnisse mit und neben dem Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg. Beide Staatsmänner, schon aus früherer Zeit befreundet und die edlen Formen der hohen Lebenskreise, denen sie beide durch Geburt und Bildung angehörten, auf ihre amtlichen Bezüge übertragend, wirkten einträchtig zur Lösung der diplomatischen Aufgaben, die ihnen gemeinsam gestellt waren und wobei die etwaigen Meinungsverschiedenheiten, welche nach andern Seiten bestehen mochten, größtentheils unberührt bleiben konnten. Bernstorff empfing hier auch gleich im Beginne seiner neuen Laufbahn das schmeichelhafteste Zeugniß der Achtung und der Gnade von Seiten des Königs, seines nunmehrigen Dienstherrn, durch Verleihung des schwarzen Adlerordens, während der Kaiser Alexander von Rußland ihn gleichzeitig mit dem höchsten russischen Or-

den, dem des heiligen Andreas, als dem Zeichen seines hohen Vertrauens, schmückte. Nach der Rückkehr von Aachen trat B. in Berlin an die Spitze des ihm untergebenen Departements und übernahm die Leitung der diplomatischen Geschäfte. — Gleich im nächsten Jahre rief ihn der Gang der Ereignisse zu dem Kongresse deutscher Bevollmächtigten nach Karlsbad, wo zur Sicherstellung des deutschen Gemeinwesens gegen ruhestörende Bewegungen die Beschlüsse vorbereitet wurden, welche späterhin durch die deutsche Bundesversammlung zur Oeffentlichkeit gelangten. Dem neuen Kongresse, der hierauf in Wien zur Befestigung und Erweiterung der deutschen Bundesverhältnisse gehalten wurde, wohnte B. gleicherweise als Bevollmächtigter von Seiten Preußens bei und seine besonnene Klarheit, wie sein redlicher Eifer blieben auch hier nicht ohne fruchtbare Einwirkung. — Die neuen politischen Verwickelungen, welche in Folge der spanischen Revolution nach und nach hervortraten, gaben in den nächstfolgenden Jahren Anlaß zu den Kongressen von Troppau, Laybach und Verona, wo die wichtigsten und für Europa folgenreichsten Beschlüsse zu Stande kamen, zugleich aber auch die erhöhten Schwierigkeiten sichtbar wurden, welche fortan in dem Gange der europäischen Politik sich geltend machten. B. nahm an den Verhandlungen dieser Kongresse Theil, in welchen das Interesse und die Sprache Preußens stets folgerecht in der gewählten Richtung zu beharren wußten. — Nicht leicht dürfte die neuere Geschichte einen Zeitraum darbieten, wo die politischen Aufgaben größer, die diplomatischen Wirksamkeiten wichtiger und zarter gewesen wären, als die 15 Jahre, während welcher in Frankreich der Kampf der Revolution gegen die Restauration ununterbrochen fortdauerte und alle politischen Verhältnisse Europa's durch diesen Kampf durchkreuzt und bedingt wurden. Die Ereignisse dieses Zeitraums und die ihnen entsprechenden öffentlichen Maßregeln sind bekannt, die Thätigkeiten aber, welche darauf eingewirkt haben, der Antheil und das Verdienst, die hierbei den einzelnen Kabinetten und den mit ihrer Geschäftsleitung beauftragten Staatsmännern zuzurechnen sind, in Rettung und Förderung des Guten und Rechten, in Abwendung und Milderung der Uebel, diese Einwirkungen können ihrer Natur nach nur einem engen Kreise von Mitwissenden vertraut sein und es bleibt künftiger Geschichtschreibung vorbehalten, diese noch ver-

in treuer Liebe und Pflege ihrer zahlreichen Familie beharrliche Mutter das Schicksal seiner zweitgebornen Schwester (die älteste war mit dem Kronprinzen von Schweden glücklich vermählt) mit dem kaiserlichen Gebieter jenes jungen amerikanischen Reichs verknüpfte und durch diese Verbindung die weitere Entwickelung der Schicksale ihres geliebten ältesten Sohns bedingte. In Begleitung des Grafen Mejean folgte der Prinz August der theuern Schwester nach Rio-Janeiro und fand dort Gelegenheit, nicht nur den Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen zu erweitern, sondern auch durch seine Bildung und Liebenswürdigkeit die Neigung und Achtung seines Schwagers zu gewinnen. Auch sah er dort die junge Fürstin, welche die Vorsehung ihm zur Gemahlin bestimmt hatte. Obwohl erst im 10. Jahr und durch ihr Alter von den Neigungen getrennt, welche für das ganze Leben entscheiden, schien sie doch bei seiner Jugend, seiner Lage und seinen Verhältnissen damals schon Vielen die ihm Bestimmte zu sein, im Fall es gelingen sollte, ihr den Thron wieder zu gewinnen, den sie von ihrem Vater empfangen hatte. Nach einem Aufenthalte von 5 Monaten in Brasilien kehrte der Prinz August in seine gewohnten Verhältnisse zurück; aber kaum ein Jahr später führte eine jener raschen Katastrophen, welche unsere tief erschütterte Zeit bezeichnen, auf demselben Schiffe den Kaiser Don Pedro, seine Gemahlin und seine Tochter an die Küsten von Europa ihm nach. Er war vor dem Ausbruch einer Verschwörung gewichen, um den Bürgerkrieg zu vermeiden, hatte den schwankenden Kaiserthron von Brasilien seinem unmündigen Sohne überlassen und kam mit den Resten seines Besitzes, um in Portugal das Erbe seiner Väter den Händen eines Bruders zu entreißen, der sein Vertrauen gemißbraucht und die Krone für sich genommen hatte, die er als Gemahl Donna Maria's mit ihr zu theilen bestimmt gewesen war. — Es ist noch in zu frischem Andenken, als daß wir hier zu erzählen brauchten, wie Don Pedro von Gemahlin und Tochter in Paris schied, um den Zug nach Oporto zu beginnen und wie, nachdem er siegreich in Lissabon eingezogen war und der jungen Königin die Thore ihres Reichs geöffnet hatte, er sie und die Gemahlin aus Paris nach Lissabon beschied. Prinz August war damals in Italien und eilte durch Frankreich an die nördlichen Küsten, um

seine Schwester und die junge Königin vor ihrer Einschiffung nach Lissabon noch zu begrüßen. Beide Fürstinnen schieden mit tiefem Schmerz von ihm und segelten einem noch damals ungewissen Schicksale entgegen, während Prinz August in seine väterliche Heimath nach Deutschland zurückkehrte. Kaum aber war das Schiff mit der Königin Donna Maria im Tajo eingelaufen, als die Reste der Macht Don Miguels vollends zerstäubt wurden und der Thron von Portugal ihr unbestrittener Besitz blieb. Zugleich trat aber der Plan hervor, welcher in dem Schoße der kaiserlichen Familie im Stillen war gereift worden, um die Verhältnisse des neuen Thrones schnell zu befestigen und mit dem Glück der Königin die Sicherheit desselben zu vereinigen. Don Pedro, welcher als Sieger großmüthig, als Vater liebevoll, als Herrscher vorschauend sich gezeigt und die schwierigsten und wichtigsten Dinge rasch und entscheidend geordnet hatte, erklärte, um seine Anordnungen zu besiegeln, welches der Fürst sei, dem er seine Tochter, dem sie sich selbst bestimmt habe, begehrte und erhielt von den Reichsständen die Bestätigung der Wahl. Bald erschien in München sein Abgeordneter, um dem zum Bräutigam Erkohrenen das Schwert des Befreiers zu bringen und die Hand seiner Tochter anzutragen. Der Held von Oporto hatte diese Vorkehrung auf dem Krankenbette getroffen, auf welches ihn Uebermaß der Anstrengung und Erschöpfung geworfen hatte und mit der Nachricht war auch die Kunde seines Todes ausgegangen, welcher sein bedeutungsvolles Leben in dem Augenblicke schloß, wo seine Bestimmung erreicht war. — Nach vollzogener Trauung kam der Prinz am 25. Januar 1835 in Lissabon an und schon am oben genannten Tage, im 24. Lebensjahre, rief ihn ein dunkles Geschick aus der Fülle des äußern Glücks, aus dem Armen einer zärtlich geliebten und liebenden Gemahlin. Die sechzehnjährige Wittwe, die über seinem Sarge weint, hat mit ihm mehr verloren, als eine Krone. —

93. Carl Unger,

der Philosophie und Medicin Doctor, der Chirurgie öffentlicher ordentl. Professor an der königl. Universität zu Königsberg (in Preußen), Director des chirurg. ophtalmiatrischen Klinikums, königlicher Medicinalrath, Ritter des rothen Adlerordens 4r Klasse u. des eis. Kreuzes 2r Klasse ꝛc.;

geb. im J. 1788, gest. den 28. März 1835 *).

U. war zu Lissa von unbemittelten jüdischen Eltern geboren, studirte zu Leipzig und Halle unter beispiellosem Kampfe mit Armuth, promovirte am letztgenannten Orte und kam dann 1810 nach Berlin, wo er unter des Staatsrathes Hufeland besonderer Zuneigung bei dessen so eben erst errichtetem poliklinischen Institut an der Universität mit dem allverehrten Osann als Assistenzarzt fungirte. In den Jahren 1813—14 folgte er als Oberarzt dem vaterländischen Heere in den Freiheitskrieg und erwarb sich während desselben als Belohnung seiner Verdienste das eiserne Kreuz. Im Jahre 1815 ging er als Professor der Chirurgie an die Albertina nach Königsberg, errichtete dort das chirurgisch-ophthalmiatrische Universitätsklinikum, welches er mit der dasigen für sich bestehenden Irrenanstalt bis zu seinem Tode musterhaft leitete und gab 1823 die erste öffentliche Nachricht über dasselbe (Königsberger Universitätsbuchh. S. 55.) Im Jahre 1826 standen von ihm einige Recensionen in „Rust's und Casper's kritischem Repertorium." Im Jahre 1829 verfiel er in Folge einer bei einer Leichensection erhaltenen vergifteten Wunde in eine langwierige und gefährliche Krankheit, die er zwar überstand, aus der aber eine immer weitergreifende materielle Hypochondrie mit auffallenden Störungen der Gedächtnißkräfte sich entwickelte, an der er von nun ab fortdauernd kränkelte und die auch als Grundlage zu seinem nachher so frühzeitig erfolgten Tode zu betrachten sein dürfte. — Im Jahre 1832 erschien sein gediegenes Werk: „Ueber die asiatische Cholera in Preußen. Königsberg." und kurz darauf noch ein Aufsatz: „Ueber Cadmium sulphuricum gegen Flecken der Hornhaut" in Froriep's Notizen ꝛc. Anfangs des J. 1833 ward ihm, bei der allgemeinen Ordensvertheilung für ärztliche Verdienste während der verhängnißvollen Zeit

*) Medic. Almanach von Dr. Sachs. 1835.

der Choleraepidemie, der rothe Adlerorden 4r Klasse zu Theil. In demselben Jahre bereicherte er die chirurgische Literatur mit dem ersten Theile seiner dem Koryphäus deutscher Aerzte, C. W. Hufeland, zu dessen Doctorjubiläum gewidmeten trefflichen „Beiträge zur Klinik für Chirurgie (Leipzig.)“, in welchen er vorweg die Begriffsbestimmung der Chirurgie gleichsam als Einleitung zu klinisch-chirurgischen Untersuchungen scharfsinnig untersucht, mehrere ihm eigenthümliche Ideen über den Entzündungsprozeß veröffentlicht und äußerst brauchbare praktische Beiträge für verschiedenartige am Kopf vorkommende chirurgische Krankheiten liefert. Er beabsichtigte bei der Rückkehr von einer im damaligen Sommer unternommenen Reise nach den Bädern, die anscheinend wohlthätig auf ihn wirkten, das Material des 2. Theils für den Druck zu ordnen, allein der Tod riß ihn am oben genannten Tage aus unserer Mitte und mit Bedauern sprechen wir die Besorgniß aus, daß der literarische Nachlaß dieses durch seine Erfahrenheit, Gelehrsamkeit und reges ärztliches Forschen hochzuschätzenden Arztes und Lehrers für die medic. Wissenschaft verloren geht. — Unger gehörte zu den wenigen Männern seines Faches, die nicht blos auf die Symptomatologie, auf die äußern Erscheinungen chirurgischer Krankheiten ihre diagnostische und therapeutische Bemühungen richteten, sondern auch mit ächt philosophischem Geiste die bis jetzt fast immer nur noch nach mechanischen Grundsätzen vorgetragene und ausgeübte Chirurgie in das Gewand allgemein umfassender nosologischer Prinzipien zu kleiden strebte. Nie blieb er auf der Oberfläche, Eindringen in die Natur des Uebels, pathogenetische Erkenntniß desselben schien ihm wichtiger, als eine reiche therapeutische Nomenklatur, oder sogenannte praktische Routine. In seinen klinischen Anweisungen wollte er stets der Theorie die belehrende Censur für die nothwendige Empirie entnehmen, um letztere vor Mißgriffen zu warnen. Wie natürlich, konnte er unter solchen wahrhaft scientifischen Bestrebungen auch in akiurgischer Beziehung kein kühner Operateur sein; dafür war er auch ein desto umsichtiger. Er that, was so viele Operateure vernachlässigten, die gleich schlechten Feldherrn der Vortheile ihrer Operationen verlustig gehen, weil sie zu früh siegestrunken über die glücklichen Hergänge, sie nicht für eben so glückliche Ausgänge zu benutzen verstehen: er wandte nemlich allen Fleiß und

alle Aufmerksamkeit auf die Nachbehandlung. Selbst im strengsten Winter, oft spät des Nachts, wenn er eben zu studiren aufgehört, um sich zu Bett zu begeben, sah man ihn noch an das Lager wichtiger Operirten eilen. Er kam selbst, sie genau zu beobachten, weil er sich auf die Wartung und Beobachtung des dahin gestellten jungen klinischen Auskultanten nicht verlassen mochte. Ueberhaupt war er in seinem Berufe äußerst gewissenhaft und die von ihm errichtete klinische Anstalt, wenn auch nur klein, doch ein Muster der Ordnung und Pünktlichkeit, die oft an Peinlichkeit grenzte. Er bekümmerte sich um Alles; selbst das geringste Detail entging ihm nicht und auf Assistenten, wie auf Wärter, verließ er sich nie. Am Krankenbett sprach er mit seinen Zuhörern ein klassisches Latein und zeigte eben so viele Belesenheit als eigene Erfahrung. Dabei war er eben so bescheiden als gefällig gegen Jedermann und von seltener Uneigennützigkeit. Er kannte nur einen Geiz, den Ehrgeiz und nur einen Ehrgeiz, den ärztlichen. — Ein heutzutage seltenes Beispiel seiner Humanität und Uneigennützigkeit, besonders gegen Studirende, mag hier noch Platz finden: U. hatte nie für Collegia oder klinische Vorträge ein Honorar angenommen; plötzlich erschien in Königsberg ein geschärftes Gesetz wegen Bezahlung der Collegien und so stand im Lectionskatalog auch bei U.'s Vorträgen das Wort: privatim, wobei derselbe das an die Quästur zu entrichtende Honorar auf 10 Thaler festgesetzt hatte. Aber gleich in der ersten Stunde jedes Semesters begann U. die Wiedereröffnung der Klinik mit Worten der Entschuldigung, daß er seine Vorträge nicht gratis angezeigt habe; er thäte das nur, um dadurch seinen Collegen, die sämmtlich sich bezahlen ließen, keinen Anstoß zu geben; er ersuche aber seine Zuhörer, sich statt in der Quästur, direct bei ihm zu melden, er wolle weder chirurgische Vorlesung, noch Klinik bezahlt haben. Dies that U., obgleich ihm Jedermann Honorare gern erlegte, da er der einzige Lehrer der klinischen Chirurgie in Königsberg war und überdies von seinen Schülern stets verehrt und geliebt wurde. Zugleich erkennt man in diesem Zuge von Edelmuth allein schon, wie zart er gegen Collegen dachte *).

---

*) Unter den zahlreichen Lehrern der Hochschule Berlins ist uns nur von dem berühmten Physiker Professor Ermann Aehnliches bekannt.

Auch als Förderer des Glückes junger Aerzte ragt er über gar viele unserer eben so sehr beschäftigten Praktiker hervor. Er führte seit einer Reihe von Jahren mehrere Aerzte Königsbergs durch Empfehlung und Begünstigung mannichfaltiger Art in die praktische Laufbahn daselbst und legte so den Grund zu ihrem weitern glänzenden Fortkommen, wofür aber so mancher derselben später, aus eigener Ueberschätzung des geringen Selbst, sich ihm eben nicht dankbar bewiesen hat.

* 94. Friedrich von Görtzke,

königl. preuß. Oberst a. D. und Ritter des Ordens pour le mérite zu Brandenburg;

geb. den 27. Mai 1757, gestorben am 29. März 1835.

v. Görtzke wurde zu Groß-Beuthen bei Trebbin in der Mittelmark geboren. Sein Vater war der Hauptmann a. D., vormals im Regiment Herzog von Bevern, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Groß- u. Klein-Beuthen; seine Mutter eine geborne von Leipziger. In einem Alter von 2 Jahren verlor er seine Mutter, zwei Jahre später auch seinen Vater und kam unter die Vormundschaft des Herrn von Schlabberndorff auf Siethen, der ihn die ersten Jahre hindurch unter Aufsicht eines Hauslehrers ließ und dann auf das Joachimsthalsche Gymnasium und mit seinem 14. Jahre in das Pageninstitut zu Potsdam brachte, in welchem er bis zu seinem 21. Jahre den Dienst bei Friedrich II. hatte. Mit seinem 21. Jahre erhielt er von dieser Anstalt aus die Anstellung als Lieutenant im Füsilierbataillon von Scholten, dessen Garnison Treuenbrietzen war und machte als solcher 1778 den baierischen Erbfolgekrieg mit. Nach der Rückkehr des Bataillons in seine Garnison besuchte er die Kollegia des Generallieutenant von Tempelhoff zu Berlin, wo er seine nachherige Gemahlin, eine geborne von Hoffmann, kennen lernte, die er 1788 heirathete. Im Jahre 1790 kam er zum Generalstabe als Quartiermeister-Lieutenant und wurde als solcher zur Aufnahme nach Preußen und Schlesien commandirt. 1792 machte er den Feldzug nach Frankreich in der Suite des Königs mit und wurde von hieraus dem Feldmarschall von Möllendorff zugetheilt, unter welchem er das Glück hatte, sich bei der Schlacht von Kaiserslautern so auszuzeichnen, daß ihm der Feldmarschall, nach Genehmigung seines Vorschlags, seinen eigenen Orden

pour le mérite umhing. 1795 machte er die Belagerung von Mainz mit. Nach Beendigung dieses Feldzuges trug er bei Verringerung des Generalstabes darauf an, in die Linie versetzt zu werden und erhielt 1795 eine Anstellung als überzähliger Stabsoffizier beim Regiment von Owstin. 1797 erhielt er ein Bataillon, mit welchem er 1800 nach Peenemünde beordert wurde, um die Küste gegen die Schweden zu decken und letztere zu beobachten, von wo aus er mit Eintritt des Winters nach Stettin zurückmarschirte. Im Herbst 1805 marschirte er mit dem Regiment aus, wurde auf dem Marsch zum Obristlieutenant und Kommandeur desselben und bald darauf auch zum Oberst ernannt und bezog die Winterquartiere bei Weimar; im Frühjahr 1806 kantonirte er längere Zeit im Lüneburgischen, von wo aus er mit seinem Regiment nicht an den Schlachten bei Jena und Auerstädt Theil nahm, sondern nach Empfang der Nachricht von diesen verlornen Schlachten mit dem Korps des Herzogs von Weimar *) in Eilmärschen nach Lübeck ging, dort unter den Befehl des damaligen Generals von Blücher kam und den Befehl erhielt, mit seinem Regiment ein Thor von Lübeck zu vertheidigen, welches er mit einem großen Verluste seines Regiments ausführte, bis er endlich selbst von einer Kartätschenkugel schwer verwundet vom Pferde sank und so in die Hände des Feindes gerieth, der ihn seiner Wunden wegen im Lande ließ und auch nach seiner Heilung nicht nach Frankreich transportirte. Nach dieser Zeit erhielt er seinen Abschied und lebte in Berlin, bis er 1813 die Anstellung als Kommandant von Alt-Brandenburg bekam. Nach Beendigung des Feldzugs legte er seinen Posten nieder und kehrte zu seiner Familie nach Berlin zurück; später zog er bei Verheirathung seiner Tochter, seines einzigen Kindes, derselben nach Brandenburg nach, wo er am oben genannten Tage im 77. Jahre seines Lebens an Altersschwäche sanft entschlief. In den letzten Jahren seines Lebens sprach er mit großer Freude von seinem Dienste als Page bei Friedrich dem Großen und interessirte sich immer noch für seine ehemaligen Mitpagen, die ihm alle vorangegangen sind. Als der letzte, welcher von denselben außer Görtzke noch übrig war, der Oberst von Malschitzky **), starb, sagte er: „Nun

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 7. Jahrg. S. 465.
**) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. des N. Nekr. S. 204.

werde auch ich bald folgen und die Spitze der Arriergarde von des alten Fritz Leibpagen bilden." Von dem Feldzuge des Jahres 1806 sprach er ungern und mit großer Betrübniß; nur freute er sich eines eigenhändigen Anerkennungs-Schreibens des Generals Blücher an ihn, rücksichtlich seiner tapfern Vertheidigung des Thores von Lübeck, welches der einzige Lichtstrahl dieser Zeit für ihn bis in das späteste Alter war.

* 95. Julius Johann Ernst Kuhn,

kurfürstl. hess. Oberpostrath und fürstl. Thurn- und Taxischer Generalpostdirectionsrath zu Frankfurt a. M.;

geb. den 8. April 1782, gest. den 1. April 1835.

Kuhn, geboren zu Braunschweig, stammte aus einer Familie ab, welche theils dem gelehrten Stande angehörte, theils dem herzogl. braunschweigischen Fürstenhause attaschirt war. — In seinem 5. Lebensjahre erlitt er im Friesel den Verlust des leisen Gehörs, welches nicht ohne Einfluß auf seine spätere Bildung blieb. Außer Stande, dem öffentlichen Schulunterrichte mit Nutzen beizuwohnen, erwarb er sich mittelst ihm gewordenen Privatunterrichts und in einer damals zu Braunschweig bestehenden Privatanstalt vorzügliche Kenntnisse in den ältern und neuern Sprachen und in den eine gelehrte Bildung begründenden Wissenschaften. Sein in herzoglichen Diensten stehender Vater hatte vom damaligen Herzoge Carl Wilhelm Ferdinand das Versprechen erhalten, daß Kuhn bei der damaligen geheimen Kanzlei zu Braunschweig angestellt werden sollte. In Ermangelung einer Vakanz bei derselben wurde er der Revision im herzogl. Postamte beigegeben und begann damit seine postalische Laufbahn einige Jahre vor der westphälischen Epoche. Nach deren Eintritt wurde er in das damalige Grenzpostamt zu Coswig versetzt, zwei Jahre hernach aber, als man seine durch fortgesetzte Studien erhöhte Brauchbarkeit anerkannt hatte, nach Cassel berufen und als Verificateur angestellt. Im September 1813 verheirathete er sich zu Cassel mit der jüngsten Tochter des berühmten Philologen Friedrich Aug. Wolf *), damals geh. Rath und Professor zu Berlin. Als das westphälische Postpersonal einen Monat darauf bei der erfolgten Katastrophe von Kassel sich größten-

*) Dessen Biogr. s. im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 813.

theils entfernte, blieb er daselbst, übernahm den größten Theil der Geschäfte und wurde vom rückkehrenden Kurfürsten nicht nur beibehalten, sondern auch zum Postcommissarius ernannt. Als hierauf im Jahr 1816 die in kurhessischer Regie befindlichen Posten von dem Fürsten von Thurn und Taxis lehnbar übernommen wurden, berief man ihn auf besondere Empfehlung des kurhessischen Oberpostinspectors von Starkloff als Rath zu der fürstl. Thurn und Taxischen Generalpostdirection. Später aber (1821) beehrte ihn der Kurfürst mit dem Titel eines Oberpostcommissarius und demnächst 1829 mit dem eines Oberpostrathes. — Der Verstorbene war ein in vielseitigen Beziehungen höchst wissenschaftlich gebildeter Geschäftsmann, der durch seine Kenntnisse, Geschicklichkeit und Gewandtheit in Geschäften, eben so sehr aber auch durch seine hohe Amtstreue und Gewissenhaftigkeit die Gnade der Fürsten, denen er diente und das ehrenvollste Vertrauen seiner Obern sich erworben hatte und bis an sein Ende genoß, die ihm die wichtigsten postalischen Arbeiten, Vertragsunterhandlungen und Abschlüsse mit auswärtigen Regierungen übertrugen. Als Mensch bezeichneten ihn hohe Vorzüge des Charakters als einen vortrefflichen Bürger, Gatten, Vater und Freund. — Als Schriftsteller aufzutreten, gestattete ihm nicht der Drang der Geschäfte. Von Zeit zu Zeit hoffte er Muße zu erhalten, um seinen Vorsatz auszuführen; „die Grundzüge des höhern Postwesens für Deutschland und im Verhältnisse zum Auslande“ zu bearbeiten, ein Werk, das aus seiner gewandten Feder unfehlbar instructiv geworden sein würde.

96. Johann Michael Gräf,

fünfter Lehrer an der Schule zu Saalfeld;

geboren im J. 1802, gestorben d. 2. April 1836 *).

Er war zu Schmiedefeld geboren und erhielt von seinen wenig bemittelten, aber höchst biedern Eltern eine gute häusliche Erziehung. Obgleich in seiner Kindheit von schweren Krankheiten heimgesucht, entwickelte er doch später so entschiedene Talente, daß seine Eltern in seine Bitten willigten und ihn für den Schullehrerstand bestimmten. Nachdem er der damaligen Sitte gemäß von dem Schullehrer seines Orts die nöthige Vor-

*) Thüringer Stadt- und Landbote. 1836. Nr. 6.

bereitung erhalten, wurde ihm die Präceptur in Breternitz übertragen. Aber ein höheres Ideal vom Lehrerberufe schwebte ihm vor, als er mit seinen damals erlangten Kenntnissen und in seiner Stellung als Präceptor zu erreichen vermochte und so kam es denn, daß er, besonders durch den Gesang des Saalfelder Chores angeregt, welchen er öfters zu hören Gelegenheit hatte, den Entschluß faßte, sich zu weiterer Ausbildung auf die Saalfelder Schule zu begeben. Mit eisernem Fleiße strebte er jetzt das nachzuholen, was ihm an Vorkenntnissen noch mangelte, dabei hatte er mit drückendem Mangel zu kämpfen, so daß wohl nur Wenige unter gleichen Verhältnissen den Muth behalten haben würden, ein solches Ziel noch ferner zu verfolgen. Aber sein Eifer erlosch nicht, seine Beharrlichkeit brachte ihn dahin, daß er bald seine Mitschüler eingeholt und durch seine Fortschritte bei seinen Lehrern nicht nur Aufmerksamkeit erweckt, sondern auch durch sein musterhaftes Betragen ihre Liebe sich erworben hatte. Neben den eigentlichen Schulwissenschaften nun, die er sämmtlich, außer die griechische und hebräische Sprache betrieb, war er vorzüglich auch seinem Hange zur Musik gefolgt. Und hier im Reiche der Töne war es, wo er am leichtesten das Drückende seiner Lage vergaß; die Musik war es aber auch, die ihn in den spätern Jahren seines Aufenthaltes auf der Schule durch Ertheilung von Privatunterricht wirklich in bessere Verhältnisse setzte. Endlich wurde ihm, nachdem er beinahe sechs Jahre Zögling der Saalfelder Schule gewesen war, die 6. Klasse der Knabenschule sowie die Verwaltung des Kantorats vom dasigen Magistrate übergeben und treu und gewissenhaft, wie er in Allem war, war er nun auch in den ihm übertragenen Geschäften. Schon berechtigten ihn seine bewiesenen Fähigkeiten so gut, als sein Mannesalter zu der Hoffnung, nun bald einem erwünschten Ziele nahe zu sein, als ihm die Nachricht wurde, daß er ohne das Hildburghäuser Seminar besucht zu haben, auf eine feste Anstellung keine Ansprüche machen könne. Und willig, obwohl nicht ohne tief ergriffen zu sein, entsagte er seinen Aemtern und verließ mit Thränen in den Augen die Stadt, die ihm, wie er dankbar oft äußerte, seine Bildung verliehen, um auch noch andern Lehrern die Kunst des Lehrens abzulernen. Die Liebe Saalfelds aber war ihm auch in die fremde Stadt gefolgt und beurkundete sich unter anderm auch in einer nicht

unbedeutenden Unterstützung an Geld, ohne welche es ihm schwerlich möglich gewesen sein würde, sich ein Jahr in Hildburghausen aufzuhalten. Sowie er sich nun als Schüler des Saalfelder Lyceums ausgezeichnet hatte, so beweist auch die bei der Nachricht von seinem Tode auf dem Seminarium zu Hildburghausen ihm zum Andenken gehaltene Morgenandacht, worin der Vollendete den Seminaristen als Muster aufgestellt wurde, daß er sich der Liebe seiner spätern Lehrer ebenfalls nicht unwürdig gemacht habe. Nach einem Jahre wurde er vom Seminarium entlassen und hatte wirklich das Glück, das er sich immer gewünscht, in Saalfeld angestellt zu werden. Aber um jenes vollkommen zu machen, fehlte ihm noch die höchste Bestätigung in seinem Amte und die dadurch ihm zu werdende Möglichkeit, in das Familienleben einzutreten, das er sich in Verbindung mit einem treuen Freunde, bei einem edlen Herzen und bei einem Sinne, der so rein war, wie die Töne, die er seinen Instrumenten entlockte, als das höchste Glück des Lebens dachte. Schon war der Eingang zu diesem irdischen Himmel geöffnet worden und die Wonne des Lebens belebte ihn jetzt mehr als je: als die Dissonanzen desselben, die ihm schon früher so manchen Kummer bereitet, auch jetzt die Harmonie seines geträumten Glückes plötzlich störten. — Dieser Schmerz getäuschter Hoffnungen, sowie das Verzögern seiner wirklichen Anstellung waren die Ursachen eines tiefen Grames. Zwar wurde auch diese Wunde von der Zeit geheilt; aber die Uhr seines Lebens war schon abgelaufen, ehe die freundlichere Seite desselben sich ihm wieder zugewandt hatte. Er wurde plötzlich krank und nach wenigen Tagen starb er an den Folgen der Lungenentzündung im 33. Jahre seines Lebens. — War auch sein Leben nicht lang, so war es doch edel und sein Wirken nicht erfolglos. Für die Schule nicht nur arbeitete er mit unermüdlichem Eifer, sondern er erweckte auch und beförderte bei Vielen den musikalischen Sinn, gründete einen Gesangverein, bildete auf gleiche Art die Bergleute heran, componirte selbst Mehreres, wovon Einiges im Drucke erschienen *), Manches noch in seinem Nachlasse vorhanden ist.

*) Deux marches, trois Walses, une Eccossaise, pour le pianoforte. — Großer Galloppwalzer für Pianoforte. — Vier Gesänge mit Begleitung des Pianoforte. — Heldenscolie. Männergesang. —

* 97. Anton Victor Joseph Raymund, kaiserl. Prinz und Erzherzog von Oesterreich, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen,

Hoch- und Deutschmeister im Kaiserthum Oestreich, k. k. General-Feldzeugmeister. Inhaber des 4. Infanterieregiments, Regiment Hoch-Deutschmeister, Protektor der Anstalt für erwachsene Blinde, des Musikvereins des österreich. Kaiserstaates u. des Vereins der Gartenfreunde zu Wien;

geb. am 31. Aug. 1779, gest. den 2. April 1835.

Der Erzherzog Anton Victor — gewöhnlich nur Anton genannt — war von 15 Kindern, welche der Kaiser Leopold II. mit seiner Gemahlin Maria Louise Ludovica, Tochter König Carls III. von Spanien, erzeugte, das Zehnte und zu Florenz, wo Leopold als derzeitiger Großherzog von Toscana lebte, geboren. Frisch und gesund kam der Knabe auf die Welt und verlebte seine ersten Jugendjahre in dem glühenden Italien, am Hofe seines herzoglichen Vaters. Als aber Joseph II. den 20. Februar 1790 gestorben war und Leopold nun die Regierung der österreichischen Erbländer antrat, folgte auch der 11jährige Anton seinem Vater nach seiner Residenz Wien, wo er jedoch nach dem frühen Tode Leopold's, der den 1. März 1792 ohne vorheriges Krankenlager plötzlich erfolgte, mit den übrigen jüngern Geschwistern seinem ältesten Bruder, dem nachmaligen Kaiser Franz II. *) anvertraut wurde, welcher sich auch der Erziehung und Bildung seiner minderjährigen Geschwister mit wahrhaft väterlicher und treuer Geschwisterliebe und dem Eifer eines redlichen Mannes hingab. Der 13jährige Knabe Anton, gesund und stark an Körper, zeigte auch bald einen eben so gesunden Verstand, mit welchem das edelste Gemüth und besondere Charakterfestigkeit verbunden waren und welches beides sich schon in diesen frühen Knabenjahren deutlich auf seinen Gesichtszügen ausprägte. In Sprachen und Wissenschaften gründlich unterrichtet, — zu welchen sich der Knabe schon jetzt mit aller Liebe neigte — machte er mit diesen Hilfsmitteln, später besonders, naturhistorische Forschungen, nächst der gründlichsten Vaterlandskunde, zu

---

*) Dessen Biographie s. in diesem Jahrg. des N. Nekrologs S. 227.

seinen Lieblingsbeschäftigungen und vorzüglich erregten seine in der Botanik gesammelten Kenntnisse schon frühzeitig die allgemeine Bewunderung seiner Lehrer. Ungefähr um eben diese Zeit betrat A. nun auch seine militärische Laufbahn — welche in solchen Fällen allerdings eigentlich nur in einem steten Avanciren zu den höhern Chargen besteht, — indem er, wie alle Prinzen großer Häuser während seiner militärischen Studienjahre scheinbar auch die mindern Dienstcategorien in der österreichischen Armee durchlief und auf dieser Stufenleiter dann endlich bis zu der Würde eines k. k. Generalfeldzeugmeisters gelangte. Daß übrigens der Prinz das Studium der Militärwissenschaften allen seinen übrigen Beschäftigungen hintenan setzte, vor allen andern vernachlässigte und am wenigsten ernst betrieben hat und daß er nie eine besondere Neigung dazu fühlte, geht schon daraus hervor, daß Anton trotz seines hohen Standpunktes in der Armee, dennoch nie ein Commando übernommen hat, da ein solcher Thatenkreis dem friedlichen Charakter des Erzherzogs gänzlich zuwider war und außer dem Bereich seines innern Menschen und seiner wissenschaftlichen Forschungen lag. Dagegen benutzte der Erzherzog die, in seinen frühern Jahren gesammelten Kenntnisse der Länder- und Völkerkunde Oesterreichs und bereiste aus eigener Neigung, ohne nur jemals zu Staatsgeschäften verwendet zu werden, die meisten Provinzen des österreichischen Kaiserstaates, suchte sich überall die gründlichsten Kenntnisse von der Verwaltung des Landes, dem Zustand des Ackerbaues, der Industrie, des Handels, des Heeres, wie auch besonders der Lehr-, Versorgungs- und Krankenanstalten zu erwerben und entfaltete hier am deutlichsten seinen wahrhaft edelmüthigen und menschenfreundlichen Charakter, da er dann, bereichert mit Kenntnissen, wie sie wohl selten selbst bei Staatsbeamten gefunden werden dürften, von seinen ausgebreiteten Reisen in die Residenz zurückkehrte, die eingesammelten Erfahrungen mit unermüdeter Thätigkeit dazu verwendete, das Loos der Gedrückten und Nothleidenden aller Art und besonders der kranken Hülfsbedürftigen so viel als möglich zu erleichtern, wie überhaupt in allen Theilen der Landesverwaltung eindringend, überall für das Wohl von Oesterreichs Unterthanen so kräftig, als es ihm nur immer seine Stellung erlaubte, zu wirken suchte, wodurch er sich nicht nur die innigste Liebe seines kaiserlichen

Bruders, sondern auch diejenige einer ganzen großen Bevölkerung erwarb und dadurch das Band immer fester und inniger knüpfte, welches von allen braven und weisen Monarchen längst als das dauerndste und kräftigste Verbindungsmittel zwischen den Fürsten und der ihnen anvertrauten Bevölkerung anerkannt worden ist. — Bis jetzt war, wie eben bemerkt, der Erzherzog noch nie im Staatsdienst verwendet worden; doch sein Herz wie seine Kenntnisse berechtigten zu den größten Erwartungen, wenn man es verstand, den Jüngling dorthin zu stellen, wo beides vereinigt mit aller seiner Kraft wirken konnte. Der Augenblick, wo dies geschehen mußte, schien sich nach der unglücklichen Niederlage des kaiserlichen Heeres bei Ulm gefunden zu haben, welche Festung General Mack *) den 17. October 1805 mit 25,000 Mann **) österreichischen Truppen an Napoleon übergab und sich und eine kampflustige Armee zu französischen Kriegsgefangenen machte ***), wodurch Tags darauf neue Niederlagen bei Trochtelfingen und Bopfingen statt fanden, der Feind, frech geworden, die Kaiserstadt selbst bedrohte und Murat auch wirklich schon den 12. und 13. Nov. in Wien und Napoleon in Schönbrunn einzog, der Hof und das Ministerium nach Brünn und Olmütz flüchten mußten. Im Verlauf dieser sich drängenden Ereignisse hatte der Erzherzog Anton endlich den Auftrag erhalten, sich während der Anwesenheit des Kaisers Alexander in Berlin dorthin zu begeben — wo er auch den 1. November eintraf, — um Preußen, dessen Heere gerüstet standen, zu einer Offensiv-Allianz gegen Frankreich zu vermögen, da sich Oesterreich durch die früheren Rheinfeldzüge und jetzt so raschen Schritte Napoleons zu geschwächt fühlte, um mit alleiniger Macht dem gierigen Feinde zu widerstehen. Des Erzherzogs warmes Gefühl für Oesterreichs Ehre und deutsche Nationalität, welche beide das Kaiserhaus überhaupt stets ritterlich verfochten und ihnen seine liebsten Söhne

*) Dessen Biographie s. N. Nekrol. 6. Jahrg. S. 755.

**) Siehe: Politisches Journal, Jahrg. 1805, S. 1117 und eben da S. 1114. die merkwürdige Capitulation zwischen Napoleon und General Mack. Nach Zimmermanns: „Befreiungskämpfe der Deutschen" waren 60,000 Mann in und vor Ulm; nach der Wiener Hofzeitung von 1805, 84,000 M.

***) Mack wurde in Folge dieser Uebergabe auf die Festung Spielberg und in Folge der Einnahme Brünn's durch Murat den 18. Nov. 1805 nach Theresienstadt transportirt.

opferte, des Erzherzogs einnehmende Persönlichkeit selbst und andere später zu berührende Verhältnisse ließen den besten Erfolg von dieser Sendung erwarten; doch vergaß man, daß von preußischer Seite frühere Kränkungen leider noch unvergessen sein durften, da in den Rheinfeldzügen, von 1792 bis 95 die preußische Armee größtentheils und zwar immer in den entscheidensten Augenblicken ihrem eigenen Schicksal überlassen und besonders durch den österreichischen General Wurmser, welcher der preußischen Armee mit seiner Heerabtheilung zugetheilt war, nie gehörig unterstützt und nur öfter behindert worden war, so daß sich damals Friedrich Wilhelm II. schon während des Krieges genöthigt gesehen hatte, den 5. April 1795 zu Basel einen Separatfriedensvertrag mit Frankreich zu schließen, wodurch von dieser Zeit an das Königreich Preußen als neutral bei dem Kriege mit Oesterreich erklärt wurde. Dieses waren Dinge, welche das Geschäft des Erzherzogs bei allem Mühaufwand und dem besten Willen sehr erschwerten und trotz der freundlichsten Aufnahme wenig für die glückliche Beendigung desselben hoffen ließen. Kam nun noch hinzu, daß auch Friedr. Wilhelm III., trotz dem daß er ganz Soldat war, auch jetzt noch wie früher gegen das friedliebende Ministerium eines v. Massow, v. d. Recke, Gr. v. Reden, v. Goldbeck, von Hoym u. s. w. zu kämpfen hatte, so gab er um so leichter der Stimme eines beleidigten, allerdings einseitigen Nationalgefühls Gehör und erklärte sich — obgleich er schon unterm 3. November zu Potsdam eine Uebereinkunft mit dem Kaiser Alexander geschlossen hatte und Deutschland in Gefahr war, dennoch nicht entscheidend für Oesterreich. So war es denn keineswegs der vielleicht nicht hinlänglichen Thätigkeit und Gewandtheit des 26jährigen Erzherzogs, sondern nur einzig und allein den unglücklichen Verhältnissen und der Kraftlosigkeit der damaligen Zeit zuzuschreiben, wenn Anton Berlin am 7. Nov. fruchtlos verließ und mit der ungefähr so lautenden Antwort jetzt nach Brünn zurückkehrte: Die Stimme der Nation *) und die versiegten Quellen des Staates verlangten es, den von Fr. Wilhelm II. geschlossenen Separatfrieden von 1795 vor der Hand noch aufrecht zu

*) Die Stimme der Nation war: — „Kampf gegen Frankreich!“

erhalten. Des Erzherzogs Gemüth, welches mit dem Wohl und der Befreiung Deutschlands so eng verwachsen war, schien länger, als es ihm sonst bei unangenehmen Ereignissen eigen war, von den Eindrücken dieser fruchtlosen Sendung ergriffen zu sein, da er seine kühnsten Hoffnungen dadurch gescheitert sah und sprach sich öfter über das Undankbare einer solchen Sendung aus; wie er denn auch in Zukunft dergleichen nie wieder übernahm, da dieser Fürst es besser verstand, mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem Herzen des Volkes, als zu den nicht so leicht zu öffnenden Hülfsmitteln der Cabinette zu reden. In jenem lebte und webte er, kannte und ward erkannt und fühlte sich glücklich: Glück zu verbreiten. Throne waren aber nicht der Kreis, wo die stilleren Freuden seines Herzens und seines Geistes blühten. „Prunklos in seinem Hofstaate, seiner Tafel und seiner ganzen häuslichen Einrichtung, — sagte uns ein in Wien lebender auswärtiger hoher Staatsbeamter — zeigt sich der Erzherzog an öffentl. Orten, gewöhnlich im bürgerlichen Kleide, ohne alle Auszeichnung, ohne Bedienung, nur von einem Kammerherrn in Civil begleitet. Er mischte sich gern unter das bunte, fröhliche Gewühl heiterer Menschen aus allen Ständen, in Sälen oder im Freien. Er redete seine Bekannten an, wo er sie traf, es freute ihn, fröhliche Gesichter um sich zu sehen und jeder Mann, der ihn erblickte, fühlte sich durch seine Gegenwart geehrt und erheitert zugleich.“ — Wie so ganz und gar nicht ein solcher Charakter für das rücksichtsvolle, durchklügelte ceremonielle Hofleben auch nur im Geringsten paßt, geht wohl aus dem wenigen, bis jetzt über den Erzherzog Gesagten hinlänglich hervor und war es ihm daher gewiß auch von keinem Vernünftigen zu verargen, oder als Theilnahmlosigkeit anzurechnen, wenn er sich ferner von allen derartigen Verbindungen lossagte und das Räderwerk seiner Kräfte lieber anderweitig und mit schnellerem und sichererem Erfolg in Bewegung setzte. Aber bald sollte das deutsche Herz des edlen Mannes von den blutigen Ereignissen der Zeit und ihren streng gebietenden Forderungen noch schmerzlicher berührt werden, als es bisher geschehen war. Die Heere Frankreichs drangen fast mit jedem Tage tiefer in das Herz Deutschlands; Preußen, dessen neutral erklärtes Gebiet indessen demungeachtet bei der Einnahme Ulm's von den französischen Truppen betreten worden war, rüstete jetzt seine Heere und sah die früheren Ver-

bindungen mit Frankreich für gebrochen an; seine eigene Ehre zu retten, mußte es in die Schranken treten und freier begann Deutschland zu athmen. Doch that der König noch nichts, als daß er seine Heere zusammenzog und den Staatsminister, Grafen v. Haugwitz, mit Bedingungen in das französische Hauptquartier sandte, der aber, voll ruhiger Weisheit, so lange zögerte, bis die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz am 2. December 1805 geschlagen war und er sich am 15. Dec. genöthigt sah, zu Wien im Namen seines Königs einen Frieden anzunehmen, wie Napoleon solchen vorschrieb. Auch Oesterreichs Heere hatten während der preußisch-französischen Unterhandlung gezögert, die im Anmarsch gewesene russische Armee solchen zum wenigsten nicht beschleunigt und in Folge der neuesten Ereignisse sich sogar zurückgezogen. Oesterreich befand sich daher jetzt in der peinlichsten Lage und der von allen Seiten gedrängte, jetzt in Presburg Hof haltende Kaiser sah sich endlich ebenfalls genöthigt, mit zerissenem Herzen und schweren Opfern unterm 26. December den Frieden von Presburg zu unterzeichnen. Das waren die Früchte jener Sendung nach Berlin und der russisch-preußischen Allianz, zu einer Zeit, wo man noch nicht erkannt hatte, daß Deutschland nur durch die Vereinigung seiner sogenannten Großmächte und aller Einzelstaaten, nur durch die Macht einer Volksverbindung gegen den Uebermuth und die Uebermacht des corsischen Tyrannen siegen könne. Wie sehr aber alle diese Begebenheiten, die Kränkungen Oesterreichs, der Abfall Würtembergs und Badens auf das Gemüth des Erzherzogs wirkten, zeigte seine, seit dieser Zeit sehr verminderte, ihm sonst in allen Verhältnissen des Lebens eigene Fröhlichkeit, mit welcher er gewohnt war, sein innerstes Wesen vor der schädlichen Gewalt schmerzlicher Eindrücke frei zu erhalten, so daß sein Gemüth sich in solchen Lagen rein erhielt von dem nach außen wirkenden, so oft zerstörenden Mißmuth, welcher ihn jetzt öfter beschlich, jedoch nie Gewalt über den warm und lebendig fühlenden Mann bekam, welcher auch noch jetzt bei alle dem fast der Einzige war, welcher durch seine ihm angeborne Gabe, Andere zu erheitern, wenn das eigene Herz trauerte, die böse Zeit weniger fühlbar zu machen und in die kaiserliche Familie eine, so viel als möglich ruhigere, wenn auch nicht fröhliche Stimmung zu bringen suchte, wodurch wir einen neuen Zug seines edlen Charakters festgesetzt zu ha-

bereitung erhalten, wurde ihm die Präceptur in Breternitz übertragen. Aber ein höheres Ideal vom Lehrerberufe schwebte ihm vor, als er mit seinen damals erlangten Kenntnissen und in seiner Stellung als Präceptor zu erreichen vermochte und so kam es denn, daß er, besonders durch den Gesang des Saalfelder Chores angeregt, welchen er öfters zu hören Gelegenheit hatte, den Entschluß faßte, sich zu weiterer Ausbildung auf die Saalfelder Schule zu begeben. Mit eisernem Fleiße strebte er jetzt das nachzuholen, was ihm an Vorkenntnissen noch mangelte, dabei hatte er mit drückendem Mangel zu kämpfen, so daß wohl nur Wenige unter gleichen Verhältnissen den Muth behalten haben würden, ein solches Ziel noch ferner zu verfolgen. Aber sein Eifer erlosch nicht, seine Beharrlichkeit brachte ihn dahin, daß er bald seine Mitschüler eingeholt und durch seine Fortschritte bei seinen Lehrern nicht nur Aufmerksamkeit erweckt, sondern auch durch sein musterhaftes Betragen ihre Liebe sich erworben hatte. Neben den eigentlichen Schulwissenschaften nun, die er sämmtlich, außer die griechische und hebräische Sprache betrieb, war er vorzüglich auch seinem Hange zur Musik gefolgt. Und hier im Reiche der Töne war es, wo er am leichtesten das Drückende seiner Lage vergaß; die Musik war es aber auch, die ihn in den spätern Jahren seines Aufenthaltes auf der Schule durch Ertheilung von Privatunterricht wirklich in bessere Verhältnisse setzte. Endlich wurde ihm, nachdem er beinahe sechs Jahre Zögling der Saalfelder Schule gewesen war, die 6. Klasse der Knabenschule sowie die Verwaltung des Kantorats vom dasigen Magistrate übergeben und treu und gewissenhaft, wie er in Allem war, war er nun auch in den ihm übertragenen Geschäften. Schon berechtigten ihn seine bewiesenen Fähigkeiten so gut, als sein Mannesalter zu der Hoffnung, nun bald einem erwünschten Ziele nahe zu sein, als ihm die Nachricht wurde, daß er ohne das Hildburghäuser Seminar besucht zu haben, auf eine feste Anstellung keine Ansprüche machen könne. Und willig, obwohl nicht ohne tief ergriffen zu sein, entsagte er seinen Aemtern und verließ mit Thränen in den Augen die Stadt, die ihm, wie er dankbar oft äußerte, seine Bildung verliehen, um auch noch andern Lehrern die Kunst des Lehrens abzulernen. Die Liebe Saalfelds aber war ihm auch in die fremde Stadt gefolgt und beurkundete sich unter anderm auch in einer nicht

während der Feldzüge am Rhein und in der Schweiz, trotz dem Glücke der französischen Waffen, die Selbstständigkeit des Ordens und seiner in Deutschland gelegenen Güter noch zu behaupten gewußt und umfaßte das Territorium des Ordens damals noch 3 Balleyen, 5 Comthureien und das Hoch- und Deutschmeisterthum Mergentheim, mit 8 Balleyen, zu denen keine reichsunmittelbaren landesherrliche Besitzungen gehörten, nebst noch einigen Ganerbschaften, verlor aber seine Besitzungen in Frankreich und der Schweiz zum Theil schon 1792 und im Frieden von Luneville, den 9. Febr. 1801 die Balleyen Coblenz und Altenbiesen mit 27 Commenden; durch die Bestimmung des Reichsdeputationsbeschlusses von Rastadt, den 25. Februar 1803, die mittelbaren Klöster, Stifter und Abteien in Vorarlberg und dem österreichischen Schwaben, wie überhaupt alle in Schwaben gelegenen Mediatklöster der Augsburger und Constanzer Diöces. Vergebens suchte sich der Erzherzog Carl diesen Gewaltthaten entgegenzusetzen und die Eigenthumsrechte des kraftlosen Ordens zu vertreten, der Corse gebrauchte die reichen Güter zur Gründung neuer Dynastien und zur Gewinnung deutscher Fürsten, wie zur Füllung seines eigenen Seckels und ohnmächtig mußte der Erzherzog Carl wie auch dessen Coadjutor, der Erzherzog Anton nicht nur jetzt nachgeben, sondern letzterer als Hoch-Deutschmeister auch noch im Frieden von Presburg, den 26. Dec. 1805, auf die reichsritterschaftlichen Güter in Baden, Würtemberg und Baiern im Namen des Ordens verzichten, wogegen hier bestimmt wurde, daß der Kaiser von Oesterreich das Hoch- und Deutschmeisterthum des Ordens einem Prinzen seines Hauses erblich verleihen solle, welches denn auch in dieser Form dem Hoch- und Deutschmeister Anton unterm 22. März 1806 gesichert wurde *). — So war denn auch der letzte Rest der alten freien Verfassung des Ordens durch französische Gewaltthat gesunken, Wahlfähigkeit und Wahlrecht seinen Mitgliedern genommen und die höchste Würde ausschließlich dem höchsten Fürstenhause Deutschlands übertragen. Obwohl nun diese Eingriffe in die alten Rechte des Ordens nicht unmittelbar durch die Willkühr des Ordensmeisters erfolgten, sondern durch

*) Siehe hierüber und über das Folgende: Dr. C. W. von Lancizolle, Uebersicht der deutschen Reichsritterschaft und Territorialverhältnisse. S. 91 bis 92. Berlin 1830.

die frechen Anmaßungen Napoleons herbeigeführt wurden, der sich erdreistete die Rechte jedes Landes in despotischer Gewalt mit Füßen zu treten, so hätte doch der Erzherzog als Beschützer und Vertreter der Rechte des Ordens, sich diesem Beschlusse kräftig widersetzen sollen; denn obgleich für ihn selbst kein Vortheil in dieser Begünstigung lag, so war derselbe doch auf Seiten des österreichischen Hauses, welches nun stets für einen seiner Prinzen die Revenüen des Hoch-Deutschmeisterthums zu beziehen hatte und dürfte es daher leicht scheinen, als hätte der Erzherzog A. hierbei mehr an die Vortheile seines, als des deutschen Hauses gedacht. Im andern Falle aber lag eine feste und dauernde Gegenwehr nicht in A.'s Charakter, dieser war mehr duldend als kämpfend, wie schon aus den früher Gesagten hinlänglich hervorgegangen und dies mochte auch jetzt Ursache sein, daß er keinen Versuch machte, die Rechte des Ordens von dieser Seite zu vertreten, wiewohl man ihn eben so wenig zur Last legen kann die erhaltene Begünstigung Oestreichs gewünscht, oder gar betrieben zu haben und alle andern Rechte des Ordens bis auf den letzten Augenblick vertheidigend, hatte er sich selbst nie berücksichtigt und mehr als alles Andere lag ihm jetzt bei der immer steigenden Unterdrückung das Wohl des Vaterlandes und die endliche Befreiung des ganzen Deutschland am Herzen, zu welcher der feindliche Rheinbund jetzt gerade die stärkste Triebfeder werden sollte. Denn nicht genug, daß ein gänzlicher Mangel an Entschlossenheit und Vaterlandsgefühl die Cabinette Deutschlands charakterisirte, schloß die Mehrzahl derselben, zur ewigen Schmach der Deutschen, ein Bündniß mit dem Feinde und Unterdrücker und richtete unterm 1. August 1806 eine Modification der Stiftung v. 12. Juli 1806 an den Reichstag zu Regensburg, durch welche dem Orden in den 13., 15., 17., 21 und 24sten Artikel der Bundesakte die Commenden Rohr und Waldstetten, die Ganerbschaft Friedberg und die Commenden Kapfenburg und Alschhausen, wie auch noch die Abtei Mittlingen genommen wurden und der Rheinbund endlich das deutsche Reich als aufgelöst erklärte. — Unter solchen traurigen Verhältnissen würde vielleicht jedem Andern die Würde des Hochdeutschmeisterthums lästig und niederdrückend gewesen sein; aber gerade dieser Abfall deutscher Staaten mußte die übrig gebliebenen treuen Anhänger des Vaterlands auf das Höchste empören und

seinen Lieblingsbeschäftigungen und vorzüglich erregten seine in der Botanik gesammelten Kenntnisse schon frühzeitig die allgemeine Bewunderung seiner Lehrer. Ungefähr um eben diese Zeit betrat A. nun auch seine militärische Laufbahn — welche in solchen Fällen allerdings eigentlich nur in einem steten Avanciren zu den höhern Chargen besteht, — indem er, wie alle Prinzen großer Häuser während seiner militärischen Studienjahre scheinbar auch die mindern Dienstcategorien in der österreichischen Armee durchlief und auf dieser Stufenleiter dann endlich bis zu der Würde eines k. k. Generalfeldzeugmeisters gelangte. Daß übrigens der Prinz das Studium der Militärwissenschaften allen seinen übrigen Beschäftigungen hintenan setzte, vor allen andern vernachlässigte und am wenigsten ernst betrieben hat und daß er nie eine besondere Neigung dazu fühlte, geht schon daraus hervor, daß Anton trotz seines hohen Standpunktes in der Armee, dennoch nie ein Commando übernommen hat, da ein solcher Thatenkreis dem friedlichen Charakter des Erzherzogs gänzlich zuwider war und außer dem Bereich seines innern Menschen und seiner wissenschaftlichen Forschungen lag. Dagegen benutzte der Erzherzog die, in seinen frühern Jahren gesammelten Kenntnisse der Länder- und Völkerkunde Oesterreichs und bereiste aus eigener Neigung, ohne nur jemals zu Staatsgeschäften verwendet zu werden, die meisten Provinzen des österreichischen Kaiserstaates, suchte sich überall die gründlichsten Kenntnisse von der Verwaltung des Landes, dem Zustand des Ackerbaues, der Industrie, des Handels, des Heeres, wie auch besonders der Lehr-, Versorgungs- und Krankenanstalten zu erwerben und entfaltete hier am deutlichsten seinen wahrhaft edelmüthigen und menschenfreundlichen Charakter, da er dann, bereichert mit Kenntnissen, wie sie wohl selten selbst bei Staatsbeamten gefunden werden dürften, von seinen ausgebreiteten Reisen in die Residenz zurückkehrte, die eingesammelten Erfahrungen mit unermüdeter Thätigkeit dazu verwendete, das Loos der Gedrückten und Nothleidenden aller Art und besonders der kranken Hülfsbedürftigen so viel als möglich zu erleichtern, wie überhaupt in allen Theilen der Landesverwaltung eindringend, überall für das Wohl von Oesterreichs Unterthanen so kräftig, als es ihm nur immer seine Stellung erlaubte, zu wirken suchte, wodurch er sich nicht nur die innigste Liebe seines kaiserlichen

Deutschmeister die freundliche Verbindung der Nachbarmächte unter einander durch die Glieder des Ordens nicht nur erhalten könne, sondern auch so viel als möglich nur immer klarer am Tag zu legen suchen werde, daß eine endliche Verbindung des ganzen Deutschlands, nach Organisirung seiner ganzen physischen wie moralischen Kräfte, durchaus nothwendig sei, um den corsischen Tyrannen mit einemmale gänzlich zu besiegen und man darf glauben, daß der deutsche Orden jetzt zum erstenmale seit langer Zeit wieder in einem Theile seiner frühern Thätigkeit und Nützlichkeit auftrat und dies zwar einzig und allein durch das rege Vaterlandsgefühl und kräftige Wirken seines Hoch- und Deutschmeisters, der mit hellem Geiste übersah, in welchem Punkte jetzt die moralische Stärke des Ordens lag und welches die Stellung sei, die dem Erzherzog selbst in dieser entscheidenden Zeit von der Vorsehung angewiesen worden war. Doch theils war Oesterreich zu erschöpft, theils zögerte es, andern politischen Ansichten folgend, nutzlos so lange mit der Verbindung mit Preußen, daß dieses endlich gänzlich geschlagen, d. 9. Juli 1807 den Tilsiter-Frieden eingehen mußte, wodurch der Krieg nun abermals auf Oesterreich allein zurück fiel, während beide Mächte vereinigt, schon damals sehr wahrscheinlich Sieger geworden sein könnten. — Deutschland lag jetzt in den schimpflichsten Ketten, die es jemals getragen und die es sich zum Theil durch seine eigne Schuld geschmiedet hatte. Doch gereinigt war durch das Unglück der Geist der Völker und wie ein furchtbar drohendes Gewitter zog eine blutige Begeisterung über seine Fluren. In Preußen bildete sich zur Errettung des Vaterlands der sogenannte Tugendbund, der besonders in Berlin unter der Mitwirkung des Ministers Stein *) und Scharnhorst's, kräftig gedieh und sich besonders wohl durch Letztern durch ganz Preußen verbreitete und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich der deutsche Orden für die Zeit des Kampfes mit ihm verflochten hatte, da mehrere Ritter desselben unbezweifelt dem Tugendbunde angehörten und so die Wirksamkeit des Ordens immer ausgebreiteter wurde, wobei der Erzherzog vor allen Andern nicht ermangelte, die Seinen und seine nächsten Umgebungen mit stoischem Muthe zu begeistern und selbst mehrere öffentliche Aufforderungen geschahen an das Volk, die man geneigt

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 872.

opferte, des Erzherzogs einnehmende Persönlichkeit selbst und andere später zu berührende Verhältnisse ließen den besten Erfolg von dieser Sendung erwarten; doch vergaß man, daß von preußischer Seite frühere Kränkungen leider noch unvergessen sein dürften, da in den Rheinfeldzügen, von 1792 bis 95 die preußische Armee größtentheils und zwar immer in den entscheidensten Augenblicken ihrem eigenen Schicksal überlassen und besonders durch den österreichischen General Wurmser, welcher der preußischen Armee mit seiner Heerabtheilung zugetheilt war, nie gehörig unterstützt und nur öfter behindert worden war, so daß sich damals Friedrich Wilhelm II. schon während des Krieges genöthigt gesehen hatte, den 5. April 1795 zu Basel einen Separatfriedensvertrag mit Frankreich zu schließen, wodurch von dieser Zeit an das Königreich Preußen als neutral bei dem Kriege mit Oesterreich erklärt wurde. Dieses waren Dinge, welche das Geschäft des Erzherzogs bei allem Mühaufwand und dem besten Willen sehr erschwerten und trotz der freundlichsten Aufnahme wenig für die glückliche Beendigung desselben hoffen ließen. Kam nun noch hinzu, daß auch Friedr. Wilhelm III., trotz dem daß er ganz Soldat war, auch jetzt noch wie früher gegen das friedliebende Ministerium eines v. Massow, v. d. Recke, Gr. v. Reden, v. Goldbeck, von Hoym u. s. w. zu kämpfen hatte, so gab er um so leichter der Stimme eines beleidigten, allerdings einseitigen Nationalgefühls Gehör und erklärte sich — obgleich er schon unterm 3. November zu Potsdam eine Uebereinkunft mit dem Kaiser Alexander geschlossen hatte und Deutschland in Gefahr war, dennoch nicht entscheidend für Oesterreich. So war es denn keineswegs der vielleicht nicht hinlänglichen Thätigkeit und Gewandtheit des 26jährigen Erzherzogs, sondern nur einzig und allein den unglücklichen Verhältnissen und der Kraftlosigkeit der damaligen Zeit zuzuschreiben, wenn Anton Berlin am 7. Nov. fruchtlos verließ und mit der ungefähr so lautenden Antwort jetzt nach Brünn zurückkehrte: Die Stimme der Nation *) und die versiegten Quellen des Staates verlangten es, den von Fr. Wilhelm II. geschlossenen Separatfrieden von 1795 vor der Hand noch aufrecht zu

*) Die Stimme der Nation war: — „Kampf gegen Frankreich!“

bluten sah, mußte es auch noch seine Töchter dem raubgierigen Gewalt-Herrscher opfern. Doch endlich schien die Stunde der Erlösung geschlagen zu haben, die Habsucht und Tollkühnheit des Unterdrückers öffnete ihr selbst den drohenden Mund. Napoleon wagte seinen Zug nach Rußland und noch einmal raffte Deutschland seine ganzen Kräfte zusammen, das Letzte wurde aufgeboten und jedes Triebrad in mächtigen Umschwung gesetzt und die Glieder des jetzt rings sich ausbreitenden Tugendbunds arbeiteten gleichen Zwecken entgegen: — Sturz und Vernichtung des fremden Räubers. Er wurde durch die endliche Vereinigung der Völker Deutschlands geschlagen, Leipzig sah den größten Tag der Geschichte und frei athmete die blutgetränkte Muttererde. Und auch der deutsche Orden befand sich nun wieder im ungestörten Besitz seiner zurück behaltenen Güter, die einmal Verlornen blieben ihm aber entnommen und die deutschen Mächte schienen selbst einzusehen, wie wenig ein solches Institut dem Geiste der Zeit angemessen war und der Tugendbund hatte bewiesen, wie sich in den Stunden der Gefahr zu jeder Zeit die wahren Männer des Vaterlands vereinigen können. In des Erzherzogs Gemüth kehrte die alte Heiterkeit zurück, seit Deutschland befreit und Maria Louise wieder die Grenzen Oesterreichs begrüßte. Mit Umsicht und Klugheit widmete sich A. jetzt fast ausschließlich der Verwaltung der wenigen Ordensgüter und der Leitung desselben verdankten es die Ordensritter, daß sie jetzt einen so geregelten Haushalt hatten, daß es bald möglich wurde, aus den Ersparnissen Dotationen für neu erwählte Mitglieder zu sammeln, da dies jetzt die Hülfsbedürftigen sind, für welche die Einkünfte von den Ordensgütern verwendet werden, welche Begünstigung jedoch nur wahrhaft verdienstvollen, nicht nur ausgezeichneten Männern, zu Theil werden soll. Mag dem sein wie ihm wolle, so bleibt es rühmlich für den Erzherzog, der frühern Verschwendung und Ueppigkeit des Ordens gesteuert, ihn im letzten Kriege zu allgemeinen Zwecken verwendet und seine frühere Würde dadurch mit so viel als möglich wieder hergestellt zu haben, wozu der oft erwähnte Tugendbund vielleicht die kräftigste Aufmunterung war, da sich die edelsten Männer Deutschlands demselben angeschlossen hatten und er Fürsten zu seinen Mitgliedern zählte, die, beseelt von der Noth des Vaterlands, selbst das Letzte aufzuopfern entschlossen waren. —

So etwa gestaltete sich der deutsche Orden nach dem französischen Kriege und der Sitz seines Hoch- und Deutschmeisterthums wurde die Kaiserstadt Wien, wo der jedesmalige Hoch- und Deutschmeister und somit auch der Erzherzog A. das dem Orden gehörige Deutsche-Haus bewohnte, den Sommer hindurch jedoch in seinem geschmackvoll erbauten Landhause in Baden bei Wien residirte, wo in dem daran stoßenden schönen Garten die seltensten Gewächse blühen. — „Diese Villa — sagt der vorerwähnte Staatsbeamte — diese Villa mit dem daran grenzenden Hellenenthal war der Lieblingsaufenthalt des Erzherzogs, wo er, ein Kenner und Freund der Botanik, empfänglich für Alles, was den Geist und das Herz veredelte gern verweilte. Er bleibt den Bewohnern Badens stets unvergeßlich, denn er brachte für die Verschönerung der, schon mit allen Reizen der Natur ohnedies ausgestatteten und hoch begabten Umgebungen dieser Stadt viele Opfer und er war es hauptsächlich, der durch sein Beispiel den Geist der Geselligkeit unter Allen, die zur Cur oder zu ihren Vergnügen dort hin kamen, verbreitete und den schroffen Abstand der Geburt und des Ranges beseitigen half." — Solcher Unterstützungen erfreute sich Baden nun nicht allein hinsichtlich seiner, zum Vergnügen bestimmten Anlagen, sondern auch nach dem bedeutenden Brande am 26. Jul. 1812, wo 137 Häuser in Asche gelegt wurden, waren es die Erzherzöge Carl Ludwig und Anton Victor, welche die Stadt größtentheils wieder aufbauten und mit ihr ein ewiges Denkmal in den Herzen der Badener Bürger. — So zeigte sich der Erzherzog überall als edelmüthiger Beschützer der Gedrückten und Nothleidenden und auch Er war es, welcher die Unternehmung des wackeren Joh. Wilh. Klein, der 1804 ein Blindeninstitut errichtet hatte, so kräftig unterstützte, daß demselben von allen Seiten die bedeutendsten Beiträge eingeliefert wurden und A. war es, der es endlich dahin brachte, daß die Anstalt, in Berücksichtigung der Klein'schen Verdienste, 1808 zur Staatsanstalt erhoben und in ein k. k. Blindeninstitut verwandelt wurde. So that der Erzherzog in eigner Person, was früher Zweck und Obliegenheit des deutschen Ordens gewesen, was der edle Charakter A.'s sich aber auch, ohne Hoch- und Deutschmeister zu sein, zur Pflicht gemacht haben würde. Dadurch, daß dieses Bl. J. nun zu einer Staatsanstalt erhoben war, erhielt es bedeu-
[...]rzüge vor denen zu Prag, Brünn u. s. w., der

ben glauben. — Während aller dieser unruhvollen Begebenheiten war Anton indessen am 18. October 1803 zum Coadjutor des Hoch- und Deutschmeisterthums und nach der Resignation seines Bruders, des Erzherzogs Carl, welcher das Kriegsministerium übernommen und in den Rheinlanden und der Schweiz selbst mit ritterlicher Ausdauer für Deutschlands Befreiung focht, den 30. Juni 1804 zum Hoch- und Deutschmeister des deutschen Ritterordens erwählt worden, worauf ihn denn das 1696 errichtete Infanterieregiment Nr. 4., Hoch-Deutschmeister, als seinen Cheff verehrte und Anton den 8. August 1805 zu Mergentheim im Würtembergischen (Landvoigtei an der Jaxt) feierlichst als Hochdeutschmeister gehuldigt wurde. Um so mehr hatte daher auch der Erzherzog geglaubt, die Berliner Angelegenheiten mit glücklicherem Erfolg für das Wohl Deutschlands führen zu können, da die Verbindungen des Ritterordens und die Wichtigkeit und hohe Stellung vieler seiner Mitglieder einen begünstigenden Einfluß auf das allgemeine Beste und Große versprach. Doch auch dieser Orden hatte, wie so viele Denkmäler des deutschen Alterthums, seine frühere Größe und Würde verloren und folglich auch nicht mehr die Kraft und Wirksamkeit früherer Jahrhunderte; nicht mehr die hohe Achtung, welche ihm in jenen Zeiten fast von allen Völkern, ja von aller Welt seines edlen Zweckes halber gezollt wurde. Ein solches entnervtes, demoralisirtes, in allen seinen edleren Theilen aufgelöstes Institut, wie das Hoch- und Deutschmeisterthum schon damals war, war allerdings am wenigsten geeignet, in jetziger Zeit durch den Einfluß seiner Mitglieder auf das Schicksal Deutschlands, eines ebenfalls in vielen Theilen schon demoralisirten Reiches, anders als nur nachtheilig einzuwirken. Der biedere Erzherzog aber, dessen Herz immer noch an deutscher Ritterlichkeit und Nationalstolz hing und glaubte, hatte die Lage der Dinge wohl kaum so mißlich gedacht, als sie sich jetzt im entscheidenden Augenblicke wahrhaft zeigte. Der einst so reiche Orden, seine frühern so mächtigen Mitglieder vermochten jetzt auch nicht das Geringste für Deutschlands Befreiung zu thun und war der Orden schon früher seinem Untergange nahe gewesen, so schien derselbe jetzt um so gewisser zu sein, als auch noch die Ereignisse der Zeit gewaltig daran rüttelten und überall seine Blößen zeigten und enthüllten. Der Erzherzog Carl hatte zwar als Hochdeutschmeister

äußerst wichtige Manuscripte enthalten sind und die besonders an Werken über die Länder- und Völkerkunde Oesterreichs und Prachtausgaben der Botanik wohl eine der reichsten Privatsammlungen überhaupt und in ersterer Hinsicht die reichste Sammlung der Monarchie sein dürfte. — So war denn, nachdem sich die wilden Stürme einer schmachvollen und blutigen Zeit gelegt und Land und Völker wieder in ihrem frühern Flor empor blühten, auch die alte Ruhe und Heiterkeit wieder zu der frühern Herrschaft in des Erzherzogs Gemüth gelangt und sein sonstiges friedliches Streben und Wirken unter dem Volke wieder an die Stelle eines unruhigen, oft ungewissen und unsichern Strebens getreten. Fast täglich machte er nun auch noch in seinen vorgerückten Jahren und selbst bei schlechtem Wetter lange Spaziergänge zu Fuß, scheute keine Beschwerden einer heißen Jagdpartie und durfte sich bei seinem abgehärteten Körper und seiner glücklichen, stets gemüthlichen Seelenstimmung ein weit höheres Alter versprechen. Aber dennoch hatten die Stürme der Zeit von seinem Lebensbaume so manche Blüthe abgerissen und manche Wurzel, die sich mit ihren feinsten Fasern in das innerste Leben verflocht, hart erschüttert und verletzt. Doch bis zu seinen letzten Tagen trug sein froher Sinn noch viel zur Erheiterung des nun erweiterten kaiserlichen Familienkreises bei. — Mit Freundlichkeit empfing A. seinen Neffen, den Herzog von Reichstadt *) und bedauerte aufrichtig den frühen Tod dieses Jünglings. Seine Unterhaltung wußte er durch Scherze und mancherlei komische Anekdoten, wobei er den Oesterreicher nicht verschonte aber auch den Preußen nicht vergaß, mannichfaltig zu beleben und bereitete den Kindern seiner Brüder und seines Neffen, des Erzherz. Franz Carl, durch Geschenke und andere Ueberraschungen öfters vergnügte Stunden. — Anton war in jeder Hinsicht ein edler, fein fühlender Mann, voll herzlicher Gemüthlichkeit und inniger Liebe zu den Künsten und Wissenschaften. Er war als Hoch- und Deutschmeister nie vermählt; aber Menschenfreundlichkeit, Einfachheit und Gradheit waren die Grundzüge seines Charakters, die auch auf seinem Gesicht und in seinen ganzen Benehmen ausgeprägt waren. Streng Katholik, war er dennoch nie bigott und Nothleidende aller Confessionen fanden an ihm einen stets bereiten

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 903.

Unterstützer und nie wußte seine rechte Hand, was die linke gab. — Bei einem solchen Leben hatte A. das seltene und hohe Erdenglück gehabt: nie Feinde gekannt zu haben! Und dies ist mehr, als oft der Glücklichste der Sterblichen in seiner letzten Stunde zu sagen vermag. Er war populär in der edelsten Bedeutung des Worts, einzig und allein durch die liebenswürdigen Eigenschaften seines Herzens. War es daher ein Wunder, daß sein unerwartet schneller Tod die Seinen mit Schmerz und Gram erfüllte und eine allgemeine Trauer verbreitete? —

Heinrich Matthäy.

* 98. Karl Friedrich Emmanuel Bergmann,

zweiter Collège des Gymnasiums in Görlitz, in der preußischen Oberlausitz;

geboren den 3. Februar 1805, gestorben den 3. April 1835.

Er war zu Görlitz geboren, wo sein Vater, Johann Gottlob Bergmann, Bürger und Aeltester der Tuchmacher ist; seine Mutter (sie starb den 26. Juli 1829) war Erdmuthe Tugendreich, geborne Hirschoff. Noch sind drei seiner Brüder am Leben, angesehne Bürger und Tuchfabrikanten, zwei zu Görlitz, einer in der Fabrikstadt Tomaszow, in der Wojewodschaft Lublin wohnhaft. — Seine erste Erziehung wurde ihm in seiner Eltern Hause, welche schlicht und fromm und voll inniger Liebe zu ihm, durch ihr Beispiel und durch ihre Sorgfalt eben diesen frommen Sinn in ihm erweckten und erhielten. Kindliche Ehrfurcht vor ihnen und vor allen ältern Personen, eine gewisse heilige Scheu vor allem Unerlaubten, Unanständigen und Unangemessenen bezeichnete deshalb auf eine in unserer Zeit seltene Weise des Knaben Gesinnung, die Handlungsweise des Jünglings und die Grundsätze des heranreifenden Mannes. Seiner Eltern Haus verließ unser Bergmann erst, als er die Universität Leipzig bezog. Wie sehr oft sein Seelen- und Gemüthsleben, seine Liebe zur Heimath und zur Vaterstadt durch die kindliche Abhängigkeit, in welcher er bis zu seinem zwanzigsten Jahre daheim lebte und wohl auch eine gewisse Blödigkeit und Schüchternheit, eine für das rauhe und gewöhnliche Leben zu reizbare Empfindlichkeit und zu zarte Empfindsamkeit, die bei seiner großen Herzensgüte nicht sowohl Andern be-

[illegible] war, als sie vielmehr in ihm selbst zur [illegible] die angeborne Heiterkeit störte, wie sehr ein lan- ges Siechen und [illegible] durch dieses langen Heimats- und Familienleben bedingt und gewissermaßen auch [illegible] war, fühlte er selbst sehr oft und war in späterer Zeit ernstlich bemüht, die vorherrschende Weich- lichkeit seines Wesens und besonders die ihm selbst lä- stige Befangenheit und Blödigkeit immer mehr abzule- gen. Aber gewiß würde er dieses nie auf Kosten seines bessern Selbst unternommen haben, welchem manche kleiner Schwächen eben so innig verbunden waren, als seine Tugenden. — Neigung zu ernsten Studien ent- wickelte sich in dem Knaben sehr früh. Anfänglich in einer Volksschule, dann in Privatschulen unterrichtet, kam er Ostern 1816 in das Gymnasium, dessen sämmt- liche Klassen er neun Jahr lang besuchte. Stets zeich- nete er sich aus durch willigen Gehorsam, muntern Fleiß, lebendiges Gefühl für Schönes, durch strenge Sittlichkeit überhaupt und durch besondern Sinn für Anstand, Schicklichkeit, Sauberkeit und Nettigkeit, wo- mit sich zugleich die untadeligste Lauterkeit und Reinheit der Gesinnung verband, die ihn Heuchelei und Lüge zu verabscheuen hieß. — Feind jeder Rohheit und leicht empört durch fremde Anmaßung und Grobheit, gewährte er selbst das Beispiel liebenswürdiger Bescheidenheit. Fast mädchenhaft schüchtern lebte er als Knabe still und zurückgezogen und war nur von wenigen seiner Mitschüler näher gekannt. — Nothwendig mußte eine solche Per- sönlichkeit die Liebe der Lehrer und die Achtung der Mitschüler erwerben, zumal hiermit ein brennender Eifer für Wissenschaft und Kunst und eine gewisse Milde und Sanftmuth verbunden war, die bei aller natürlichen Lebhaftigkeit jede Verletzung fremder Persönlichkeit nicht blos scheute, sondern in der That verabscheute. — Ge- gen seine Lehrer hegte er stets innige Ehrerbietung und wenn später, als er mit einem und dem andern der bis dahin verehrten Männer in nicht immer freundliche, collegialische Berührung kam, die frühere Hochachtung sich minderte, so war dieses gewiß nicht immer seine Schuld — den dieses vielmehr tief betrübte. Dem hoch- verdienten Rektor des Gymnasiums bewies er bei jeder Gelegenheit die frühere Achtung und die angemessenste Rücksicht. Sein Ideal blieb unwandelbar der, leider schon 1829 verstorbene, unvergeßliche Conrektor Cu-

Deutschmeister die freundliche Verbindung der Nachbarmächte unter einander durch die Glieder des Ordens nicht nur erhalten könne, sondern auch so viel als möglich nur immer klarer am Tag zu legen suchen werde, daß eine endliche Verbindung des ganzen Deutschlands, nach Organisirung seiner ganzen physischen wie moralischen Kräfte, durchaus nothwendig sei, um den corsischen Tyrannen mit einemmale gänzlich zu besiegen und man darf glauben, daß der deutsche Orden jetzt zum erstenmale seit langer Zeit wieder in einem Theile seiner frühern Thätigkeit und Nützlichkeit auftrat und dies zwar einzig und allein durch das rege Vaterlandsgefühl und kräftige Wirken seines Hoch- und Deutschmeisters, der mit hellem Geiste übersah, in welchem Punkte jetzt die moralische Stärke des Ordens lag und welches die Stellung sei, die dem Erzherzog selbst in dieser entscheidenden Zeit von der Vorsehung angewiesen worden war. Doch theils war Oesterreich zu erschöpft, theils zögerte es, andern politischen Ansichten folgend, nutzlos so lange mit der Verbindung mit Preußen, daß dieses endlich gänzlich geschlagen, d. 9. Juli 1807 den Tilsiter-Frieden eingehen mußte, wodurch der Krieg nun abermals auf Oesterreich allein zurück fiel, während beide Mächte vereinigt, schon damals sehr wahrscheinlich Sieger geworden sein könnten. — Deutschland lag jetzt in den schimpflichsten Ketten, die es jemals getragen und die es sich zum Theil durch seine eigne Schuld geschmiedet hatte. Doch gereinigt war durch das Unglück der Geist der Völker und wie ein furchtbar drohendes Gewitter zog eine blutige Begeisterung über seine Fluren. In Preußen bildete sich zur Errettung des Vaterlands der sogenannte Tugendbund, der besonders in Berlin unter der Mitwirkung des Ministers Stein *) und Scharnhorst's, kräftig gedieh und sich besonders wohl durch Letztern durch ganz Preußen verbreitete und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich der deutsche Orden für die Zeit des Kampfes mit ihm verflochten hatte, da mehrere Ritter desselben unbezweifelt dem Tugendbunde angehörten und so die Wirksamkeit des Ordens immer ausgebreiteter wurde, wobei der Erzherzog vor allen Andern nicht ermangelte, die Seinen und seine nächsten Umgebungen mit stoischem Muthe zu begeistern und selbst mehrere öffentliche Aufforderungen geschahen an das Volk, .ie man geneigt

*) Dessen Biogr. f. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 872.

war, höherer Quelle abzuleiten, worüber jedoch die Gewißheit fehlt, da weder der Hoch- und Deutschmeister noch irgend ein anderer Prinz jemals dergleichen öffentlich bekannten und die einzige Wahrscheinlichkeit dafür dürfte in einem, wie später bekannt geworden, von dem Erzherzog Carl verfaßten Werke zu suchen sein, wo solcher Aufforderungen von wahrscheinlich höhern Händen erwähnt wird; der Erzherzog A. aber hat sich nie darüber ausgesprochen, obwohl dergleichen seinem eigenen glühenden Gefühl und der Stellung und Wirksamkeit des Ordens wohl am ersten zugetraut werden dürfte, und gründlich muß die Vermuthung sein, da ein Prinz des Hauses selbst sie ausspricht. Indem solcher Gestalt nun Alles zu dem wahrscheinlich letzten entscheidenden Kampfe vorbereitet wurde, eröffnete Oesterreich die Feindseligkeiten gegen Frankreich schon den 9. April 1809 und hier zeigte es sich gleich zu Anfang des Feldzugs, in welchen Graden der Thätigkeit der Erzherzog A. den Orden erhalten, und wie sehr Napoleon Ursache haben mochte die gänzliche Auflösung desselben zu wünschen, indem er schon unterm 24. April von Regensburg aus ein Dekret zur Unterdrückung der Ordensglieder in den Rheinbundstaaten erließ, wo sich der Orden trotz dem Fürstenabfall durch die Bemühung des Erzherzogs immer noch erhalten hatte und im Lande des Feindes einheimisch, diesen um so gefährlicher zu werden drohte. Würtemberg hatte sich schon den 20. Apr. des Fürstenthums Mergentheim bemächtigt, Napoleon drang siegend vorwärts und im Oktbr. desselben Jahres sah sich der Kaiser zu neuen Friedensbedingungen genöthigt und unterzeichnete den 14. Oktober 1809 im 4. Artikel des Wiener- oder Schönbrunner-Friedens die Unterdrückung des deutschen Ordens in den Rheinbundstaaten und resignirte im Namen seines Bruders auf die außerhalb Oesterreich gelegenen Deutsch-Ordens-Häuser und das sich auf dieselben erstreckende Hoch- und Deutsch-Meisterthum, welches nun nur noch in den österreichischen Staaten und Schlesien seine alte Gültigkeit behalten sollte. — Einen der bleibendsten schmerzlichen Eindrücke auf des Erzherzogs Gemüth machte jetzt die Verbindung Napoleons mit der Erzherzogin Maria Louise, deren Vermählung den 11. März 1810 zu Wien gefeiert wurde, worauf d. 2. Apr. die Trauung zu Paris durch den Cardinal Fesch erfolgte. Deutschland schien keine Kräfte mehr zu haben und nachdem es seine Söhne nutzlos ver-

bluten sah, mußte es auch noch seine Töchter dem raubgierigen Gewalt-Herrscher opfern. Doch endlich schien die Stunde der Erlösung geschlagen zu haben, die Habsucht und Tollkühnheit des Unterdrückers öffnete ihr selbst den drohenden Mund. Napoleon wagte seinen Zug nach Rußland und noch einmal raffte Deutschland seine ganzen Kräfte zusammen, das Letzte wurde aufgeboten und jedes Triebrad in mächtigen Umschwung gesetzt und die Glieder des jetzt rings sich ausbreitenden Tugendbunds arbeiteten gleichen Zwecken entgegen: — Sturz und Vernichtung des fremden Räubers. Er wurde durch die endliche Vereinigung der Völker Deutschlands geschlagen, Leipzig sah den größten Tag der Geschichte und frei athmete die blutgetränkte Muttererde. Und auch der deutsche Orden befand sich nun wieder im ungestörten Besitz seiner zurück behaltenen Güter, die einmal Verlornen blieben ihm aber entnommen und die deutschen Mächte schienen selbst einzusehen, wie wenig ein solches Institut dem Geiste der Zeit angemessen war und der Tugendbund hatte bewiesen, wie sich in den Stunden der Gefahr zu jeder Zeit die wahren Männer des Vaterlands vereinigen können. In des Erzherzogs Gemüth kehrte die alte Heiterkeit zurück, seit Deutschland befreit und Maria Louise wieder die Grenzen Oesterreichs begrüßte. Mit Umsicht und Klugheit widmete sich A. jetzt fast ausschließlich der Verwaltung der wenigen Ordensgüter und der Leitung desselben verdankten es die Ordensritter, daß sie jetzt einen so geregelten Haushalt hatten, daß es bald möglich wurde, aus den Ersparnissen Dotationen für neu erwählte Mitglieder zu sammeln, da dies jetzt die Hülfsbedürftigen sind, für welche die Einkünfte von den Ordensgütern verwendet werden, welche Begünstigung jedoch nur wahrhaft verdienstvollen, nicht nur ausgezeichneten Männern, zu Theil werden soll. Mag dem sein wie ihm wolle, so bleibt es rühmlich für den Erzherzog, der frühern Verschwendung und Ueppigkeit des Ordens gesteuert, ihn im letzten Kriege zu allgemeinen Zwecken verwendet und seine frühere Würde dadurch mit so viel als möglich wieder hergestellt zu haben, wozu der oft erwähnte Tugendbund vielleicht die kräftigste Aufmunterung war, da sich die edelsten Männer Deutschlands demselben angeschlossen hatten und er Fürsten zu seinen Mitgliedern zählte, die, beseelt von der Noth des Vaterlands, selbst das Letzte aufzuopfern entschlossen waren. —

geben. Doch ließ er sich — mit dieser Flamme im Herzen, die nicht wie ein täuschendes Irrlicht abwechselnd aufflackerte und wieder erlosch, sondern aus reinem Aether der Begeisterung entnommen und von klarem Bewußtsein dessen, was er wollte und wornach er strebte, unterhalten, ruhig und still in seiner Brust fortleuchtete, durch solche äußere Verhältnisse nicht irre machen. Er glaubte an seine Bestimmung zu angemessener Wirksamkeit und hoffte zuversichtlich auf deren Erfüllung. Zu bescheiden jedoch war er, um mit jenem Heros der Kunstkenner, mit Winkelmann zu sagen: Haec schola me non capit. Vielmehr war seinem Lehrberufe all sein Eifer und seine Liebe zugewandt. Seine Wirksamkeit, besonders bei reifern Schülern, war deshalb auch sehr bedeutend. Sein Unterricht und seine Darstellung lichtvoll, durchdacht, mannichfaltig und äußerst belebend und anreizend. Das Leben des Alterthums war ihm durch seine Reise erst recht anschaulich geworden. Geschichtliche und Sprachkenntnisse, besonders der neuern Sprachen, unterstützten und belebten seinen Vortrag. Die jüngern Schüler fesselte er durch sein liebevolles und freundliches Benehmen an sich. Hätten ihm spätere Jahre die nothwendige Gemüthsruhe herbeigeführt und eine andere Stellung mehr Muße gestattet, so würde er gewiß auch als Schriftsteller über seinen Lieblingsgegenstand, die Kunst bedeutend geworden sein. Der große Umfang seiner Kenntnisse würde ihm Manches gewährt haben, was so Vielen, die über Kunst schreiben, abgeht. Während seines Aufenthalts in Leipzig und Berlin gab er in mehrere Zeitschriften kleine Gedichte, die nicht ohne Werth waren: in der Allgemeinen Schulzeitung 1830 Bemerkungen über Sophokles Philoktet. — Außerdem: Ausland 1835, 1., 2., 3. Januar: Reise nach Krakau und Warschau; — ferner: „Gymnasium und Bürgerschule, Görlitz, 1833, eine kleine Schrift, welche von des Verf. außerordentlicher Theilnahme an den Interessen seiner Vaterstadt Zeugniß gibt und treffliche Vorschläge und Bemerkungen enthält, wozu ihn die damals erwartete Einrichtung einer Bürgerschule veranlaßte und die wohl mehr Beachtung verdient hätten, als ihnen zu Theil geworden zu sein scheint. Endlich erschien von ihm 1835 ein Programm zum Gersdorfischen Gedächtnißactus „de Aeschyli Orestea," worin die Idee dieser Trilogie aus einander gesetzt und klar und bündig und

n gutem Latein dargestellt wird. Dieses und noch ei-
niges Andere ist von ihm veröffentlicht worden.

Str—e in S.

* 99. Dr. Georg Heinrich Jawandt,

prakt. Arzt zu Maßfeld bei Meiningen;
geb. am 27. Oct. 1764, gest. den 4. April 1835.

Meiningen war sein Geburtsort. Seine Eltern
waren der sächs. Meiningische Hofrath und Leibmedicus
D. Johann Zacharias Jawandt aus dem Darmstädti-
schen und dessen Ehegattin Pauline Maria, geb. Mül-
ler, von Sülzfeld bei Meiningen gebürtig. Von drei
Söhnen unter 8 Kindern war er der einzige den Eltern
übrig gebliebene Sohn. Seine erste Bildung erhielt er
auf dem Lyceum seiner Vaterstadt unter den Lehrern
Otto, Thilo, den Rectoren Volkhardt und Buzer und
dem Inspector Emmrich. Er gehörte zu jenen Köpfen,
die sich erst später entwickeln; indessen beseelte ihn in
seinen letzten Schuljahren und besonders auf der Uni-
versität ein eiserner Fleiß und eine rühmliche Ordnungs-
liebe. Im Herbst 1784 ging er nach Göttingen, wo er
bei einem mütterlichen Verwandten, dem Stallmeister
Ayrer, wohnte, studirte dort Medicin unter Murray,
Brisberg, Gmelin, Richter, Stromeyer rc., opponirte
mehrmals bei Promotionen und promovirte selbst am
29. Oct. 1787 als Doctor der Medicin und Chirurgie.
In seine Vaterstadt zurückgekehrt, prakticirte er einige
Jahre und behandelte namentlich auch im Auftrag der
Regierung eine Ruhrepidemie in Jüchsen, über welche
er seine Ansicht und sein Verfahren in einer besondern
Schrift bekannt machte. Bald darauf kam er durch
Vermittelung Richters nach Bremen, wo er als prakti-
scher Arzt auftrat und als solcher beliebt war, auch in
eine der angesehensten Familien Bremens heirathete.
Die noch lebende Wittwe, Sophie, ist die Tochter des
verstorbenen, sehr hochgeachteten Kaufmanns Wilkens.
Bereits als Schriftsteller bekannt, erhielt er nach Wien-
holdts Tod das erledigte Physikat in Bremen, wo er
nun im trauten Kreise seiner Verwandten und Freunde,
glücklich als Gatte und Vater seiner einzigen, jetzt an
den allgemein geschätzten Arzt D. Töpken verehelichten
Tochter, Mariane, lebte, die sich durch Kunsttalent und
Herzensgüte auszeichnet. Bei der französischen Inva-
sion gab er seine Praxis auf. Die damaligen politi-

schen Verhältnisse in Norddeutschland und mehrere ihm widerfahrne Unannehmlichkeiten bewogen ihn, sich in die ländliche Stille in seinem Vaterlande nach Maßfeld freiwillig zurückzuziehen und den Wissenschaften zu leben. Die Seinigen blieben zwar in Bremen, besuchten ihn jedoch öfters; er selbst aber konnte sich nicht entschließen, nach Bremen zurückzukehren. Vielmehr suchte er nun durch Reisen nach der Schweiz, Italien und Griechenland seinen Geist zu erheitern und mit den schönsten Kenntnissen zu bereichern. In seiner stillen Muße zu Maßfeld practicirte er als Arzt nur wenig und ertheilte den ihn befragenden Patienten seinen Rath unentgeltlich. Am meisten beschäftigte er sich mit der Geographie, besonders mit der Literatur der Landkarten, worüber er viele eigene Untersuchungen gemacht hatte, welche er herausgeben wollte und worüber noch vollständige Collectaneen vorhanden sein müssen. Ein langwieriger Prozeß mit einem seiner nächsten Anverwandten in Meiningen, der bereits auch zur Rechenschaft nach Jenseits abgefordert worden ist, verbitterte ihm bis an sein Ende viele Tage in seinem Ruhesitze zu Maßfeld. Sonst erfreute er sich einer ersprießlichen Gesundheit und lebte gern im Umgange alter bewährter Jugendfreunde, besonders des Consistorialraths Schaubach in Meiningen. Zu Anfang des Jahres 1835 befand er sich bisweilen unwohl, ohne daß man eben Gefahr für sein Leben befürchtete; zu Ende März aber befiel ihn eine mehrtägige Krankheit und am 4. April Nachmittags endete er im 71. Lebensjahre an einem Lungenschlage seine irdische Laufbahn. Mögen die Urtheile der Zeitgenossen über Jawandts Charakter und Handlungsweise, besonders bei den damaligen politischen Wirren, noch so verschieden gewesen sein, so ist doch so viel gewiß, daß er ein biederer, kenntnißreicher und rastlos thätiger Mann war, fest in seinen Grundsätzen, treu und uneigennützig in der Erfüllung seines Berufs, wohlthätig gegen die Armen. — Seine Schriften sind: Observat. quaedam practic. q. def. d. 29. Oct. pro Gradu Doctoris. Gotting. 1787. — Beobachtung e. (gastrischen) Ruhrepidemie im Meiningischen, im Monat Sept. u. Oct. 1791; nebst einem Anhange: Witterungsbeobachtungen. Riga 1794. — Beiträge zu Hufelands Journal der Heilkunde.

* 100. Dr. Franz Hubert Müller,

großherzogl. hessischer Director der Gallerie und Kunstschule zu Darmstadt;

geb. d. 27. Juli 1784, gest. den 5. Apr. 1835.

Müller war zu Bonn geboren. Nur die ersten Jahre seiner Jugend konnte er hier in Ruhe genießen, um bald von harten Schicksalsschlägen verfolgt in ein bewegtes Leben einzutreten. Sein Vater war kurkölnischer Geheimerath und Oberappellationsgerichtsrath und mußte deshalb, als die Franzosen das ganze linke Rheinufer besetzten, bei Verlegung der kurkölnischen Behörden nach Arnsberg in Westphalen 1797 dahin überziehen, wohin M. ihm folgte und in der nahe bei Arnsberg gelegenen Abtei Wedinghausen seine Schulbildung vollendete. Bestimmt, in die Fußtapfen seines Vaters zu treten, hatte er auf der Hochschule zu Münster kaum das Studium der Jurisprudenz begonnen, als der im März 1801 plötzlich erfolgte Tod seines Vaters und die gleichzeitig erfolgte Säcularisation des Erzstiftes ihn nöthigten, die begonnene Laufbahn zu verlassen. Er widmete sich nun gänzlich der Malerkunst, welcher er sich schon früher in seinen Mußestunden mit großer Vorliebe ergeben hatte. Die Verhältnisse waren jedoch seiner Ausbildung äußerst ungünstig. Durch die Abwesenheit seines Vaters von Bonn fand er sein väterliches Vermögen in Folge der zerstörenden Stürme, welche seine Heimath erschütterten, fast gänzlich zersplittert. Kurze Zeit lebte er nun noch in Bonn ohne Mittel und Leitung, jedoch nicht willens gegen sein deutsches Vaterland die Waffen zu tragen, entzog er sich der französischen Conscription, indem er das linke Rheinufer verließ und sich somit aus seiner geliebten Vaterstadt verbannte, die er wirklich erst nach 20 sehr verhängnißvollen Jahren wieder erblickte. Auf deutschem Boden angekommen, war er ohne alle pekuniäre Hülfsmittel allein darauf beschränkt, seinen Unterhalt durch seine damals noch wenig ausgebildeten Fähigkeiten zu erwerben. Rastlos strebte M., sich in seiner Kunst zu vervollkommnen; aber wie ungünstig waren die Verhältnisse! In einer durch politische Stürme bewegten Zeit fehlte der Kunst im Allgemeinen das regere Streben, die edlere, geistigere Richtung, die sie jetzt genommen hat. Sich selbst überlassen, hatte M. bei seinem rastlosen Streben in Bezie-

hung auf seine Kunst manchen Irrweg zu durchlaufen, während die Schüler unserer heutigen besseren Akademien schon von Anbeginn auf die richtige Bahn geführt werden, die er erst suchen mußte. M. lebte abwechselnd in Frankfurt a. M., Aschaffenburg, Eisenach und zog endlich nach Kassel, wo seine Verhältnisse sich allmählig besser gestalteten. Im Jahr 1807 wurde er vom Fürsten von Waldeck zum Hofmaler ernannt, mit der Erlaubniß, seinen Wohnsitz in Kassel nehmen zu dürfen, wo er an dem glänzenden Hofe Jeromes bis zu dessen Auflösung im J. 1814 viele Beschäftigung für seine Kunst fand. Im Begriffe, seinen Wohnort nach Hannover zu verlegen, wurde er mit verschiedenen Prinzen und russischen Generalen bekannt, welche ihm viele und lucrative Arbeiten verschafften. Dieser Umstand bewog ihn, denselben nach Hamburg und von da nach Moskau und Petersburg zu folgen und da Deutschland dem Künstler damals keine sichere Existenz verhieß, so entschloß er sich, nach einem halbjährigen Aufenthalt in Rußland, auch seine in Kassel zurückgelassene Familie dahin zu verpflanzen, zumal da er bei einer etwaigen neuen Besitznahme Kassels durch die Franzosen zur Zeit der Rückkehr Napoleons von Elba für dieselbe zu fürchten hatte. Er schiffte sich daher zu Petersburg schnell ein und trat bei Warnemünde nach einer monatlangen stürmischen Seereise an das Land. Die Nachricht von der Wiederbefreiung Deutschlands belebte seine Liebe zum Vaterlande aufs Neue; er gab den Vorsatz, nach Rußland zurückzukehren, für immer auf und ließ sich in Frankfurt a. M. nieder. Von hier berief ihn im Jahr 1817 der Großherzog Ludwig I. *) von Hessen als Gallerieinspector nach Darmstadt, um die Aufsicht und Einrichtung der großherzoglichen Gemäldegallerie zu übernehmen. Mit Eifer und Sorgfalt suchte M. das in ihn gesetzte Vertrauen dieses eben so kunstliebenden, als kunstverständigen Fürsten durch seine Leistungen zu rechtfertigen. Er ordnete die vielen vorhandenen Gemälde nach Schulen, fertigte mit Sachkenntniß einen Katalog über dieselben und erwarb sich dadurch namentlich ein großes Verdienst, daß er mehrere klassische Gemälde, welche theils durch die Zeit gelitten hatten, theils durch übel angebrachte Retouschen und den durch viele Jahre gedunkelten Firniß unscheinbar geworden waren, mei-

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 300.

sterhaft restaurirte. Zugleich gründete er eine Zeichnenschule, welche bald von Schülern aus allen Ständen besucht wurde und aus welcher mehrere geschickte junge Künstler hervorgegangen sind. Im Jahr 1819 wurde ihm auch der Zeichnenunterricht am Gymnasium übertragen und im Jahr 1823 als Anerkennung seiner Bestrebungen der Charakter eines Galleriedirectors ertheilt. Bei Herausgabe seines Werks „über die St. Katharinenkirche zu Oppenheim" creirte ihn am 25. November 1824 die philosophische Facultät zu Gießen zum Doctor. Früher hatte M. sich vorzugsweise mit Porträtmalen beschäftigt; das Studium der mittelalterlichen Kunst überhaupt und namentlich der Architektur, welches er während seines Aufenthaltes in Darmstadt mit dem glänzendsten Erfolge betrieb, gab ihm eine andere Richtung; er malte weniger und nun vorzugsweise historische Bilder, in welchen das ideale Streben, welches die alte Kunst in ihm erregt hatte, nicht zu verkennen ist. Das größte seiner historischen Bilder ist eine Dreifaltigkeit, welche er für die Kirche zu Ahrweiler malte. Ahrweiler, ein Landstädtchen in dem herrlichen Ahrthale, 5 Stunden von Bonn, ist der Geburtsort seines Vaters; hier hatte er in seiner Jugend während der Schulferien die glücklichsten Tage verlebt, an die er sich stets mit der innigsten Freude erinnerte. Zum Danke gleichsam für jene seligen Stunden und zum Beweise seiner Anhänglichkeit an diesen Ort stiftete er sich hier ein bleibendes Andenken. Zwei andere Altarbilder von seiner Hand, Paulus und Maria zieren, die katholische Kirche zu Offenbach. — Wie M. alles, was er trieb, mit ganzer Seele erfaßte und stets mit nie ermüdetem Eifer arbeitete, so war auch sein Streben, durch Unterricht zu nützen, wahrhaft rastlos zu nennen. Er war ein Anhänger der Schmidischen Zeichnenmethode, ohne deshalb alles gut zu heißen, was von Schmid kam und darin lag die Quelle mancher Unannehmlichkeiten, die ihm die zahlreichen Gegner, welche diese Methode wie jede neu aufkeimende Wahrheit fand, bereiteten. M. ließ sich jedoch durch nichts bewegen, den Weg, den er einmal als den wahren erkannt hatte, zu verlassen. Zur weitern Verbreitung seiner Ansichten und in der Hoffnung, dieser Methode dadurch die Anerkennung zu verschaffen, die sie verdient, schrieb er: „Erster Unterricht im Zeichnen, besonders wichtig für Eltern, Erzieher und Lehrer an Volks- und Realschulen. Darmstadt 1830. —

schwerlich ward, als sie vielmehr in ihm selbst nur allzu-oft die angeborne Heiterkeit trübte, wie sehr also seine ganze Geistes- und Lebensrichtung durch dieses längere Heimaths- und Familienleben bedingt und gewissermaßen auch beengt war, fühlte er selbst sehr oft und war in späterer Zeit ernstlich bemüht, die vorherrschende Weiblichkeit seines Wesens und besonders die ihm selbst lästige Befangenheit und Blödigkeit immer mehr abzulegen. Aber gewiß würde er dieses nie auf Kosten seines bessern Selbst unternommen haben, welchem manche kleinen Schwächen eben so innig verbunden waren, wie seine Tugenden. — Neigung zu ernsten Studien entwickelte sich in dem Knaben sehr früh. Anfänglich in einer Volksschule, dann in Privatschulen unterrichtet, kam er Ostern 1816 in das Gymnasium, dessen sämmtliche Klassen er neun Jahr lang besuchte. Stets zeichnete er sich aus durch willigen Gehorsam, muntern Fleiß, lebendiges Gefühl für Schönes, durch strenge Sittlichkeit überhaupt und durch besondern Sinn für Anstand, Schicklichkeit, Sauberkeit und Nettigkeit, womit sich zugleich die untadeligste Lauterkeit und Reinheit der Gesinnung verband, die ihn Heuchelei und Lüge zu verabscheuen hieß. — Feind jeder Rohheit und leicht empört durch fremde Anmaßung und Grobheit, gewährte er selbst das Beispiel liebenswürdiger Bescheidenheit. Fast mädchenhaft schüchtern lebte er als Knabe still und zurückgezogen und war nur von wenigen seiner Mitschüler näher gekannt. — Nothwendig mußte eine solche Persönlichkeit die Liebe der Lehrer und die Achtung der Mitschüler erwerben, zumal hiermit ein brennender Eifer für Wissenschaft und Kunst und eine gewisse Milde und Sanftmuth verbunden war, die bei aller natürlichen Lebhaftigkeit jede Verletzung fremder Persönlichkeit nicht blos scheute, sondern in der That verabscheute. — Gegen seine Lehrer hegte er stets innige Ehrerbietung und wenn später, als er mit einem und dem andern der bis dahin verehrten Männer in nicht immer freundliche, collegialische Berührung kam, die frühere Hochachtung sich minderte, so war dieses gewiß nicht immer seine Schuld — den dieses vielmehr tief betrübte. Dem hochverdienten Rektor des Gymnasiums bewies er bei jeder Gelegenheit die frühere Achtung und die angemessenste Rücksicht. Sein Ideal blieb unwandelbar der, leider schon 1829 verstorbene, unvergeßliche Conrektor Cu-

nerth *). Diesem einzigen Manne, dessen Andenken alle seine Schüler dankbar verehren, war er ähnlich in unermüdlichem Streben nach Erweiterung seiner Kenntnisse, in ächter Humanität, in feinem Gefühl für Anstand und Sitte, in Liebe zur Kunst, in lebendiger Anschauung des Alterthums, auch in äußerer Feinheit und Zierlichkeit, selbst in manchen Zufälligkeiten des Vortrags und der Aussprache und in manchem Andern, mehr als er selbst es ahnete. — Gelobt und geliebt von Lehrern und Mitschülern und ausgezeichnet durch die erste Censur bezog Bergmann 1825 die Universität Leipzig. — Hier folgte er in trautem Vereine mit einigen Schulfreunden seinen Lieblingsstudien, die er schon auf Schulen begonnen, nur daß, wie zu erwarten, Philosophie, besonders aber die der Kunst und des Schönen, ihn immer lebendiger ergriff und von ihm immer umfassender behandelt wurde. Kunstkritiken in Zeitschriften und Theaterrecensionen, dichterische Versuche (sogar zwei Trauerspiele dichtete er, die wohl nicht ganz ohne Werth gewesen sein möchten, da ein Freund und ehemaliger Studengenosse Friedrich's von Schiller den jungen Dichter zu weitern Versuchen ermuntern zu müssen glaubte) nahmen einen Theil seiner Zeit in Anspruch. Doch versäumte er dabei nicht die ernsteren Sprach- und Geschichtsstudien. Der feurige, scharfe und gewaltige Hermann ergriff ihn mächtig und bestimmte seine noch unentschiedene Neigung zur Philologie. Wendt, der treffliche Kunstkenner, erfreute ihn, ohne ihn ganz zu befriedigen, so wie auch Beck und Beier, noch minder aber Krug ihm ganz behagen mochte. Im Jahr 1827 begab er sich nach Berlin. Hier hatte er Gelegenheit, seine Neigung zur Kunst, an der Hand noch tüchtigerer Führer, als selbst in Leipzig und in Verbindung mit gleichbegeisterten Freunden noch gründlicher zu befriedigen. Hingerissen fühlte er sich besonders von Hegels Kunstbetrachtung und in ein Gebiet unendlicher Ideen durch die großen Philosopheme allumfassender Weltanschauung erhoben. Vieles gewährte ihm Böckh, Manches Lachmann, Bernhardi, Raumer, Gans, Heinse und auch Hotho und Tölken, nebst Andern, die seiner Richtung zusagten. Doch fühlte er wohl die Nothwendigkeit, sich zu concentriren und seine Schulstudien zu recapituliren, um die philologische Prüfung zu bestehen, was

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 7. Jahrg. S. 117.

geben. Doch ließ er sich — mit dieser Flamme im Herzen, die nicht wie ein täuschendes Irrlicht abwechselnd aufflackerte und wieder erlosch, sondern aus reinem Aether der Begeisterung entnommen und von klarem Bewußtsein dessen, was er wollte und wornach er strebte, unterhalten, ruhig und still in seiner Brust fortleuchtete, durch solche äußere Verhältnisse nicht irre machen. Er glaubte an seine Bestimmung zu angemessener Wirksamkeit und hoffte zuversichtlich auf deren Erfüllung. Zu bescheiden jedoch war er, um mit jenem Heros der Kunstkenner, mit Winkelmann zu sagen: Haec schola me non capit. Vielmehr war seinem Lehrberufe all sein Eifer und seine Liebe zugewandt. Seine Wirksamkeit, besonders bei reifern Schülern, war deshalb auch sehr bedeutend. Sein Unterricht und seine Darstellung lichtvoll, durchdacht, mannichfaltig und äußerst belebend und anreizend. Das Leben des Alterthums war ihm durch seine Reise erst recht anschaulich geworden. Geschichtliche und Sprachkenntnisse, besonders der neuern Sprachen, unterstützten und belebten seinen Vortrag. Die jüngern Schüler fesselte er durch sein liebevolles und freundliches Benehmen an sich. Hätten ihm spätere Jahre die nothwendige Gemüthsruhe herbeigeführt und eine andere Stellung mehr Muße gestattet, so würde er gewiß auch als Schriftsteller über seinen Lieblingsgegenstand, die Kunst bedeutend geworden sein. Der große Umfang seiner Kenntnisse würde ihm Manches gewährt haben, was so Vielen, die über Kunst schreiben, abgeht. Während seines Aufenthalts in Leipzig und Berlin gab er in mehrere Zeitschriften kleine Gedichte, die nicht ohne Werth waren: in der Allgemeinen Schulzeitung 1830 Bemerkungen über Sophokles Philoktet. — Außerdem: Ausland 1835, 1., 2., 3. Januar: Reise nach Krakau und Warschau; — ferner: „Gymnasium und Bürgerschule, Görlitz, 1833, eine kleine Schrift, welche von des Verf. außerordentlicher Theilnahme an den Interessen seiner Vaterstadt Zeugniß gibt und treffliche Vorschläge und Bemerkungen enthält, wozu ihn die damals erwartete Einrichtung einer Bürgerschule veranlaßte und die wohl mehr Beachtung verdient hätten, als ihnen zu Theil geworden zu sein scheint. Endlich erschien von ihm 1835 ein Programm zum Gersdorfischen Gedächtnißactus „de Aeschyli Orestea,“ worin die Idee dieser Trilogie aus einander gesetzt und klar und bündig und

in gutem Latein dargestellt wird. Dieses und noch einiges Andere ist von ihm veröffentlicht worden.

Gr—e in G.

* 99. Dr. Georg Heinrich Jawandt,

prakt. Arzt zu Maßfeld bei Meiningen;

geb. am [illegible]. Oct. 176[illegible], gest. den [illegible]. April 18[illegible].

Meiningen war sein Geburtsort. Seine Eltern waren der sachs. Meiningische Hofrath und Leibmedicus D. Johann Zacharias Jawandt aus dem Darmstädtischen und dessen Ehegattin Pauline Marie, geb. Müller, von Sülzfeld bei Meiningen gebürtig. Von drei Söhnen unter 8 Kindern war er der einzige den Eltern übrig gebliebene Sohn. Seine erste Bildung erhielt er auf dem Lyceum seiner Vaterstadt unter den Lehrern Otto, Thilo, den Rectoren Volkhardt und Beyer und dem Inspector Emmrich. Er gehörte zu jenen Köpfen, die sich erst später entwickeln; indessen beseelte ihn in seinen letzten Schuljahren und besonders auf der Universität ein eiserner Fleiß und eine rühmliche Ordnungsliebe. Im Herbst 1784 ging er nach Göttingen, wo er bei einem mütterlichen Verwandten, dem Stallmeister Ayrer, wohnte, studirte dort Medicin unter Murray, Wrisberg, Gmelin, Richter, Stromeyer rc., opponirte mehrmals bei Promotionen und promovirte selbst am 29. Oct. 1787 als Doctor der Medicin und Chirurgie. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, prakticirte er einige Jahre und behandelte namentlich auch im Auftrag der Regierung eine Ruhrepidemie in Jüchsen, über welche er seine Ansicht und sein Verfahren in einer besondern Schrift bekannt machte. Bald darauf kam er durch Vermittelung Richters nach Bremen, wo er als praktischer Arzt auftrat und als solcher beliebt war, auch in eine der angesehensten Familien Bremens heirathete. Die noch lebende Wittwe, Sophie, ist die Tochter des verstorbenen, sehr hochgeachteten Kaufmanns Wilkens. Bereits als Schriftsteller bekannt, erhielt er nach Wienholdts Tod das erledigte Physikat in Bremen, wo er nun im trauten Kreise seiner Verwandten und Freunde, glücklich als Gatte und Vater seiner einzigen, jetzt an den allgemein geschätzten Arzt D. Töpken verehelichten Tochter, Mariane, lebte, die sich durch Kunsttalent und Herzensgüte auszeichnet. Bei der französischen Invasion gab er seine Praxis auf. Die damaligen politi-

geben. Doch ließ er sich — mit dieser Flamme im Herzen, die nicht wie ein täuschendes Irrlicht abwechselnd aufflackerte und wieder erlosch, sondern aus reinem Aether der Begeisterung entnommen und von klarem Bewußtsein dessen, was er wollte und wornach er strebte, unterhalten, ruhig und still in seiner Brust fortleuchtete, durch solche äußere Verhältnisse nicht irre machen. Er glaubte an seine Bestimmung zu angemessener Wirksamkeit und hoffte zuversichtlich auf deren Erfüllung. Zu bescheiden jedoch war er, um mit jenem Heros der Kunstkenner, mit Winkelmann zu sagen: Haec schola me non capit. Vielmehr war seinem Lehrberufe all sein Eifer und seine Liebe zugewandt. Seine Wirksamkeit, besonders bei reifern Schülern, war deshalb auch sehr bedeutend. Sein Unterricht und seine Darstellung lichtvoll, durchdacht, mannichfaltig und äußerst belebend und anreizend. Das Leben des Alterthums war ihm durch seine Reise erst recht anschaulich geworden. Geschichtliche und Sprachkenntnisse, besonders der neuern Sprachen, unterstützten und belebten seinen Vortrag. Die jüngern Schüler fesselte er durch sein liebevolles und freundliches Benehmen an sich. Hätten ihm spätere Jahre die nothwendige Gemüthsruhe herbeigeführt und eine andere Stellung mehr Muße gestattet, so würde er gewiß auch als Schriftsteller über seinen Lieblingsgegenstand, die Kunst bedeutend geworden sein. Der große Umfang seiner Kenntnisse würde ihm Manches gewährt haben, was so Vielen, die über Kunst schreiben, abgeht. Während seines Aufenthalts in Leipzig und Berlin gab er in mehrere Zeitschriften kleine Gedichte, die nicht ohne Werth waren: in der Allgemeinen Schulzeitung 1830 Bemerkungen über Sophokles Philoktet. — Außerdem: Ausland 1835, 1., 2., 3. Januar: Reise nach Krakau und Warschau; — ferner: „Gymnasium und Bürgerschule, Görlitz, 1833, eine kleine Schrift, welche von des Verf. außerordentlicher Theilnahme an den Interessen seiner Vaterstadt Zeugniß gibt und treffliche Vorschläge und Bemerkungen enthält, wozu ihn die damals erwartete Einrichtung einer Bürgerschule veranlaßte und die wohl mehr Beachtung verdient hätten, als ihnen zu Theil geworden zu sein scheint. Endlich erschien von ihm 1835 ein Programm zum Gersdorfischen Gedächtnißactus „de Aeschyli Orestea," worin die Idee dieser Trilogie aus einander gesetzt und klar und bündig und

in gutem Latein dargestellt wird. Dieses und noch einiges Andere ist von ihm veröffentlicht worden.

Str—e in G.

* 99. Dr. Georg Heinrich Jawandt,

praκt. Arzt zu Maßfeld bei Meiningen;

geb. am 27. Oct. 1764, gest. den 4. April 1835.

Meiningen war sein Geburtsort. Seine Eltern waren der sachs. Meiningische Hofrath und Leibmedicus D. Johann Zacharias Jawandt aus dem Darmstädtischen und dessen Ehegattin Pauline Maria, geb. Müller, von Sülzfeld bei Meiningen gebürtig. Von drei Söhnen unter 8 Kindern war er der einzige den Eltern übrig gebliebene Sohn. Seine erste Bildung erhielt er auf dem Lyceum seiner Vaterstadt unter den Lehrern Otto, Thilo, den Rectoren Volkhardt und Buzer und dem Inspector Emmrich. Er gehörte zu jenen Köpfen, die sich erst später entwickeln; indessen beseelte ihn in seinen letzten Schuljahren und besonders auf der Universität ein eiserner Fleiß und eine rühmliche Ordnungsliebe. Im Herbst 1784 ging er nach Göttingen, wo er bei einem mütterlichen Verwandten, dem Stallmeister Ayrer, wohnte, studirte dort Medicin unter Murray, Wrisberg, Gmelin, Richter, Stromeyer ꝛc., opponirte mehrmals bei Promotionen und promovirte selbst am 29. Oct. 1787 als Doctor der Medicin und Chirurgie. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, prakticirte er einige Jahre und behandelte namentlich auch im Auftrag der Regierung eine Ruhrepidemie in Jüchsen, über welche er seine Ansicht und sein Verfahren in einer besondern Schrift bekannt machte. Bald darauf kam er durch Vermittelung Richters nach Bremen, wo er als praktischer Arzt auftrat und als solcher beliebt war, auch in eine der angesehensten Familien Bremens heirathete. Die noch lebende Wittwe, Sophie, ist die Tochter des verstorbenen, sehr hochgeachteten Kaufmanns Wilkens. Bereits als Schriftsteller bekannt, erhielt er nach Wienholdts Tod das erledigte Physikat in Bremen, wo er nun im trauten Kreise seiner Verwandten und Freunde, glücklich als Gatte und Vater seiner einzigen, jetzt an den allgemein geschätzten Arzt D. Töpken verehelichten Tochter, Mariane, lebte, die sich durch Kunsttalent und Herzensgüte auszeichnet. Bei der französischen Invasion gab er seine Praxis auf. Die damaligen politi-

schen Verhältnisse in Norddeutschland und mehrere ihm widerfahrne Unannehmlichkeiten bewogen ihn, sich in die ländliche Stille in seinem Vaterlande nach Maßfeld freiwillig zurückzuziehen und den Wissenschaften zu leben. Die Seinigen blieben zwar in Bremen, besuchten ihn jedoch öfters; er selbst aber konnte sich nicht entschließen, nach Bremen zurückzukehren. Vielmehr suchte er nun durch Reisen nach der Schweiz, Italien und Griechenland seinen Geist zu erheitern und mit den schönsten Kenntnissen zu bereichern. In seiner stillen Muße zu Maßfeld practicirte er als Arzt nur wenig und ertheilte den ihn befragenden Patienten seinen Rath unentgeltlich. Am meisten beschäftigte er sich mit der Geographie, besonders mit der Literatur der Landkarten, worüber er viele eigene Untersuchungen gemacht hatte, welche er herausgeben wollte und worüber noch vollständige Collectaneen vorhanden sein müssen. Ein langwieriger Prozeß mit einem seiner nächsten Anverwandten in Meiningen, der bereits auch zur Rechenschaft nach Jenseits abgefordert worden ist, verbitterte ihm bis an sein Ende viele Tage in seinem Ruhesitze zu Maßfeld. Sonst erfreute er sich einer ersprießlichen Gesundheit und lebte gern im Umgange alter bewährter Jugendfreunde, besonders des Consistorialraths Schaubach in Meiningen. Zu Anfang des Jahres 1835 befand er sich bisweilen unwohl, ohne daß man eben Gefahr für sein Leben befürchtete; zu Ende März aber befiel ihn eine mehrtägige Krankheit und am 4. April Nachmittags endete er im 71. Lebensjahre an einem Lungenschlage seine irdische Laufbahn. Mögen die Urtheile der Zeitgenossen über Jawandts Charakter und Handlungsweise, besonders bei den damaligen politischen Wirren, noch so verschieden gewesen sein, so ist doch so viel gewiß, daß er ein biederer, kenntnißreicher und rastlos thätiger Mann war, fest in seinen Grundsätzen, treu und uneigennützig in der Erfüllung seines Berufs, wohlthätig gegen die Armen. — Seine Schriften sind: Observat. quaedam practic. q. def. d. 29. Oct. pro Gradu Doctoris. Gotting. 1787. — Beobachtung e. (gastrischen) Ruhrepidemie im Meiningischen, im Monat Sept. u. Oct. 1791; nebst einem Anhange: Witterungsbeobachtungen. Riga 1794. — Beiträge zu Hufelands Journal der Heilkunde.

* 100. Dr. Franz Hubert Müller,

großherzogl. hessischer Director der Gallerie und Kunstschule zu Darmstadt;

geb. d. 27. Juli 1784, gest. den 5. Apr. 1835.

Müller war zu Bonn geboren. Nur die ersten Jahre seiner Jugend konnte er hier in Ruhe genießen, um bald von harten Schicksalsschlägen verfolgt in ein bewegtes Leben einzutreten. Sein Vater war kurkölnischer Geheimerath und Oberappellationsgerichtsrath und mußte deshalb, als die Franzosen das ganze linke Rheinufer besetzten, bei Verlegung der kurkölnischen Behörden nach Arnsberg in Westphalen 1797 dahin überziehen, wohin M. ihm folgte und in der nahe bei Arnsberg gelegenen Abtei Wedinghausen seine Schulbildung vollendete. Bestimmt, in die Fußtapfen seines Vaters zu treten, hatte er auf der Hochschule zu Münster kaum das Studium der Jurisprudenz begonnen, als der im März 1801 plötzlich erfolgte Tod seines Vaters und die gleichzeitig erfolgte Säcularisation des Erzstiftes ihn nöthigten, die begonnene Laufbahn zu verlassen. Er widmete sich nun gänzlich der Malerkunst, welcher er sich schon früher in seinen Mußestunden mit großer Vorliebe ergeben hatte. Die Verhältnisse waren jedoch seiner Ausbildung äußerst ungünstig. Durch die Abwesenheit seines Vaters von Bonn fand er sein väterliches Vermögen in Folge der zerstörenden Stürme, welche seine Heimath erschütterten, fast gänzlich zersplittert. Kurze Zeit lebte er nun noch in Bonn ohne Mittel und Leitung, jedoch nicht willens gegen sein deutsches Vaterland die Waffen zu tragen, entzog er sich der französischen Conscription, indem er das linke Rheinufer verließ und sich somit aus seiner geliebten Vaterstadt verbannte, die er wirklich erst nach 20 sehr verhängnißvollen Jahren wieder erblickte. Auf deutschem Boden angekommen, war er ohne alle pekuniäre Hülfsmittel allein darauf beschränkt, seinen Unterhalt durch seine damals noch wenig ausgebildeten Fähigkeiten zu erwerben. Rastlos strebte M., sich in seiner Kunst zu vervollkommnen; aber wie ungünstig waren die Verhältnisse! In einer durch politische Stürme bewegten Zeit fehlte der Kunst im Allgemeinen das regere Streben, die edlere, geistigere Richtung, die sie jetzt genommen hat. Sich selbst überlassen, hatte M. bei seinem rastlosen Streben in Bezie-

bung auf seine Kunst manchen Irrweg zu durchlaufen, während die Schüler unserer heutigen besseren Akademien schon von Anbeginn auf die richtige Bahn geführt werden, die er erst suchen mußte. M. lebte abwechselnd in Frankfurt a. M., Aschaffenburg, Eisenach und zog endlich nach Kassel, wo seine Verhältnisse sich allmählig besser gestalteten. Im Jahr 1807 wurde er vom Fürsten von Waldeck zum Hofmaler ernannt, mit der Erlaubniß, seinen Wohnsitz in Kassel nehmen zu dürfen, wo er an dem glänzenden Hofe Jeromes bis zu dessen Auflösung im J. 1814 viele Beschäftigung für seine Kunst fand. Im Begriffe, seinen Wohnort nach Hannover zu verlegen, wurde er mit verschiedenen Prinzen und russischen Generalen bekannt, welche ihm viele und lucrative Arbeiten verschafften. Dieser Umstand bewog ihn, denselben nach Hamburg und von da nach Moskau und Petersburg zu folgen und da Deutschland dem Künstler damals keine sichere Existenz verhieß, so entschloß er sich, nach einem halbjährigen Aufenthalt in Rußland, auch seine in Kassel zurückgelassene Familie dahin zu verpflanzen, zumal da er bei einer etwaigen neuen Besitznahme Kassels durch die Franzosen zur Zeit der Rückkehr Napoleons von Elba für dieselbe zu fürchten hatte. Er schiffte sich daher zu Petersburg schnell ein und trat bei Warnemünde nach einer monatlangen stürmischen Seereise an das Land. Die Nachricht von der Wiederbefreiung Deutschlands belebte seine Liebe zum Vaterlande aufs Neue; er gab den Vorsatz, nach Rußland zurückzukehren, für immer auf und ließ sich in Frankfurt a. M. nieder. Von hier berief ihn im Jahr 1817 der Großherzog Ludwig I. *) von Hessen als Gallerieinspector nach Darmstadt, um die Aufsicht und Einrichtung der großherzoglichen Gemäldegallerie zu übernehmen. Mit Eifer und Sorgfalt suchte M. das in ihn gesetzte Vertrauen dieses eben so kunstliebenden, als kunstverständigen Fürsten durch seine Leistungen zu rechtfertigen. Er ordnete die vielen vorhandenen Gemälde nach Schulen, fertigte mit Sachkenntniß einen Katalog über dieselben und erwarb sich dadurch namentlich ein großes Verdienst, daß er mehrere klassische Gemälde, welche theils durch die Zeit gelitten hatten, theils durch übel angebrachte Retouschen und den durch viele Jahre gedunkelten Firniß unscheinbar geworden waren, mei-

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 800.

sterhaft restaurirte. Zugleich gründete er eine Zeichnenschule, welche bald von Schülern aus allen Ständen besucht wurde und aus welcher mehrere geschickte junge Künstler hervorgegangen sind. Im Jahr 1819 wurde ihm auch der Zeichnenunterricht am Gymnasium übertragen und im Jahr 1823 als Anerkennung seiner Bestrebungen der Charakter eines Galleriedirectors ertheilt. Bei Herausgabe seines Werks „über die St. Katharinenkirche zu Oppenheim" creirte ihn am 25. November 1824 die philosophische Facultät zu Gießen zum Doctor. Früher hatte M. sich vorzugsweise mit Porträtmalen beschäftigt; das Studium der mittelalterlichen Kunst überhaupt und namentlich der Architektur, welches er während seines Aufenthaltes in Darmstadt mit dem glänzendsten Erfolge betrieb, gab ihm eine andere Richtung; er malte weniger und nun vorzugsweise historische Bilder, in welchen das ideale Streben, welches die alte Kunst in ihm erregt hatte, nicht zu verkennen ist. Das größte seiner historischen Bilder ist eine Dreifaltigkeit, welche er für die Kirche zu Ahrweiler malte. Ahrweiler, ein Landstädtchen in dem herrlichen Ahrthale, 5 Stunden von Bonn, ist der Geburtsort seines Vaters; hier hatte er in seiner Jugend während der Schulferien die glücklichsten Tage verlebt, an die er sich stets mit der innigsten Freude erinnerte. Zum Danke gleichsam für jene seligen Stunden und zum Beweise seiner Anhänglichkeit an diesen Ort stiftete er sich hier ein bleibendes Andenken. Zwei andere Altarbilder von seiner Hand, Paulus und Maria zieren, die katholische Kirche zu Offenbach. — Wie M. alles, was er trieb, mit ganzer Seele erfaßte und stets mit nie ermüdetem Eifer arbeitete, so war auch sein Streben, durch Unterricht zu nützen, wahrhaft rastlos zu nennen. Er war ein Anhänger der Schmidischen Zeichnenmethode, ohne deshalb alles gut zu heißen, was von Schmid kam und darin lag die Quelle mancher Unannehmlichkeiten, die ihm die zahlreichen Gegner, welche diese Methode wie jede neu aufkeimende Wahrheit fand, bereiteten. M. ließ sich jedoch durch nichts bewegen, den Weg, den er einmal als den wahren erkannt hatte, zu verlassen. Zur weitern Verbreitung seiner Ansichten und in der Hoffnung, dieser Methode dadurch die Anerkennung zu verschaffen, die sie verdient, schrieb er: „Erster Unterricht im Zeichnen, besonders wichtig für Eltern, Erzieher und Lehrer an Volks- und Realschulen. Darmstadt 1830. —

Das freie Zeichnen nach Körpern u. natürlichen Gegenständen, nach den reinsten und einfachsten Grundsätzen bearbeitet u. s. w. Darmstadt 1832." — So wie das Studium der mittelalterlichen Baukunst einen wesentlichen Einfluß auf sein artistisches Streben hatte, so war sie auch die Veranlassung, daß er, um die architektonischen Risse zu verfertigen, sich mehr mit der geometrischen Zeichnung und mit der Perspective beschäftigte. Er erkannte bald, daß die besseren Werke über geometrisches Zeichnen, wie die von Monge u. s. w. zu schwierig seien, um dem Künstler und Handwerker den Nutzen gewähren zu können, den er aus der Kenntniß dieser Lehre ziehen sollte, daß aber auf der andern Seite die populären Schriften über diesen Gegenstand meist nur bei einem empirischen Tasten stehen bleiben, oder daß der ganze Unterricht, den sie geben, nur in der Anleitung zu einem gedankenlosen Nachzeichnen besteht, welcher aller methodischer Gang und alle wissenschaftliche Schärfe, die auch eine populäre Darstellung haben muß, gänzlich fehlt. Diesem Mangel abzuhelfen, schrieb er: „Die geometrische Zeichnungslehre, besonders geeignet für Schulen, für Künstler und höhere Handwerker u. s. w. Darmstadt 1832." — Ein angefangenes ähnliches Werkchen über Perspective und Schattenlehre blieb unvollendet. Wie schon erwähnt wurde, beschäftigte er sich mit dem größten Eifer und mit dem besten Erfolge mit dem Studium der mittelalterlichen Kunst, namentlich der Baukunst. Nachdem er einmal jene ehrwürdigen Baudenkmale genauer kennen gelernt hatte, verfolgte er mit wahrem Enthusiasmus seine Forschungen auf diesem für unser deutsches Vaterland so ruhmvollen Felde. Ein neues geistiges Leben begann für ihn gleichsam in jenen majestätischen Hallen dieser christlichen Tempel, die ja auch das Gemüth des Unkundigen erheben und in denen der großartige, sinnige Charakter unserer deutschen Vorfahren in jedem Steine dem sich offenbart, der die feurige Sprache dieser kalten Massen versteht. Die St. Katharinenkirche zu Oppenheim am Rhein, ein im edelsten Stiele der deutschen Kunst erbauter Dom, wurde zuerst der Gegenstand seiner nähern Untersuchungen. Mit unermüdlichem Eifer nahm M. diese Kirche bis ins kleinste Detail auf und das endliche Resultat jahrelanger Arbeit war das von ihm herausgegebene Werk: „Die St. Katharinenkirche zu Oppenheim, ein Denkmal deutscher Kirchen-

Baukunst im 13. Jahrhundert, geometrisch und perspectivisch dargestellt und mit erläuterndem Texte begleitet." Dieses herrliche Werk, welches mit dem vollsten Rechte jenem bekannten Prachtwerke Boiserées über den Kölner Dom an die Seite gesetzt zu werden verdient, enthält 40 Blätter im größten Format. Sämmtliche Platten sind entweder von seiner eigenen Hand oder unter seiner Leitung von seinen Schülern ausgeführt worden. Die ausgezeichnetsten Blätter sind 8 perspectivische Ansichten, die er ohne Ausnahme selbst in Aquatintamanier ausführte und 8 große illuminirte Blätter, welche die mit den herrlichsten Glasmalereien verzierten Fenster darstellen. Der Text zu diesem Werke, der unter andern auch eine kurze Geschichte der Stadt Oppenheim enthält, ist der sprechendste Beweis dafür, welche hohe Begeisterung für die deutsche Kunst ihn erfüllte. Unmöglich wäre es gewesen, dieses Werk erscheinen zu lassen, wenn M. nicht, wie bemerkt wurde, das ganze Werk fast ganz allein vollendet hätte. Seine Gattin unterzog sich der mühsamen, mehrere Jahre lang währenden Arbeit, die Fenster zu koloriren, deren eines oft mehrere Tage zur völligen Ausführung in Anspruch nahm *). — Bald nach Vollendung dieses großartigen Unternehmens begann M. die Herausgabe seiner „Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde durch Kunstdenkmale, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Mittelalters, in vierteljährigen Heften mit theilweise illuminirten Abbildungen und einem beschreibenden und erläuternden Texte." — Kleinere Baudenkmale, Grabmonumente, alte Miniaturen u. s. w. sind die Gegenstände, welche in diesen Beiträgen gegeben wurden, welche namentlich für die Specialgeschichte unsers Vaterlandes dem Geschichtsforscher und durch die Kostüme der Grabmäler dem Künstler hohes Interesse gewähren. Zwei Jahrgänge und das erste Heft des dritten waren vollendet, als die Fortsetzung dieses Werks durch den leider zu früh erfolgten Tod, der ihn nach kurzem Krankenlager fast plötzlich aus seinem thätigen Leben in seiner vollen Manneskraft hinwegriß, abgebrochen wurde. Auch muß hier noch erwähnt werden, daß die neuen

*) Die Platten und das Verlagsrecht dieses Prachtwerkes hat nach des Verfassers Tode die Diehlsche Verlagshandlung zu Darmstadt angekauft, welche eine wohlfeilere Ausgabe beabsichtigt. —

Glasmalereien in der bischöflichen Hauskapelle und im westlichen Chore des Doms zu Mainz nach den von ihm entworfenen Cartons ausgeführt worden sind. — Außer den genannten Werken schrieb er noch: Beschreibung d. Gemäldesammlung in d. großh. Museum zu Darmstadt. Darmst. 1820. — Ueb. d. Unterricht im Zeichnen. Im Herbstprogramm d. Gymnasiums z. Darmstadt v. J. 1827. — Kunstnachrichten. In den Quartalblättern des Vereins für Literat. u. Kunst zu Mainz. 1. Jahrg. 1830. H. 3. S. 70—75. — Alterthümliches von Mainz. Ebd. H. 3. S. 75 f.

* 101. Ditmar Steurer,

Hartschierlieutenant zu München;

geb. den 4. Juni 1796, gest. am 5. Apr. 1835.

Geboren zu Niederöberbach, Landgerichts Herrieden im Rezatkreise des Königreichs Baiern, protestantischer Religion, der Sohn des Revierförsters Joh. Thomas Steurer daselbst, genoß er nach Verlauf der Kinderjahre den gewöhnlichen Schulunterricht in seinem Geburtsorte und nach hier erhaltener Vorbildung ließen ihn seine Eltern das Gymnasium zu Ansbach besuchen. Mit allem Fleiße widmete er sich hier den Studien und nur die damaligen aufgeregten kriegerischen Zeitverhältnisse erweckten in ihm eine Vorliebe für den Militärstand, die hauptsächlich dadurch noch mehr angefacht wurde, daß er mehrere seiner Mitschüler den baierischen Fahnen zueilen sah. — Im Monate Dec. 1811 faßte er wirklich den Entschluß, das Gymnasium zu verlassen und trat aus der ersten Gymnasialklasse in seinem 16. Lebensjahre freiwillig am 2ten genannten Monats zu dem damals in Ansbach garnisonirenden 5. leichten Infanteriebataillon Buttlar. — Am 1. Febr. 1812 wurde er zum Korporal ernannt, worauf bald nachher der Ausmarsch dieses Bataillons nach Rußland erfolgte. Nach glücklich überstandenen Marschstrapazen hatte er das Unglück, während der Affaire bei Polotzk an der Dwina durch eine Musketenkugel am Fuße und dann auf der Retirade aus Rußland bei Kalvari in Polen im Monat December 1812 durch einen Lanzenstich in der linken Seite verwundet zu werden. In dieser Lage nicht mehr im Stande, dem Heere folgen zu können, gerieth er in Gefangenschaft. Schrecklich begann nun seine Lage zu werden; er genoß in seinem verwunde-

ten Zustande nicht die geringste Pflege und nur eigens angewandte Mittel linderten nach und nach die Schmerzen seiner Wunden und kaum nothdürftig hergestellt, verfiel er in ein Nervenfieber. Wie es ihm Anfangs erging, wußte er selbst nicht, da er lange Zeit ganz ohne Besinnung war und wie sich solche wieder einstellte, befand er sich in einem Viehstalle, dicht neben dem Viehe liegend, wohin er, wie er erfuhr, beim Beginn seiner Krankheit gebracht worden war; von ärztlicher Hülfe war hier gar keine Rede und nur Gott und seinen jugendlichen Kräften konnte er die Erhaltung seines Lebens verdanken; seine Nahrung bestand in dem, was Knechte und Mägde ihm aus Erbarmen reichten. Monate verstrichen während dieser Krankheit und nach deren Abnahme wurde St. von dem sogenannten kalten Fieber befallen, mit dem er ebenfalls lange Zeit wieder zu kämpfen hatte. Nach wieder erhaltener Gesundheit und Rückkehr der Kräfte mußte er sich der schwersten Handarbeiten im Stalle, auf dem Felde und im Walde unterziehen und dabei, um nur sein Leben fristen zu können, sich mit der gröbsten Kost, die manchmal ungenießbar war, begnügen; dazu auch noch eine höchst unfreundliche, harte Behandlung erdulden. In dieser Lage mußte er volle 15 Monate zubringen und erst im Juni 1814 glückte es ihm, sich ranzioniren zu können. Nach vielen Beschwerden auf dem Marsche gelangte er endlich wieder in sein Vaterland und empfing durch die angeordnete Commission von den eingegangenen patriotischen Beiträgen für die im russischen Feldzuge verwundeten Krieger einen Antheil zu 33 fl. — Als eben zu dieser Zeit zwei Garderegimenter errichtet wurden, kam er am 1. Sept. 1814 als Korporal zu jenem der Grenadiergarde in München, wurde seiner erworbenen Kenntnisse wegen am 1. April 1817 zum Actuar und am 17. Oct. 1818 zum Kanzellisten und funktionirenden Registrator bei dem Militärappellationsgerichte München befördert. Nach Auflösung dieses Gerichtshofes im Monat October 1822, bei welchem sich St. die vollste Zufriedenheit durch seine Dienstleistungen von Seite seiner Vorgesetzten erwarb, trat er einstweilen in seine vorige Stellung zurück, von wo aus er am 1. November 1824 als Hartschier bei der Leibgarde der Hartschiere und in dieser am 1. Juni 1829 zum Lieutenant befördert wurde. — Diesen lang ersehnten Punkt erreicht, glaubte derselbe nun erst ruhige Tage genießen zu kön-

nen; leider aber zeigte sich bald ein Brustleiden, das höchst wahrscheinlich in den in früher Jugend ausgestandenen Feld- und Gefangenschaftsstrapazen seinen Ursprung genommen haben möchte. Von Jahr zu Jahr nahmen seine Kräfte ab, die Symptome der Lungensucht traten nach und nach stärker hervor, bis er endlich im Monat December 1834 nicht mehr im Stande war, das Bett zu verlassen und unter abwechselnden Krankheitszufällen am oben genannten Tage bei vollem Bewußtsein verschied. — Steurer hinterließ zwei Söhne und eine Wittwe, Barbara geb. Haumüller, eine Revierförsterstochter von Schaffhausen, mit welcher er sich am 24. Juli 1820 verehelicht hatte.

102. Mathias Andreas Bauck,

Organist der St. Jacobikirche zu Lübeck;

geb. am 25. Mai 1765, gestorben den 6. April 1835 *).

Er war zu Hamburg geboren, kam im Jahr 1785 nach Lübeck und wurde hier, nachdem er zuvor seine Dienste der reformirten Gemeinde gewidmet hatte, zum Organisten und Werkmeister an der St. Jacobikirche erwählt (1799). — Sein Leben und seine Thätigkeit war der Tonkunst geweiht und wenn gleich er auch nie darauf Anspruch machte, in der Reihe der Tonkünstler unserer Zeit zu glänzen, oder sich auch nur einen berühmten Namen zu erwerben, so verdient doch sein Andenken bleibend geehrt zu werden. Er war eine lange Reihe von Jahren der Einzige, welcher in Lübeck die Theorie der Tonkunst und den Contrapunkt im ganzen Umfange lehrte und dadurch sich eine nicht unbedeutende Anzahl von Schülern und Schülerinnen erwarb, die es alle ihm verdanken, daß sie einen tiefern Blick in das Wesen der Tonkunst thun konnten; dadurch wurde er der Lehrer fast aller, welche Musik als ihr Fach ergriffen hatten und sein Unterricht war von der Art, daß er Talente, die sich ihm ganz anvertrauten, erwecken und leiten konnte. Aber seine Thätigkeit war noch von allgemeinerer Wirksamkeit. Er ist es, welcher für alle folgenden Zeiten den Kirchengesang für Lübeck ordnete und vor geschmackloser Willkühr durch sein Choralbuch und die besonders gedruckten Melodien schützte und er

*) Neue Lübeckische Blätter. 1835. Nr. 16.

war auch hierbei der Einzige, der die Aufforderung der Obrigkeit zur Abfassung eines Choralbuches, bei Gelegenheit der neuen Auflage des Gesangbuches im Jahr 1821, willig ergriff und so ausführte, daß man in seinem Werke den Mann erkennt, der die Würde und den Sinn des Gesanges einer christlichen Gemeinde fühlte und verstand. Die Vorrede zu seinem kleinen Melodienbuche ist ein Beleg dazu, daß er dabei mit klarem Bewußtsein verfuhr, so wie sich in diesen Worten zugleich die edle Bescheidenheit des Mannes ausspricht, der es die Pflicht seines Amtes nennt, was er allein leisten wollte und konnte. Bewunderung erregt seine unablässige Thätigkeit für seine Kunst bis in sein höchstes Alter und zugleich die Freiheit seines Geistes von jeder einseitigen Auffassung derselben. Er bewunderte die Meisterwerke eines Haydn, Mozart, Beethoven *), so oft er sie hörte oder ihre Partituren studirte, nicht weniger, als er Bach, Händel, Graun, Vogler verehrte und mit Begeisterung sprach er von allem, was der reinen und edlen Kunst angehört. Auch als Schriftsteller war er thätig. Noch vor wenigen Jahren gab er sein Büchlein: „die nothwendigsten Vorkenntnisse zur Harmonielehre" heraus, welches, mit seinen früheren Schriften der Art verglichen, beweist, wie er nie stille stand und nicht eher abließ, bis er sich ein innig zusammenhängendes System gebildet hatte, wobei er sich nicht scheute, ein seltenes Beispiel, welches manchen Systematiker der Wissenschaft beschämen kann, sein ganzes, früher lange gehegtes und von ihm gelehrtes System einzureißen und neu zu begründen. Als Orgelspieler verstand er die seltene Kunst, durch sein Spiel die singende Menge zu regieren und nicht eher abzulassen, bis er eingewurzelte Abweichungen von dem Rechten ihr abgewöhnt hatte. Er spielte die Orgel so lange, bis seine Brustbeschwerde im höheren Alter es ihm unmöglich machte, die steile Treppe zur Orgel zu ersteigen. Von der Zeit an lauschte er mit sehnsuchtsvoll bewegtem Herzen, von seinem Zimmer aus, dem Spiele derer zu, die er selbst gebildet hatte. Seine letzte Arbeit für den Kirchengesang ist das Choralbuch für die reformirte Gemeinde und in den von ihm zu den mühevoll aufgesuchten Melodien gewählten Harmonien waltet derselbe Geist, welcher in seiner frühern Arbeit für das Lutheri-

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. d. N. Nekr. S. 906.

lichen Beweise dafür und hat der große Mann gleich späterhin in andern Kreisen Erstaunenswürdiges gewirkt, so wird es doch ewig zu beklagen bleiben, daß er seine mächtige Kraft nicht ferner auf diesem Felde geltend gemacht hat, mit Ausnahme der einzelnen Abhandlung vor der so eben erwähnten Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller, der beiläufig unter der Ueberzahl in neuerer Zeit gedruckter Briefe berühmter Männer bei weitem der gehaltreichste ist. — Seine politische Laufbahn begann W. v. H. in Rom, wohin er im J. 1810 als preuß. Resident gesendet und später außerordentlicher Gesandter wurde. Dort mußte der classische Boden natürlich einem Geist, der schon aus der Ferne ins Innerste seiner Heiligthümer eingedrungen war, neue unermeßliche Schätze darbieten. Die stürmisch bewegte Zeit, so ungünstig sie dem stillen wissenschaftlichen Forschen war, konnte ihn doch nicht ganz von diesem seinen ersten Beruf verschlagen, so thatkräftig er auch selbst in diesem Drang der Weltereignisse mit an das Steuerruder griff, wo die Edlen und Berufenen fest zusammentreten mußten, um die bedrohten Heiligthümer des Vaterlandes und des Heerdes zu retten. Davon gibt seine Wirksamkeit als Gesandter zu Wien, vorzugsweise aber seine diplomatische Thätigkeit in den drei Auferstehungs-Jahren des deutschen Volkes Kunde. Er gehörte zu den Bevollmächtigten bei dem Friedens-Congresse zu Prag, war Mitunterzeichner des Pariser Friedens im J. 1814 und einer der Thätigsten in den verwickelten Arbeiten des Congresses zu Wien. Im J. 1816 ging er als Preußens bevollmächtigter Minister zur Berichtigung der Territorial-Angelegenheiten nach Frankfurt; bald darauf wurde er Mitglied des Staatsraths und außerordentlicher Gesandter in London, von wo aus er im Oct. 1818 dem Aachner Congreß beiwohnte. Im J. 1819 wurde er Minister, gab aber bald dieses Amt wieder auf, weil er nebst den Ministern Beyme und von Boyen ein anderes System als das des Fürsten v. Hardenberg befolgt wissen wollte. Von dieser Zeit an zog er sich auf seinen Landsitz Tegel bei Berlin zurück, der stets ein Sammelplatz von Künstlern und Gelehrten, so wie der Vereinigungspunct von antiken und modernen Kunstgegenständen aller Art war und wo er am oben genannten Tage verschied. — Die vorzüglichste Veranlassung zur höhern Entwickelung W. v. H.'s bildete unstreitig sein näherer Umgang und sein engeres Zusammenleben mit

Schiller, in einem Zeitraume, der ohne Widerrede als der bedeutendste auch in Beziehung auf des Letztern geistige Entfaltung hervortritt. Ueber dieses Zusammenleben in Jena, welches damals würdig neben Weimar den Anblick einer so lebendigen Erscheinung zeigte, als es früher noch nie dargeboten hatte und für alle folgende Zeiten auch nie wieder darbieten möchte, hat uns der Verewigte in dem Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. H. und in der Vorerinnerung zu demselben meisterhaft Bericht erstattet. Man muß diese Blätter lesen, um zu fühlen, was beide Männer sich waren, auf welche Weise sie sich gegenseitig trugen, hoben und ergänzten, — wie sie fast ganz zurückgezogen von der Außenwelt, sich auf gleiche Art an der männlichen Jugend, an der stillen Kraft und an der schöpferischen Fülle des Göthe'schen Geistes erwärmten, an den kühnen poetischen Bildern sich erfreuten, die wie Blitze aus der stillen Fluth der gesammten Schöpfungen des großen deutschen Genius hervorleuchteten. — Die nähere Vereinigung währte mit wenigen Unterbrechungen von 1793—1797; es war jene Zeit, in welcher Schiller seit dem Erscheinen des Don Carlos aller dramatischen Thätigkeit entsagt hatte und die, meist ausgefüllt durch weitgreifende historische und philosophische Studien, der Periode unmittelbar vorausging, „wo er, von der Vollendung des Wallenstein an, wie im Vorgefühl seiner nahen Auflösung, die letzten Jahre seines Lebens fast mit eben so vielen Meisterwerken bezeichnete.“ Wie achtungsvoll anerkennend, wie auf die Sache eingehend, aber auch zugleich wie aufrichtig und unumwunden beide Freunde einander behandelten, das beweist zur Genüge die geistvolle Kritik, vor welcher jeder brieflich seine Schöpfungen, ehe die Presse sie in alle Welt beförderte, die Revüe passiren ließ, — so wie das treffende Urtheil, welches beide unverholen über die Eigenthümlichkeit ihres Individuums gegen einander aussprachen. So kann wahrer in der That und zugleich schöner Niemand die Persönlichkeit eines Andern aufgefaßt haben, wie Schiller die H.'sche. In einem, vom Weihnachtstage 1795 datirten Briefe nämlich äußert sich der Erstere in Bezug auf mehrere, von Seiten des Letztern über sich selbst ausgesprochene Bekenntnisse: „Ich bin überzeugt, was Ihrem schriftstellerischen Gelingen vorzüglich im Wege steht, ist sicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei bildende und der zuvoreilende

lichen Beweise dafür und hat der große Mann gleich späterhin in andern Kreisen Erstaunenswürdiges gewirkt, so wird es doch ewig zu beklagen bleiben, daß er seine mächtige Kraft nicht ferner auf diesem Felde geltend gemacht hat, mit Ausnahme der einzelnen Abhandlung vor der so eben erwähnten Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller, der beiläufig unter der Ueberzahl in neuerer Zeit gedruckter Briefe berühmter Männer bei weitem der gehaltreichste ist. — Seine politische Laufbahn begann W. v. H. in Rom, wohin er im J 1810 als preuß. Resident gesendet und später außerordentlicher Gesandter wurde. Dort mußte der classische Boden natürlich einem Geist, der schon aus der Ferne ins Innerste seiner Heiligthümer eingedrungen war, neue unermeßliche Schätze darbieten. Die stürmisch bewegte Zeit, so ungünstig sie dem stillen wissenschaftlichen Forschen war, konnte ihn doch nicht ganz von diesem seinen ersten Beruf verschlagen, so thatkräftig er auch selbst in diesem Drang der Weltereignisse mit an das Steuerruder griff, wo die Edlen und Berufenen fest zusammentreten mußten, um die bedrohten Heiligthümer des Vaterlandes und des Heerdes zu retten. Davon gibt seine Wirksamkeit als Gesandter zu Wien, vorzugsweise aber seine diplomatische Thätigkeit in den drei Auferstehungs-Jahren des deutschen Volkes Kunde. Er gehörte zu den Bevollmächtigten bei dem Friedens-Congresse zu Prag, war Mitunterzeichner des Pariser Friedens im J. 1814 und einer der Thätigsten in den verwickelten Arbeiten des Congresses zu Wien. Im J. 1816 ging er als Preußens bevollmächtigter Minister zur Berichtigung der Territorial-Angelegenheiten nach Frankfurt; bald darauf wurde er Mitglied des Staatsraths und außerordentlicher Gesandter in London, von wo aus er im Oct. 1818 dem Aachner Congreß beiwohnte. Im J. 1819 wurde er Minister, gab aber bald dieses Amt wieder auf, weil er nebst den Ministern Beyme und von Boyen ein anderes System als das des Fürsten v. Hardenberg befolgt wissen wollte. Von dieser Zeit an zog er sich auf seinen Landsitz Tegel bei Berlin zurück, der stets ein Sammelplatz von Künstlern und Gelehrten, so wie der Vereinigungspunct von antiken und modernen Kunstgegenständen aller Art war und wo er am oben genannten Tage verschied. — Die vorzüglichste Veranlassung zur höhern Entwickelung W. v. H.'s bildete unstreitig sein näherer Umgang und sein engeres Zusammenleben mit

Schiller, in einem Zeitraume, der ohne Widerrede als der bedeutendste auch in Beziehung auf des Letztern geistige Entfaltung hervortritt. Ueber dieses Zusammenleben in Jena, welches damals würdig neben Weimar den Anblick einer so lebendigen Erscheinung zeigte, als es früher noch nie dargeboten hatte und für alle folgende Zeiten auch nie wieder darbieten möchte, hat uns der Verewigte in dem Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. H. und in der Vorerinnerung zu demselben meisterhaft Bericht erstattet. Man muß diese Blätter lesen, um zu fühlen, was beide Männer sich waren, auf welche Weise sie sich gegenseitig trugen, hoben und ergänzten, — wie sie fast ganz zurückgezogen von der Außenwelt, sich auf gleiche Art an der männlichen Jugend, an der stillen Kraft und an der schöpferischen Fülle des Göthe'schen Geistes erwärmten, an den kühnen poetischen Bildern sich erfreuten, die wie Blitze aus der stillen Fluth der gesammten Schöpfungen des großen deutschen Genius hervorleuchteten. — Die nähere Vereinigung währte mit wenigen Unterbrechungen von 1793—1797; es war jene Zeit, in welcher Schiller seit dem Erscheinen des Don Carlos aller dramatischen Thätigkeit entsagt hatte und die, meist ausgefüllt durch weitgreifende historische und philosophische Studien, der Periode unmittelbar voraus ging, „wo er, von der Vollendung des Wallenstein an, wie im Vorgefühl seiner nahen Auflösung, die letzten Jahre seines Lebens fast mit eben so vielen Meisterwerken bezeichnete.“ Wie achtungsvoll anerkennend, wie auf die Sache eingehend, aber auch zugleich wie aufrichtig und unumwunden beide Freunde einander behandelten, das beweist zur Genüge die geistvolle Kritik, vor welcher jeder brieflich seine Schöpfungen, ehe die Presse sie in alle Welt beförderte, die Revüe passiren ließ, — so wie das treffende Urtheil, welches beide unverholen über die Eigenthümlichkeit ihres Individuums gegen einander aussprachen. So kann wahrer in der That und zugleich schöner Niemand die Persönlichkeit eines Andern aufgefaßt haben, wie Schiller die H.'sche. In einem, vom Weihnachtstage 1795 datirten Briefe nämlich äußert sich der Erstere in Bezug auf mehrere, von Seiten des Letztern über sich selbst ausgesprochene Bekenntnisse: „Ich bin überzeugt, was Ihrem schriftstellerischen Gelingen vorzüglich im Wege steht, ist sicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei bildende und der zuvoreilende

Einfluß der Kritik über die Erfindung welcher für die Letztere immer zerstörend ist. Ihr Subject wird ihnen zu schnell Object und doch muß Alles, auch im Wissenschaftlichen, nur durch das subjective Wirken verrichtet werden. In diesem Sinne würde ich Ihnen natürlich die eigentliche Genialität absprechen, von welcher Sie doch in einer andern Rücksicht wieder so Vieles haben. Sie sind mir eine solche Natur, die ich allen sogenannten Begriffsmenschen, Wissern und Speculatoren — und wieder eine solche Natur, die ich allen genialen Naturkindern entgegensetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher sicher nicht auf dem Wege der Production, sondern des Urtheils und des Genusses, weil aber Urtheil und Genuß in dem Sinne und in dem Maße, dessen beide bei Ihnen fähig sind, schlechterdings nicht ausgebildet werden, ohne die Energie und Rüstigkeit, zu der man nur durch den eigenen Versuch und durch die Arbeit des Producirens gelangt, so werden Sie, um sich zu einem vollkommen genießenden Wesen auszubilden, das eigene Produciren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen ist es aber nur ein Mittel, so wie dem productiven Gemüth nur die Kritik ein Mittel ist." — Wie richtig dies Urtheil Schiller's war und wie demnach die H.'sche Eigenthümlichkeit der des Briefstellers beständig ergänzend zur Seite stehen mußte, das ergibt sich aus allen frühern und spätern Arbeiten des Beurtheilten. Es ist der Geist einer wahrhaft universellen Kritik, welcher aus der, in der Einleitung zu dem angeführten Briefwechsel befindlichen Beurtheilung der Persönlichkeit Schiller's, Göthe's, Kant's, Herder's, Wieland's und Anderer — welcher aus den tief eindringenden Bemerkungen über Schiller's „Spaziergang," — über Göthe's „Herrmann und Dorothea'" — über „Reinecke Fuchs" u. s. w., die später gesammelt unter dem Titel: Aesthetische Versuche, erschienen, hervorleuchtet. Es ist derselbe Geist, der sich bei Gelegenheit einer Beurtheilung der Braut von Messina, über das Wesen der griechischen Tragödie und über den ersten Zweck des Chors ausläßt, der nach ihm kein anderer ist als: den Stoff zu intellectualisiren. — Die Zeit des Zusammenseins mit Schiller war von seiner Seite durch eine bewundernswerthe, geistige Regsamkeit bezeichnet. Schon vor dieser Zeit waren von ihm einzelne Abschnitte aus einer, von ihm im antiken Geiste angelegten Politik in Biester's Berliner Monatsschrift und in Schiller's Tha-

lia erschienen, damals aber gingen von ihm jene noch immer bewunderten Uebersetzungen des Pindaros und Aeschylos, an welche Letztere sich erst in weit späterer Zeit (1816) die vollständige Nachbildung des Agamemnon anschloß, so wie jene tiefsinnigen Abhandlungen: „Ueber den Geschlechts-Unterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur" und „Ueber männliche und weibliche Form" aus. — Die Thätigkeit der letzten Jahre seines Lebens war ausschließlich den amerikanischen und malayischen Sprachen gewidmet. Ueber die erstern beschloß er eine Reihe von Werken der Oeffentlichkeit zu übergeben, als mit dem Anfange des Jahres 1829 ein junger Gelehrter, Dr. Eduard Buschmann aus Magdeburg, der ausgestattet mit reichen philologischen und linguistischen Kenntnissen, sich ebenfalls der Erforschung der Ursprachen Amerika's, von wo er nach einem mehrjährigen Aufenthalte erst kurz vorher zurückgekehrt war, gewidmet hatte, in nähere Beziehung zu ihm trat. Unterstützt durch den einsichtigen und mühevollen Fleiß dieses Mannes, beschäftigte er sich von dem genannten Zeitpunkte an bis zum Jahre 1831 rüstig mit der mexicanischen und ottomitischen Sprache und mit Grund konnte daher das baldige Erscheinen der Resultate dieser Beschäftigungen erwartet werden. Aber der im J. 1829 erfolgte Tod der seltenen Frau *), die ein so reich begränztes und vielbewegtes Leben mit ihm getheilt hatte, mahnte ihn an die Vergänglichkeit irdischer Dinge und an das Maß und die Grenzen menschlicher Kraft. Wehmuthsvoll gab er den so weit ausgedehnten Plan auf, überließ vor der Hand die Ausführung und Fortsetzung der amerikanischen Untersuchungen seinem jugendlichen Mitarbeiter und concentrirte sofort mit starker Seele seine ganze geistige Kraft auf die malayischen Studien, denen er von nun an unablässig zugewandt blieb. Der Anfangspunkt dieser wieder begonnenen Arbeiten bildete die Anfertigung eines madagaskarischen Wörterbuchs, welches zur demnächstigen Herausgabe bestimmt war; ohne Weiteres wurde aber dieser Entschluß aufgegeben, als er später erfuhr, daß ein großes handschriftliches Lexikon derselben Sprache, von Froberville abgefaßt, sich in London befinde. Nichts brachte ihn jedoch von seinen Untersuchungen über die Kawi-Sprache auf der Insel Java zurück, von denen der erste Band, dem eine Einleitung

*) Deren Biogr. s. im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 295.

über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts (Berlin 1836) vorangeschickt ist, die Presse verlassen hat. Die genaueste Durchsicht der ganzen Handschrift des Werkes, so wie die Besorgung derselben zum Druck in seiner jetzigen Gestalt ist dem Fleiße und der wissenschaftlichen Bildung desselben jungen Gelehrten, der schon oben als der unermüdliche Gefährte der unermeßlichen Studien des Heimgegangenen bezeichnet war, Dr. Buschmann's, Custos bei der königl. Bibliothek zu Berlin, zu verdanken. Durch die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse und seinen Eifer für die Sprachen des südlichen Asiens vor allen Andern geeignet, eine solche Hülfe darzubieten, wird er, dem das genugthuende Zeugniß gegeben wird, viele Jahre hindurch einem ehrenvollen Vertrauen durch die treueste Anhänglichkeit entsprochen zu haben, auch fernerhin die Leitung des Drucks bis zur vollendeten Herausgabe des ganzen Werks besorgen. Von demselben dürfen auch die Freunde der Sprachvergleichung demnächst die Ausführung des von dem Verstorbenen früher aufgegebenen, viel umfassenden Planes in Beziehung auf die amerikanischen Sprachen, mit Benutzung der vorhandenen Materialien und Vorarbeiten, erwarten. — H.'s Testament zufolge werden aus den, die Sprachwissenschaft betreffenden, überaus reichen Materialien, die der edle Verstorbene gesammelt, diejenigen, welche gegenwärtig noch nicht zum Drucke sich eignen, ein Eigenthum der königl. Bibliothek in Berlin, mit der Bestimmung, frei und öffentlich zu literarischen Arbeiten von Gelehrten benutzt werden zu können, die sich einzelnen Sprachstudien widmen. Eben so geben an die königl. Bibliothek über die zum Theil seltenen Bücher und Schriften, welche ausländische Sprachen betreffen. In einem eignen Verzeichnisse sind diese Bücher aufgeführt. Wie wichtig dieses Legat für die königl. Bibliothek ist, geht schon aus dem Umstande hervor, daß der Verstorbene schon länger mit dem Gedanken beschäftigt, jenen Theil seiner reichhaltigen Sammlung dem Institute zu vermachen, namentlich auf Alles das, was der königl. Bibliothek in dem Fache der ausländischen Sprache abging, seine besondere Aufmerksamkeit richtete, so daß, was als ein Geschenk des unvergeßlichen Mannes an diese übergeht, als eine höchst willkommene Vervollständigung der bereits sehr ansehnlichen glossologischen Sammlung der

königl. Bibliothek angesehen werden kann. — Außer den genannten Schriften erschien noch von ihm: Rom. Eine Elegie. Berl. 1806. N. A. 1824. — Berichtigungen u. Zusätze z. 1. Abschn. des 2. Bds. des Mithridates v. Adelung, üb. d. Cantabrische od. Baskische Sprache. Ebend. 1817. — Prüfung d. Untersuchungen üb. d. Urbewohner Hispanien's 1821. — Lieferte Beiträge zu v. Schlegel's Indischer Bibliothek, zu den Abhandlungen d. königl. preuß. Akademie d. Wissenschaften, zu Vater's Königsbergischem Archiv, zu Gaspari's u. Bertuch's allgemeinen geograph. Ephemeriden, — zu Göthe's Propyläen, Schiller's Horen, Gentz's deutscher Monatsschrift, zur allgem. Literaturzeitung u. s. w.

104. Dr. Johann Georg Schläpfer,

Arzt zu Trogen (Canton Appenzell);
geb. am 6. Febr. 1797, gest. den 8. April 1836 *).

Der Verstorbene wurde in Trogen geboren, wo seine Eltern in glücklichen ökonomischen Verhältnissen lebten **). Seinen Vater, Friedrich Schläpfer ***) verlor er schon im dritten Jahre, so daß ihm derselbe wenig werden konnte: am Andenken seiner Mutter, Anna Catharina Rehsteiner von Speicher hing er stets mit großer Wärme. Die zweite Heirath derselben brachte ihn im J. 1803 nach Teuffen. Früh entschied er sich für den ärztlichen Beruf und kam daher im 13. Jahre nach St. Gallen. Hier lebte er von 1809—1811 bei dem Prof. Scheitlin, der besonders seine philologische und philosophische Vorbildung leitete und von 1811—1814 bei dem Dr. Wild, der ihn in den Vorbereitungswissenschaften der Arzneikunde unterrichtete. Ausgezeichneter Fleiß, verbunden mit sehr glücklichen Fähigkeiten, beförderte seine Fortschritte in seltenem Maße. Ein schöner Zug ist die Dankbarkeit, die er für seine Lehrer bewahrte. Im Hause des Professors Scheitlin mag seine Vorliebe für die Naturwissenschaften geweckt, oder wenigstens angefacht worden sein, wie das später auch mit dem Prof. Reh-

*) Nach d. Appenzel. Monatsblatt. 1836. Mai.

**) Sein Urgroßvater, Hauptmann Georg Schläpfer, gest. 1761, war einer der Ersten, welche das Leinwandgewerb in's Leben brachten; — der Sohn des Hauptmanns, Georg Schläpfer, vermehrte das vom Vater auf ihn gekommene Vermögen bedeutend durch eine ausgedehnte Leinwandhandlung und hinterließ den Vater des Doctors als einzigen Erben.

***) „Er lebte still und fromm, nahm ein Weib, zeugte Kinder und starb." Dr. Schläpfer's Haltenchronik; Handschrift.

keiner gleichet. — Im J. 1814 bezog S. die Hochschule Tübingen. Kielmeier leuchtete ihm hier im naturwissenschaftlichen Gebiete als ein Stern erster Größe entgegen. Autenrieth's Unterricht blieb ihm theuer, oder wurde ihm vielmehr noch theurer, als er auch in Berlin Aerzte kennen lernte, die zu den ersten Potenzen ihrer Zeit gehören. Nach außerordentlich fleißigen Studien erwarb er sich im Mai 1816, als 19jähriger Jüngling, die academische Würde eines Doctors der Heilkunde und Wundarzneikunst. — In die Zeit seines Aufenthalts zu Tübingen fällt auch seine Bekanntschaft mit dem für Freiheit und Vaterland so tief glühenden Sand, der sein Jahrgänger war. — Von Tübingen kehrte Dr. S. auf kurze Zeit nach Hause zurück und ging dann den 1. Juni 1816 nach Berlin, wo er seine Studien fortsetzen wollte. Wirklich wurde er auch von Schleiermacher immatriculirt, aber schon nach einem Monate trat er, von dem Heimweh befallen, wieder die Rückreise in sein Vaterland an. — Die ersehnte selbstständige Praxis begann er bald hierauf im Herbste 1816 in Trogen. Zu den ersten ärztlichen Freuden seines Berufes gehörte es, daß ihm die Herstellung seiner Mutter von einer gefährlichen Krankheit gelang. Seine Kenntnisse und sein Geschick sowohl im medicinischen als im chirurgischen Fache erwarben ihm bald ein ausgezeichnetes Zutrauen und rings umher suchte man, namentlich in schwierigen Fällen, besonders bei ihm Rath und Hülfe. Wir glauben auch seinem würdigsten Collegen nicht zu nahe zu treten, wenn wir sagen, daß er eine Zeit lang unter den außerroddischen Aerzten den ersten Namen behauptet habe. Später entfremdeten ihn seine zunehmenden Sonderbarkeiten mehr und mehr auch dem ärztlichen Berufe, bis er denselben im J. 1829 völlig aufgab. Nur die Cholera wollte auch er noch bekämpfen helfen, wenn sie in jene Gegend dringen sollte. — Bald nach seiner Niederlassung in Trogen wählte ihn diese Gemeinde unter ihre Vorsteher. Im J. 1817 wurde er, damals ein 20jähriger Jüngling, von der Kirchhöre durch diese Wahl beehrt, zugleich hatte er auch die Stelle eines Armenpflegers zu übernehmen, die er während des Hungerjahrs bekleidete. Im nämlichen Jahre wurde er von der Obrigkeit zum Bataillonsarzte bei'm ersten Bundesauszuge ernannt. Später nahm er eine Reihe von Jahren eine rühmliche Stelle in der Sanitätscommission ein. — „Wer gewürdet, ist gebürdet," das war von Anfang sein

Grundsatz. Sobald als möglich trat er aus seinen amtlichen Verhältnissen zurück. Schon nach dem ersten Jahre seiner Amtsdauer beharrte er auf seiner Entlassung aus der Vorsteherschaft von Trogen und trat dann bald, nachdem ihm diese gewährt worden war, eine wissenschaftliche Reise nach Italien an, die er bis auf Neapel auszudehnen so glücklich war und deren Erinnerungen er später dem Publikum übergab. Im J. 1821 folgte dieser eine Reise nach Paris, Havre und über Lyon zurück, von der er wieder vielfachen wissenschaftlichen Gewinn mit nach Hause brachte. — Im J. 1821 hatte er sich mit Joh. Tobler von Wolfhalden, der hinterlassenen Tochter des gewes. Pfr. Tobler in Stein, verehelicht und in ihr eine Lebensgefährtin gefunden, die eben so sehr durch ihr schönes Gemüth, als durch ihre körperlichen Vorzüge sich auszeichnete. Sie war ihm aber nicht lange beschieden, frühe begann die Auszehrung an ihr zu nagen und schon den 5. Apr. 1825 empfing ihre Leiche das Grab. Die Nachwehen des tiefen Schmerzes über ihren Verlust verloren sich nie und jährlich feierte er mit Wehmuth ihren Todestag. Von 3 Kindern, unter diesen Zwillinge, hatte sie ihm nur eine Tochter hinterlassen, deren Erziehung nach seinem Tode sein Freund, der Statthalter Dr. Zellweger gemeinschaftlich mit dem mütterlichen Oheim dieser Tochter, dem Hauptmann Tobler in Wolfhalden, übernommen hat. — Nicht ohne sehr gemischte Gefühle kommen wir auf S.'s wissenschaftliche Thätigkeit zu sprechen. Wir hielten immer dafür, daß er bei seinen ausgezeichneten Anlagen, bei seiner Beobachtungsgabe und seinen genialen Blicken, so wie wegen seiner ökonomischen Verhältnisse, auf dem Wege gewesen wäre, der bedeutendste Appenzeller in wissenschaftlicher Hinsicht zu werden, den wir je hatten, wenn sein früherer wissenschaftlicher Eifer sich ungeschwächt bei ihm erhalten hätte; dieser aber litt unter seinen zunehmenden Sonderbarkeiten so sehr, daß die schönen Hoffnungen, zu denen sein erstes Auftreten in der gelehrten Welt berechtigte, nicht in Erfüllung gingen. Als 20jähriger Jüngling nahm ihn die schweizerische Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften unter ihre Mitglieder auf. Wenn wir nicht irren, war seine Abhandlung über die Respirationsorgane der zweischaligen Muschelthiere sein erster Beitrag zu den Arbeiten dieses Vereins. Der naturforschenden Gesellschaft in St. Gallen gehörte S. seit ihrem Entstehen 1819 an. Eine

[illegible]

[illegible] unter denen wir hier eine ägyptische Mumie und die [illegible] Glasgemälde nennen, die er auf seinem Schlosse [illegible]berg zusammenbrachte. Weniger bedeutend als seine naturhistorischen Sammlungen war seine Bibliothek, die jedoch immer über 2000 Bände stark sein mag und aus den Fächern der Natur-

geschichte, der Reisebeschreibungen und der Arzneikunde wichtige Werke und auch einige Handschriften enthält. Auch befinden sich in seinem Nachlasse interessante naturhistorische und geschichtliche Handzeichnungen, die meisten von Fitze. — S.'s Lebensart war nicht geeignet, den Uebeln zu wehren, über welche er schon seit einer Reihe von Jahren sich beschwert hatte. Er ahnte einen frühen Tod und schrieb zu Ende des Jahres 1832 sein Testament, in dem er mehrere Summen zu milden Zwecken aussetzte. — Er lebte jetzt blos den naturwissenschaftlichen und andern Lieblingsstudien. Seine Lebensart, bloße psychische Thätigkeit nebst Entbehrung körperlicher Bewegung, war die Veranlassung zu Unterleibsbeschwerden, in deren Folge im J. 1833 u. 1834 heftige Anfälle von Blutbrechen sich einstellten, die allmählig seinen Tod herbeiführten. — Folgendes ist das vollständige Verzeichniß der Schriften, welche S. entweder selbst verfaßte oder herausgab; die letztern sind mit * bezeichnet. Dissertatio inauguralis medico chirurgica, sistens experimenta de effectu liquidorum quorundam medicamentosorum ad vias aeriferas applicatorum in corpus animale. Tubingae, mense Aprilis MDCCCXVI. — * Resonanzen aus meinem Leben, 1797—1825. Von Dichtern entlehnt, MDCCCXXV. — Verzeichniß der Naturkörper aus allen drei Naturreichen, welche Joh. Georg Schläpfer, Med. et Chir. Doctor einiger naturforschenden Gesellschaften Mitglied zu Trogen, im Cant. Appenzell, in seiner Naturaliensammlung aufbewahrt. St. Gallen 1827. — Versuch einer naturhist. Beschreibung des Cantons Appenzell. Trogen, 1829. Auch unter dem Titel: Topographie u. Geschichte des Cantons Appenzell. Erste Abthl. u. s. w. — Bemerkungen über das Schloß, die ehemal. Grafen u. die Grafschaft Werdenberg im Canton St. Gallen. Trogen 1829. — * Entwurf zu einem weltl. u. geistl. Reglement im Lande Utopia. Verfaßt Anno 1821. Gedruckt Anno 1831. (Eine Parodie des Landmandats und der Synodalstatuten von Hrn. Pfr. Walser, damals in Grub. Eine 2. Aufl. erschien im näml. Jahre.) — * Das Ladenstüblein im Lande Utopia. Gedruckt nach der vermuthl. Erschaffung der Welt im 5781. J. Aus dem Morgenbl. 1817 mit einigen Aenderungen abgedruckt. — Reisetagebuch durch Deutschland, Italien u. Frankreich. St. Gallen, 1831. — Andenken an Matthias Bänziger, Pfr. u. Lehrer an der Cantonsschule in Trogen. Gestorben den 2. Jan. 1832. — Der Nachtwächter im Lande

Utopia, 1833. (Zwei Nummern, jede von vier Seiten, meist Ergüsse seiner Verstimmung gegen die politischen Veränderungen dieser Zeit, deren zunehmende Misanthropie alles, was laut besprochen wurde und Beifall fand, seinen Unmuth reizte.) — Das Vaterland. Nach Grob. (Ein Gedicht im Geiste vorhergehender Schrift.) — Naturhistor. Abhandlungen. St. Gallen 1833. — Aphorismen über d. Zeitgeist. Nach Asmus. Gedruckt in diesem Jahre. — Das alte Kind vom Neuen. — Beschreibung alter Glasgemälde, welche an den Fenstern des Schlosses zu Werdenberg vorhanden sind. 1834. — * Eine gar anmuthige, wahrhafte u. lehrreiche Historie, wie Joh. Keßler, Diener am Wort Gottes, von St. Gallen, den D. Martin Luther auf seiner Reise nach Wittenberg angetroffen hat u. s. w. — * Aphorismen über den Zeitgeist. Zweite Abthlg. Anno 1835. (Lauter Collektaneen; die meisten sollen aus dem Waldstätterboten sein; sie wurden eben abgedruckt, als Schläpfer starb). — Von den meisten dieser Schriften ließ Schl., der einen gewaltigen Abscheu davor hatte, wenn seine Sachen Maculatur würden, so ungewöhnlich kleine Auflagen drucken, daß sie bald selten werden dürften. — In seiner frühern Periode lieferte Schläpfer interessante Beiträge in Meißner's naturwissenschaftl. Anzeiger der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften, in die Annalen dieses Vereins von dem nemlichen Herausgeber und in Steinmüllers neue Alpina, die alle in seinen naturhistorischen Abhandlungen wieder abgedruckt sind. Das appenzellische Monatsblatt hat er im ersten Jahrgange mit der naturhistorischen Beschreibung des Alpsteins, oder des Alpengebirgs des Kantons Appenzell, beschenkt und wenn wir nicht irren, ist auch der Aufsatz im Jahrgang 1827: Der Bär als Wappen des Kantons Appenzell aus seiner Feder geflossen.

* 105. Johann Heinrich Schröder,

Prediger, Organist und Küster auf der Hallige Gröde im Herzogthum Schleswig;

geboren am 19. April 1754, gest. d. 8. April 1836.

Dieser Verstorbene wurde zu Wevelsfleth in dem holsteinischen Amte Steinburg von unbemittelten Eltern geboren. Von je an der wissenschaftlichen Bildung nachstrebend, widmete er sich bei schon vorgerückten Jah-

ren der Apothekerkunst. Nachdem er diese 12 Jahre ausgeübt hatte, kam er auf den Gedanken, Seelenhirte zu werden. Er glaubte nämlich, während er in einer Apotheke zu Glückstadt als Provisor beschäftigt war, eine göttliche Stimme gehört zu haben, die ihm zugerufen: „Schröder, Schröder, weiche vom Mörser und weide meine Lämmer.“ Er machte nun Anstalt, nach Kiel gehen zu können, um sich die zu einem geistlichen Amte erforderlichen Kenntnisse zu erwerben. Dieses geschah in seinem 48. Jahre. Nachdem er den academischen Kursus vollendet hatte, lebte er einige Jahre als Hauslehrer und decretirter Candidat und übte sich auch fleißig im Predigen. Auch auf Gröde, einer Hallige, d. h. unbedeichten Insel, an der Westküste Schleswigs, hatte er sich hören lassen und bei der dortigen Gemeine so vielen Beifall gefunden, daß dieselbe, bei eingetretener Vacanz, ihn im Jahr 1811, ohne vorhergehende Wahl, von dem Könige zum Prediger erbat. Um dieses aber werden zu können, mußte er sich vorher dem theologischen Amtsexamen unterwerfen. Dieses, welches sonst gewöhnlich um Michaelis gehalten wird, fand nun außerordentlich im März auf dem Schlosse Gottorf statt. Die Examinatoren fanden, daß S. nicht unfähig sei, das Predigtamt zu bekleiden. So wurde er denn bald darauf als Pastor zu Gröde bestellt und eingesetzt. Diese Stelle ist aber freilich nur sehr klein und der Prediger ist zugleich Organist und Küster seiner Gemeine. Aber für S.'s Genügsamkeit war sie hinreichend und er verkündete mit Eifer und Treue das Wort Gottes. Auch wählte er sich nun eine Lebensgefährtin und lebte glücklich. Die hohe Sturmfluth in der Nacht vom 3. zum 4. Februar 1825 brachte auch ihm und seiner Gemeine vielen Schaden, der zum Theil durch königliche Veranstaltung ersetzt wurde. Aber S.'s rüstige Thätigkeit wurde dadurch nicht geschwächt. Er überlebte diese Schreckenszeit noch ganze zehn Jahre. Obgleich nun beim Antritt seines Amtes schon 57 Jahre alt, begleitete er dennoch dasselbe beinahe ein Vierteljahrhundert. Er erreichte ein Alter von 81 Jahren weniger 11 Tage. Seine Gattin, Caroline Adolphine, geborne Holsten, ist seine Wittwe geworden. Kinder hat er nicht hinterlassen.

Itzehoe. H. Schröder.

er in freundschaftlichen Zirkeln, unter Beobachtung anständiger Mäßigkeit, ein Beförderer des geselligen Vergnügens. — Eine einzige Tochter, seit 1831 an den königl. Bauconducteur Menzel in Speier verheirathet, blieb von 8 Kindern, welche ihm seine treue, noch lebende Ehefrau, Magdalene Gäes aus Edenkoven, seit dem Jahre 1807 mit ihm verehelicht, geboren hatte, am Leben. Der Verlust so vieler Kinder schmerzte ihn sehr, aber noch weit härtere, unverdiente Kränkungen sollten dem Gefühle des braven Mannes aufgelastet werden, als durch Personalveränderungen am dasigen Tribunale der evangelischen geistl. Angelegenheiten Ansichten und Grundsätze aus der Schule des Hochmuths, des Mysticismus und Pietismus entwickelt wurden, die unserm S., dem wahren Religionslehrer und Menschenfreund, so schmerzhafte Kränkungen verursachten, daß es kein Wunder war, wenn dessen Geistes- und Körperkräfte den systematisch erdachten und ausgeführten Kabalen so schnell unterliegen mußten. Der Widerstand dauerte zwar lange von Seite des Verfolgten, aber der Kampf war zu ungleich, um die wahren Grundsätze der Religion anhaltend gegen Scheinheiligkeit ꝛc. vertheidigen zu können; er mußte unterliegen. Die Kränkungen vermehrten sich täglich in dem Grade, als die Kräfte des Widerstandes schwächer wurden; ein am 22. November 1834 Abends 7 Uhr durch Alteration erfolgter Nervenschlag, welcher einen Theil des Kopfes traf und die linke Seite total lähmte, endete die mystische Fehde und Kabalisterei und legte erst den Grund zu schrecklichen Körper- und Gemüthsleiden und dann zu dem am oben genannten Tage erfolgten Tode unseres Spatz, der ihn ereilte, als er eben am Studirtische die Predigt für den folgenden Sonntag recapituliren wollte. — Der Verstorbene ist Verfasser mehrerer Andachtsbücher und einiger anderer theologischen Abhandlungen.

* 108. Friedrich Gottlob von Hartmann,

Bürgermeister in Bautzen;

geboren d. 7. Aug. 1751, gestorben d. 13. April 1836.

Aus einer sehr angesehenen und noch jetzt sehr ausgebreiteten Familie abstammend, wurde er in Bautzen (Budissin), dem Hauptsitze seiner Vorfahren seit hundert Jahren, geboren, wo sein Vater, Carl Gottlieb Hartmann, als Rechtsconsulent am 14. November 1767 und

* 107. Georg Gerh. Fr. Wilh. Spatz,

Dekan und Stadtpfarrer zu Speier;

geb. den 5. Oct. 1776, gest. den 11. April 1835.

Spatz war zu Speier geboren; seine Eltern waren Joh. Fr. Wilh. Spatz, evangel. lutherischer Pfarrer in Speier und Marie Margarethe Salome, geborne von Stöcken. Von Jugend auf durch den Wunsch des Vaters und eigene Neigung zum geistlichen Stande bestimmt, besuchte er vom 8. bis 16. Jahre mit regem Eifer und unermüdetem Fleiße unter den Rectoren Hutten und Heynemann das Gymnasium zu Speier; im Winter 1792 auf 93 das Gymnasium in Karlsruhe, bezog im April 1793 die hohe Schule von Tübingen und studirte dort unter einem Kapf, Stadt, Schnurrer und Abel Philologie und Theologie, predigte zum erstenmale in Eßlingen am Marialichtmeßtage 1795, verließ Tübingen im März 1796 und kehrte in seine Vaterstadt Speier zurück, wo er von dem damaligen Scholarchat in Philologie und Pädagogik examinirt und von dem Magistrate als Lehrer an dem Gymnasium zu Speier und zwar für die 2. und 3. Klasse angestellt ward (1796), aber geringer Besoldung wegen nebenbei noch Privatunterricht gab. Im Januar 1803 bestand er die Prüfung als Candidat der Theologie, wurde den 14. Febr. 1803 ordinirt und am 25. März d. J. zum Pfarrer bei der evangel. lutherischen Gemeinde in Speier erwählt. Nach dem Tode des ältern Collegen, Pfarrers Mayer, am 2. April 1814, wurde er am 3. October d. J. von dem Localconsistorium Speier zum ersten Pfarrer ernannt und als solcher am 14. Nov. 1814 von der gemeinschaftlichen k. k. österreichischen und k. baierischen Landesadministrations-Commission in Kreuznach bestätigt. Nach erfolgter Organisation des protestantischen Kirchenwesens im vormaligen Departement Donnersberg wurde er am 9. Sept. 1815 zum Inspector des Kirchenbezirks von Speier ernannt und war vom Jahre 1820 an Dekan des Dekanats Speier, wodurch übrigens das bisherige amtliche Verhältniß nicht verändert wurde. — Im stillen häuslichen Frieden und im engern Familienkreise lebte der Dahingeschiedene ein wahrhaft christliches Leben. Den Armen und Kranken in jeder Stunde des Tages beizustehen und den Nothleidenden Trost und Hülfe zu geben, war sein heiligster Beruf; eben so war

[illegible]lichen Zirkeln, unter Beobachtung an-
[illegible] Mäßigkeit, ein Beförderer des geselligen Ver-
[illegible] Eine einzige Tochter, seit 1831 an den
[illegible]aducteur Menzel in Speier verheirathet,
[illegible] von 5 Kindern, welche ihm seine treue, noch le-
bende Ehefrau, Magdalene Süeß aus Edenkoven, seit
dem Jahre 1807 mit ihm verehelicht, geboren hatte, am
Leben. Der Verlust so vieler Kinder schmerzte ihn sehr,
aber noch weit härtere, unverdiente Kränkungen sollten
dem Gefühle des braven Mannes aufgelastet werden,
als durch Personalveränderungen am dasigen Tribunale
der evangelischen geistl. Angelegenheiten Ansichten und
Grundsätze aus der Schule des Hochmuths, des Mysti-
cismus und Pietismus entwickelt wurden, die unserm
S. dem wahren Religionslehrer und Menschenfreund,
so schmerzhafte Kränkungen verursachten, daß es kein
Wunder war, wenn dessen Geistes- und Körperkräfte
den systematisch erdachten und ausgeführten Kabalen so
schnell unterliegen mußten. Der Widerstand dauerte
zwar lange von Seite des Verfolgten, aber der Kampf
war zu ungleich, um die wahren Grundsätze der Reli-
gion anhaltend gegen Scheinheiligkeit ꝛc. vertheidigen
zu können; er mußte unterliegen. Die Kränkungen ver-
mehrten sich täglich in dem Grade, als die Kräfte des
Widerstandes schwächer wurden; ein am 22. November
1834 Abends 7 Uhr durch Alteration erfolgter Nerven-
schlag, welcher einen Theil des Kopfes traf und die
linke Seite total lähmte, endete die mystische Fehde
und Kabalisterei und legte erst den Grund zu schreckli-
chen Körper- und Gemüthsleiden und dann zu dem am
oben genannten Tage erfolgten Tode unseres Spatz, der
ihn ereilte, als er eben am Studirtische die Predigt für
den folgenden Sonntag recapituliren wollte. — Der
Verstorbene ist Verfasser mehrerer Andachtsbücher und
einiger anderer theologischen Abhandlungen.

* 108. Friedrich Gottlob von Hartmann,

Bürgermeister in Bautzen;

geboren d. 7. Aug. 1751, gestorben d. 13. April 1835.

Aus einer sehr angesehenen und noch jetzt sehr aus-
gebreiteten Familie abstammend, wurde er in Bautzen
(Budissin), dem Hauptsitze seiner Vorfahren seit hundert
Jahren, geboren, wo sein Vater, Carl Gottlieb Hart-
mann, als Rechtsconsulent am 14. November 1767 und

seine Mutter, Johanna Elisabeth, geb. Reich, die zweite Tochter des Bürgermeisters Gottlieb Benjamin Reich in Bischofswerda, am 26. Januar 1774 starb. Unser v. H. erhielt seine erste Erziehung nach den Grundlehren der lutherischen Religion, zu welcher sich seine ganze Familie bekennt, in seiner Vaterstadt und als ein Zögling des dortigen Gymnasiums bekam er unter M. Jeremias Rost, M. Cober, Helk, M. Faber und Demuth eine klassische Vorbildung und es entwickelte sich schon frühzeitig in ihm eine gewisse juristische Richtung in seiner Handlungsweise, sowie er sich auch in seinem ganzen Leben kurz und bestimmt im Entschluß und vorsichtig in Erklärungen zeigte. Im Monat April 1771 bezog er die Universität Leipzig, wo bei seinen Anlagen und Vorkenntnissen und bei Lehrern in den Hülfswissenschaften wie Ernesti, Borz, Garve, Wenk und Platner; in der Jurisprudenz aber Sammet, Richter, Zoller, Seeger, Hommel, Schott und Kind, nur etwas Ausgezeichnetes von ihm zu erwarten war. Mit gründlichen Kenntnissen ausgestattet und besonders fest in der Rechtstheorie, verließ er, nachdem er am 21. December 1776 sein Examen sehr ehrenvoll bestanden hatte, die Universität, wurde am 20. März 1777 unter die Zahl der oberlausitzer Advocaten aufgenommen und trat bereits nach Verlauf nicht voller fünf Jahre, am 7. Febr. 1782, als Senator in das Rathscollegium. In dieser Stellung verblieb er abermals kaum über fünf Jahre, indem er schon am 17. December 1787 Stadtsyndicus wurde. Als solcher fand er für seinen Geist und seine Kenntnisse schon ein ausgebreiteteres Feld und hatte auf den Provinzial-Landtagsverhandlungen sowohl, wo er stets das Interesse seines Vaterlandes im Auge hatte und darüber wachte, als auch auf dem vormaligen Judicio ordinario manchen Kampf zu bestehen, aus dem er jedoch fast jedesmal als Sieger hervorging und wohl nie eine Niederlage erlitten hat, indem er bei seinem Scharfsinn und seiner Umsicht mit dem ersten Ueberblick die wahre Lage einer Sache zu genau und richtig beurtheilte, um nicht schon mit voller Ueberzeugung des Rechts sich dafür oder dawider zu erklären. [illegible] war es hier der wackere Syndicus [illegible] aus [illegible], mit dem er oft heftig zu kämpfen hatte, [illegible] beide Männer außerdem im freundlichsten [illegible] standen und er Zobels, welcher 1815 starb, [illegible] noch oft und stets mit Achtung und Liebe gedachte.

Das Stadtsyndicat verwaltete v. H. 15 Jahre mit Umsicht und Treue, wurde am 6. Juli 1792 nobilitirt und am 6. Mai 1802 Bürgermeister. Dem Vertrauen, mit dem man ihm dieses Amt übertragen hatte, entsprach er nicht nur vollkommen, sondern übertraf auch wohl noch die von ihm gehegten Erwartungen, welches wahrlich keine leichte Aufgabe war, da er es gerade in den Kriegsjahren zu verwalten hatte, in welcher Zeit er oft durch seine Entschlossenheit und persönliche Intercession sowohl Commun-, als Privateigenthum vertheidigte und schützte und zwar öfters mit augenscheinlicher Gefahr vor Mißhandlungen und für sein Leben; doch ein Mann wie dieser, sah hier, wo er nur seine Pflicht, eines Theils als Bürgermeister, andern Theils aber als Mensch zu erfüllen glaubte, die Gefahr nicht, oder verachtete sie wenigstens im Gefühle seines Rechts. Er legte dieses Amt am 10. April 1816, nachdem die Spuren des Krieges vertilgt und alles wieder in Ordnung gebracht war, demnach sein Nachfolger sich einer ruhigen Amtsführung zu erfreuen hatte, freiwillig nieder, um seine alten Tage in Ruhe dahin schwinden zu lassen. Am 3. September 1782 hatte er sich mit seiner noch jetzt ihrem Hauswesen wirthlich vorstehenden Gattin, Johanna Dorothea, geb. Prentzel, der Tochter des Kaufmanns und Kirchenvorstehers Prentzel zu Bautzen, verheirathet und erzeugte mit ihr, außer einer bereits am 19. Dec. 1783 verstorbenen Tochter; zwei jetzt noch lebende Kinder, einen Sohn, Carl Gottlieb von Hartmann auf Döbra, Director der Generalcommission für Ablösungen und Gemeinheitstheilungen zu Dresden und eine Tochter, Johanne Charlotte, verehelichte Hauptmann von Linnenfeld zu Mitteloderwitz bei Herrnhuth, aus deren Ehen unser v. H. noch hoffnungsvolle Enkel erblühen sah. Bei vorherrschender Neigung für die Jurisprudenz, einer umfassenden Casualität, genauer Kenntniß der Verfassung und reicher Erfahrung, interessirte er sich noch in seinen letzten Jahren besonders für die Praxis und schwierige Rechtshändel, sowie er auch mehrere sehr wichtige und verwickelte Lehnprozesse geführt und gewonnen hat. Am 20. März 1827 beging v. H. sein Advocatenjubiläum und es beglückwünschten ihn daher die sämmtlichen dortigen Advocaten als ihren ehrwürdigen Veteran in einem von dem Jubilar sehr freundlich aufgenommenen Gedichte. Als er nun 5 Jahre später, den 3. Sept. 1832, auch sein Ehejubiläum im Kreise der

ein bleibendes, ehrendes Denkmal gesetzt hat und so lebt in seinen Werken sein Name fort.

Bamberg. G. Thiem.

* 111. Jakob Wilhelm Lilie,

Doctor der Medicin u. Chirurgie u. Arzt im holsteinischen Flecken Preetz;

geb. d. 10. Sept. 1796, gestorben am 16. April 1835.

Lilie wurde zu Altona geboren, wo sein 1817 verstorbener, in der Gelehrtenwelt als Philolog nicht unbekannter Vater, der D. der Philosophie Ernst Gottfr. Lilie, als Subrector am akademischen Gymnasium stand. Auf dieser Anstalt erhielt auch er seine gelehrte Bildung und bezog sodann die Universität Kiel, um sich den medicinischen und chirurgischen Wissenschaften zu widmen. Im J. 1820 ward er Doctor und begab sich dann nach dem in der Nähe von Kiel gelegenen Flecken Preetz, wo sein Vater geboren und sein Großvater Prediger gewesen war, um hier als Arzt der leidenden Menschheit Hülfe zu bringen. Aber er selbst war von Jugend an schwächlich, was ihn hinderte, eine ausgebreitete Praxis zu erlangen, wenn man gleich seinen gediegenen Kenntnissen alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er hat daher auch kein hohes Alter erreicht, sondern nicht einmal das 39. Lebensjahr vollendet. Er starb am oben genannten Tage nach kurzem Krankenlager, in Folge einer Luftröhrenschwindsucht. Seine ihn betrauernde Wittwe ist Erna, geb. von Jessen. Kinder und Vermögen hat er nicht nachgelassen. — Er schrieb: Diss. inaug. sistens adumbrationem trismi. Kiliae 1820.

Itzehoe. H. Schröder.

* 112. Johann Aug. Alexander Rost,

großherzogl. Weimarischer Kammerrevisor zu Weimar;

geb. d. 18. Mai 1787, gest. am 17. April 1835.

Er war der Sohn des als Verfasser mehrerer zur damaligen Zeit gern gelesener Romane rühmlich bekannten Amtsregistrators Rost zu Weimar. Schon frühzeitig wurde der Wunsch in ihm rege, das Studium seines Vaters ergreifen zu können, welcher sich der Rechtswissenschaft gewidmet, aber trotzdem keine seinen Kenntnissen und seiner Bildung angemessene Anstellung erhalten hatte. Dies scheint hauptsächlich der Grund gewesen

lebte er unverheirathet und eingezogen, ohne Verwandte, ungekannt von der Menge, ohne Ruhm und unbeachtet in Braunschweig, bis ihn am oben genannten Tage ein nervöses Brustfieber im 82. Jahre seines Lebens hinwegraffte. Nach seinem Tode noch krönte er sein stets dem Wohlthun gewidmetes und die Armuth milderndes Leben dadurch, daß er in seinem am 30. Juli 1834 errichteten Testamente ein Kapital von 3300 Thalern zu dem Zwecke bestimmte, daß die Zinsen davon jährlich an drei der ältesten und hülflosesten Männer aus der Magni-, Martini- und Catharinengemeinde der Stadt Braunschweig und zwar aus jeder dieser Gemeinden Einem lebenslänglich gezahlt werden sollen.

* 110. Franz Reitmayer,

Stadtpfarrer zu Staffelstein im Obermainkreise Baierns;

geb. am 9. Sept. 1769 zu Mergentheim, gestorben den 13. April 1835.

Er ward zu einer Zeit zum Priester geweiht — es war am 21. Mai 1796 — als die französische Staatsumwälzung alles Positive in Kirche und Staat anfeindete. Die Lage eines katholischen Geistlichen war gerade nicht am erfreulichsten. R. ward zum Kaplan in Nürnberg ernannt und da war es, wo er mit seinem Collegen, dem verstorbenen Definitor und Stadtpfarrer Kugel *), mit rastloser Thätigkeit die Spitäler besuchte, um die kranken und verwundeten Krieger zu trösten und zu stärken. Nicht fürchtete er sich vor Ansteckung, nicht ließ er sich durch die vielen Beschwerden und Mühseligkeiten davon abhalten. Dafür ward ihm das Bewußtsein, edel gehandelt zu haben, die Achtung aller Patrioten und besonders die Huld seines Königs, Maximilians von Baiern **), der ihn zum Mitgliede des Civilverdienstordens der baierischen Krone ernannte; sein College erhielt dagegen die Stadtpfarrei Nürnberg. Nachdem der Dechant Volk und der Pfarrer Geier freiwillig resignirt hatten, ernannte ihn die königl. Regierung zum Distriktsschulinspector. Auf eine würdige Weise verwendete er sein Vermögen; dem Bürgerspitale seiner Geburtsstadt Mergentheim legirte er 4000 fl. und für die Armen zu Staffelstein 150 fl., womit er sich

*) S. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 1234.

**) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 3. Jahrg. S. 968.

ein bleibendes, ehrendes Denkmal gesetzt hat und so lebt in seinen Werken sein Name fort.

Bamberg. G. Thiem.

* 111. Jakob Wilhelm Lilie,

Doctor der Medicin u. Chirurgie u. Arzt im holsteinischen Flecken Preetz;

geb. d. 10. Sept. 1796, gestorben am 16. April 1835.

Lilie wurde zu Altona geboren, wo sein 1817 verstorbener, in der Gelehrtenwelt als Philolog nicht unbekannter Vater, der D. der Philosophie Ernst Gottfr. Lilie, als Subrector am akademischen Gymnasium stand. Auf dieser Anstalt erhielt auch er seine gelehrte Bildung und bezog sodann die Universität Kiel, um sich den medicinischen und chirurgischen Wissenschaften zu widmen. Im J. 1820 ward er Doctor und begab sich dann nach dem in der Nähe von Kiel gelegenen Flecken Preetz, wo sein Vater geboren und sein Großvater Prediger gewesen war, um hier als Arzt der leidenden Menschheit Hülfe zu bringen. Aber er selbst war von Jugend an schwächlich, was ihn hinderte, eine ausgebreitete Praxis zu erlangen, wenn man gleich seinen gediegenen Kenntnissen alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er hat daher auch kein hohes Alter erreicht, sondern nicht einmal das 39. Lebensjahr vollendet. Er starb am oben genannten Tage nach kurzem Krankenlager, in Folge einer Luftröhrenschwindsucht. Seine ihn betrauernde Wittwe ist Erna, geb. von Jessen. Kinder und Vermögen hat er nicht nachgelassen. — Er schrieb: Diss. inaug. sistens adumbrationem trismi. Kiliae 1820.

Itzehoe. H. Schröder.

* 112. Johann Aug. Alexander Rost,

großherzogl. Weimarischer Kammerrevisor zu Weimar;

geb. d. 13. Mai 1787, gest. am 17. April 1835.

Er war der Sohn des als Verfasser mehrerer zur damaligen Zeit gern gelesener Romane rühmlich bekannten Amtsregistrators Rost zu Weimar. Schon frühzeitig wurde der Wunsch in ihm rege, das Studium seines Vaters ergreifen zu können, welcher sich der Rechtswissenschaft gewidmet, aber trotzdem keine seinen Kenntnissen und seiner Bildung angemessene Anstellung erhalten hatte. Dies scheint hauptsächlich der Grund gewesen

zu sein, warum er nicht in die Pläne seines Sohnes einging und dieser vom Gymnasium abgehen mußte, um auf großherzogl. Kammer zu Weimar bei einem Verwandten, dem Obersteuerverwalter Prätorius, einem alten Manne, der mit Freuden den bescheidenen und frühgereiften Jüngling zum Gehülfen annahm, einzutreten. Hier erwarb er sich in einigen Wochen schon in dem Maße das Zutrauen seines Vorgesetzten, daß dieser ihn für zuverlässig und geschickt genug hielt, die Leitung des Ganzen zu übernehmen und seit dieser Zeit sehr selten und nur auf Augenblicke in der Expedition erschien. So hatte der kaum 18jährige Jüngling diese bedeutenden Kassen ganz allein zu verwalten. In dieser Zeit war sein Vater so unglücklich, den grauen Staar zu bekommen. Lange dauerte es, ehe eine Operation zulässig war und er durfte noch lange Zeit nach glücklicher Vollendung derselben, um seine Augen zu schonen, nichts lesen und schreiben. Da mußte der junge Rost, weil er bis zum späten Abend auf der Expedition beschäftigt war, ermüdet von den Beschwerden des Tages, die Nächte auf die Führung der Amtsgeschäfte seines Vaters, unter Leitung desselben, verwenden und konnte daher, mit so vielen Arbeiten überhäuft, in den schönsten Jahren des Lebens kaum der nöthigen Ruhe genießen, wie viel weniger sich eine Erholung gestatten. Hierzu mochte noch die wegen der starken Kassen außerordentliche Verantwortlichkeit kommen, welche eine stete Aengstlichkeit und Vorsicht in ihm rege erhielt, kurz, er eignete sich zwar jene Selbstständigkeit und Gewissenhaftigkeit an, die ihn charakterisirte, nahm aber dafür einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alle Kassenstellen in sich auf, wodurch er verleitet wurde, in der Folgezeit manches vortheilhafte Anerbieten auszuschlagen. Nach dem Tode seines Verwandten kam er, erlöst von diesem schwierigen Geschäft, in die Revision der Kammer. Einige Jahre später, im Jahr 1811, wurde er, weil der Rechnungsführer in Untersuchung war, mit dem Auftrage nach Jena geschickt, die dortigen academischen Kassen zu administriren. Dabei hatte er die Aufsicht über eine große Weinkellerei und Bierbrauerei, ein Umstand, der ihn später einmal bei den Kriegsunruhen in Lebensgefahr versetzte. Die Stelle eines academischen Rentbeamten wurde ihm mehrfach von den Behörden angetragen, allein er zog es vor, in den Staatsdienst nach Weimar zurückzukehren, behielt jedoch

bis an seinen Tod die Revision der academischen Kassen bei. Rost war nicht allein im cameralistischen Fache, sondern auch im Uebrigen ein wissenschaftlich gebildeter Mann. Seine Kenntnisse in Botanik, Geschichte und Geographie waren anerkannt, die beiden letzteren Gegenstände besonders hätte er lehrend vortragen können. Daher maß man ihm hierin in Gesellschaft unbedingten Glauben bei, sein Urtheil, womit er öfters aufgefordert wurde, entschied jeden Streit. Sich zum Richter oder Sprecher aufzudrängen, dazu war er zu anspruchslos, sich in heftige Discussionen einzulassen, zu wenig zum Streiten geneigt. Doch beharrte er fest bei dem, was er einmal ausgesprochen hatte, weil er nichts sagte, ohne es vorher überlegt zu haben. Auch im Uebrigen gab er sich stets so, wie er war; seine ausgesprochene Meinung über irgend eine Sache war seine feste, innige Ueberzeugung. Er war sanft und friedliebend. Wenn ihn jemand beleidigte, fuhr er nicht auf, oder ließ sich in Wortwechsel ein: er wird schon morgen einsehen, daß er Unrecht hat, meinte er und schwieg, ohne Groll im Herzen und sogleich zur Versöhnung bereit. Daher kam es, daß er keinen Feind hatte, daß niemand war, der ihm Böses gewünscht, der ihn nicht betrauert hätte. Er war kein Freund rauschender Vergnügungsorte, gern wandelte er hinaus in den Wald und die Felder, besonders in Begleitung seiner Familie, ergötzte sich an dem thätigen Leben in demselben, an dem Segen des Landes und träumte dort oft von einem idyllischen Aufenthalte, wo er still und in Muße sein Leben beschließen könnte. Die Achtung seiner Vorgesetzten, welche seine Verdienste anerkannten, die herzliche Anhänglichkeit seiner Freunde und vor allem die innige Liebe seiner Gattin und seiner beiden Söhne, die er mit ächter Vaterliebe umfaßte und an deren Ausbildung er Alles setzte, waren seine schönste Belohnung. Seine zwanzigjährige Ehe war eine glückliche, nur durch seine dreijährigen Leiden an einem von Gicht herrührenden, unheilbaren Knieübel getrübt, das er sich wahrscheinlich durch seine von Jugend auf anstrengenden Arbeiten zugezogen hatte, weil die gewissenhafte Erfüllung seiner Pflicht ihn niemals an sich selbst denken ließ.

Weimar. Fr. A. Reimann.

* 113. Wilhelm Adolph Gulitz,

Gerichtshalter zu Bautzen;

geb. am 8. Juni 1808, gestorben den 18. April 1835.

In Marienthal in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater zu jener Zeit Justizbeamter war, verflossen ihm seine ersten Jugendjahre in gewöhnlicher Einförmigkeit. Nachdem er auf den Gymnasien zu Bautzen und Dresden die nöthige Vorbildung erhalten hatte, um zu den Universitätswissenschaften übergehen zu können, bezog er zu Ostern 1829 die Universität Leipzig, um sich den Rechtsstudien zu widmen und verblieb daselbst bis zum Jahr 1832, wo er nach ehrenvoll bestandenem Examen im Juli d. J. zu seinen damals nach Dresden versetzten Eltern zurückkehrte. Schon im September desselben Jahres hatte er das Glück, von dem Domstift St. Peter in Bautzen die Vergünstigung zu erlangen, das für die Rechtscandidaten gesetzlich vorgeschriebene juristische Uebungsjahr in der zur Administration der Justiz für den dahin gehörigen, zu den umfassendsten in der Provinz zu zählenden Gerichtssprengel organisirten domstiftlichen Justizkanzlei zu bestehen. — Sowohl von Seiten des Domstifts sich eines vielfältig ausgebreiteten ununterbrochenen Wohlwollens, als auch der lebhaftesten Theilnahme und Mitwirkung hinsichtlich seiner praktischen Ausbildung im juristischen Geschäftsgange erfreuend, genoß er auch die Gunst hoher Gönner, so wie den ihm sehr schätzbar gewordenen Zutritt in mehrere der angesehensten Familien und gesellschaftliche Zirkel und auch die fortdauernde Liebe seiner jugendlichen Freunde. Seine Gewandtheit im Umgange, munterer Witz und stete Bereitwilligkeit, nach Kräften gefällig zu sein, waren Eigenschaften, die ihn überall angenehm machten und ein freundliches Entgegenkommen zur Folge hatten. Sein biederer, ehrlicher Sinn und seine gesunde, mit Leichtigkeit im Auffassen verbundene Urtheilskraft erwarben ihm allseitiges Vertrauen, dessen er sowohl von Seiten seiner Freunde, als auch seiner Vorgesetzten in vollem Maße genoß, so daß er noch während seines Uebungsjahres außer den ihm angewiesenen Arbeiten in der Kanzlei, zum Ordnen im innern domstiftlichen Archive gebraucht und hierzu in Pflicht genommen wurde. Die Probearbeiten, welche er nach Ablauf des Uebungsjahres zur Erlangung der juristischen Praxis bei der kö-

niglichen Oberamtsregierung, als damaligen obersten Behörde der Oberlausitz, eingegeben hatte, erhielten von derselben die mit ausgezeichnetem Beifall begleitete Approbation, wodurch sowohl sein Muth, als auch die Theilnahme seiner vorzüglichsten Gönner sich so sehr vermehrte, daß ihm der Weg gebahnt wurde, ohne seine Reception in die Zahl der Advocaten zu erwarten, in Berufsthätigkeit zu treten; eigentlich würde ihn, dazu zu gelangen, der eingeführten Ordnung nach erst später die Reihe getroffen haben. Zu großer Freude gereichte es ihm, daß ihm gleich beim Beginn seiner öffentlichen Laufbahn zwei Gerichtsdirectionen anvertraut wurden, doch war ihm nicht bestimmt, diese Freude lange zu genießen. Ein früher schon empfundenes bedeutendes Unwohlsein bemächtigte sich seiner wiederholt; dennoch strebte er, noch nicht bettlägerig, seinem Charakter treu, mit Eifer die Pflichten, die er übernommen hatte, zu erfüllen und hier nahm ein Kriminalfall, — ein verabredeter und vollbrachter Mord — seine angestrengteste richterliche Thätigkeit in Anspruch. Nur den Weg seiner Pflicht vor Augen habend, nahm er im Verfolgen desselben auf seinen mißlichen Gesundheitszustand nicht die mindeste Rücksicht, wodurch sich jedoch sein Unwohlsein verschlimmerte und er sich gegen Ende des Monats März 1835 legen mußte und ungeachtet alles redlichen ärztlichen Beistandes nach vierwöchentlichem Krankenlager im 27. Jahr seines Alters auf dem Domstifte zu Bautzen starb In ihm ging ein kenntnißreicher und höchst rechtschaffener Jurist verloren, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte und in dem der Bedrückte jederzeit den wahren Rechtsbeistand fand und gefunden haben würde.

Dresden. August Matthaey,

* 114. Thüsing,

königl. preuß. Landrath zu Arnsberg;

geb. d. 23. April 1782, gest. am 18. April 1835.

Er erblickte zu Brenschede das Licht der Welt. Von der Universität zurückgekommen, ward er 1805 Hofgerichtsadvocat zu Arnsberg und später zugleich Justitiar in Meschede, Patrimonialrichter zu Lehnhausen und Bergrichter zu Eslohe. Bei der Organisation der preußischen Verwaltung im Jahr 1817 ward er Landrath. Er löste hier die schwere Aufgabe, zugleich Organ der

Staatsgewalt und Vertreter seines Kreises zu sein. Humanität und Liberalität waren der leitende Grundsatz seiner Verwaltung, die sich ohne das Rädergerassel eines todten Mechanismus ruhig, aber erfolgreich bewegte. Vertrauen kam ihm entgegen und er bewies es. Von der ersten Entstehung des westphälischen Provinziallandtags an war er Mitglied desselben, als Landbesitzer gewählt von den Landgemeinen seines und des benachbarten Kreises Meschede. Selbst als im J. 1832 die Reihe am Kreise Meschede war, daß aus ihm der Landstand gewählt werden mußte, verzichtete dieser freiwillig auf dies Recht und wählte den Bewährten wieder. Er bewieß auf dem Landtage, daß man nicht nothwendig sich mit der Scholle unmittelbar beschäftigt haben müsse, um die Interessen des Landmanns zu vertreten und war ein beständiger Vertheidiger der guten Sache, welche da ist die Vereinigung des gemeinen Besten und der Interessen der Regierung und des Volks. Der Verewigte liebte die Wissenschaft von Jugend an. Er war ein mächtiger Anhaltpunkt mancher literarischen Bestrebungen. Sie ward ihm auch praktisch; er fand in ihr auch die Prinzipien der Verwaltung; z. B. gaben ihm seine Kenntnisse der Finanzgeschichte des Mittelalters die Fähigkeit, das alte Steuerwesen des preußischen Landes richtig zu erkennen und zur endlichen Aufhebung veralteter steuerartigen Gefälle beizutragen. — Am oben genannten Tage starb er unerwartet zu Brenschede an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde. Die Wittwe und 6 Kinder, worunter drei unmündige, beweinen den Tod des besten Gatten und des liebevollsten Vaters. Groß war die Trauer im ganzen Kreise.

Arendt.

* 115. Carl Freiherr von Linsingen,

Major und Commandeur des ehemal. Inf. Reg. v. Tschammer, zu Köthen;

geb. am 11. Febr. 1750, gest. den 20. April 1835.

v. Linsingen, aus dem Hause Birkefelde bei Heiligenstadt auf dem Eichsfelde, wurde zu Nordheim im damaligen Kur-Hannöverschen, wo sein Vater Hauptmann der Infanterie war, geboren. Nach dem Tode des Vaters, 1756, zog seine Mutter, eine geborne von Hopp, mit den übrigen damals noch lebenden vier Ge-

schwistern nach Osterode im Hannoverschen, wo unser v. L. die dortige Schule bis zum 16. Jahr besuchte und 1765 als Gefreiter beim damaligen königl. preußischen Infanterieregiment von Stojenthien (zuletzt von Tschammer) in Stendal angestellt wurde. Nach einigen Jahren avancirte er zum Fähnrich, dann zum Secondelieutenant und 1778, wo das Regiment, damals von Knobelsdorf mit dem Corps des Prinzen Heinrich nach Böhmen marschirte, zum Premierlieutenant. 1786 verheirathete er sich mit einer gebornen von Emminghaus zu Stendal. — 1787 marschirte von L. mit dem Regiment nach Holland zur Unterdrückung der dort ausgebrochenen Unruhen, avancirte 1789 zum Stabscapitän, 1790 beim Marsch nach Schlesien zum Compagniechef und ging 1792 mit dem Regiment nach dem Niederrhein zum Corps des Herzogs von Braunschweig-Oels. Nachdem der Feind von den dortigen Ufern der Maaß verdrängt worden war, verließ der Herzog die Armee und das Regiment stand nun beim Corps seines würdigen Chefs von Knobelsdorf, mit welchem es Holland vom Feinde befreien half und in den Niederlanden und französisch Flandern, der Armee des Prinzen von Sachsen-Coburg zugesellt, die ruhmvollen Ereignisse dieser Armee theilte. 1793 marschirte das Regiment zur preußischen Armee nach dem Elsaß, wo es bei der dreitägigen Schlacht von Kaiserslautern sich den Beifall seines Feldherrn, des regierenden Herzogs von Braunschweig, erwarb. Bei allen Kriegsereignissen zeichnete sich der Verstorbene durch rastlosen Diensteifer und Muth aus und entfaltete ihn im J. 1794, wo das Regiment in die Gegend von Pirmasens beordert wurde, bei einer Attaque auf dem Marsche dorthin so glänzend, daß er den Orden pour le mérite erhielt. Nachdem das Regiment im folgenden Jahr durch Hessen und Westphalen in seine Garnison zurückgekehrt war, mußte dasselbe 1796 sich nach der Demarcationslinie am Niederrhein begeben. Dort verweilte es beim Wechsel der Kantonirungen von der Weser bis zum Rhein bis 1801, wo es abermals in seine Garnison zurückging. Auf dieser Demarcationslinie ward der Verstorbene 1798 Major und Commandeur des 1., dann des 2. Bataillons, Garnison Gardelegen. 1805 wurde er Commandeur des Regiments und blieb es bis 1806. Im erstgenannten Jahr marschirte das Regiment zur Armee, mit der es einige Zeit in Gotha stand und kehrte, da in diesem Jahr der Krieg gegen

Frankreich nicht zum Ausbruch kam, auf kurze Zeit in seine Garnison wieder zurück. 1806 ward es zur Besetzung des Lauenburgischen, was die Schweden verließen, beordert, von wo es zur großen Armee abging und bei der Bataille von Jena und Auerstädt das Werra-Thal bei Bach besetzt hielt. Von hier aus marschirte das Regiment über Mühlhausen, Heiligenstadt, Wolfenbüttel, berührte seine Garnisonen, ging bei Sandau über die Elbe und durch die Priegnitz. Im Mecklenburgischen, so wie früher beim Uebergang über die Elbe, hatte es fortwährend Gefechte mit dem Feinde und erreichte nach einem bedeutenden Verlust an Mannschaft Lübeck, wo es unter seinem Führer, unserm L., das Mühlenthor und den Wall daneben, der ohne Brustwehr war, am 6. November tapfer vertheidigte, sich aber, nachdem es von allen Seiten vom Feinde umringt war und nirgends mehr Rettung sah, mit den Waffen in der Hand zu Kriegsgefangenen ergeben mußte und so sein ruhmvolles militärisches Dasein für immer endete. Des weitern Transports in die Gefangenschaft mit erwirkter Erlaubniß in Berlin entlassen, verlebte L. die darauf folgende unglückliche Zeit in Burg, Potsdam und Anhalt. 1814, wo Preußens, wo Deutschlands Schmach endete, ward er, nachdem ihm eine erbetene Anstellung bei der Armee nicht ertheilt wurde, bis zum Frieden als Militärcommandant in Jerichow an der Elbe und dann in Stendal angestellt. Auf Pension gesetzt, verlebte er hierauf seine Tage in Aken und seit 1832 in Köthen, wo er am oben genannten Tage sein ruhmvolles Leben im 86. Jahr, noch kräftig und gesund, geschätzt von Freunden und Bekannten, nach einer kurzen Krankheit endete. — Ihn beweinen die Wittwe, ein Sohn, eine Tochter, zwei Schwiegerkinder und zehn Enkel. —

116. Joh. Friedr. Ferdinand Schumann,

Rentier zu Berlin;

geb. im J. ...., gest. den 20. April 1835 *).

Der Verstorbene war für die Stadt Berlin ein höchst merkwürdiger Mann und es verdienen daher einige nähere Umstände seines Lebens hier erwähnt zu werden. Sch. war keineswegs der Nachfolger eines rei-

*) Berl. Nachrichten. 1835.

chen Vaters, sondern vielmehr ein Mann, der von seiner frühesten Jugend an genöthigt war, seine Existenz selbst zu sichern. Daß ein solches Leben den Geist des Menschen erfinderisch macht, ist eine natürliche Folge. In den schweren Zeiten des Kriegs, nachdem derselbe das Seifensiedergeschäft aufgegeben, übernahm er kleine Lieferungen an Lebensmitteln für die durchmarschirenden Truppen; hiervon ein kleines Kapital ersparend, schaffte er sich durch das Fuhrwerk mit einer Landkutsche zwischen Berlin und Potsdam den fernern Unterhalt; sodann legte er in Berlin einen Gasthof dritten Ranges an. Die nach dem letzten Kriege sich findende Bauwuth gab seinem Speculationsgeiste neue Nahrung; Häuser ankaufen, dieselben ausbauen und mit Profit schnell wieder verkaufen, betrieb er mit einem solchen Glück, daß er gewiß mit der Zeit Besitzer von mindestens 100 Häusern gewesen ist. Mit dem Steigen seines Verdienstes stiegen auch seine Projekte. Eine neue sehr günstige Gelegenheit bot sich dadurch dar, daß Sch. auf dem Schiffbauerdamm an der Marschallsbrücke das Ephraimsche Grundstück kaufte, auf der dabei befindlichen großen Wiese Straßen anlegte, alles zum Verkauf wieder parcellirte und hierdurch der Gründer der neuen Friedrich-Wilhelmsstadt wurde, welche von 30 — 40,000 Seelen bewohnt werden kann. Eine nach ihm genannte Straße ist ein Denkmal des Verstorbenen. Nachdem Sch. im Magdeburgischen ein großes Rittergut gekauft hatte, legte er noch eine Gesundheitsgeschirrfabrik an, um den dortigen Thon zu benutzen. Nach einem dreiwöchentlichen Krankenlager machte der Tod dem rastlosen Leben dieses Mannes ein Ende.

* 117. Carl Andreas Heinrich Stäcker,

herzogl. braunschweig. Kreissecretär zu Gandersheim;

geb. im J. 178 ., gest. den 20. Apr. 1835.

Er war zu Helmstedt geboren, wo sein Vater das Handwerk eines Bürstenmachers betrieb. Schon in früher Jugend zeigte sich bei ihm große Lust zur Musik, weshalb ihn seine Eltern, welche dereinst einen tüchtigen Musiklehrer in ihm zu sehen wünschten, nach Braunschweig schickten, da in seiner Vaterstadt sich ihm keine Gelegenheit zur weitern Ausbildung darbot. In Braunschweig trat er in das damals bestehende Singchor ein, in welchem er es durch Fleiß und Anstrengung nach und

nach zum Präfekten brachte. Allein beim Eintritt der westphälischen Regierungsperiode trübte sich die Aussicht in seine Zukunft sehr und er zog daher, als ihm durch seine Gönner der Antrag gemacht wurde, als Büreauschreiber in den Staatsdienst zu treten, die wenn gleich anfangs nicht glänzende, doch gewisse Anstellung einem ungewissen Erwerbszweige vor. In seiner neuen Stellung erwarb er sich durch gefälliges einnehmendes Wesen bald die Zuneigung seiner Obern in stets höherem Grade und stieg dadurch stets mehr und mehr, so daß er beim Aufhören der westphälischen Regierung Unterpräfectursecretär in Braunschweig war. Nach Wiederherstellung der angestammten Regierung ward er am 18. Januar 1814 zum Polizeicommissär in der Stadt Braunschweig ernannt, welches Amt er am 1. Februar desselben Jahrs antrat. In dieser Stellung blieb er, bis er bei der neuen Organisation der Verwaltungsbehörden des Herzogthums Braunschweig, welche mit dem 1. Januar 1833 ihren Anfang nahm, unter dem 16. December 1832 zum Kreissecretär der Kreisdirection in Gandersheim ernannt wurde. Ungern schied er von Braunschweig, da er, verwöhnt durch den Aufenthalt in der geräuschvollen Residenz, in dem stillen Städtchen ohne Freunde und Bekannte nicht heimisch werden zu können glaubte. Doch er irrte sich; bald fühlte er sich auch in seinem neuen Wirkungskreise behaglich, wozu die Liebe, mit welcher er an seinem neuen Wohnorte empfangen wurde, nicht wenig beitrug. Plötzlich machte ein Schlagfluß am oben genannten Tage seinem Leben ein Ende. — In allen Verhältnissen bewährte er den von der Natur ihm eingepflanzten Sinn für Musik, welche er stets mit großer Lust betrieb. Nicht ohne Glück versuchte er sich auch in der Composition und seine Gesangstücke, unter welchen besonders Neuffers Hymne Urania obenan steht, fanden allgemeinen Beifall. Längere Zeit leitete er auch in Braunschweig einen Privatgesangverein, wodurch er nicht wenig zur Verbreitung des musikalischen Sinnes in dieser Stadt beitrug. — Zweimal war er verheirathet. Seine zweite Gattin, welche ihn überlebt hat, betrauert ihren Gatten mit einer jungen Tochter. Sein einziger Sohn erster Ehe steht in braunschweigischen Militärdiensten.

* 118. Heinrich Bernhard Röhrs,

Kaufmann und Senator in Hannover;

geboren den 10. August 1776, gestorben den 21. April 1835.

Er war zu Bruchhausen in der Grafschaft Hoya geboren, woselbst sein Vater, der als Hauptmann im siebenjährigen Kriege nicht unrühmlich gefochten hatte, zurückgezogen lebte. Noch ehe der strenge, biedere Mann die Erziehung des Knaben vollendet hatte, starb er und der Sohn wurde von seinem mütterlichen Oheim, dem Archidiaconus Thörl in Celle mit Liebe erzogen und mit Sorgfalt gebildet. Obwohl das Studium der alten und neuen Sprachen dem Zögling des Archidiaconus viel Lob und Auszeichnung erwarb, so erwählte er sich doch nicht den Beruf des Gelehrten, wie sein Oheim es wünschte; sein reger, lebendiger Sinn ließ ihn den Stand des Kaufmannes vorziehen. In großen und weithandelnden Comptoirs, auf seinen mehrjährigen Reisen durch Deutschland, erwarb er sich nicht nur eine weit umfassende und gründliche Kenntniß der verschiedensten Handelsbranchen, sondern namentlich eine tiefe Einsicht in die europäischen Handelsverhältnisse überhaupt, so daß, als nach der Restauration in Deutschland ein neues Leben auch auf diesem Felde erblühte, sein Eigenhandel weit und breit hin sich erstreckte. Mit seinem Wollgeschäft, welches er aus Deutschland nach Frankreich, den Niederlanden und England trieb, setzte er eine Tuchhandlung in Verbindung, welche im Laufe der Jahre sich dergestalt hob, daß er mehrere bedeutende einheimische und auswärtige Fabriken beschäftigen und seine Waare selbst nach Westindien hin verführen konnte. Leicht dürfte es den Schein gewinnen, als sei die Thätigkeit des Verstorbenen eine sehr eigennützige gewesen — indeß, nicht zu erwähnen, daß er an 20 Familien durch täglichen Erwerb ernährte, daß er Vieler Vermögen und Güter uneigennützig verwaltete, — so hatte die vereinigte Bürgerschaft von Hannover den freien, freimüthigen Mann zum Vertreter ihrer Rechte und Freiheiten erwählt und nachdem er an 4 Jahre mit Muth und Energie dies Amt verwaltet hatte, erwählte ihn der Magistrat jener Stadt (1825) zum Senator. Dem umsichtigen und gediegenen Geschäftsmann übergab man zunächst die Ordnung und Leitung der städtischen Finanzen. Wie er durch Um-

licht, durch Ordnung, durch Benutzung des Augenblicks, durch Redlichkeit und Treue das Vermögen der Stadt sicher gestellt und vermehrt hat — das ist in die Jahrbücher der hannover. Geschichte und in die dankbaren Herzen seiner Collegen und seiner Mitbürger mit unverlöschlichen Zügen gezeichnet. — Während so das Vaterland stolz auf ihn war wie auf seinen treusten Sohn, während seine Mitbürger ihn ehrten wie einen umsichtigen Vater, während die Klugen und Einsichtsvollen sein Urtheil beherzigten, während die Gebildeten einen engen Kreis um ihn schlossen — bewahrte er selbst im bescheidenen freundlichen Sinn an seinem häuslichen Altar das heilige Feuer der Liebe und Treue. — Die Büste des Verstorbenen wurde von dem Hofbildhauer Wessel zu Hannover verfertigt.

* 119. Johann Arnold Lauw,

großherzogl. oldenburg. Kirchenrath u. Pastor zu Strückhausen; geb. im Oct. 1754, gestorben am 22. April 1835.

Er wurde am 21. Oct. 1754 getauft, ist also wahrscheinlich wenig Tage vorher geboren, da man damals die Kinder nicht lange ungetauft ließ, den Geburtstag derselben aber nicht ins Kirchenbuch einzutragen pflegte. Seinen Vater Anton L., Landmann zu Blexen im Butjadingerlande und seine Mutter, Uebke Christine von Essen, verlor er schon in frühester Kindheit und es ist unbekannt, welche Umstände seine Vormünder veranlaßten, ihn mit obervormundschaftlicher Genehmigung dem Gelehrtenstande zu widmen. Schon mit dem 10. Jahre wurde er auf die lateinische Schule zu Oldenburg geschickt, wo er sich für die Hochschule vorbereitete und mit dem Entschlusse, sich dem Predigtamte zu widmen, Michaelis 1773 auf die Universität Göttingen zog. Nachdem er im J. 1776 seine theologischen Studien beendigt hatte, kehrte er ins Vaterland zurück und wurde schon 1777 zum Prediger an der Schloßkapelle zu Neuenburg ernannt, wo er Gelegenheit fand, zum eigentlichen Predigtamte sich vorzubereiten, da mit dieser Stelle keine Gemeinde verbunden ist. Dieses wurde ihm 1783 zu Theil, indem er zum Pastor in Apen ernannt wurde und am 23. Nov., dem Tage seiner feierlichen Einführung in dieses Amt, schloß er auch den Bund der Ehe mit seiner langjährigen Lebensgefährtin Charlotte Elisabeth Hedwig, der zweiten Tochter des Justizraths und

Landgerichtsassessors Schwades zu Neuenburg. Im J. 1791 wurde er als Pastor nach Bardenfleth versetzt, wo seine sonst feste Gesundheit sehr litt und er mehrere Jahre kränkelte. Als er daher am 22. September 1799 als Pastor zu Strückhausen eingeführt wurde, bedurfte er der Fassung des Apostels Paulus, welcher (2. Cor. 4, 8.) sagte: „Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.“ Aber im Vertrauen auf Gott ermuthigt, trat er sein Amt getrost an und die Liebe zu Gott stärkte ihn, daß er unter mancherlei traurigen Schicksalen das seltene Glück eines hohen und heitern Alters erlebte. — Als eine wohlthätig beglückende Fügung der göttlichen Vorsehung erkannte er es besonders an, daß er bei seiner neuen Gemeinde wiederfand, was er an den Orten seines frühern Aufenthalts in seinen bisherigen Amts- und Berufsverhältnissen genossen hatte, denn er erfreute sich nicht nur einer freundlichen Aufnahme, sondern erwarb auch in der Folge sich die völlige Liebe und das ganze Zutrauen seiner Gemeinde. Nicht leicht würde aber auch ein Prediger mehr dazu geeignet gewesen sein, als er, da er mit einem würdevollen Aeußern eine ungetrübte Heiterkeit und Freundlichkeit verband und ohne sein Amt und seine Stellung zu vergessen, es verstand, mit den Mitgliedern seiner Gemeinde in anständiger Geselligkeit zu leben. Diese auf einem festen Gottvertrauen gegründete muthige Heiterkeit zeigte er besonders, als im Jahr 1812 bei dem Brande seines Hauses, nebst fast seiner ganzen Habe, er beinahe auch Gesundheit und Leben verloren hätte. Nächst Gott verdankte er die Wiederherstellung seiner Gesundheit aber besonders dem damaligen Provinzialchirurgus Heeder in Ovelgönne, der ihn, den vom Brande sehr Beschädigten, zu sich ins Haus nahm, ihn pflegte und heilte. Ihrer bedurfte er aber auch besonders, so wie der Kraft, die von Oben kommt, als nach seiner Wiederherstellung er seiner ausgedehnten Gemeinde Jahre lang von Ovelgönne aus vorstehen mußte, weil der Druck der französischen Occupation sie an dem Wiederaufbau der abgebrannten Pfarrwohnung hinderte. So konnte es denn mit Hülfe der Zuneigung, Liebe und Güte seiner Gemeinde und vieler andern Freunde, mit denen er in Verbindung gekommen war, ihm gelingen, die seltene Feier seines Amtsjubiläums zu erleben, noch seltener, da ihm das Glück zu Theil ward, die goldene Hochzeitsfeier da-

mit verbinden zu können. Diese Feier fand am 25. November 1833 statt. Unter dem Geläute der Glocken wurde das Jubelpaar unter Vortritt des die Geschäfte des General-Superintendenten wahrnehmenden Pastors Roth aus Oldenburg und begleitet von 19 Predigern und den nächsten Verwandten feierlich in die festlich geschmückte Kirche geleitet, wo es mit Musik und Gesang empfangen wurde. Seine Jubelpredigt hielt er mit Kraft und Lebendigkeit, wenn gleich mit nicht zu verkennender Rührung. Dann nahm er Platz vor dem Altar, wo der Pastor Roth die Einweihungsrede hielt und dann ihm das Glückwünschungsschreiben des Consistoriums und die Nachricht mittheilte, daß der Großherzog von Oldenburg zum Beweise der Anerkennung seiner Verdienste ihm den Titel eines Kirchenraths beigelegt habe. Darauf begann die Einweihung, der, nachdem auch die Gattin des Jubelgreises vor dem Altar Platz genommen, die erneuerte Einsegnung der Ehe folgte. Nach beendigtem Gottesdienst übergab eine Deputation der Gemeinde dem Jubelgreise ein Gespann schöner Pferde, das Ministerium des Herzogthums Oldenburg ein silbernes Theeservis und das der Herrschaften Jever und Kniphausen einen silbernen Ehrenbecher. Der Amtmann des Orts hatte das Bild des Jubelgreises in Steindruck veranstaltet und viele sinnige Geschenke wurden von nahen und entfernten Verwandten dem Jubelpaare dargebracht. — Lange überlebte dasselbe jedoch diese Feier nicht, denn schon am oben genannten Tage entschlief der Kirchenrath Lauw und seine Wittwe und treue Lebensgefährtin folgte gerade 6 Monate später, am 22. October ihm nach. — Auch im hohen Alter noch bewahrte er den Frohsinn, die Heiterkeit, die auf der langen Lebensreise, bei aller Sorge und Mühe des Lebens, bei mancherlei schweren Prüfungen harter Schicksale nie ihn verlassen hatten.

* 120. Joseph Ferdinand Stein,

großherzogl. badischer Regierungsrath zu Freiburg im Breisgau;

geb. d. 28. October 1791, gest. am 22. April 1835.

Stein wurde zu Freiburg im Breisgau geboren. Hier, in einer der reizendsten Gegenden von Süddeutschland, entwickelte sich in ihm schon sehr frühe jene Vorliebe für die freie und große Natur, welche ihm sein ganzes Leben hindurch eigen blieb. Wie er schon als

Knabe mit seinen Gespielen Tage lang auf den nahen Bergen sich herumtrieb, so sah man ihn auch noch in reifern Jahren, seine Gattin oder einen Freund an der Seite, dem Amtszimmer und den beengenden Mauern enteilen, sobald es nur seine Geschäfte zuließen. — Noch eine andere Eigenthümlichkeit brachte St. aus seinen frühesten Verhältnissen in seine reifern Jahre hinüber. Es war dieses eine feine Beobachtungsgabe für alle Zweige bürgerlicher Gewerbsthätigkeit und ein Bestreben, dieselbe von ihrem Zwange zu befreien und zu vervollkommnen. Im Kreise eines eben so fleißigen als einsichtsvollen Vaters — eines damaligen Bäckermeisters und spätern Gemeinderathes — einer für die Haushaltung unübertrefflichen Mutter und zweier gleich gestimmten Geschwister, lernte er das Gewerbsleben bis in dessen kleinstes Detail und dann wieder — während der Kriegszeiten — bis in dessen umfangreiche und weit verzweigte Speculationen kennen. Dadurch erwarb er sich hierin eine Menge von gründlichen Einsichten, nach welchen sich der bloße Büchergelehrte vergebens umsieht und welche ihn vorzugsweise zum praktischen Administrativ-Beamten befähigten. — Die geistige Entwickelung des Knaben und Jünglings ging rasch vor sich. Er besuchte mit dem besten Erfolge die verschiedenen Schulen seiner Vaterstadt und wendete sich auf der Landes-Universität daselbst zu dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, bei welchem er der Leitung und des besondern Wohlwollens berühmter Lehrer sich erfreute. Wir nennen nur in Geschichte und Naturrecht von Rotteck; in Kirchenrecht Sauter; in Kriminalrecht Duttlinger. Zugleich besuchte er mit besonderm Eifer die ästhetischen und stylistischen Vorträge des Dichters Jacobi. Gekräftigt durch mehrjährigen und vielseitigen Unterricht, trat er mit dem festen Vorsatz, auch im practischen Leben seine Studien fortzusetzen, im Jahre 1814 bei dem Landamte zu Freiburg als Rechtspraktikant ein und wurde schon im J. 1820 als Amtsassessor nach Mosbach und im J. 1822 in gleicher Eigenschaft nach Lahr versetzt. In dieser letztern Stadt war der erste Hauptzeitpunkt seiner Wirksamkeit, sowohl als Beamter wie als Schriftsteller. Nicht minder durch strenge Rechtlichkeit und Berufstreue, als durch Gewandtheit und richtigen Takt in seinen Arbeiten hatte er sich bald das Zutrauen des damaligen Oberamtmanns und nachmaligen Ministerialraths Wundt *)

*) S. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 1529.

— nach dessen Austritt St. die Geschäfte längere Zeit allein versah — so wie des ganzen Amtsdistricts erworben und mit ungetheiltem Beifalle vernahm man im Jahre [illegible] seine Ernennung zum wirklichen Amtmann daselbst. Der Handelsstand wünschte sich Glück zur Unbestechlichkeit des neuen Beamten und zur sorgfältigen Wahrung seines Credits durch denselben, der einsichtsvolle und durch Reisen mit dem Besseren im In- und Auslande vertraute Gewerbsmann fand kräftige Unterstützung und Förderung; der Landmann war der humansten Behandlung und der schleunigsten Rechtspflege sicher. Schnell und mit nicht gewöhnlichem Scharfblicke hatte St. die schwierige Aufgabe seiner Stelle durchdrungen und verwendete nun die ganze Kraft seines festen und nachhaltigen Charakters, um sie zur allgemeinen Zufriedenheit zu lösen. Aber er begnügte sich mit dieser, obgleich sehr anstrengenden Amtsthätigkeit nicht. Er wollte auch für einen größern Kreis nützlich werden und eine würdige Gabe seines Geistes und seiner Bildung auf dem Altare seines Vaterlandes niederlegen. Dieses geschah durch seine „Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr und ihrer Umgebungen, mit vorzüglicher Berücksichtigung der Handelsverhältnisse. Mit Kupfern. (Lahr 1827.)“ Schon lange hat die öffentliche Stimme über dieses Werk entschieden; es reiht sich an das Beste an, was die deutsche Literatur in Topographie und Statistik besitzt. Namentlich ist hier zum erstenmal der Haupthandel des badischen Oberlandes im Großen nach seinen Verzweigungen, Richtungen und nach seinem Ertrage gewürdigt. Was in andern Staaten durch eigene statistische Büreaus und durch Unterstützung der Regierungen zu Tage gefördert wird, hatte hier St. als Privatmann zusammengestellt und gegeben. Zwar hatte er oft bis Mitternacht und sogar noch länger gearbeitet, aber er sah durch diese Bemühungen auch ein Werk hervorgehen, welches für ähnliche Unternehmungen als Muster aufgestellt zu werden verdient. — Es konnte nicht ausbleiben, daß bei so vielseitigen und anstrengenden Arbeiten die ohnehin schwächliche Gesundheit des Verewigten öftere Störungen erlitt. War dieses der Fall, so zog er sich auf einige Zeit aus der Amtsstube in den Kreis seiner Familie zurück und erholte sich daselbst wieder unter der sorgfältigen Pflege, welche ihm von seiner Gattin zu Theil wurde und im Genusse der Vaterfreuden, welche er bei seinen Kindern fand. Schon im J.

1820, als er noch Assessor zu Mosbach war, hatte er sich mit Therese, geb. Müller zu Freiburg verehelicht und war von ihr inzwischen mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, beglückt worden. Leider wurde der Erstere schon in seinem siebenten Jahre eine Beute des Todes, während das Mädchen (Elise) hoffnungsvoll heranwuchs und noch gegenwärtig die Freude und der Stolz ihrer tiefgebeugten Mutter ist. — Eine neue Beförderung führte den erprobten Beamten im Jahre 18[illegible] als Kreisrath nach Offenburg, wo sich ihm ein lang ersehnter und für ihn ganz geeigneter Wirkungskreis eröffnete. Hatten die schweren Amtstage das fortwährende Sprechen bei denselben und der damit verbundene Verdruß St.'s Gesundheit früher zu sehr angegriffen, so wurde jetzt dieselbe in einem Collegium geschont, dessen Arbeiten größtentheils schriftlich vorgelegt und dessen Diskussionen freundschaftlich geführt wurden. Hier fand St. Gelegenheit und Muße, sich seinen Lieblingsfächern, Polizei und Statistik, ganz zu widmen und Materialien zu einer ausführlichen Statistik des Kinzig-Kreises zu sammeln; — zur ersten, welche bis dahin von einem Kreise des Großherzogthums erschienen wäre. Aber schon im J. 1832 wurde das Kreisdirectorium zu Offenburg aufgehoben und St. von da in seine Vaterstadt Freiburg als Regierungsrath befördert. — Nun waren die hauptsächlichsten Wünsche des Verewigten in Erfüllung gegangen. Das Heimweh, welches ihn oft nach der Stadt und den Bergen seiner Jugend ergriffen hatte, war gestillt; Verwandte und treue Freunde öffneten die Arme, um den Wiedergegebenen an das Herz zu drücken; zugleich ehrenvolle und angenehme Geschäfts-Verhältnisse erwarteten ihn; bei der Bürgerschaft selbst war noch der Name seines Vaters in gutem Andenken; endlich fügte es der günstige Zufall, daß mit St. zugleich der Bezirks-Baumeister Johann Voß [Sohn des berühmten Dichters *)] nach Freiburg versetzt wurde, mit dessen Familie St. und die Seinigen schon zu Offenburg das freundschaftlichste Verhältniß angeknüpft hatten. Von dieser Zeit an bis zu seinem Hinscheiden verlebte er seine schönsten Jahre im Genusse einer heitern Gegenwart und in den einladendsten Hoffnungen für die Zukunft. Er widmete, unterstützt von Gattin und Tochter, seiner Mutter — welche schon Jahre lang

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 4. Jahrg. S. 171.

als Wittwe bei ihm lebte — die liebevollste Pflege; durchstreifte wieder, wie einst als Knabe, an Freundes Hand die Thäler und Höhen, an welche sich so manche frohe Erinnerung knüpfte; genoß das volle Vertrauen seiner Vorgesetzten, die Achtung seiner Collegen und fing schon wieder an, nicht blos als Beamter sondern auch als Schriftsteller zu arbeiten und namentlich den früher entworfenen Plan einer Statistik des Kinzig-Kreises auf den ganzen Oberrhein-Kreis auszudehnen. Da endete plötzlich in der Nacht vom 22. Apr. 1835 durch einen Lungenschlag sein Leben. Noch Tags zuvor hatte er sich auf einem Spaziergange mit einem Freunde heiter, wie er es gewöhnt war, unterhalten und sich auf das Wiedersehen am folgenden Tage gefreut. Auch bei dem Abendessen nahm man nicht die mindeste Veränderung gewahr, nur schien er sich etwas früher als sonst zur Ruhe begeben zu wollen. Es läßt sich daher wohl der Schrecken, ja das Entsetzen der Gattin denken, als diese, am Morgen den Langschläfer durch Liebkosungen wecken wollend, mit ihrer Hand über eine Stirne hinfuhr, von welcher bereits alle Lebenswärme gewichen war. In ihm hatte Freiburg einen seiner würdigsten Söhne erzogen, der mit unbestechlicher Berufstreue und mit ächter Tiefe des Gemüths den klarsten practischen Blick und stillen Lebensfrohsinn verband. Hoffentlich wird auch ein tüchtiger Nachfolger im Amte seine Sammlungen gehörig benutzen und den Lieblingsgedanken des Verewigten, eine Statistik des Oberrhein-Kreises, ausführen, welche unter St.'s Hand zuverlässig die Vortrefflichkeit seines Lahr erreicht, oder noch übertroffen hätte.

* 121. Bernhard Ludwig Königsmann,

Doctor der Philosophie und emeritirter Rector zu Flensburg, im Dorfe Wees, Amts Flensburg;

geb. den 7. April 1748, gest. den 24. April 1835.

Der Vater dieses Verstorbenen war Otto Ludwig Königsmann, der als Magister und Pastor zu Süderau, im holsteinischen Amte Steinburg, 1760 im 48. Lebensjahre starb und den Ruhm eines gelehrten Mannes und eines gründlichen theologischen Schriftstellers hinterließ. Ehe er nach Süderau gekommen, hatte er zu Schenefeld, im holsteinischen Amte Rendsburg ein geistliches Amt bekleidet und da war ihm dieser sein ältester Sohn ge-

boren worden. Die Tochter des Magisters und Pastors Martin Jakob Owmann zu Brügge, im holsteinischen Amte Bordesholm, Christina Hedwig, war die Mutter unsers K. Er besuchte das altonaer akademische Gymnasium und brachte es dort in den Wissenschaften so weit, daß er bei seinem Abgange von demselben, im J. 1772, eine lateinische Abhandlung vertheidigen konnte. Er widmete sich auf der Universität der Theologie und besonders der Philologie und ward nach vollendetem Studien Doctor der Philosophie. Nach einigen Jahren, nämlich 1784, wurde er zum Conrector, in zwölf Jahren darauf, 1796, zum Rector der Gelehrten-Schule zu Flensburg ernannt. Er stand seinem Amte mit Treue und vieler Geschicklichkeit vor. Namentlich wurde sein classischer lateinischer Styl sehr geschätzt und der berühmte Friedrich August Wolf *) soll ihn einst unter den Zeitgenossen für den besten Lateiner nach sich selber erklärt haben. Hinsichtlich der Religion war K. entschiedener Rationalist und wandte auch bei Erklärung der Bibel die Vernunft an, wie dieses auch seine Programme zeigen. Uebrigens war er ein Mann von gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit. Nachdem er 40 Jahre im Schulamte segensvoll gewirkt hatte, wurde er 1824 Alters halber in Gnaden entlassen. Er begab sich nun nach dem in der Nähe von Flensburg belegenen Dorfe Wees und verlebte hier noch 11 Jahre eines ruhigen Alters. Er brachte sein Leben auf 87 Jahr und 17 Tage. Verheirathet ist er nicht gewesen. Er hinterließ einen jüngern Halbbruder Ernst Peter Christian, Probst und Hauptpastor zu Altona, der ihm 1836 im Tode gefolgt ist. Seine Schriften bestehen zwar meistens nur in Schulprogrammen; sie sind aber sowohl ihrer Form, als ihres Inhalts wegen schätzbar. Es sind folgende: Humanitatis studia necessitudine inter se mutuisque officiis conjuncta. Altonae, 1772. (Ist die oben erwähnte Abhandlung.) — Antiphraso. Ebend., 1778. — Außergerichtliche Beleuchtung der gegen seinen Antiphraso von einem nunmehrigen Prediger während dessen neulicher Candidatschaft verbreiteten Schmähschrift. Ebend., 1790. — De fontibus commentariorum sacrorum, qui Lucae nomen praeferunt, deque eorum consilio et aetate. Ibid. 1798. (Auch in Pott und Ruperti's Syll. comment. theol. Bd. 3. S. 215—39.) — An mundum ex nihilo

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 2. Jahrg. S. 613.

creatum, ut tradunt litterae sacrae. Slesvici, 1798. — Narratio Manethoniana de regibus pastoribus vindicata. Ibid. 1799. — De navigationibus Solomoneae terminis, Tharsisa et Ophira, recte atque ordine constituendis. Ibid. 1800. (Diese vier Programme finden sich auszüglich im Beckii comment. Societ. philol. Lips. Vol. I. Part. I. [1801] S. 53 — 62.) — Geschichte der Flensburger Stadtschule. (In 4 Programmen.) Schlesw. 1800 bis 1807. — Ueber die Möglichkeit des Glaubens der reinen praktischen Vernunft an ein höchstes Wesen. Ebd. 1801. — De nonnullis cosmogoniae Mosaicae placitis prolusio. Ibid. 1802. — De geographia Aristotelis. (In 6 Programmen) Ibid. 1803 bis 1805. — De patria Jesu Christi prolusio. Ibid. 1807. — De aetate carminis epici, quod sub Orphei nomine circumfertur. Ibid. 1810. — De pravitate seculi Noachici. Ibid. 1812. — Nachricht von dem gegenwärtigen Büchervorrathe der Flensburgischen Stadtschule. Ebd. 1817. — De libertate evangelica (Progr. zum Reformations-Jubiläum). Ibid. 1817. — De vero Pharsali situ veraque origine et cursu Apidani atque Enipei. Ibid. 1819. — Vindiciae Albinae. Particula una. Ibid. 1820. — De formula solemni, qua Christus initiari jussit sectatores suos. Flenopoli, 1821.

Itzehoe. H. Schröder.

* 122. Jakob Friedrich Storandt,

Archidiakonus an der Stadkirche zu Meiningen;

geb. den 31. December 1791, gest. den 24. April 1835.

Sein Vater, Johann Sebastian Storandt, war Schultheiß und Oekonom in Wernshausen; seine Mutter, Anna Elisabeth, eine geborne Kremner von Schwallungen. Von vier Brüdern und einer Schwester überlebte ihn blos der ältere Bruder. Die Eltern ließen es, zumal bei einem bedeutenden Vermögen, nicht an der sorgfältigsten Erziehung dieses Sohnes fehlen, dessen Talente sich bald entwickelten. Durch den Unterricht des Ortsgeistlichen erhielt er die nöthigen Vorkenntnisse, um im Jahre 1806 das Lyceum in Meiningen besuchen zu können. In den 3 Classen jener Anstalt erwarb er sich durch rastlosen Fleiß und solides, musterhaftes Betragen nicht blos die Zufriedenheit, sondern auch das Wohlwollen der damaligen Lehrer, von denen mehrere noch Lebende bis an seinen Tod ihm befreundet blieben.

Mit den schönsten Kenntnissen ausgerüstet, bezog er Michaelis 1811 die Universität Jena, wo vorzüglich Gabler, Schott, Danz, Köthe, Lorsbach, Luden und Bachmann seine Lehrer in der Theologie, Geschichte und Philosophie waren. Auch von diesen erhielt er die rühmlichsten Zeugnisse seines Wohlverhaltens und Fleißes, auch ehrende Briefe, die er stets als schätzbare Andenken bewahrte. Besonders schloß er sich, um sein Predigertalent, womit ihn die Natur vorzüglich begabt hatte, zu bilden und zu üben, an Schott an und dieser forderte ihn mehrmals bei außergewöhnlichen Veranlassungen zu geistlichen Vorträgen auf. In das Vaterland 1814 zurückgekehrt, wurde er nach kurzer Zeit Erzieher der Kinder des Geheimenraths und Cammerpräsidenten von Bibra und bekleidete diesen Posten etwas über zwei Jahre, wo ihm die Pfarrei zu Dreyßigacker und dem damit verbundenen Filiale Melkers 1818 zu Theil wurde. Im Jahr 1825 geschah seine Versetzung in das nächstgelegene Pfarramt zu Sülzfeld und 1827 ward er als Archidiakonus an die Stadtkirche zu Meiningen berufen. Sogleich bei seiner Beförderung nach Dreyßigacker verehelichte er sich mit der ältern Tochter des noch lebenden verdienstvollen Landschulinspectors Keyßner, Christiane Sophie, aus welcher höchstglücklichen Verbindung 5 Söhne und 3 Töchter entsproßten, die den theuern Vater zu früh verloren. Ein schöner, harmonischer Familienkreis von sämmtlichen Verwandten schloß sich an St. an und an ihrer Spitze stand der alte Landschulinspector im Silberhaare, noch immer ununterbrochen beschäftigt mit dem Unterrichte seiner Enkel und Enkelinnen. So wie der Hingeschiedene den Seinen Alles war, so bezeigte er sich auch stets als ein treuer Freund und College. Ein Geistlicher im wahren Sinne des Worts, ein eifriger Kanzelredner, durchaus musterhaft im Wandel und begabt mit mannichfaltigen Kenntnissen, mit welchen er jedoch nicht in der gelehrten Welt zu glänzen suchte, erwarb er sich auch durch seine reine Menschenliebe und anspruchslose Bescheidenheit, verbunden mit strengen aber rechtlichen Grundsätzen, die Achtung und Ergebenheit seiner Gemeinden und Aller, die ihm näher standen. — Nach mancherlei körperlichen Beschwerden und langen Leiden verschied er endlich am oben genannten Tage an der Auszehrung. Er sah den Tod herannahen und ging ihm ruhig und mit gottergebenem Sinne entgegen. Nur der Abschied von den Seinen, besonders

...und seiner betagten Mutter sehr schwer.

Professor D. Ihling.

Johann August von Bruckmann,

Kreisbaurath zu Ulm, Ritter des königl. Civil-Verdienstordens;

geb. den ... Februar 1776, gest. den 25. April 1835.

Bruckmann, geb. zu Heilbronn, war ein Mann von ... Charakter, ausgezeichneten Talenten, von anerkannter Meisterschaft in seinem Fache und von den Seinen, Freunden und Allen, denen er mit Rath ... an die Hand ging, wozu man ihn immer bereit ... hochgeachtet und geehrt. — Nachdem er seine Jugendjahre mit Erlernung der nöthigen Vorwissenschaften zugebracht hatte, bezog er im ... 1790 die preußische Bauakademie zu Berlin, wo ... einem trefflichen Baumeister sich bildete. Ins Vaterland zurückgekehrt, erwarb er sich bald allgemeine Achtung und Vertrauen, wurde im Jahr 1803 als Landbaumeister angestellt und im Jahr 1808 mit den Insignien des Verdienstordens geschmückt. — Im Jahr 1813 erhielt er die Ernennung zum königl. Kreisbaurath in Reutlingen, da er aber bald zu kränkeln anfing, so sah er sich genöthigt, im Jahr 1822 um seine Entlassung nachzusuchen. Aber auch in dieser Zeit war sein stets reger Geist thätig und für alles Gemeinnützige beseelt: er führte, von seinen körperlichen Leiden kaum einigermaßen genesen, im Jahr 1827 die artesischen Brunnen im Königreiche Würtemberg ein, wofür ihm der König die große goldne Ehrenmedaille verlieh. — Ueber Anlegung artesischer Brunnen hat er (im Vereine mit seinem Sohne und Schüler, August Eduard, Architekt) ein umfassendes Werk herausgegeben, welches in Folge der vielen bei Anlegung von Bohrbrunnen in verschiedenen Gegenden von Deutschland von ihm gemachten Erfahrungen sehr schätzbare Lehren enthält und bereits dadurch gute Früchte getragen hat, daß seit dieser Zeit die artesischen Brunnen in Deutschlands immer mehr in Aufnahme gekommen sind. — Die Société d'encouragement pour l'industrie nationale in Paris, welche er von den glücklichen Resultaten der von ihm zu Heilbronn ausgeführten artesischen Brunnen und der nützlichen Anwendung des Wassers der Bohrbrunnen in Beziehung auf

Erwärmung von Fabrikräumen und gänzliche Freihaltung der Wasserräder vom Eise in Kenntniß setzte, ertheilte ihm eine goldene Ehrenmedaille. — Im Jahr 1833 wurde er wieder zum aktiven Dienst berufen und als königl. Kreisbaurath in Ulm angestellt. Seine körperlichen Leiden begannen aber auf's Neue wieder, wurden heftiger, als sie je gewesen und er entschlief, seinem Fürsten und Vaterlande stets mit der redlichsten Gesinnung zugethan, am oben genannten Tage an allgemeiner Schwäche sanft und ohne Schmerzen.

* 124. Heinrich Wildt,

Kupferstecher in Hannover;

geb. zu Braunschweig 1801, gest. zu Hannover am 26. April 1835.

Er war der Sohn armer Eltern von geringem Stande. Früh schon, als er kaum das 4. Lebensjahr erreicht hatte, starb ihm der Vater und die Mutter, welche nur mit Mühe und Kummer 5 unversorgte Kinder ernähren konnte, gab ihn, als er 7 Jahr alt war, in das große Waisenhaus in Braunschweig. Hier zeigte sich bei ihm große Lust und unverkennbares Talent zum Zeichnen, wodurch er bald die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog. Auf ihren Betrieb nahm ihn nach seiner Confirmation im J. 1816 der Kaufmann Spehr in Braunschweig, welcher eine Notendruckerei und Kupferstecherei unterhielt, zu sich und ließ ihn durch einen höchst mittelmäßigen Kupferstecher in den Anfangsgründen dieser Kunst unterrichten. Fast ohne alle Anweisung, ohne hervorstechendes Talent hat W. das, was er späterhin leistete, nur durch eisernen Fleiß aus sich selbst herausgebildet. Gerade aber aus dem Umstande, daß er erst durch die angestrengteste Selbstthätigkeit und durch unermüdliches Nachgrübeln sich diejenigen technischen Kunstfertigkeiten aneignen mußte, welche andere Kupferstecher in den Lehrschulen ihrer Kunst mit leichter Mühe erwerben, läßt sich erklären, daß ihm eine gewisse Aengstlichkeit und abgemessene Unbeholfenheit bei dem Arbeiten sowohl, als auch im Umgange eigen war, welche man bei genialen Künstlern nie findet und die ihn erst bei seinem Tode verließ und daß er erst in späterer Zeit als wahrer Künstler gelten konnte. Um Ostern 1827 verließ er das Haus seines schon am 13. Febr. 1825 verstorbenen Wohlthäters, um sich seinen Lebensunterhalt selbstständig zu verschaffen. Im Anfange vertraute man dem unbekannten jungen

mit verbinden zu können. Diese Feier fand am 25. November 1833 statt. Unter dem Geläute der Glocken wurde das Jubelpaar unter Vortritt des die Geschäfte des General-Superintendenten wahrnehmenden Pastors Roth aus Oldenburg und begleitet von 19 Predigern und den nächsten Verwandten feierlich in die festlich geschmückte Kirche geleitet, wo es mit Musik und Gesang empfangen wurde. Seine Jubelpredigt hielt er mit Kraft und Lebendigkeit, wenn gleich mit nicht zu verkennender Rührung. Dann nahm er Platz vor dem Altar, wo der Pastor Roth die Einweihungsrede hielt und dann ihm das Glückwünschungsschreiben des Consistoriums und die Nachricht mittheilte, daß der Großherzog von Oldenburg zum Beweise der Anerkennung seiner Verdienste ihm den Titel eines Kirchenraths beigelegt habe. Darauf begann die Einweihung, der, nachdem auch die Gattin des Jubelgreises vor dem Altar Platz genommen, die erneuerte Einsegnung der Ehe folgte. Nach beendigtem Gottesdienst übergab eine Deputation der Gemeinde dem Jubelgreise ein Gespann schöner Pferde, das Ministerium des Herzogthums Oldenburg ein silbernes Theeservis und das der Herrschaften Jever und Kniphausen einen silbernen Ehrenbecher. Der Amtmann des Orts hatte das Bild des Jubelgreises in Steindruck veranstaltet und viele sinnige Geschenke wurden von nahen und entfernten Verwandten dem Jubelpaare dargebracht. — Lange überlebte dasselbe jedoch diese Feier nicht, denn schon am oben genannten Tage entschlief der Kirchenrath Lauw und seine Wittwe und treue Lebensgefährtin folgte gerade 6 Monate später, am 22. October ihm nach. — Auch im hohen Alter noch bewahrte er den Frohsinn, die Heiterkeit, die auf der langen Lebensreise, bei aller Sorge und Mühe des Lebens, bei mancherlei schweren Prüfungen harter Schicksale nie ihn verlassen hatten.

* 120. Joseph Ferdinand Stein,

großherzogl. badischer Regierungsrath zu Freiburg im Breisgau;

geb. d. 23. October 1791, gest. am 22. April 1835.

Stein wurde zu Freiburg im Breisgau geboren. Hier, in einer der reizendsten Gegenden von Süddeutschland, entwickelte sich in ihm schon sehr frühe jene Vorliebe für die freie und große Natur, welche ihm sein ganzes Leben hindurch eigen blieb. Wie er schon als

Knabe mit seinen Gespielen Tage lang auf den nahen Bergen sich herumtrieb, so sah man ihn auch noch in reifern Jahren, seine Gattin oder einen Freund an der Seite, dem Amtszimmer und den beengenden Mauern enteilen, sobald es nur seine Geschäfte zuließen. — Noch eine andere Eigenthümlichkeit brachte St. aus seinen frühesten Verhältnissen in seine reifern Jahre hinüber. Es war dieses eine feine Beobachtungsgabe für alle Zweige bürgerlicher Gewerbsthätigkeit und ein Bestreben, dieselbe von ihrem Zwange zu befreien und zu vervollkommnen. Im Kreise eines eben so fleißigen als einsichtsvollen Vaters — eines damaligen Bäckermeisters und spätern Gemeinderathes — einer für die Haushaltung unübertrefflichen Mutter und zweier gleich gestimmten Geschwister, lernte er das Gewerbsleben bis in dessen kleinstes Detail und dann wieder — während der Kriegszeiten — bis in dessen umfangreiche und weit verzweigte Speculationen kennen. Dadurch erwarb er sich hierin eine Menge von gründlichen Einsichten, nach welchen sich der bloße Büchergelehrte vergebens umsieht und welche ihn vorzugsweise zum praktischen Administrativ-Beamten befähigten. — Die geistige Entwickelung des Knaben und Jünglings ging rasch vor sich. Er besuchte mit dem besten Erfolge die verschiedenen Schulen seiner Vaterstadt und wendete sich auf der Landes-Universität daselbst zu dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, bei welchem er der Leitung und des besondern Wohlwollens berühmter Lehrer sich erfreute. Wir nennen nur in Geschichte und Naturrecht von Rotteck; in Kirchenrecht Sauter; in Kriminalrecht Duttlinger. Zugleich besuchte er mit besonderm Eifer die ästhetischen und stylistischen Vorträge des Dichters Jacobi. Gekräftigt durch mehrjährigen und vielseitigen Unterricht, trat er mit dem festen Vorsatz, auch im practischen Leben seine Studien fortzusetzen, im Jahre 1814 bei dem Landamte zu Freiburg als Rechtspraktikant ein und wurde schon im J. 1820 als Amtsassessor nach Mosbach und im J. 1822 in gleicher Eigenschaft nach Lahr versetzt. In dieser letztern Stadt war der erste Hauptzeitpunkt seiner Wirksamkeit, sowohl als Beamter wie als Schriftsteller. Nicht minder durch strenge Rechtlichkeit und Berufstreue, als durch Gewandtheit und richtigen Takt in seinen Arbeiten hatte er sich bald das Zutrauen des damaligen Oberamtmanns und nachmaligen Ministerialraths Wundt *)

*) S. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 1529.

— nach dessen Austritt St. die Geschäfte längere Zeit allein versah — so wie des ganzen Amtsdistrictes erworben und mit ungetheiltem Beifalle vernahm man im Jahre 1824 seine Ernennung zum wirklichen Amtmann daselbst. Der Handelsstand wünschte sich Glück zur Unbestechlichkeit des neuen Beamten und zur sorgfältigen Wahrung seines Credits durch denselben, der einsichtsvolle und durch Reisen mit dem Besseren im In- und Auslande vertraute Gewerbsmann fand kräftige Unterstützung und Förderung; der Landmann war der humansten Behandlung und der schleunigsten Rechtspflege sicher. Schnell und mit nicht gewöhnlichem Scharfblicke hatte St. die schwierige Aufgabe seiner Stelle durchdrungen und verwendete nun die ganze Kraft seines festen und nachhaltigen Charakters, um sie zur allgemeinen Zufriedenheit zu lösen. Aber er begnügte sich mit dieser, obgleich sehr anstrengenden Amtsthätigkeit nicht. Er wollte auch für einen größern Kreis nützlich werden und eine würdige Gabe seines Geistes und seiner Bildung auf dem Altare seines Vaterlandes niederlegen. Dieses geschah durch seine „Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr und ihrer Umgebungen, mit vorzüglicher Berücksichtigung der Handelsverhältnisse. Mit Kupfern. (Lahr 1827.)“ Schon lange hat die öffentliche Stimme über dieses Werk entschieden; es reiht sich an das Beste an, was die deutsche Literatur in Topographie und Statistik besitzt. Namentlich ist hier zum erstenmal der Haupthandel des badischen Oberlandes im Großen nach seinen Verzweigungen, Richtungen und nach seinem Ertrage gewürdigt. Was in andern Staaten durch eigene statistische Büreaus und durch Unterstützung der Regierungen zu Tage gefördert wird, hatte hier St. als Privatmann zusammengestellt und gegeben. Zwar hatte er oft bis Mitternacht und sogar noch länger gearbeitet, aber er sah durch diese Bemühungen auch ein Werk hervorgehen, welches für ähnliche Unternehmungen als Muster aufgestellt zu werden verdient. — Es konnte nicht ausbleiben, daß bei so vielseitigen und anstrengenden Arbeiten die ohnehin schwächliche Gesundheit des Verewigten öftere Störungen erlitt. War dieses der Fall, so zog er sich auf einige Zeit aus der Amtsstube in den Kreis seiner Familie zurück und erholte sich daselbst wieder unter der sorgfältigen Pflege, welche ihm von seiner Gattin zu Theil wurde und im Genusse der Vaterfreuden, welche er bei seinen Kindern fand. Schon im J.

1820, als er noch Assessor zu Mosbach war, hatte er sich mit Therese, geb. Müller zu Freiburg verehelicht und war von ihr inzwischen mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, beglückt worden. Leider wurde der Erstere schon in seinem siebenten Jahre eine Beute des Todes, während das Mädchen (Elise) hoffnungsvoll heranwuchs und noch gegenwärtig die Freude und der Stolz ihrer tiefgebeugten Mutter ist. — Eine neue Beförderung führte den erprobten Beamten im Jahre 18[illegible] als Kreisrath nach Offenburg, wo sich ihm ein lang ersehnter und für ihn ganz geeigneter Wirkungskreis eröffnete. Hatten die schweren Amtstage das fortwährende Sprechen bei denselben und der damit verbundene Verdruß St.'s Gesundheit früher zu sehr angegriffen, so wurde jetzt dieselbe in einem Collegium geschont, dessen Arbeiten größtentheils schriftlich vorgelegt und dessen Diskussionen freundschaftlich geführt wurden. Hier fand St. Gelegenheit und Muße, sich seinen Lieblingsfächern, Polizei und Statistik, ganz zu widmen und Materialien zu einer ausführlichen Statistik des Kinzig-Kreises zu sammeln; — zur ersten, welche bis dahin von einem Kreise des Großherzogthums erschienen wäre. Aber schon im J. 1832 wurde das Kreisdirectorium zu Offenburg aufgehoben und St. von da in seine Vaterstadt Freiburg als Regierungsrath befördert. — Nun waren die hauptsächlichsten Wünsche des Verewigten in Erfüllung gegangen. Das Heimweh, welches ihn oft nach der Stadt und den Bergen seiner Jugend ergriffen hatte, war gestillt; Verwandte und treue Freunde öffneten die Arme, um den Wiedergegebenen an das Herz zu drücken; zugleich ehrenvolle und angenehme Geschäfts-Verhältnisse erwarteten ihn; bei der Bürgerschaft selbst war noch der Name seines Vaters in gutem Andenken; endlich fügte es der günstige Zufall, daß mit St. zugleich der Bezirks-Baumeister Johann Voß [Sohn des berühmten Dichters *)] nach Freiburg versetzt wurde, mit dessen Familie St. und die Seinigen schon zu Offenburg das freundschaftlichste Verhältniß angeknüpft hatten. Von dieser Zeit an bis zu seinem Hinscheiden verlebte er seine schönsten Jahre im Genusse einer heitern Gegenwart und in den einladendsten Hoffnungen für die Zukunft. Er widmete, unterstützt von Gattin und Tochter, seiner Mutter — welche schon Jahre lang

---

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 4. Jahrg. S. 171.

diger zu Jessen bei Spremberg, sein Vater Prediger zu Greifenhayn bei Calau. Dieser soll ein sehr eifriger Seelsorger gewesen sein, sich jedoch wenig um seine eigne Familie gekümmert haben, was er vielmehr seiner Gattin überließ. Diese erzog ihre beiden Söhne, den noch jetzt lebenden Prediger und Schulinspector K. zu Klein-Döbbern bei Cottbus, geb. am 8. Jan. 1777 und meinen Vater, geboren den 5. Aug. 1778, mit großer Sorgfalt und Liebe. Anfänglich besuchten beide Brüder die Dorfschule. Als sie dieser aber entwachsen waren, mußten die Eltern darauf denken, dieselben einer höhern Anstalt anzuvertrauen. Sie brachten beide kurz hinter einander nach Cottbus, im J. 1790, damit sie das dortige Lyceum besuchten. Hier wollte ein wohlhabender Bürger, welcher kinderlos war, meinen Vater adoptiren unter der Bedingung, daß er das von ihm betriebene Geschäft erlernte und dann in dasselbe einträte. Der Knabe konnte jedoch dazu nicht bestimmt werden, weil der Trieb zum Studiren zu mächtig in ihm war und so blieb denn dieser Bürger zwar stets ein Wohlthäter meines Vaters, machte ihm auch später ein ansehnliches Geschenk, als er sich auf seinem Sterbelager von demselben das Abendmahl reichen ließ, adoptirte ihn jedoch nicht. — Mit dem Jahr 1794 brachten ihn nun seine Eltern auf das Gymnasium zu Bautzen, wo er bis zu seinem Abgang auf die Universität blieb. Hier übte er sich besonders im Gesange, besuchte das Singchor und brachte es so weit, daß er in den meisten Concerten die Tenorsolo's singen mußte und sogar die Aufforderung erhielt, sich in der königlichen Capelle zu Dresden anstellen zu lassen. Auch später wurde sein Gesang noch oft bewundert und besonders war sein Absingen der Einsetzungsworte beim Abendmahl sehr erhebend. — Nach seinem Abgange von Bautzen bezog er zuerst die Universität Halle, wo er Theologie und Philosophie studirte und mit Tieftrunk sehr befreundet war. Nach 2 Jahren verließ er Halle und ging nach Leipzig, um sich noch mehr mit humanioribus zu beschäftigen, vorzüglich trieb er viel Französisch. Schon früher hatte er mehrfach Gelegenheit gehabt, sich durch den Umgang mit Emigranten in dieser Sprache auszubilden, ganz besonders aber ward Leipzig für ihn in dieser Hinsicht eine sehr gute Schule. Noch hatte mein Vater sein triennium nicht ganz vollendet, als er die Hauslehrerstelle bei der verwittweten Oberamts-Regierungsräthin von Stutternheim in Lübben erhielt. Der

Aufenthalt daselbst mußte sehr vortheilhaft auf ihn einwirken, da er theils in einer sehr gebildeten Familie lebte, theils aber auch Gelegenheit fand, mit angesehnen Männern, z. B. von Manteuffel, von Trosky *), Pauli **), Gretschel, Eck, Süßmilch in nähere Verbindung zu kommen. Darum blieb er denn auch in dieser Stellung 5 Jahr 4 Monate, wo er dann im Jahr 1806 zum Diaconus an der deutschen und Pfarrer an der wendischen Kirche zu Spremberg berufen wurde. Hier erwarb er sich bald die Liebe seiner Gemeinde, trat in den freundschaftlichen Verkehr mit seinem Vorgesetzten, dem Superintendenten Dr. Meußer ***) und nützte der Stadt, durch welche der Marsch der ganzen französischen Armee ging, sehr durch seine Fertigkeit im Französisch-Sprechen. Von hier aus sollte er im Anfange des Jahres 1810 nach Cottbus als Diaconus an der Oberkirche kommen, und hatte schon die Zusicherung des Magistrats, als ihm plötzlich ein anderer Mitbewerber, der jetzige Consistorialrath Dr. Kähler in Königsberg in Pr., vorgezogen wurde. Dies brachte ihn in die mißlichste Lage, da er seine bisherige Stellung bereits aufgegeben hatte und er mußte froh sein, daß er noch Diaconus in Vetschau und Pfarrer in Missen wurde. Jedoch blieb er nicht lange in dieser Stellung, da in Cottbus wieder eine Vacanz eingeteten war und er nun dorthin sogleich als Diaconus an der Oberkirche berufen wurde. Den 1. Oct. 1811 zog er daselbst an. Hier trat er nun in collegialischen Verhältnisse mit dem Superintendenten Bolzenthal und Archidiaconus Kähler und beide Männer werden es ihm gern bezeugen, daß er seine Stellung und collegiasche Verhältnisse stets mit großer Zartheit betrachtet und behandelt hat. Als Kähler 1819 nach Königsberg berufen wurde, ascendirte mein Vater ins Archidiaconat und wirkte in dieser Stellung bis zu seinem Tode am 28. Apr. 1835. — Schon 1810 hatte sich mein Vater mit der ältesten Tochter des königl. sächsischen Gegenhändlers Pauli zu Lübben verheirathet. Er zeugte mit dieser seiner Gattin 7 Kinder, von denen aber nur 2 Söhne am Leben blieben. Doch nur wenige Jahre war sein eheliches Glück ungetrübt. Denn schon 1818 erkrankte seine Gattin und ward auf ein schmerzliches

---

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 544.
**) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 276. u. 986.
***) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 822.

Krankenlager geworfen, von welchem sie bis heute noch nicht erstanden ist. Aber eben das treue, wahrhaft christliche Dulden und Ertragen seiner Leiden macht mir meinen Vater so höchst ehrwürdig. Nie vergaß er sich auch nur im Geringsten gegen seine kranke Gattin, nie erkaltete seine Liebe zu ihr, nie murrte er gegen die Fügungen des Höchsten; nur das Eine erbat er sich von Gott, daß er die Unglückliche vor ihm von dieser Erde hinwegnehmen möge. Doch in dem allweisen Rathe des Allmächtigen war auch dies anders beschlossen. Trotz dieser vielen häuslichen Sorgen bewahrte er sich dennoch immer Freudigkeit des Gemüths, welche theils aus seinem festen christlichen Glauben, theils aus der ihm angebornen Jovialität entsprang. Eben darum war er auch in allen Gesellschaften gern gesehen und erfuhr vielfache Freundschaftsbeweise, obgleich ihm wohl Niemand vorwerfen kann, daß er jemals vergessen habe, was er *seinem Amte* schuldig sei. Mit diesem nahm es *vielmehr mein Vater* sehr genau und verwendete allen Fleiß *auf die treue* Verwaltung desselben, was wohl daraus hervorgeht, daß ich mehr als 2000 concipirte Predigten in seinem Nachlasse vorgefunden habe. Besonders wichtig war ihm die eigentliche Seelsorge und sie machte er darum auch zu seinem Hauptgeschäfte. Deshalb legte er auch immer einen großen Eifer bei der Unterweisung der Confirmanden an den Tag und nur zu bedauern ist es, daß er sich bisweilen zu sehr vom Zorn hinreißen ließ, wenn er durch kindische Streiche in seinem Vortrage der erhabensten und heiligsten Wahrheiten, von denen sein Inneres so ganz erfüllt war, gestört wurde. In gleichem Maaße war er auch vielen Unglücklichen, Kranken und Nothleidenden ein treuer Rathgeber und Führer auf ihrer dornvollen Pilgerfahrt. Im Innersten wurde ich ergriffen, als mir fast Jeder der Hausarmen irgend einen schönen Zug meines entschlafenen Vaters unter Thränen erzählte. Hier sahe ich den treuen Hirten seiner Heerde, nicht den Miethling. — Dabei verkannte mein Vater keineswegs, daß der Geistliche, in welchen Verhältnissen er auch immer stehe, es sich zur unerläßlichen Pflicht machen *müsse*, sich in der Wissenschaft im Allgemeinen *sowohl, als auch* in der Theologie noch ganz besonders zu vervollkommnen. Darum verwandte er alle Zeit, welche ihm sein höchst beschwerliches Amt übrig ließ, darauf, fortzuschreiten im Gebiete des Wissens. Natürlich war es daher, daß er mit gespanntem Interesse den großen Kämpfen

in der Theologie zusah und daß ihm alle die Resultate, welche die neuern Forschungen geliefert haben, nicht fremd blieben. Er war ein Freund des Lichts, wenn auch nicht gerade Rationalist im strengen Sinne des Worts, freute sich aufrichtig, daß dasselbe sich immer mehr über alle einzelnen Felder der Theologie verbreitete, die unhaltbaren Dogmen angriff und sagte mir oft, wenn ich bangend in den Kampf blickte und besonders die Machinationen der Finsterlinge fürchtete: „mein Sohn, folge mir, prüfe Alles und halte dich an Gamaliel's Wort, es erfüllt sich von Tage zu Tage.“ — Doch nicht für sich allein strebte mein Vater nach gründlicher Wissenschaft, auch bei seinen Amtsbrüdern wollte er den Sinn dafür theils anregen, theils erhalten und darum errichtete er schon 1817 für den Cottbusser Kreis einen theologischen Lesezirkel, in welchem nicht nur die besten Zeitschriften aller theologischen Partheien gehalten wurden, sondern der sich auch auf die bedeutendsten Bücher ausdehnte. So finden sich denn in demselben außer der allgemeinen halleschen, leipziger und jenaer Literaturzeitung die allgemeine Kirchenzeitung, Röhr's kritische Predigerbibliothek, die Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit, der Sophronizon von Paulus, Schuderoff's Annalen, die evangelische Kirchenzeitung von Hengstenberg u. s. w., die meisten Streitschriften über den Thesenstreit, Prädestinationsstreit, Unionsstreit, den Streit über die Principien der Theologie zwischen Bretschneider und Hahn u. s. w., die Predigten von Dräseke, Ammon u. s. w., Röhr's Briefe über den Rationalismus und viele andere schätzbare Werke praktischen Inhalts. Diesen Lesezirkel führte er fort bis zu seinem Tode, oft mit Aufopferung von seiner Seite, da das Interesse bei vielen ältern Predigern, welche die Mehrzahl ausmachen, erkaltete. Und es steht zu erwarten, daß dieser Lesezirkel fortbestehe, daß so die von meinem Vater gesammelte Bibliothek erweitert den folgenden Zeiten einen Beweis liefern werde, daß auch die Vorfahren Sinn für Wissenschaft hatten. — Außerdem aber beschäftigte sich mein Vater gern und viel mit der slavischen Literatur. Da er selbst des Wendischen mächtig war, so konnte ihm die Vergleichung der einzelnen slavischen Dialecte nicht viel Mühe verursachen. Besonders aber hätte er gern den Sprachschatz der wendischen Sprache gesammelt und zusammen gefaßt, damit der Sprachforscher wenigstens einige Mittel in Händen hätte, um diesen, seinem Aus-

ders von Gattin und Kindern und seiner betagten Mutter fiel seinem Herzen sehr schwer.

Meiningen. Professor D. Ihling.

* 123. Johann August von Bruckmann,

königl. würtemb. Kreisbaurath zu Ulm, Ritter des königl. Civil-Verdienstordens;

geb. den 29. Februar 1776, gest. den 25. April 1835.

Bruckmann, geb. zu Heilbronn, war ein Mann von gediegenem Charakter, ausgezeichneten Talenten, von anerkannter Meisterschaft in seinem Fache und von den Seinigen, seinen Freunden und Allen, denen er mit Rath und That an die Hand ging, wozu man ihn immer bereit fand, hochgeachtet und geehrt. — Nachdem er seine frühern Jugendjahre mit Erlernung der nöthigen Vorbereitungswissenschaften zugebracht hatte, bezog er im Jahr 1799 die preußische Bauakademie zu Berlin, wo er zu einem trefflichen Baumeister sich bildete. Ins Vaterland zurückgekehrt, erwarb er sich bald allgemeine Achtung und Vertrauen, wurde im Jahr 1803 als Landbaumeister angestellt und im Jahr 1808 mit den Insignien des Verdienstordens geschmückt. — Im Jahr 1813 erhielt er die Ernennung zum königl. Kreisbaurath in Reutlingen, da er aber bald zu kränkeln anfing, so sah er sich genöthigt, im Jahr 1822 um seine Entlassung nachzusuchen. Aber auch in dieser Zeit war sein stets reger Geist thätig und für alles Gemeinnützige beseelt: er führte, von seinen körperlichen Leiden kaum einigermaßen genesen, im Jahr 1827 die artesischen Brunnen im Königreiche Würtemberg ein, wofür ihm der König die große goldne Ehrenmedaille verlieh. — Ueber Anlegung artesischer Brunnen hat er (im Vereine mit seinem Sohne und Schüler, August Eduard, Architekt) ein umfassendes Werk herausgegeben, welches in Folge der vielen bei Anlegung von Bohrbrunnen in verschiedenen Gegenden von Deutschland von ihm gemachten Erfahrungen sehr schätzbare Lehren enthält und bereits dadurch gute Früchte getragen hat, daß seit dieser Zeit die artesischen Brunnen in Deutschlands immer mehr in Aufnahme gekommen sind. — Die Société d'encouragement pour l'industrie nationale in Paris, welche er von den glücklichen Resultaten der von ihm zu Heilbronn ausgeführten artesischen Brunnen und der nützlichen Anwendung des Wassers der Bohrbrunnen in Beziehung auf

Erwärmung von Fabrikräumen und gänzliche Freihaltung der Wasserräder vom Eise in Kenntniß setzte, ertheilte ihm eine goldene Ehrenmedaille. — Im Jahr 1833 wurde er wieder zum aktiven Dienst berufen und als königl. Kreisbaurath in Ulm angestellt. Seine körperlichen Leiden begannen aber auf's Neue wieder, wurden heftiger, als sie je gewesen und er entschlief, seinem Fürsten und Vaterlande stets mit der redlichsten Gesinnung zugethan, am oben genannten Tage an allgemeiner Schwäche sanft und ohne Schmerzen.

* 124. Heinrich Wildt,

Kupferstecher in Hannover;

geb. zu Braunschweig 1801, gest. zu Hannover am 26. April 1835.

Er war der Sohn armer Eltern von geringem Stande. Früh schon, als er kaum das 4. Lebensjahr erreicht hatte, starb ihm der Vater und die Mutter, welche nur mit Mühe und Kummer 5 unversorgte Kinder ernähren konnte, gab ihn, als er 7 Jahr alt war, in das große Waisenhaus in Braunschweig. Hier zeigte sich bei ihm große Lust und unverkennbares Talent zum Zeichnen, wodurch er bald die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog. Auf ihren Betrieb nahm ihn nach seiner Confirmation im J. 1816 der Kaufmann Spehr in Braunschweig, welcher eine Notendruckerei und Kupferstecherei unterhielt, zu sich und ließ ihn durch einen höchst mittelmäßigen Kupferstecher in den Anfangsgründen dieser Kunst unterrichten. Fast ohne alle Anweisung, ohne hervorstechendes Talent hat W. das, was er späterhin leistete, nur durch eisernen Fleiß aus sich selbst herausgebildet. Gerade aber aus dem Umstande, daß er erst durch die angestrengteste Selbstthätigkeit und durch unermüdliches Nachgrübeln sich diejenigen technischen Kunstfertigkeiten aneignen mußte, welche andere Kupferstecher in den Lehrschulen ihrer Kunst mit leichter Mühe erwerben, läßt sich erklären, daß ihm eine gewisse Aengstlichkeit und abgemessene Unbeholfenheit bei dem Arbeiten sowohl, als auch im Umgange eigen war, welche man bei genialen Künstlern nie findet und die ihn erst bei seinem Tode verließ und daß er erst in späterer Zeit als wahrer Künstler gelten konnte. Um Ostern 1827 verließ er das Haus seines schon am 13. Febr. 1825 verstorbenen Wohlthäters, um sich seinen Lebensunterhalt selbstständig zu verschaffen. Im Anfange vertraute man dem unbekannten jungen

Mann selten größere Arbeiten an und gewöhnlich mußte er durch geringfügige Arbeiten sich seinen Erwerb suchen. Doch fallen in diese und die frühere Zeit schon manche schätzenswerthe Proben seiner Kunst, wohin z. B. mehrere Landcharten in dem von Friedrich Wilhelm Spehr *) herausgegebenen Universalatlas und die Lachmann's Flora Brunsvizensis Thl. I. 1827 angehängte geognostisch-botanische Charte der Umgegend von Braunschweig gehören. Im J. 1829 wurde er nach Hannover gerufen, um an der, nach den in den J. 1820—1831 ausgeführten trigonometrischen Messungen des Hofraths Gauß in Göttingen, von dem königl. hannöverschen Premierlieutenant im Ingenieurcorps A. Papen bearbeiteten, großen Charte des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunschweig, in 67 Blättern, zu arbeiten. An dieser in jeder Hinsicht gleich hochstehenden Unternehmung nahm er bis zu seinem Tode den regsten Antheil, indem er in allen bis dahin erschienenen Sectionen die Schrift stach, einige auch allein, ohne irgend eine Mithülfe vollendete. Allein eine seinem schwachen Körper nicht angemessene, fortwährend angestrengte Thätigkeit und sein Eifer in der Vervollkommnung seiner Kunst führten seinen frühen Tod herbei. Er starb unverheirathet am oben angeführten Tage an Brustkrankheit und Auszehrung im 35. Jahre seines Lebens, tief betrauert von seiner hinterlassenen Mutter, der er stets die möglichste Unterstützung zu Theil werden ließ. Er war unstreitig einer der ersten Schriftstecher Deutschlands.

* 125. Franz Adolph Dreßler,

königlich sächsischer Artillerielieutenant zu Dresden;

geb. den 5. Sept. 1812, gest. den 27. April 1835.

Dreßler wurde in Torgau geboren und kam später mit seinem Vater, dem Kreisagent D., nach Dresden; er erhielt seine erste Erziehung im elterlichen Hause, theils durch Privatunterricht, theils auch in Civilschulen, wo er sich durch seinen Fleiß die Zufriedenheit seiner Lehrer erwarb, unter ziemlich drückenden Verhältnissen, welche durch eingetretene Geisteskrankheit seines Vaters und erfolgte Trennung seiner Eltern nur noch unangenehmer werden konnten. Den 21. Sept. 1827 kam er

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 11. Jahrg. S. 311.

in die Militärakademie zu Dresden und bewieß hier einen sehr lobenswerthen Fleiß und Ausdauer, wodurch er sich Andern, welche von Natur mehr Geist und Talent für das Militärwesen hatten, immer gleich zu halten strebte, was ihm auch gelang und den Beifall und die Achtung seiner Lehrer erwarb. Nach gut bestandenem Examen trat er den 1. Juli 1831 als Stückjunker in das Artilleriekorps und erhielt am 5. Febr. 1832 das Patent als Unterlieutenant. Hier zeigte er sich als ein kenntnißreicher Artillerieofficier und berechtigte zu großen Hoffnungen. Als einen Beweiß seiner Kenntnisse kann man es wohl annehmen, daß ihn der Artillerie-General Rabe als Lehrer für seinen Sohn annahm und er sich auch als solcher höchst achtungswerth und des in ihn gesetzten Vertrauens würdig bewieß. Sehr bald aber trat ein krankhafter Zustand bei ihm ein, wodurch er zum praktischen Dienst nur wenige Zeit fähig war; desto fleißiger beschäftigte er sich theoretisch und von seinen Jahresarbeiten bei dem Korps sind besonders zwei schriftliche Aufsätze zu erwähnen: 1) Ueber die Fortschritte der Artilleriekunst- und Wissenschaften und 2) Ueber den Einfluß, den die Fortschritte der Chemie auf die Artillerie-Wissenschaften gemacht haben. — Ueberhaupt beschäftigte er sich in seinen Musestunden sehr eifrig mit mathematischen und Artillerie-Wissenschaften, nächstdem aber widmete er einen großen Theil seiner ihm gehörenden Zeit mit Glück der Dichtkunst und es wurden mehrere Dichtungen von ihm im Merkur und in der Abendzeitung aufgenommen; außerdem hinterließ er eine Anzahl Gedichte im Manuscript, so wie auch den Anfang eines Trauerspiels. — Er hatte sehr gute Sprachkenntnisse und besaß überhaupt eine vielseitige Bildung; einer seiner Lieblingsschriftsteller war Homer. Sein Charakter war offen, heiter und lebenslustig, in der Freundschaft war er treu und aufopfernd, doch fehlten ihm die Vorurtheile und Ueberschätzung seines Standes und seiner bürgerlichen Stellung und der daraus entspringende, oft rücksichtslose Stolz auch nicht. Im elterlichen Hause wie in den engen Schranken der Militärakademie der Freiheit ungewohnt, brach eine Heftigkeit der Leidenschaften aus, nachdem er Officier geworden war, die wohl zu seinem frühen Tode mit beigetragen haben mag, welcher durch einen organischen Fehler des Herzens noch beschleunigt und herbeigeführt wurde. Er hinterließ außer seinen Eltern einen Bruder in Polen und noch einen jüngern, so

wie zwei Schwestern in Dresden, auch eine Braut in Leipzig, welche Liebe ihm das Leben sehr verschönert und ihn oft begeistert hat.

Dresden. August Matthaey.

* 126. Johann Christian Grosse,

Collaborator an der Catharinenschule zu Lübeck;

geb. im J. 1805, gest. den 28. April 1835.

Er war der Sohn eines armen Handwerkers zu Mittenwalde. Seine Bildung erhielt er zuerst im Schullehrer-Seminar zu Potsdam in den Jahren 1820—1823; dann bezog er 1825 die Universität zu Berlin, um sich vorzugsweise der Mathematik zu widmen. Nach beendigten akademischen Studien bestand er mit großem Lobe das preußische Oberlehrer-Examen und es ward ihm erst der mathematische Unterricht an der Schule zum grauen Kloster, dann am Real-Gymnasium zu Berlin übertragen. An beiden Lehranstalten wirkte er mit so entschiedener Tüchtigkeit, daß das Scholarchat zu Lübeck, das von dem ausgezeichneten Manne Kunde erhalten hatte, ihn am 23. Febr. 1832 an den durch Westerwick's Tod erledigten Platz berief und G. zog diesen Ruf zwei andern Anträgen, die er zu gleicher Zeit erhielt, vor. Seit 1832 arbeitete er nun für die öffentliche Lehranstalt in Lübeck mit rastloser Thätigkeit; sein lebendiger Vortrag gewann viele Schüler für das Studium der Mathematik; die Klarheit und Bestimmtheit seiner Anschauung, die keine Lücken, keine mangelhafte Definitionen duldete, hellte die Köpfe der Schüler auf; die innige Liebe zur Sache, die ihn beseelte, die Freude am Gelingen seines Werkes wirkte mächtig auf seine Zuhörer. Wie gründlich sein Wissen war, läßt sich daraus abnehmen, daß ihn der berühmte Astronom Enke in Berlin aufforderte, zu den „Astronomischen Jahrbüchern" Beiträge zu liefern. Denn auch der Astronomie hatte sich G. gewidmet und selbst das mühvollste Tageswerk des öffentlichen Unterrichts hielt ihn nicht ab, die Nacht bei astronomischen Beobachtungen zuzubringen. — Sein früher Tod ward durch einen organischen Fehler, eine Balggeschwulst herbeigeführt. Die schmerzvollen Wirkungen derselben hatten sich schon oft durch Agrypnie, Ueberreiz der Nerven und andere Leiden kund gegeben; sie wurden durch die

anstrengende Lebensweise, die er führte, nur vermehrt. Aus einer Lehrerconferenz mußte er sich bei einem heftigen Anfall seiner Leiden entfernen, die durch sorgliche Pflege im Hause eines befreundeten Amtsgenossen, des Collaborators Tiburtius, wohl gelindert, aber nicht gehoben werden konnten; in derselben Wohnung verschied er am oben genannten Tage. Er hinterließ den Ruhm eines durch reine Liebe zur Wissenschaft, durch unbefleckten Wandel, durch edle Humanität und Wohlthätigkeit gegen dürftige Verwandte ausgezeichneten Mannes.

* 127. Wilhelm Gottlob Korn,

Archidiaconus zu Cottbus;

geboren den 5. August 1778, gestorben den 28. April 1835 *).

Die Familie Korn stammt aus den Niederlanden und so viel aus Quellen erweislich, wanderte der Stammvater derselben nach Sachsen, weil er hier seinen protestantischen Glauben frei bekennen zu dürfen hoffte. Mit dem Jahre 1527 ward er Prediger zu Schönfeld bei Calau in der Niederlausitz, von wo er nach einigen Jahren zu der neu gegründeten protestantischen Gemeinde zu Papitz bei Cottbus berufen wurde. Als dieser K. zu Papitz anzog, waren Kirche und Pfarrgebäude neu gebaut worden. 300 Jahre hindurch folgten nun hier in ununterbrochener Reihe der Sohn auf den Vater im Amte und 6 Wochen nach dem Tode des letzten Predigers K. im Jahre 1823 brannten sämmtliche Pfarrgebäude nebst dem Kirchenarchive nieder. — Natürlich bildeten sich von diesem Stamme mehrere einzelne Zweige der Familie K., welche ebenfalls dem größten Theile nach dem geistlichen Stande angehörten. — Einer dieser Zweige war nun auch die Predigerfamilie K., aus welcher mein Vater abstammte. Sein Großvater war Pre-

*) Wenn ich als Sohn die Biographie meines verstorbenen Vaters schreibe, so könnte man meinen, daß dieselbe einseitig und partheiisch sei, zumal wenn in derselben manches Lobenswerthe und sogar Rühmliche vorkommt; doch alle Leser können es mir auf mein Wort glauben, daß ich nicht das Geringste der Wahrheit vergeben, was auch aus der Vergleichung mit der kurzen Biographie, die in das Magazin der oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften Jahrgang 1835. Bd. 4. aufgenommen worden ist und nicht von mir herrührt, erhellt. Wohl dem Sohne, der laut und öffentlich das Lob seines verstorbenen Vaters verkünden kann, sich nicht fürchten darf, einer Lüge beschuldigt zu werden und der selbst die einzelnen Mängel desselben nicht zu verheimlichen braucht, weil sie den Lieben nicht schänden.

diger zu Jessen bei Spremberg, sein Vater Prediger zu Greifenhayn bei Calau. Dieser soll ein sehr eifriger Seelsorger gewesen sein, sich jedoch wenig um seine eigne Familie gekümmert haben, was er vielmehr seiner Gattin überließ. Diese erzog ihre beiden Söhne, den noch jetzt lebenden Prediger und Schulinspector K. zu Klein-Döbbern bei Cottbus, geb. am 8. Jan. 1777 und meinen Vater, geboren den 5. Aug. 1778, mit großer Sorgfalt und Liebe. Anfänglich besuchten beide Brüder die Dorfschule. Als sie dieser aber entwachsen waren, mußten die Eltern darauf denken, dieselben einer höhern Anstalt anzuvertrauen. Sie brachten beide kurz hinter einander nach Cottbus, im J. 1790, damit sie das dortige Lyceum besuchten. *Hier wollte ein wohlhabender Bürger, welcher kinderlos war, meinen Vater adoptiren unter der Bedingung, daß er das von ihm betriebene Geschäft erlernte und dann in dasselbe einträte.* Der Knabe konnte jedoch dazu nicht bestimmt werden, weil der Trieb zum Studiren zu mächtig in ihm wär und so blieb denn dieser Bürger zwar stets ein Wohlthäter meines Vaters, machte ihm auch später ein ansehnliches Geschenk, als er sich auf seinem Sterbelager von demselben das Abendmahl reichen ließ, adoptirte ihn jedoch nicht. — Mit dem Jahr 1794 brachten ihn nun seine Eltern auf das Gymnasium zu Bautzen, wo er bis zu seinem Abgang auf die Universität blieb. Hier übte er sich besonders im Gesange, besuchte das Singchor und brachte es so weit, daß er in den meisten Concerten die Tenorsolo's singen mußte und sogar die Aufforderung erhielt, sich in der königlichen Capelle zu Dresden anstellen zu lassen. Auch später wurde sein Gesang noch oft bewundert und besonders war sein Absingen der Einsetzungsworte beim Abendmahl sehr erhebend. — Nach seinem Abgange von Bautzen bezog er zuerst die Universität Halle, wo er Theologie und Philosophie studirte und mit Tieftrunk sehr befreundet war. Nach 2 Jahren verließ er Halle und ging nach Leipzig, um sich noch mehr mit humanioribus zu beschäftigen, vorzüglich trieb er viel Französisch. Schon früher hatte er mehrfach Gelegenheit gehabt, sich durch den Umgang mit Emigranten in dieser Sprache auszubilden, ganz besonders aber ward Leipzig für ihn in dieser Hinsicht eine sehr gute Schule. Noch hatte mein Vater sein triennium nicht ganz vollendet, als er die Hauslehrerstelle bei der verwittweten Oberamts-Regierungsräthin von Stutternheim in Lübben erhielt. Der

Aufenthalt daselbst mußte sehr vortheilhaft auf ihn einwirken, da er theils in einer sehr gebildeten Familie lebte, theils aber auch Gelegenheit fand, mit angesehnen Männern, z. B. von Manteuffel, von Trosky *), Pauli **), Gretschel, Eck, Süßmilch in nähere Verbindung zu kommen. Darum blieb er denn auch in dieser Stellung 5 Jahr 4 Monate, wo er dann im Jahr 1806 zum Diaconus an der deutschen und Pfarrer an der wendischen Kirche zu Spremberg berufen wurde. Hier erwarb er sich bald die Liebe seiner Gemeinde, trat in den freundschaftlichen Verkehr mit seinem Vorgesetzten, dem Superintendenten Dr. Meußer ***) und nützte der Stadt, durch welche der Marsch der ganzen französischen Armee ging, sehr durch seine Fertigkeit im Französisch-Sprechen. Von hier aus sollte er im Anfange des Jahres 1810 nach Cottbus als Diaconus an der Oberkirche kommen, und hatte schon die Zusicherung des Magistrats, als ihm plötzlich ein anderer Mitbewerber, der jetzige Consistorialrath Dr. Kähler in Königsberg in Pr., vorgezogen wurde. Dies brachte ihn in die mißlichste Lage, da er seine bisherige Stellung bereits aufgegeben hatte und er mußte froh sein, daß er noch Diaconus in Vetschau und Pfarrer in Missen wurde. Jedoch blieb er nicht lange in dieser Stellung, da in Cottbus wieder eine Vacanz eingeteten war und er nun dorthin sogleich als Diaconus an der Oberkirche berufen wurde. Den 1. Oct. 1811 zog er daselbst an. Hier trat er nun in collegialischen Verhältnisse mit dem Superintendenten Bolzenthal und Archidiaconus Kähler und beide Männer werden es ihm gern bezeugen, daß er seine Stellung und collegiasche Verhältnisse stets mit großer Zartheit betrachtet und behandelt hat. Als Kähler 1819 nach Königsberg berufen wurde, ascendirte mein Vater ins Archidiaconat und wirkte in dieser Stellung bis zu seinem Tode am 28. Apr. 1835. — Schon 1810 hatte sich mein Vater mit der ältesten Tochter des königl. sächsischen Gegenhändlers Pauli zu Lübben verheirathet. Er zeugte mit dieser seiner Gattin 7 Kinder, von denen aber nur 2 Söhne am Leben blieben. Doch nur wenige Jahre war sein eheliches Glück ungetrübt. Denn schon 1818 erkrankte seine Gattin und ward auf ein schmerzliches

---

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 544.
**) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 276. u. 986.
***) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 822.

Krankenlager geworfen, von welchem sie bis heute noch nicht erstanden ist. Aber eben das treue, wahrhaft christliche Dulden und Ertragen seiner Leiden macht mir meinen Vater so höchst ehrwürdig. Nie vergaß er sich auch nur im Geringsten gegen seine kranke Gattin, nie erkaltete seine Liebe zu ihr, nie murrte er gegen die Fügungen des Höchsten; nur das Eine erbat er sich von Gott, daß er die Unglückliche vor ihm von dieser Erde hinwegnehmen möge. Doch in dem allweisen Rathe des Allmächtigen war auch dies anders beschlossen. Trotz dieser vielen häuslichen Sorgen bewahrte er sich dennoch immer Freudigkeit des Gemüths, welche theils aus seinem festen christlichen Glauben, theils aus der ihm angebornen Jovialität entsprang. Eben darum war er auch in allen Gesellschaften gern gesehen und erfuhr vielfache Freundschaftsbeweise, obgleich ihm wohl Niemand vorwerfen kann, daß er jemals vergessen habe, was er seinem Amte schuldig sei. Mit diesem nahm es vielmehr mein Vater sehr genau und verwendete allen Fleiß auf die treue Verwaltung desselben, was wohl daraus hervorgeht, daß ich mehr als 2000 concipirte Predigten in seinem Nachlasse vorgefunden habe. Besonders wichtig war ihm die eigentliche Seelsorge und sie machte er darum auch zu seinem Hauptgeschäfte. Deshalb legte er auch immer einen großen Eifer bei der Unterweisung der Confirmanden an den Tag und nur zu bedauern ist es, daß er sich bisweilen zu sehr vom Zorn hinreißen ließ, wenn er durch kindische Streiche in seinem Vortrage der erhabensten und heiligsten Wahrheiten, von denen sein Inneres so ganz erfüllt war, gestört wurde. In gleichem Maaße war er auch vielen Unglücklichen, Kranken und Nothleidenden ein treuer Rathgeber und Führer auf ihrer dornvollen Pilgerfahrt. Im Innersten wurde ich ergriffen, als mir fast Jeder der Hausarmen irgend einen schönen Zug meines entschlafenen Vaters unter Thränen erzählte. Hier sahe ich den treuen Hirten seiner Heerde, nicht den Miethling. — Dabei verkannte mein Vater keinesweges, daß der Geistliche, in welchen Verhältnissen er auch immer stehe, es sich zur unerläßlichen Pflicht machen müsse, sich in der Wissenschaft im Allgemeinen sowohl, als auch in der Theologie noch ganz besonders zu vervollkommnen. Darum verwandte er alle Zeit, welche ihm sein höchst beschwerliches Amt übrig ließ, darauf, fortzuschreiten im Gebiete des Wissens. Natürlich war es daher, daß er mit gespanntem Interesse den großen Kämpfen

in der Theologie zusah und daß ihm alle die Resultate, welche die neuern Forschungen geliefert haben, nicht fremd blieben. Er war ein Freund des Lichts, wenn auch nicht gerade Rationalist im strengen Sinne des Worts, freute sich aufrichtig, daß dasselbe sich immer mehr über alle einzelnen Felder der Theologie verbreitete, die unhaltbaren Dogmen angriff und sagte mir oft, wenn ich bangend in den Kampf blickte und besonders die Machinationen der Finsterlinge fürchtete: „mein Sohn, folge mir, prüfe Alles und halte dich an Gamaliel's Wort, es erfüllt sich von Tage zu Tage.“ — Doch nicht für sich allein strebte mein Vater nach gründlicher Wissenschaft; auch bei seinen Amtsbrüdern wollte er den Sinn dafür theils anregen, theils erhalten und darum errichtete er schon 1817 für den Cottbusser Kreis einen theologischen Lesezirkel, in welchem nicht nur die besten Zeitschriften aller theologischen Partheien gehalten wurden, sondern der sich auch auf die bedeutendsten Bücher ausdehnte. So finden sich denn in demselben außer der allgemeinen halleschen, leipziger und jenaer Literaturzeitung die allgemeine Kirchenzeitung, Röhr's kritische Predigerbibliothek, die Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit, der Sophronizon von Paulus, Schuderoff's Annalen, die evangelische Kirchenzeitung von Hengstenberg u. s. w., die meisten Streitschriften über den Thesenstreit, Prädestinationsstreit, Unionsstreit, den Streit über die Principien der Theologie zwischen Bretschneider und Hahn u. s. w., die Predigten von Dräseke, Ammon u. s. w., Röhr's Briefe über den Rationalismus und viele andere schätzbare Werke praktischen Inhalts. Diesen Lesezirkel führte er fort bis zu seinem Tode, oft mit Aufopferung von seiner Seite, da das Interesse bei vielen ältern Predigern, welche die Mehrzahl ausmachen, erkaltete. Und es steht zu erwarten, daß dieser Lesezirkel fortbestehe, daß so die von meinem Vater gesammelte Bibliothek erweitert den folgenden Zeiten einen Beweis liefern werde, daß auch die Vorfahren Sinn für Wissenschaft hatten. — Außerdem aber beschäftigte sich mein Vater gern und viel mit der slavischen Literatur. Da er selbst des Wendischen mächtig war, so konnte ihm die Vergleichung der einzelnen slavischen Dialecte nicht viel Mühe verursachen. Besonders aber hätte er gern den Sprachschatz der wendischen Sprache gesammelt und zusammen gefaßt, damit der Sprachforscher wenigstens einige Mittel in Händen hätte, um diesen, seinem Aus-

serben nahen Zweig des großen slavischen Sprachstammes einigermaßen kennen zu lernen, weil fast gar keine gedruckten Bücher in dieser Sprache, besonders in der niederlausitz-wendischen, vorhanden sind. Jedoch blieb es bei den Vorarbeiten zu einer Grammatik und einem Lexikon der niederlausitz-wendischen Sprache, weil er theils von denen, die er um Unterstützung gebeten, im Stiche gelassen, theils aber auch vom Tode übereilt wurde. Außerdem schrieb er einige Aufsätze in Beziehung auf die wendische Sprache, besonders auch auf die Einführung der deutschen Sprache in Kirchen und Schulen der Wenden, in Folge dessen er auch von der oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz unterm 5. Juli 1826 zum Ehrenmitgliede derselben ernannt wurde. — Doch nicht nur seinem Berufe diente er treu, jedes gute Unternehmen fand an ihm einen eifrigen Freund. So war er mehrere Jahre hindurch Director des hiesigen Hülfsvereins für arme Gymnasiasten, ja, einen armen jungen Mann ließ er trotz der vielen Ausgaben, die ihm seine häuslichen Leiden verursachten, zwei Jahr lang in der Malerei auf seine Kosten unterrichten, damit das Kunsttalent, welches er in ihm entdeckt hatte, ausgebildet wurde. — Mein Vater war ein Mann von starkem, gedrungenem Körperbau, mittler Figur, aber höchst kräftig und seit seinem 12. Jahre nie krank gewesen. Den ersten starken Stoß litt seine Gesundheit, als ihm vor 3 Jahren der Tod seines jüngsten Sohnes, eines Jünglings von 18 Jahren, Primaner auf dem Gymnasium zu Luccau, ganz plötzlich gemeldet wurde. Er hatte denselben nach den Weihnachtsferien 1832 selbst wieder nach Luccau gebracht, war am Morgen erst von dort zurückgekehrt und Abends folgte ihm schon ein Bote mit der Todesnachricht. Seit diesem Verluste wurde er sehr ernst, seine frühere Heiterkeit kam selten wieder zum Vorschein, man sah es ihm an, daß ihm das Herz gebrochen. Deshalb sah man ihn von der Zeit an auch nur sehr selten in öffentlichen Gesellschaften, er lebte nur seinem Amte, seinen Studien und war am liebsten allein. An seinem Todestage hatte er zum Mittagessen noch einige Gäste bei sich, weil gerade Markt am Orte war, darunter mehrere Studenten, welche seine Schüler gewesen waren und ihn immer besuchten, wenn sie von der Hochschule in die Heimath kamen; arbeitete, nachdem ihn die Gäste verlassen, noch 2 Stunden und wurde dann plötzlich vom Schlage getroffen, in Folge dessen er

6 Stunden nachher verschied. Noch am Morgen seines Todestags hatte er die Marktpredigt gehalten, in welcher er das Himmelreich mit einer Perle verglichen und seine Zuhörer ganz hingerissen hatte, weil diese Rede so ganz aus seinem Herzen gekommen. Ueberhaupt hatte er eine Ahnung seines nahen Todes, was sich ganz deutlich in mehrern häuslichen Anordnungen kund gab. — Nachdem er kurz vor seinem gänzlichen Verscheiden noch dem Herrn über Leben und Tod seine Seele und seine Hinterbliebenen, besonders seine leidende Gattin, empfohlen hatte, sprach er zu mir: sei getrost, mein Sohn, ich bin getrost, neigte das Haupt und verschied. Ich aber rufe ihm nach: Wer so stirbt, der stirbt wohl.

H. Korn, Cand. d. Predigtamts.

* 128. Gerhard Theod. Conrad David Brandes.

Secondlieutenant im herzoglich braunschweig-lüneburgischen Husarenregimente zu Braunschweig;

geb. am 1. Mai 1807, gest. am 29. April 1836.

Er war der einzige Sohn des Pferdehändlers und Besitzers des Gasthofs zum weißen Roß vor Braunschweig, David Brandes, eines Mannes, der sich durch seinen Patriotismus mannichfache Verdienste um das braunschweigische Fürstenhaus erworben hat, indem er nicht nur während der westphälischen Zeit in ununterbrochenem Briefwechsel mit dem verewigten Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig stand, sondern ihm sogar zu wiederholten Malen das Leben rettete, als dieser sich verkleidet nach Braunschweig gewagt hatte. Der Verstorbene, von Kindheit an mit Pferden umgehend, kannte schon in frühester Jugend kein größeres Vergnügen, als das Reiten. Wenn seine Altersgenossen in der Schule sich mit lateinischen und griechischen Vocabeln plagen mußten, so liebte er es, in Feld und Flur umher zu jagen und nichts war ihm drückender, als das Stillsitzen in der dumpfigen Schulstube. Meistentheils durch Privatlehrer gebildet, wuchs er zum Jünglinge heran und aus Liebe zum Soldatenstande trat er als Volontair in das einige Jahre vorher neuorganisirte herzogl. braunschw. Husarenregiment. Hier stieg er schnell bis zum Wachtmeister, allein seine Ernennung zum Officier knüpfte der Herzog Carl von Braunschweig an so harte Bedingungen, daß B. der Vater, welcher gerechte Ansprüche auf den Dank desselben zu haben berechtigt war,

diese unmöglich eingehen konnte. Der junge Mann, welcher vom Soldatenstande einmal nicht lassen wollte, nahm daher seinen Abschied, um in großherzogl. badensche Dienste zu gehen. Schon hatten sich ihm in Carlsruhe nahe Aussichten eröffnet, als die Katastrophe des 7. Septembers 1830 in Braunschweig eintrat und der zur Regierung gerufene Herzog Wilhelm von Braunschweig unsern Brandes schon am 27. October 1830 zum Secondelieutenant ernannte. Jetzt am Ziele seiner Wünsche, ahnte er nicht, daß ihm so bald der Todesengel winken würde. Von früher Jugend an schwächlich, hatte er sich nie einer dauerhaften Gesundheit erfreut, aber trotz des Verbots der Aerzte vermochte er nicht, seinen Ungestüm zu zügeln. Wo es Gelegenheit gab, seine Kunst im Reiten zu zeigen, da waren weder die Drohungen der Aerzte, noch die Bitten der Eltern ihn zurückzuhalten im Stande. So wohnte er an einem stürmischen Herbsttage, schon etwas unpäßlich, einer Fuchsjagd bei und erkältete sich bei derselben dergestalt, daß er einige Tage nachher schon das Bett hüten mußte, welches er nun auch nicht wieder verließ. In den Armen seiner trostlosen Eltern verschied er am genannten Tage an der Lungenschwindsucht. Er genoß den Ruhm, der kühnste und gewandteste Reiter im ganzen Regimente zu sein, ein Ruhm, zu dessen Erhöhung bei den Damen sein schönes Aeußere nicht wenig beitrug.

* 129. v. Reckow,

königl. preuß. Generallieutenant, Ritter des rothen Adlerordens 2r Klasse mit Eichenlaub, des Militärverdienstordens, des eisernen Kreuzes 1r Klasse, des russischen Wladimir- 4r und Annenordens 2r Klasse, in Düsseldorf;

geb. im J. 1775, gest. am 29. April 1836.

Der Verewigte, aus einer altadeligen Familie in Pommern stammend, trat im Jahr 1790 als Junker in das Infanterieregiment Nr. 46, v. Hahnenfeld, zu Neisse ein, marschirte mit demselben 1794 nach Polen und erhielt nach hergestellter Ruhe die Garnison in Warschau. Beim Ausbruche des Krieges von 1806 war R. eben Stabscapitän geworden, sein Regiment blieb bis zur Annäherung der französischen Armee in Warschau, dann stieß es zu dem russisch-preußischen Heere, focht bei Pultusk und hier erhielt R. den Militärverdienstorden. Nach dem Frieden von Tilsit avancirte R. zum Major,

1813 erhielt er das Commando des damaligen 9. Reserve-, später 4. pommerschen, jetzt 21. Infanterieregiments, an dessen Spitze er in der Schlacht bei Bautzen das eiserne Kreuz 1r Klasse erwarb. Später stieß das Regiment zum Bülowschen Armeecorps und focht mit besonderer Auszeichnung bei Groß-Beeren und Dennewitz; bei Leipzig nahm es die Dörfer Stünz und Sellerhausen. In Holland stürmte der Oberstlieutenant R. Arnheim, am 10. März 1814 focht er bei Laon, ebenso 1815 bei Ligny und Wawres, dann befand er sich vor mehreren französischen Festungen. R., zum Obersten befördert, ward 1817 Inspecteur der Landwehr, nach mehreren Jahren Brigadier der 14. Landwehrbrigade und Generalmajor. Im Jahr 1834 ward er als Generallieutenant mit Pension in den Ruhestand versetzt, starb aber schon am oben genannten Tage. Sein langes und ehrenvolles Wirken in der Armee sichert ihm eine ausgezeichnete Stelle unter den Generalen, die bei allen Gelegenheiten und in den verschiedenen Graden, die sie durchliefen, neben großer Tapferkeit und Entschlossenheit eine genaue Kenntniß ihrer Waffe, Umsicht und Scharfblick vereinigten.

F. v. Witzleben.

* 130. Philipp Sauer,

Doctor der Theologie, Pfarrer zu Trunstadt bei Bamberg;

geb. zu Hirschaid am 30. September 1787, gest. den 29. Apr. 1835.

S. entsprach dem Wunsche seiner Angehörigen und widmete sich dem geistlichen Stande. Zu diesem Behufe besuchte er die Universität Landshut, die seit des Regierungsantrittes König Ludwig I. nach München transferirt ward. Daselbst ward er auch zum Dr. der Theologie promovirt. Der verstorbene Bischof v. Sailer war neben andern einer seiner Lehrer. — Nachdem er die Universität verlassen, trat er in die Seelsorge, bei der er bis zu seinem Tode blieb. Sein melancholisches Temperament machte ihn eben nicht sehr beliebt. Daher erregte auch die Nachricht seines Todes wenig Theilnahme; ein eigenes Gefühl erweckte jedoch die Art seines Todes. Er stürzte nemlich bei anbrechender Nacht auf dem Wege von Bamberg nach Trunstadt oberhalb Bischberg von einem Chausseebrückchen in den gepflasterten Kanal hinab und verletzte sich dadurch am Kopfe so, daß der augenblickliche Tod erfolgte. — Folgende Schrif-

ten sind von ihm erschienen: Religion und Tugend. Mehr Linien zu einer Abhandlung, als Abhandlung selbst. Zur Erlangung der theolog. Doctorwürde. Beigebunden sind die Thesen, die er defendirte. Landshut. — Das göttliche Leben des wahren Christen in Christus dem göttlichen Heilande in 5 Reden, vorgetragen während der heil. Fastenzeit in der Dompfarrkirche zu Bamberg. Bamberg u. Leipzig 1818. — Ueber den wohlthätigen Einfluß des Studiums der heil. Schrift auf den christl. Religionsunterricht überhaupt und auf das Predigtamt insbesondere. Eine Pastoral-Conferenzschrift. Sulzbach 1834. —

Bamberg. G. Thiem.

* 131. M. Christ. Ehrengott Raschig,

Diaconus an der Kirche St. Jacobi zu Freiberg;

geboren am 14. Oct. 1756, gest. den 30. April 1835.

Raschig wurde zu Senftenberg geboren, wo sein Vater das Pfarramt verwaltete und auch dieser Sohn die ersten Kinderjahre verlebte. Nachdem aber der Vater als Pastor an der Kirche zu Friedrichstadt-Dresden und später als Hofprediger an der Schloßkirche in Altstadt-Dresden angestellt wurde, so erhielt nun unser R. seine erste wissenschaftliche Bildung auf der dasigen Kreuzschule. Hier blieb er bis Ostern 1774, wo er die Universität Wittenberg bezog, um Theologie zu studiren. Im Jahre 1776 (den 3. October) erlangte er die Magisterwürde. Nach seinem Abgange von der Universität im November 1777 hielt er sich in dem elterlichen Hause zu Dresden auf, gab Privatstunden und übte sich fleißig im Predigen. Mittlerweile wurde in Freiberg an der Kirche St. Jacobi das Diaconat erledigt, um welche Stelle er sich mit glücklichem Erfolge bewarb und im Jahr 1782 am Feste der Himmelfahrt Jesu seine Antrittspredigt hielt. In diesem Amte hat er fast 53 Jahre lang mit unermüdeter Treue gewirkt und den seiner Seelsorge Anvertrauten durch einen frommen, ächt christlichen Sinn, sanfte Duldung und sittlichen Wandel vorgeleuchtet. Im J. 1832 feierte er sein 50jähriges Amtsjubiläum, bei welcher Gelegenheit ihm das königliche Oberconsistorium seine besondere Zufriedenheit über seine Amtstreue und Gewissenhaftigkeit, über seine Thätigkeit, nicht nur in Erfüllung der eigenen Berufspflichten, sondern auch in stets bereitwilliger Besorgung der Geschäfte

seiner Amtsbrüder in Behinderungsfällen, bezeigte. Die bei diesem Feste veranstalteten Feierlichkeiten und erhaltenen Beweise der Achtung und Liebe rührten ihn tief; doch war der rüstige Greis im Stande, seine Jubelpredigt zu halten. Noch oft predigte er nach jenem merkwürdigen Tage und zuletzt am Charfreitage 1835. Von diesem Tage an nahm das Unwohlsein und die Schwäche zu, bis Gott am oben genannten Tage den müden Pilger von dieser Erde abrief.

* 132. G. W. F. Stisser,

Stadtrath zu Braunschweig;

geboren am 7. Sept. 1772, gestorben den 30. Apr. 1835.

Er wurde zu Vechelde im Herzogthume Braunschweig geboren und auch bis zu seinem 12. Jahre dort erzogen. Wurde er in diesem Zeitraume, unter der Leitung seines Vaters, welcher reitender Förster war, auch wenig zu den Wissenschaften gebildet, so lernte er doch schon früh von dem Vater strenge Pflichtübung und die ausgezeichnetste Ordnungsliebe bei jedem Geschäfte. Diese Eigenschaften aber traten in seinem spätern Leben am schärfsten hervor und halfen ihm nicht wenig zur Erreichung seines Zieles. — Nach einiger Vorbereitung sandte ihn sein Vater dann nach Braunschweig auf das dortige Martineum, wo er sich durch Fleiß und Pünktlichkeit die ungetheilte Liebe seiner Lehrer erwarb. Gingen in seiner frühern Jugend die Fortschritte in den Wissenschaften auch etwas langsam von statten, so überwand er doch durch Fleiß und Beharrlichkeit alle Hemmungen in den natürlichen Anlagen und er zeigte bald, daß ihm keineswegs die nöthigen Fähigkeiten mangelten, sondern daß sie in der Entwickelung nur zögerten. Desto sicherer und kräftiger aber entfalteten sie sich in den letzten Jahren seines Schulbesuchs und mehr noch in der academischen Laufbahn. — Im Jahr 1791 bezog er die damalige braunschweigische Landesuniversität Helmstedt, um sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen, zu welcher ihn sein Scharfsinn und überhaupt sein praktischer Geist vorzugsweise befähigten. Helmstedt war zwar in jener Zeit schon von dem Höhepunkte seines Glanzes herabgesunken, allein jeder wißbegierige Jüngling fand doch noch immer dort ein reiches Feld für sein Studium, auf welchem er für jeden Zweig des Wissens reichlichen Vorrath zu sammeln ver-

mochte. Auch St. vollendete deshalb seine Studien daselbst, ohne irgend eine andere Universität besucht zu haben. Seine Prüfung ergab das günstigste Resultat und er bekam unverzüglich die Erlaubniß, in den braunschweigischen Landen als Advocat zu practiciren. — Wie tauglich er auch vermöge seiner Kenntnisse und seines scharfen Blickes in alle Verhältnisse zu diesem Zweige der praktischen Rechtsgelehrsamkeit war, so fühlte er sich doch nicht ganz wohl in seiner Stellung, da ihm eine fast zu große Gewissenhaftigkeit Manches in einem trüben, abschreckenden Lichte zeigte, was doch völlig in der Ordnung ist und aus den menschlichen Verhältnissen als solchen nicht hinweggeräumt werden kann. Er wendete sein Augenmerk daher auf die Beamtencarriere und der Wunsch, auf solche Weise seine Stellung verändert zu sehen, konnte bei seiner anerkannten Tüchtigkeit nicht lange unerfüllt bleiben. Er bekam das Amt eines Auditeurs und verwaltete es zu aller Zufriedenheit bis zur Zeit der französischen Usurpation. Allein diese Katastrophe, welche Könige und Fürsten nicht minder berührte, als das ruhige Privatleben, brachte auch in seinen Verhältnissen eine neue Veränderung hervor. Das Herzogthum Braunschweig wurde dem Königreich Westphalen einverleibt und die fremde Regierung ließ es sich angelegen sein, auch die bisherigen Beamten so viel als möglich in eine andere Stellung zu bringen, um das Alte gänzlich zu stürzen. St. wurde, gegen seine Neigung, bei der königlichen Polizei in Braunschweig angestellt. So wie der Dienst unter einem Zwingherrn seinem ächt patriotischen Sinne überhaupt nur widerwärtig sein konnte, so war es auch die Art des Dienstes; allein dennoch versah er ihn mit einer Gewissenhaftigkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ. Seine Ansicht über Verwaltung seines Amtes gründete sich durchaus nicht auf Betrachtungen über die damit verknüpften Annehmlichkeiten, sondern lediglich auf das geleistete Versprechen. So genügte er in jener gefährlichen Zeit den Fremden, wie den Mitbürgern. Kaum aber war die alte Ordnung der Dinge hergestellt, so wurde ihm unverzüglich ein angemessenes Amt übertragen. Er ward Assessor bei dem Stadtgerichte und nach einigen Jahren Stadtrath. In diesem Geschäftskreise fand er die gewünschte Thätigkeit und eigene Zufriedenheit. Seine vielfachen Verdienste um die Mit-

bürger, sowie seine unbestechliche Gewissenhaftigkeit erwarben ihm die allgemeine Achtung und wenn dessenungeachtet Mancher mit ihm unzufrieden schien, so kommt dies nur auf Rechnung seiner pflichtgemäßen Strenge und seiner Geradheit. Das Zeitalter ist zu weichlich geworden, als daß es sich an deutschem, ungebeugtem Sinne nicht hie und da verletzen sollte. Doch mit Uebergehung alles Uebrigen sei es erlaubt, eine Periode seines Lebens hervorzuheben, wo sein vaterländischer Sinn, seine Thätigkeit sich im glänzendsten Lichte zeigten und wirklich ungetheilte Anerkennung fanden. Es war dies der gewaltsame Regierungswechsel in Braunschweig, herbeigeführt durch den Aufstand seiner Bewohner im Jahre 1830. Der regierende Herzog schien der Mehrzahl seines Volkes durch manche unzweckmäßige, verderbliche Schritte seine Regierungsunfähigkeit bekundet zu haben und sie suchten, was Vorstellungen nicht vermocht hatten, durch Waffengewalt auszuführen. Der Zeitgeist begünstigte ein solches Unternehmen. Der Herzog entwich und sein Bruder, der jetzt regierende Herzog Wilhelm, entschloß sich, dem Lande in seiner Person einen Herrscher und somit die Ruhe wiederzugeben. Aber die Zwischenzeit war eine Zeit des Schreckens und mußte ein Verderben für das Land, namentlich aber für die Hauptstadt werden, hätten nicht umsichtige Männer kräftig in die verwirrten Verhältnisse eingegriffen. Der niedere Volkshaufen, einmal von den Banden gesetzlicher Ordnung befreit, suchte auch hier, wie überall bei ähnlichen Gelegenheiten, seine zügellosen Leidenschaften zu befriedigen und betrachtete Jeden als Feind, der ihm dabei entgegenhandelte. Alles der Regierung angehörige Eigenthum schien der Zerstörungssucht ein willkommener Gegenstand und auch das Privateigenthum der Verdächtigten war nicht sicher. Das aber hatte keiner der Bürger bezweckt, als er seine Stimme zum Aufstande gab und jeder rechtlich Denkende wünschte daher eine Abänderung dieses Zustandes, sobald er ihn nur entstehen sah. Auch St. theilte diese Ansicht und mußte sie seiner Denkweise gemäß theilen, da ja in ihm Pflichttreue die erste Stelle behauptete und sie die beste Schutzwehr gegen alle revolutionäre Gesinnung ist. Er strengte daher alle seine Kräfte an, um den gesetzlichen Zustand zurückzuführen. Seine Bemühung trug nicht wenig dazu bei, daß sogleich eine Bürgergarde gebildet wurde; sein Zuspruch, seine Ermahnungen wirkten überall, zahl-

reiche Proklamationen und Verordnungen wurden unter seiner Mitwirkung erlassen. Die Gutgesinnten wurden durch solche Unterstützung der städtischen Behörden ermuthigt, die Aufrührer zurückgeschreckt und alle Excesse im Beginn unterdrückt. Der herbeigeeilte Herzog Wilhelm fand unter seinen Bürgern schon dergestalt einen festen Stützpunkt, daß er fremder Hülfe entbehren konnte, um einstweilen der Regierung mit hinlänglicher Autorität vorstehen zu können. Die Bürger aber feierten ein Fest der Freude über die unerwartet schnelle Beendigung der Empörung, welche in ihrem Fortgange mehr als eine unangenehme, verderbliche Folge herbeigeführt haben würde. An wen sie aber vorzüglich ihren Dank zu richten hatten, die Frage konnte nicht lange unentschieden bleiben. Es waren, außer einigen andern Personen, deren Erwähnung außer unserm Interesse liegt, die Mitglieder des Magistrats der Stadt Braunschweig. Bei einem festlichen, dazu veranstalteten Mahle wurde St. ein Ehrenpokal überreicht, dessen Inschrift gewiß die damalige Stimmung und Gesinnung der Mitbürger gegen ihn recht innig aussprach. Der Pokal trägt die Worte: Herrn Stadtrath Stisser, dem Verdienste um die Vaterstadt von dankbaren Mitbürgern und auf der entgegengesetzten Seite die Zeitangabe jener merkwürdigen Tage: Braunschweig den 6. und 7. Sept. 1830. Daß sich auch hierin die Ansichten im Verlaufe der Zeit mehr oder weniger änderten, kann nicht befremden, da nach Hitze gewöhnlich Kälte folgt. nicht blos in der Lufttemperatur, sondern auch in den Gemüthern der Menschen. Auch traf dies Alle, die mit ihm gleiche Verdienste hatten und man kann behaupten, ihn noch am wenigsten. — So waren seine öffentlichen Verhältnisse höchst günstig und erfreulich, im geringeren Maße aber seine häuslichen. Die Kränklichkeit seiner geliebten Gattin bereitete ihm fort und fort unruhige Tage und ihr Tod — sie starb nach einem vieljährigen Krankenlager — erfüllte ihn mit tiefer Trauer. Auch die zarte Gesundheit seiner Kinder, besonders seines Sohnes, an dem er mit ungewöhnlicher Liebe hing, auf den er alle seine Hoffnung für das höhere Alter gebaut hatte, erweckten in ihm Besorgniß, von dieser Seite möchte der Tod ihm nicht minder Wunden schlagen. Solche Gedanken aber verbitterten ihm das Leben und versetzten ihn oft in einen gereizten Zustand. Sonst war er immer heiter und freundlich, liebte Geselligkeit mehr

als Gesellschaften und fand namentlich in den Annehmlichkeiten der Natur den schönsten Genuß. Er selbst erfreute sich einer dauerhaften Gesundheit, welche durch eine äußerst geregelte, naturgemäße Lebensweise immer mehr befestigt wurde. Er konnte sich kurz vor seinem Tode noch rühmen, in 30 Jahren wegen Krankheit seine Geschäfte nicht einmal versäumt zu haben. Bei so bewandten Umständen hoffte die Stadt, sich noch lange seiner Wirksamkeit erfreuen zu können und er selbst, seiner Kinder völlige Versorgung zu erleben. Diese waren inzwischen unter sorgsamer Pflege herangewachsen und machten jetzt St.'s höchste Freude aus, da die Furcht vor ihrem Verluste im Laufe der Zeit geschwunden war. Allein im Jahre 1834 wurde er plötzlich von einer nervösen Krankheit befallen, welche er sich wahrscheinlich durch eine Erkältung auf einer Reise zu seiner jüngsten Tochter, vermählt mit dem Landrichter John zu Coswig, zuzog. Von dieser Zeit an schien seine Gesundheit gebrochen und ein Nervenschlag endigte sein Leben am oben genannten Tage unverhofft und in einem für seine häuslichen Angelegenheiten ungünstigen Zeitpunkte. Er hinterließ zwei Töchter und einen Sohn, W. Stisser, welcher bereits seine Studien vollendet hat und gleichfalls die Beamtencarriere zu seiner künftigen Laufbahn erwählt hat.

Göttingen. W. Fricke.

* 133. Dettlev Friedrich Bielfeld,

Doctor der Philosophie u. ausgezeichneter Dichter zu Kiel;

geb. den 7. Mai 1766, gest. Mitte Apr. 1836.

Unser Dichter erblickte zu Kiel das Licht der Welt. Seine Eltern waren sehr wohlhabend. Er besuchte die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt und dann die dortige Universität, wo seine Studien sich hauptsächlich auf die schönen Redekünste und auf die Philosophie erstreckt zu haben scheinen. Später ging er nach Jena und dort wurde er 1794 Doctor der Philosophie und hielt als Privatdocent Vorlesungen über dieselbe. Hier scheint er unter andern auch mit Wieland bekannt geworden zu sein, dem er Beiträge zum „Teutschen Merkur" gab, so wie mit dem Freiherrn K. Ludewig Aug. H. von Münchhausen, demselben, der mit J. G. Seume 1797 Rückerinnerungen (Gedichte) herausgab. Wenigstens nannte er den Hrn. v. Münchhausen noch in seinen let-

ten Jahren seinen edlen und aufrichtigen Freund. Im Jahr 1796 begab B. sich indessen wieder nach Kiel und eröffnete hier eine seiner Vorlesungen. Diese scheinen inzwischen wenig besucht worden zu sein, indem er es nicht verstand, sich zu den Zuhörern herabzulassen. Unter andern kündigte er auch bis 1820 fortwährend ein declamatorium practicum secundum scalam an, das aber nur pro forma im Lectionskataloge stand. Er wurde daher auch nie weiter befördert, litt jedoch, wie der Dichter Weise, darum keine Noth, weil sein eigenes Vermögen ihm mehr als hinreichenden Unterhalt gewährte. Im J. 1820 erblindete er gänzlich und seitdem sind auch keine Vorlesungen von ihm mehr angezeigt worden. Er hatte also gleiches Schicksal mit Homer und Milton und er war auch, wie diese, epischer Dichter. Sein Heldengedicht „Thuiskon", wovon 1802 der erste Band erschien, hielt er mit Recht für sein Hauptwerk. Lobpreisungen seiner Freunde wurden ihm damals reichlich zu Theil und bliesen ihn etwas auf, so daß er in spätern Jahren wohl zu äußern pflegte, wenn ein ausgezeichneter Fremder in Kiel gewesen war, ohne zu ihm gekommen zu sein: „Der ist nun auch wieder hier gewesen, ohne den Verfasser des Thuiskon besucht zu haben!" Kritische Blätter nahmen beim Erscheinen des Gedichts wenig oder gar keine Notiz davon. Der Dichter feilte aber bis an sein Ende daran und beabsichtigte eine neue Ausgabe. Er schrieb daher am 1. März 1830 an den Pastor G. P. Petersen zu Lensahn in Wagrien, der ihn bei einer festlichen Gelegenheit als den ersten Barden Holsteins begrüßt hatte, unter andern: „Der Professor Heinrich gab mir den Rath, 500 Reichsthaler zur neuen Herausgabe des Thuiskons nach meinem Tode auszusetzen. Diese Summe ist wenig, wenn ich denke, daß man nichts Schöneres hinterlassen kann, als einen unsterblichen Ruhm. Wenn Sie mich überleben sollten, so bevollmächtige ich Sie hiermit zur Ausführung meines Willens. In guten Zeiten habe ich alle zwanzig Gesänge Thuiskons eigenhändig durchgearbeitet und es ist fast keine einzige Seite, die nicht gewonnen hätte; besonders haben der achte und zehnte Gesang gewonnen. Sollte dann noch der russische Gesandte, der Herr v. Struve *), mein Freund und Verwandter leben, so wird er gern behülflich sein." Diesem Auftrage gemäß

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. d. N. Nekr. S. 779.

forderte nach seinem Tode Pastor Petersen die Vollstrecker seines Testaments auf, sich wegen dieser Sache mit ihm in Correspondenz zu setzen. Ob dieses geschehen und ob überhaupt B. jenes Vermächtniß wirklich gemacht hat, ist nicht öffentlich bekannt geworden. Ja nicht einmal eine Anzeige seines Todes haben seine Verwandten erlassen, so daß sein eigentlicher Todestag nicht ausgemittelt werden kann. Nur ein Freund, den er sich in der letzten Zeit durch ein patriotisches Gedicht erworben hatte, widmete ihm im Itzehoer Wochenblatt einen kleinen Nachruf. Uebrigens wäre wohl eine Sammlung seiner in Zeitblättern zerstreuten lyrischen Gedichte — sie sind nicht zahlreich — wohl verdienstlicher, als eine zweite Ausgabe des Thuiskon. B.'s Gedichte zeichnen sich sowohl durch vollendete Form, als durch innern Gehalt aus. Klopstock war sein nicht ganz unerreichtes Muster und wie dieser feierte er in seinen Gesängen vorzüglich sein deutsches Vaterland. Sein bei der Reformationsjubelfeier erschienenes Gedicht auf Luther erlebte 2 Auflagen und wird der Cramerschen Ode gleich geschätzt. — B. ward beinahe 69 Jahre alt. Verheirathet ist er nicht gewesen. Er stand im Rufe großer Oekonomie. — Seine Schriften sind: Karl Friedrich v. Mevius, der Vergessenheit entrissen von e. Holsteiner. Altenburg u. Leipz. 1797. — Ueber die Declamation als Wissenschaft. Hamb. 1800. — Teuta, od. das Todtenmaal. Hamb. 1801. — Thuiskon. Ein Heldengedicht in 20 Gesängen. 2 Bde. Leipzig 1802 und 1805. — Kalli. Ein Trauerspiel in 5 Aufz. Ebd. 1802. Ins Italienische übersetzt von Lorenzo Schnabel. Venetia. — Vorläufige Winke zu e. Kanon der Seelenlehre, oder Bestaffelung der Gefühle rc. Leipzig 1812. — Luthers 300jährige Jubelfeier. Kiel 1818. 2. Aufl. Altenb. 1824. — Sinngedichte in Wielands teutschem Merkur (1793). Junius, bezeichnet mit B—f—d. — Gedichte in den nord. Miscellen, dem Altonaer Merkur, dem Kieler und dem Itzehoer Wochenblatte. — Widerlegung des zweifachen u. dreifachen Sonus; gegen Görenz u. Herrmann. In der Leipz. Literaturzeitung 1802. Intelligenzblatt Nr. 46. — Nochmalige Erörterung über den Sonus der lateinischen Sprache, veranlaßt durch Herrmanns Vertheidigung. Ebd. 1810. Intelligenzblatt Nr. 27.

Itzehoe. H. Schröder.

134. Johann Herrm. Ferdin. v. Autenrieth,

Kanzler der Universität und Professor der Medicin zu Tübingen;
geb. am 20. Oct. 1772, gestorben den 2. Mai 1835 *).

Autenrieth, der Sohn des ehemaligen geh. Raths J. F. Autenrieth, geboren zu Stuttgart, erhielt seinen ersten Unterricht auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Schon nach dem 13. Lebensjahre besuchte er die an der hohen Karlsschule zu Stuttgart gehaltenen Vorlesungen über Naturwissenschaften und Heilkunde. Sein frühreifes Talent, großer Fleiß und wie er öfters erwähnte, der belebende, bildende Umgang mit akademischen Freunden, wie Jäger **), Hopfengärtner, Klein ***), Hartmann u. s. w. (lauter ihm vorangegangene berühmte Schüler der Akademie), machten es möglich, daß er schon in seinem 20. Jahre die medic. Doctorwürde erwarb. Unmittelbar darauf trat er eine wissenschaftliche Reise an; er bereiste ganz Oberitalien, besuchte längere Zeit die Vorlesungen Scarpa's und Frank's zu Pavia, ging von hier über Triest und Wien nach Ungarn und kehrte 1794 nach Stuttgart zurück, wo er als praktischer Arzt beeidigt wurde. In Zeitschriften theilte er seine Reisebemerkungen über die medicinische Schule zu Pavia und über die Bergwerke zu Chemnitz mit. Im Frühjahr 1794 begleitete er seinen Vater auf einer Reise nach Pensylvanien. In Lancaster übte er ein halbes Jahr lang die Heilkunde aus und überstand dort glücklich das gelbe Fieber. Auch diese Reise wurde von ihm zu naturhistorischen und medicinischen Forschungen benutzt; in Baltimore schrieb er seinen Aufsatz über die Anatomie des Meerschweins; später erschienen von ihm die Aufsätze über die Seekrankheit, das gelbe Fieber ꝛc. Nach $1\frac{1}{2}$ Jahren nach Stuttgart zurückgekehrt, erhielt er den Titel Hofmedicus, wurde Aufseher des zoologischen Theils des herzogl. Naturalienkabinets und im Herbst 1796, auf Veranlassung der damals herrschenden Rinderpest, Mitglied der dazu niedergesetzten Sanitätscommission; auch las er im Winter 1790 privatim ein Collegium über die Anfangsgründe der Naturgeschichte und Chemie. Literarische Früchte seines nur zweijährigen

---

*) Medic. Almanach von Dr. Sachs. 1836.
**) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 388.
***) — — — 3. — — 1326.

Aufenthalts in Stuttgart sind: Die Aufsätze über den Einfluß des Athemholens auf die Ernährung, über die Behandlung bösartiger Pocken mit Jalappe und heißen Bädern und die Bearbeitung einer französischen Preisschrift über die Behandlung der Uebergälle. Noch vor der gesetzlichen Volljährigkeit erwählte der akademische Senat zu Tübingen, an die Stelle des verst. Clossius, ihn zum ordentlichen Professor der Anatomie, Physiologie, Chirurgie und Geburtshülfe. Im Herbst 1797 trat er, nachdem er seine berühmt gewordene Dissertation: „supplementa ad historiam embryonis“ öffentlich vertheidigt hatte, sein Amt mit einer Rede „über den Einfluß der Krankheiten auf die Kultur des menschlichen Geschlechts“ an. Um den zu früh verlornen Clossius zu ersetzen, hätte die Universität keine glücklichere Wahl treffen können. Gar bald war Autenrieth eines der thätigsten, einflußreichsten, berühmtesten Mitglieder der Universität. 18 gelehrte Gesellschaften des Auslandes erwählten ihn nach und nach zu ihrem Mitgliede; er legte auf diese Ehren wenig Gewicht. An sogenannten akademischen Vocationen konnte es einem solchen Manne natürlich nicht fehlen (die lockendsten waren nach Halle, Breslau, Bonn, Berlin ꝛc.), aber ohne je eine auch nur zu einer Besoldungsverbesserung zu benutzen, lehnte er sie alle ab, weil, wie er sagte, er es nicht für Recht hielt, seine Dienste dem Vaterlande zu entziehen. Im Jahre 1812 wurde er durch Ertheilung des Civilverdienstordens, 1818 durch den Orden der würtembergischen Krone geehrt. Nach der Pensionirung des Kanzlers Schnurrer (1819) wurde er, mit Beibehaltung seines Amtes als Lehrer und seiner Stelle in der Facultät und im Collegio-medico-chirurgico, Vicekanzler mit den Rechten und Obliegenheiten eines Kanzlers. Bald darauf wurde er königlicher außerordentlicher Bevollmächtigter in Bezug auf die Bundestagsbeschlüsse und 1822 wirklicher Kanzler der Universität. 1829 endlich wurde er als Chef der Universität dem Senate vorgestellt, bis die letzte Organisation vom Jahre 1831 ihn in die frühere Stellung eines Kanzlers zurückversetzte. Viermal hatte ihn der Senat zum Rector gewählt und 17mal war er Decan der medicinischen Fakultät gewesen. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten Autenrieth's, daß er, während der 38 Jahre seines Lehramts zu Tübingen, nach und nach fast alle Fächer der Heilkunde vorgetragen hat. Sein kräftiger Geist wechselte gern mit den

Studien, sobald die alten für ihn erschöpft, ihn nicht mehr genug beschäftigten. Daher jene Vielseitigkeit, jene Detailkenntniß des Gesammtgebiets der Heilkunde, wie sie in einem Manne vereinigt höchst selten gefunden wird. — In den ersten 8 Jahren seines Lehramts las er, neben Anatomie und Physiologie, die Chirurgie, den Operationskursus, die Verbandlehre und Geburtshülfe. Mit der Gründung des Klinikums gab er Chirurgie und Geburtshülfe ab. Von 1805—11 übernahm er die Leitung des medicinischen Klinikums und las neben Anatomie und Physiologie über einzelne Kapitel der Nosologie. Nach dem Jahre 1811 gab er Anatomie und Physiologie ab und trug nunmehr die allgemeine Pathologie und Therapie, die specielle Nosologie und gerichtliche Medicin, medicinische Polizei und das Formulare vor. Nachdem er Kanzler geworden war und die Landtage häufige Unterbrechungen seiner Vorlesungen veranlaßten, gab er an seinen für ihn vikarirenden Sohn allgemeine Pathologie und Therapie ab und beschränkte sich bis an sein Lebensende auf Vorträge über specielle Nosologie und gerichtliche Medicin. Diese Vorlesungen Autenrieth's, die sich im Ganzen auf 137 belaufen, wurden immer mit dem größten Beifall von den Studirenden besucht. Eine große Anzahl berühmter Aerzte des Auslandes waren seine Schüler; die ganze lebende Generation der würtembergischen Aerzte (mit weniger Ausnahme) verdankt ihm großentheils ihre ärztliche Bildung Sein Vortrag war ganz frei, daher oft eben nicht streng logisch geordnet (er hatte sich nie ein vollständiges Manuscript entworfen), höchst anziehend, reich, zum Nachdenken weckend und blieb dies selbst in den letzten 10 Jahren seines Lebens, wo andere Beschäftigungen ihn immer mehr von dem Studium der praktischen Medicin abzogen. Sein Eifer als Lehrer war musterhaft; er war immer der Erste, der seine Vorlesungen anfing, immer der Letzte, der sie schloß; fast nie setzte er aus. — Das Klinikum ist recht eigentlich eine Schöpfung Autenrieth's. Unterstützt von dem verstorbenen Minister Spittler, begann unter den mannichfaltigsten Schwierigkeiten und unter der speciellen Leitung A.'s der Bau des Klinikums im Jahr 1803. Sein unermüdlicher Eifer und sein Talent für Baukunst machten es möglich, daß dasselbe am 13. Mai 1805 eingeweiht werden konnte. An den großen Erweiterungen, die alle Institute der medicinischen Facultät unter der

gegenwärtigen Regierung erhielten, hatte er Antheil; auf die Wiederbesetzung der während seines Amtes sich völlig regenerirenden medicinischen Fakultät übte er wohlthätigen Einfluß. Im vollsten Glanze jugendlichen Talentes zeigte sich Autenrieth als Lehrer der Anatomie und Physiologie. Sein treffliches Gedächtniß, das ihm die ganze Masse der Thatsachen jener Wissenschaften in jedem Augenblick zu Gebot stellte, seine räumliche Phantasie, seine Kunst durch sinnige Benutzung der vergleichenden Anatomie und der gesammten praktischen Heilkunde den vorliegenden Leichnam gleichsam zu beleben, machten ihn zu einem der geistvollsten Lehrer dieser Wissenschaften. Seine Versuche, eine Theorie der Anatomie zu schaffen, seine Bemühungen, die Lebensgesetze auf die der Imponderabilien zu reduciren, fanden zu seiner Zeit den ungetheiltesten Beifall, zeigten ihn als ächten Naturphilosophen, als Geistesverwandten Reil's, mit dem er durch die innigste Freundschaft verbunden war. Nicht minder ausgezeichnet war seine Leitung des ambulatorischen medicinischen Klinikums. Unvergeßlich wird seinen damaligen Schülern der bewunderungswürdige Scharfblick sein, mit dem er die verwickelsten chronischen Krankheitsfälle, die dem neu errichteten Klinikum und seinem berühmten Vorsteher weit und breit zuströmten, oft in wenigen Augenblicken durchschaute, den Zusammenhang der Erscheinungen divinirte und oft von den überraschendsten Erfolgen gekrönte Heilplane entwarf. Hospitirende fremde Aerzte gestanden oft, hier in einer Stunde mehr Neues, als in Jahren sonst gelernt zu haben. Von seinem Klinikum ging die Entwickelung der Lehre vom genius morborum epidemicus und eine besondere Aetiologie der chronischen Krankheiten aus. Unersetzlich ist A. endlich als Lehrer der gerichtlichen Medicin. Nur ein Mann, bei dem sich naturhistorische, chemische, anatomische, chirurgische, geburtshülfliche und medicinische Kenntnisse so vereinigten, der so lange die Oberaufsicht über das Medicinalwesen eines großen Theils Würtembergs geführt hatte, der so viele Gutachten für die Gerichtshöfe und zwar mit besonderer Vorliebe für die Wissenschaft, ausgearbeitet hatte, konnte dieses Fach so vortrefflich vortragen. An der völlig neuen Gestaltung des gesammten Medicinalwesens Würtembergs nahm A. mannichfach thätigen Antheil. Kaum aus Amerika zurückgekehrt arbeitete er als Mitglied der Medicinal-Commission die amtliche Vorschrift über das Ver-

halten bei der Rinderpest aus. Als Mitglied der medicinischen Facultät und des Collegii medico-chirurgici, das die Prüfungs-Behörde für das ärztliche Personal und früher auch die Aufsichts-Behörde über das Medicinalwesen des halben Landes war, zeigte er sich außerordentlich thätig. Seine sehr ausführlichen Berichte, die er als Medicinal-Visitator für die obern Gegenden Würtembergs (vom Jahr 1797 bis 1813) einsendete, wurden mannichfach für legislatorische Zwecke benutzt. Vom Jahr 1815 bis 1818 war A. mit der Medicinal-Aufsicht über die Stadt Tübingen beauftragt. A. war ein geborener Arzt! Von früher Jugend zur Naturforschung und Heilkunde herangebildet, hatte ihn die Natur mit praktischem Takt und einer wunderbaren Combinationsgabe reichlich versehen. In die verwickeltsten Krankheitsbilder wußte sein Geist Klarheit zu bringen und indem er selbst glaubensvoll Rath ertheilte, weckte er unerschütterlichen Glauben bei seinen Kranken. Sein theilnehmendes Wesen, das keine Aufopferung oft bis zum kleinsten Krankenwärterdienst für seine Kranken scheute, seine einnehmende Persönlichkeit, die schon an sich Vertrauen erweckte und Leiden linderte, trug wohl eben so viel als sein ärztlicher Scharfsinn und seine umfassenden Kenntnisse zu den glänzenden Erfolgen seiner Praxis bei. Nach Plouquet's Tod war er der beschäftigtste Arzt Tübingens; vom In- und Auslande suchte man seinen ärztlichen Rath. Nachdem er schon früher bei einigen Krankheitsfällen im königl. Hause zu Consilien zugezogen worden war, widerfuhr ihm nach dem Tode Jäger's die Ehre, zum consultirenden Leibarzte des Königs ernannt zu werden. In den letzten 10 Jahren seines Lebens ertheilte er nur noch Consilien, ohne eigentlich mehr zu prakticiren. Sein Ruf als Arzt war europäisch. „A., sagte einer seiner Beurtheiler, verdient als Arzt die ungetheilteste Hochachtung der medicinischen Welt; denn nur zu den seltensten Erscheinungen gehören Männer, die, wie A., Theorie und Praxis mit so kräftigem Geiste umfassen." — A. war, besonders in seinen frühern Jahren, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. In einem von ihm selbst entworfenen Verzeichniß dessen, was er in den Druck gab, zählt er 126 Nummern auf; wollte man 40 gelehrte Anzeigen und Recensionen (meist in den tübinger gelehrten Anzeigen und der salzburger medicinischen Zeitung) und die einzelnen Aufsätze in [illegible]ournalen zählen, so könnte diese Zahl leicht

auf 200 Nummern vermehrt werden. Die Resultate seiner Forschungen liebte er zuerst in kleinen Aufsätzen, akademischen Reden und Dissertationen zu veröffentlichen. Unter ihm kamen nicht weniger als 83 lateinisch geschriebene Dissertationen (wovon der größte Theil von ihm allein verfaßt ist) heraus und zwar über Anatomie und Physiologie 15, über Chirurgie und Geburtshülfe 28, über praktische Medicin 40. Größere, eine ganze Wissenschaft darstellende Werke zu liefern, fehlte es dem mit Amtsgeschäften immer überladenen Manne an Zeit. Auch war es, trotz seiner großen Belesenheit, seiner Natur zuwider, schon Bekanntes wieder vorzutragen, gelehrt zu compliciren und zu citiren. Das umfassendste Werk, das A. schrieb, ist sein Handbuch der empirischen menschlichen Physiologie (3 Bände), ein geistvolles Buch, in dem er gegen eine damals herrschende phantastische Naturphilosophie die Rechte ächter Empirie und auf Experimente gegründeter Forschungen vertheidigte. In diesem Buche findet sich gar kein Citat; aber A. konnte im Bewußtsein dessen, was er hier geleistet, schreiben: „Ich bin mit dem zufrieden, was mir übrig bleibt, wenn jeder den Theil hinweggezogen hat, von dem er glaubt, er gehöre ihm zu.“ An dieses sein Hauptwerk schließt sich seine Anleitung für gerichtliche Aerzte zu legalen Inspectionen und Sectionen, die Versuche für die praktische Heilkunde aus den klinischen Anstalten zu Tübingen 2 Hefte, sein Antheil an den tübinger Blättern und an dem Archiv für Physiologie von Reil und A. an. In seinen amtlichen Gutachten für die Gerichtshöfe liegt ein noch unbenutzter Schatz sehr werthvoller Aufsätze. An der Vollendung eines größern naturwissenschaftlichen Werks hinderte ihn der Tod. Die Vertheidigung einer geläuterten Humoralpathologie gegen den Brownianismus, seine Entwickelung der Kräz- und Gonorrhöe-Nachkrankheiten, seine Behandlung des Croups und der Neuralgien, seine Untersuchungen über die Regeneration verwundeter Organe, seine Bemerkungen über den Bruchschnitt, die Pupillenbildung, die Selbstwendungen, so wie die Entdeckung der seinen Namen führenden Brechweinsteinsalbe sind bleibende Verdienste um die praktische Medicin. Ueber die Form seiner Schriften wurde oft geklagt; die Fülle der Gedanken, die sich ihm während des Schreibens herbei drängten, störte oft einen schulgerechten Periodenbau, aber der Inhalt war immer geistvoll und originell. A. kannte keine größere

Freude des Lebens, als neue Kenntnisse zu erwerben. Besonders seitdem er sich als Kanzler an der Spitze der Universität sah, suchte er seine Erholung darin, immer neue, wenn auch noch so fern liegende Felder des menschlichen Wissens zu durchwandern. Er besaß die reichste Privatbibliothek in Tübingen. Obgleich ein zu früh geschlossenes Gymnasial-Studium ihn gehindert hatte, sich tiefere Kenntnisse der alten Sprachen zu erwerben, so verschaffte er sich doch später hinreichende Kenntnisse der classischen Literatur und des Alterthums. Aber seine Lieblingswissenschaften waren Geographie und Ethnographie; Reisebeschreibungen waren die Lectüre seiner Erholungsstunden. Für Musik fehlte ihm der Sinn. In dem letzten Drittel seines Lebens wandte er sich dem Studium der heiligen Schriften zu. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse suchte er zur Erklärnng dunkler Seiten derselben zu benutzen; so entstanden seine akademischen Reden und Schriften: über das Buch Hiob, über die Stimmen aus der Höhe, über die Schlange des Paradieses, über den Ursprung der Beschneidung, gegen den Materialismus, über den Menschen und seine Hoffnung einer Fortdauer vom Standpunkte des Naturforschers aus. Auf die Richtung von A.'s Thätigkeit als Kanzler in den innern Universitäts-Verhältnissen war von entschiedenem Einfluß seine Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit derjenigen akademischen Einrichtungen, wie sie auf der hohen Karlsschule, deren Zögling er war, bestanden hatten. Die ursprüngliche Einrichtung der Disciplinar-Commission, die besonders auf seine Veranlassung gegründet wurde und deren Mitglied er von 1811—18 war, ging aus dieser seiner Grundansicht hervor. In die Zeit seiner Verwaltung der Kanzlerstelle fallen die wesentlichsten Reformen der Universität, namentlich die Erweiterung derselben durch die Verbindung der katholisch-theologischen Facultät mit ihr. A. erkannte die hierin sich aussprechende Absicht der Staatsregierung und bemühte sich, in seinen amtlichen Beziehungen dieser Absicht gemäß zu wirken. Bei der im Jahre 1826 und 1827 lebhaft angeregten Frage über die Verlegung der Universität nach Stuttgart trug er durch seine Schrift: „Ueber die Verlegung der Universitäten in die Residenzen," wesentlich zur Berichtigung der Ansichten über die Vortheile und Nachtheile solcher Versetzungen bei. Durch das organische Statut vom Jahre 1829 wurde er als Kanzler zugleich Vorstand der Uni-

versität. Mit angestrengtem Eifer suchte er den Anforderungen Genüge zu leisten, welche er durch jenes Statut an sein neues Amt gestellt glaubte. Aber erst das Statut vom Jahr 1831, welches durch Wiederherstellung des wechselnden Rectorats ihn seiner frühern Stellung als Kanzler zurückgab, führte zu der Anstellung eines eigenen juridischen Geschäftsmannes als Gehülfen des Vorstandes der Universität, dessen Unterstützung der an juridische Formen und Geschäftsführung nicht gewöhnte Mann während seiner Amtsführung als Vorstand zu entbehren gehabt hatte. A. war als Kanzler Mitglied der Stände-Versammlung und er gehört zu den wenigen Männern Würtembergs, die von dem constituirenden Landtage zu Ludwigsburg an, an allen neun seither gehaltenen Landtagen Antheil nahmen. Auch in diesem für ihn neuen Thätigkeitskreis bewegte er sich mit großer Energie, wohnte den Sitzungen regelmäßig bei, sprach oft und ausführlich, wenn er gleich mit keinem eigentlichen parlamentarischen Rednertalent ausgerüstet war. Die vorliegenden Fragen suchte er aus dem Gesichtspunkte des gesunden Menschenverstands und des praktischen Bedürfnisses zu beleuchten und gern suchte er bei streitigen Punkten einen ausgleichenden Mittelweg aufzufinden. Da er eine kräftige Regierung als die Grundbedingung des Wohls eines Volks ansah, so war er jeder Maßregel abgeneigt, aus der er Gefahr für die nöthige Kraft und Ordnung im Staate befürchtete. Diese seine Grundansicht mußte ihn mit den Zeitansichten in mannichfachen Widerspruch versetzen; aber Niemand war weniger ängstlich um Popularität bemüht, als A. Ohne Scheu und völlig unbesorgt um etwaige Folgen für seine Person, sprach er seine Mißbilligung über die neuern politischen Zeitideen aus. A. war in seinem Privatleben ein durchaus rechtschaffener, streng sittlicher Mann. Fest überzeugt von den Grundwahrheiten des Christenthums, unterstützte er alles Gute mit Rath und That; er war wohlthätig und namentlich als praktischer Arzt höchst uneigennützig; daneben war er ein überaus heiterer, interessanter Gesellschafter. Charakteristisch für ihn war seine Kinderliebe. Ein Kind hielt er für das Schönste, was die organische Welt besitze. A. verheirathete sich im Jahr 1798 mit Friederike, der Tochter des Prälaten Böck. Zwei Kinder aus dieser glücklichen Ehe überlebten ihn; er war der Besorgteste liebevollste Vater seiner Kinder. Kurz vor

Freude des Leben[illegible] noch die Freude, seinen Sohn [illegible]ssor der Medicin ernannt zu sehen. Besonders seitd[illegible] großen Wohnhauses trug er zur Universität sch[illegible] Stadt Tübingen wesentlich bei. In neue, wenn a[illegible]end war A. schwächlich und aus Ame[illegible] lichen Wiss[illegible] überstandenem gelben Fieber mit ei[illegible] Privatbibli[illegible] zurück, deren letzte Spuren (wie die schlossene[illegible] sich nie ganz verloren. Aber in seinem tiefere [illegible]ter genoß er der trefflichsten Gesundheit; versch[illegible] sich erinnern; ihn krank gesehen zu ha[illegible] classi[illegible] seiner höchst einfachen Lebensart (er kannte Liebl[illegible] gewöhnlichsten Bequemlichkeiten des Lebens gra[illegible] bei seiner ausgezeichneten Körperconstitution [illegible] man zur Erwartung berechtigt, er werde das [illegible] menschliche Alter erreichen. — In frühern Jah[illegible]atte er zwar viel schwere Krankheiten, Typhus, [illegible]fieber, Ruhr, hitziges Gliederweh, selbst das gelbe [illegible]ber &c. durchgemacht; allein seine bewundernswürdige [illegible]ere Kraft und sein geregeltes Leben setzten ihn über [illegible] daraus entstandenen körperlichen Störungen hinweg, [illegible] daß er den Anschein einer felsenfesten Gesundheit [illegible]atte. Noch in den letzten Jahren seines Lebens konnte [illegible] mit den jüngsten in körperlicher Anstrengung wetteifern. Gegen die Seinigen äußerte er sich übrigens, daß er einen Herzfehler habe und wie sein Vater, einmal daran sterben werde. — Am 16. März 1835 Abends fand eine Facultäts-Sitzung statt, von der er mit seinem Sohne, dem Professor Herrman A., schon etwas spät nach Hause ging. Der Sohn war aus einer zufälligen Ursache etwas zurückgeblieben und traf nachher zu seinem größten Schrecken seinen Vater allein auf der Straße, mitten im stärksten Regen, auf seinen Regenschirm gestützt stehen. Mit schwacher Stimme und röchelndem Athem bat er ihn, ihn zu führen, allein dies geschah kaum wenige Schritte, als er auch schon auf der Straße umfiel. Darauf brachte er ihn in das nächste Haus, wo er ärztliche Hülfe endlich anzuwenden vermochte und die Freude hatte, seine Bemühungen von einem günstigen Erfolg begleitet zu sehen. Wahrhaft bewundernswürdig war das Benehmen A.'s bei diesem Anfall von Herzlähmung, indem er im Gefühle des nahen Todes den um ihn stehenden jungen Medicinern, so weit es sein Zustand erlaubte, den Hergang seiner Auflösung als Lehrer erklärte. Als er sich wieder besser fühlte, äußerte er sich gegen die Umstehenden: „diesmal komme ich

besonders erfordert wurden. Darauf wurde er noch in demselben Jahre, also in seinem 24. Lebensjahre, bei dem Justizamte Langensalza seinem Vater beigesetzt, welchem er später im Amte folgte. Die Berufung zu einem so wichtigen und umfangreichen Amte war die Folge ausgezeichneter Tüchtigkeit in Geschäften und anerkannten strengen Wandels, welchen seine Vorgesetzten in seinen frühesten Lebensjahren, während seines Aufenthalts in Dresden, zu beobachten Gelegenheit gehabt hatten und ihn deßhalb durch Uebertragung eines so wichtigen Postens bevorzugten. Zum Behuf der Fixirung der sächsischen Justizämter war er im Jahr 1786 mit nach Dresden einberufen worden. Die Ausführung, die ihm anvertraut war, umfaßte, nach der sächsischen Verfassung, die Justiz- und Verwaltungsparthei in dem ganzen Amtsbezirke. In beiden Zweigen rastlos thätig, hat er sich nicht nur das Vertrauen und die Verehrung der Eingesessenen, der Vornehmen, sondern auch die Achtung der vorgesetzten Behörden erworben, auch in besondern ehrenvollen Aufträgen sich ausgezeichnet. In Betracht seines Diensteifers und der besondern Thätigkeit und Geschicklichkeit bei den ersten Kriegsunfällen, welche den Bezirk betrafen, erhielt er von dem verewigten König Friedrich August von Sachsen *) unterm 14. Febr. 1807 den Charakter eines königl. Hofraths, so wie eine Gehaltserhöhung. Nach den Territorialveränderungen im J. 1815 hat er noch bis zur definitiven Justizorganisation im J. 1821 das Justizamt Langensalza mit unermüdetem Eifer verwaltet, aber auch nach Niederlegung der Justizamtstelle, in welcher er der Letzte in der alten Ordnung war, ist er als Commissarius perpetuus des Ober-Landesgerichts zu Naumburg und als königlicher Dirigent des gemeinschaftlichen Gerichts zu Kelbra und Heringen bis zu seinem Ableben unermüdet thätig verblieben. Den Eingesessenen war er fortwährend mit Hülfe und Rath zu Diensten, wozu ihm das unbedingte Vertrauen häufige Gelegenheit bot. Im Jahr 1782 hatte er sich mit Carolina Sophia Hahn, der einzigen Tochter einer angesehenen Handelsfrau in Langensalza verehelicht, welche Ehe fast 52 Jahr in großem Segen und zärtlicher Eintracht bestanden hat. Aus dieser Ehe sind noch fünf Kinder am Leben: der Geheime-Justizrath Carl Friedrich

---

*) [illegible]

134. Johann Herrm. Ferdin. v. Autenrieth,

Kanzler der Universität und Professor der Medicin zu Tübingen; geb. am 20. Oct. 1772, gestorben den 2. Mai 1835 *).

Autenrieth, der Sohn des ehemaligen geh. Raths J. F. Autenrieth, geboren zu Stuttgart, erhielt seinen ersten Unterricht auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Schon nach dem 13. Lebensjahre besuchte er die an der hohen Karlsschule zu Stuttgart gehaltenen Vorlesungen über Naturwissenschaften und Heilkunde. Sein frühreifes Talent, großer Fleiß und wie er öfters erwähnte, der belebende, bildende Umgang mit akademischen Freunden, wie Jäger **), Hopfengärtner, Klein ***), Hartmann u. s. w. (lauter ihm vorangegangene berühmte Schüler der Akademie), machten es möglich, daß er schon in seinem 20. Jahre die medic. Doctorwürde erwarb. Unmittelbar darauf trat er eine wissenschaftliche Reise an; er bereiste ganz Oberitalien, besuchte längere Zeit die Vorlesungen Scarpa's und Frank's zu Pavia, ging von hier über Triest und Wien nach Ungarn und kehrte 1794 nach Stuttgart zurück, wo er als praktischer Arzt beeidigt wurde. In Zeitschriften theilte er seine Reisebemerkungen über die medicinische Schule zu Pavia und über die Bergwerke zu Chemnitz mit. Im Frühjahr 1794 begleitete er seinen Vater auf einer Reise nach Pensylvanien. In Lancaster übte er ein halbes Jahr lang die Heilkunde aus und überstand dort glücklich das gelbe Fieber. Auch diese Reise wurde von ihm zu naturhistorischen und medicinischen Forschungen benutzt; in Baltimore schrieb er seinen Aufsatz über die Anatomie des Meerschweins; später erschienen von ihm die Aufsätze über die Seekrankheit, das gelbe Fieber ꝛc. Nach 1½ Jahren nach Stuttgart zurückgekehrt, erhielt er den Titel Hofmedicus, wurde Aufseher des zoologischen Theils des herzogl. Naturalienkabinets und im Herbst 1796, auf Veranlassung der damals herrschenden Rinderpest, Mitglied der dazu niedergesetzten Sanitätscommission; auch las er im Winter 1790 privatim ein Collegium über die Anfangsgründe der Naturgeschichte und Chemie. Literarische Früchte seines nur zweijährigen

*) Medic. Almanach von Dr. Sachs. 1836.
**) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 388.
***) — — — 8, — — 1820.

Aufenthalts in Stuttgart sind: Die Aufsätze über den Einfluß des Athemholens auf die Ernährung, über die Behandlung bösartiger Pocken mit Jalappe und heißen Bädern und die Bearbeitung einer französischen Preisschrift über die Behandlung der Uebergälle. Noch vor der gesetzlichen Volljährigkeit erwählte der akademische Senat zu Tübingen, an die Stelle des verst. Clossius, ihn zum ordentlichen Professor der Anatomie, Physiologie, Chirurgie und Geburtshülfe. Im Herbst 1797 trat er, nachdem er seine berühmt gewordene Dissertation: „supplementa ad historiam embryonis“ öffentlich vertheidigt hatte, sein Amt mit einer Rede „über den Einfluß der Krankheiten auf die Kultur des menschlichen Geschlechts“ an. Um den zu früh verlornen Clossius zu ersetzen, hätte die Universität keine glücklichere Wahl treffen können. Gar bald war Autenrieth eines der thätigsten, einflußreichsten, berühmtesten Mitglieder der Universität. 18 gelehrte Gesellschaften des Auslandes erwählten ihn nach und nach zu ihrem Mitgliede; er legte auf diese Ehren wenig Gewicht. An sogenannten akademischen Vocationen konnte es einem solchen Manne natürlich nicht fehlen (die lockendsten waren nach Halle, Breslau, Bonn, Berlin 2c.), aber ohne je eine auch nur zu einer Besoldungsverbesserung zu benutzen, lehnte er sie alle ab, weil, wie er sagte, er es nicht für Recht hielt, seine Dienste dem Vaterlande zu entziehen. Im Jahre 1812 wurde er durch Ertheilung des Civilverdienstordens, 1818 durch den Orden der würtembergischen Krone geehrt. Nach der Pensionirung des Kanzlers Schnurrer (1819) wurde er, mit Beibehaltung seines Amtes als Lehrer und seiner Stelle in der Facultät und im Collegio-medico-chirurgico, Vicekanzler mit den Rechten und Obliegenheiten eines Kanzlers. Bald darauf wurde er königlicher außerordentlicher Bevollmächtigter in Bezug auf die Bundestagsbeschlüsse und 1822 wirklicher Kanzler der Universität. 1829 endlich wurde er als Chef der Universität dem Senate vorgestellt, bis die letzte Organisation vom Jahre 1831 ihn in die frühere Stellung eines Kanzlers zurückversetzte. Viermal hatte ihn der Senat zum Rector gewählt und 17mal war er Decan der medicinischen Fakultät gewesen. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten Autenrieth's, daß er, während der 38 Jahre seines Lehramts zu Tübingen, nach und nach fast alle Fächer der Heilkunde vorgetragen hat. Sein kräftiger Geist wechselte gern mit den

Studien, sobald die alten für ihn erschöpft, ihn nicht mehr genug beschäftigten. Daher jene Vielseitigkeit, jene Detailkenntniß des Gesammtgebiets der Heilkunde, wie sie in einem Manne vereinigt höchst selten gefunden wird. — In den ersten 8 Jahren seines Lehramts las er, neben Anatomie und Physiologie, die Chirurgie, den Operationskursus, die Verbandlehre und Geburtshülfe. Mit der Gründung des Klinikums gab er Chirurgie und Geburtshülfe ab. Von 1805—11 übernahm er die Leitung des medicinischen Klinikums und las neben Anatomie und Physiologie über einzelne Kapitel der Nosologie. Nach dem Jahre 1811 gab er Anatomie und Physiologie ab und trug nunmehr die allgemeine Pathologie und Therapie, die specielle Nosologie und gerichtliche Medicin, medicinische Polizei und das Formulare vor. Nachdem er Kanzler geworden war und die Landtage häufige Unterbrechungen seiner Vorlesungen veranlaßten, gab er an seinen für ihn vikarirenden Sohn allgemeine Pathologie und Therapie ab und beschränkte sich bis an sein Lebensende auf Vorträge über specielle Nosologie und gerichtliche Medicin. Diese Vorlesungen Autenrieth's, die sich im Ganzen auf 137 belaufen, wurden immer mit dem größten Beifall von den Studirenden besucht. Eine große Anzahl berühmter Aerzte des Auslandes waren seine Schüler; die ganze lebende Generation der würtembergischen Aerzte (mit weniger Ausnahme) verdankt ihm großentheils ihre ärztliche Bildung. Sein Vortrag war ganz frei, daher oft eben nicht streng logisch geordnet (er hatte sich nie ein vollständiges Manuscript entworfen), höchst anziehend, reich, zum Nachdenken weckend und blieb dies selbst in den letzten 10 Jahren seines Lebens, wo andere Beschäftigungen ihn immer mehr von dem Studium der praktischen Medicin abzogen. Sein Eifer als Lehrer war musterhaft; er war immer der Erste, der seine Vorlesungen anfing, immer der Letzte, der sie schloß; fast nie setzte er aus. — Das Klinikum ist recht eigentlich eine Schöpfung Autenrieth's. Unterstützt von dem verstorbenen Minister Spittler, begann unter den mannichfaltigsten Schwierigkeiten und unter der speciellen Leitung A.'s der Bau des Klinikums im Jahr 1803. Sein unermüdlicher Eifer und sein Talent für Baukunst machten es möglich, daß dasselbe am 13. Mai 1805 eingeweiht werden konnte. An den großen Erweiterungen, die alle Institute der medicinischen Facultät unter der

gegenwärtigen Regierung erhielten, hatte er Antheil; auf die Wiederbesetzung der während seines Amtes sich völlig regenerirenden medicinischen Fakultät übte er wohlthätigen Einfluß. Im vollsten Glanze jugendlichen Talentes zeigte sich Autenrieth als Lehrer der Anatomie und Physiologie. Sein treffliches Gedächtniß, das ihm die ganze Masse der Thatsachen jener Wissenschaften in jedem Augenblick zu Gebot stellte, seine räumliche Phantasie, seine Kunst durch sinnige Benutzung der vergleichenden Anatomie und der gesammten praktischen Heilkunde den vorliegenden Leichnam gleichsam zu beleben, machten ihn zu einem der geistvollsten Lehrer dieser Wissenschaften. Seine Versuche, eine Theorie der Anatomie zu schaffen, seine Bemühungen, die Lebensgesetze auf die der Imponderabilien zu reduciren, fanden zu seiner Zeit den ungetheiltesten Beifall, zeigten ihn als ächten Naturphilosophen, als Geistesverwandten Reil's, mit dem er durch die innigste Freundschaft verbunden war. Nicht minder ausgezeichnet war seine Leitung des ambulatorischen medicinischen Klinikums. Unvergeßlich wird seinen damaligen Schülern der bewunderungswürdige Scharfblick sein, mit dem er die verwickelsten chronischen Krankheitsfälle, die dem neu errichteten Klinikum und seinem berühmten Vorsteher weit und breit zuströmten, oft in wenigen Augenblicken durchschaute, den Zusammenhang der Erscheinungen divinirte und oft von den überraschendsten Erfolgen gekrönte Heilplane entwarf. Hospitirende fremde Aerzte gestanden oft, hier in einer Stunde mehr Neues, als in Jahren sonst gelernt zu haben. Von seinem Klinikum ging die Entwickelung der Lehre vom genius morborum epidemicus und eine besondere Aetiologie der chronischen Krankheiten aus. Unersetzlich ist A. endlich als Lehrer der gerichtlichen Medicin. Nur ein Mann, bei dem sich naturhistorische, chemische, anatomische, chirurgische, geburtshülfliche und medicinische Kenntnisse so vereinigten, der so lange die Oberaufsicht über das Medicinalwesen eines großen Theils Würtembergs geführt hatte, der so viele Gutachten für die Gerichtshöfe und zwar mit besonderer Vorliebe für die Wissenschaft, ausgearbeitet hatte, konnte dieses Fach so vortrefflich vortragen. An der völlig neuen Gestaltung des gesammten Medicinalwesens Würtembergs nahm A. mannichfach thätigen Antheil. Kaum aus Amerika zurückgekehrt arbeitete er als Mitglied der Medicinal-Commission die amtliche Vorschrift über das Ver-

halten bei der Rinderpest aus. Als Mitglied der medicinischen Facultät und des Collegii medico-chirurgici, das die Prüfungs-Behörde für das ärztliche Personal und früher auch die Aufsichts-Behörde über das Medicinalwesen des halben Landes war, zeigte er sich außerordentlich thätig. Seine sehr ausführlichen Berichte, die er als Medicinal-Visitator für die obern Gegenden Würtembergs (vom Jahr 1797 bis 1813) einsendete, wurden mannichfach für legislatorische Zwecke benutzt. Vom Jahr 1815 bis 1818 war A. mit der Medicinal-Aufsicht über die Stadt Tübingen beauftragt. A. war ein geborener Arzt! Von früher Jugend zur Naturforschung und Heilkunde herangebildet, hatte ihn die Natur mit praktischem Takt und einer wunderbaren Combinationsgabe reichlich versehen. In die verwickeltsten Krankheitsbilder wußte sein Geist Klarheit zu bringen und indem er selbst glaubensvoll Rath ertheilte, weckte er unerschütterlichen Glauben bei seinen Kranken. Sein theilnehmendes Wesen, das keine Aufopferung oft bis zum kleinsten Krankenwärterdienst für seine Kranken scheute, seine einnehmende Persönlichkeit, die schon an sich Vertrauen erweckte und Leiden linderte, trug wohl eben so viel als sein ärztlicher Scharfsinn und seine umfassenden Kenntnisse zu den glänzenden Erfolgen seiner Praxis bei. Nach Plouquet's Tod war er der beschäftigste Arzt Tübingens; vom In- und Auslande suchte man seinen ärztlichen Rath. Nachdem er schon früher bei einigen Krankheitsfällen im königl. Hause zu Consilien zugezogen worden war, widerfuhr ihm nach dem Tode Jäger's die Ehre, zum consultirenden Leibarzte des Königs ernannt zu werden. In den letzten 10 Jahren seines Lebens ertheilte er nur noch Consilien, ohne eigentlich mehr zu prakticiren. Sein Ruf als Arzt war europäisch. „A., sagte einer seiner Beurtheiler, verdient als Arzt die ungetheilteste Hochachtung der medicinischen Welt; denn nur zu den seltensten Erscheinungen gehören Männer, die, wie A., Theorie und Praxis mit so kräftigem Geiste umfassen." — A. war, besonders in seinen frühern Jahren, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. In einem von ihm selbst entworfenen Verzeichniß dessen, was er in den Druck gab, zählt er 126 Nummern auf; wollte man 40 gelehrte Anzeigen und Recensionen (meist in den tübinger gelehrten Anzeigen und der salzburger medicinischen Zeitung) und die einzelnen Aufsätze in seinen Journalen zählen, so könnte diese Zahl leicht

auf 200 Nummern vermehrt werden. Die Resultate seiner Forschungen liebte er zuerst in kleinen Aufsätzen, akademischen Reden und Dissertationen zu veröffentlichen. Unter ihm kamen nicht weniger als 83 lateinisch geschriebene Dissertationen (wovon der größte Theil von ihm allein verfaßt ist) heraus und zwar über Anatomie und Physiologie 15, über Chirurgie und Geburtshülfe 28, über praktische Medicin 40. Größere, eine ganze Wissenschaft darstellende Werke zu liefern, fehlte es dem mit Amtsgeschäften immer überladenen Manne an Zeit. Auch war es, trotz seiner großen Belesenheit, seiner Natur zuwider, schon Bekanntes wieder vorzutragen, gelehrt zu compliciren und zu citiren. Das umfassendste Werk, das A. schrieb, ist sein Handbuch der empirischen menschlichen Physiologie (3 Bände), ein geistvolles Buch, in dem er gegen eine damals herrschende phantastische Naturphilosophie die Rechte ächter Empirie und auf Experimente gegründeter Forschungen vertheidigte. In diesem Buche findet sich gar kein Citat; aber A. konnte im Bewußtsein dessen, was er hier geleistet, schreiben: „Ich bin mit dem zufrieden, was mir übrig bleibt, wenn jeder den Theil hinweggezogen hat, von dem er glaubt, er gehöre ihm zu.“ An dieses sein Hauptwerk schließt sich seine Anleitung für gerichtliche Aerzte zu legalen Inspectionen und Sectionen, die Versuche für die praktische Heilkunde aus den klinischen Anstalten zu Tübingen 2 Hefte, sein Antheil an den tübinger Blättern und an dem Archiv für Physiologie von Reil und A. an. In seinen amtlichen Gutachten für die Gerichtshöfe liegt ein noch unbenutzter Schatz sehr werthvoller Aufsätze. An der Vollendung eines größern naturwissenschaftlichen Werks hinderte ihn der Tod. Die Vertheidigung einer geläuterten Humoralpathologie gegen den Brownianismus, seine Entwickelung der Kräz- und Gonorrhöe-Nachkrankheiten, seine Behandlung des Croups und der Neuralgien, seine Untersuchungen über die Regeneration verwundeter Organe, seine Bemerkungen über den Bruchschnitt, die Pupillenbildung, die Selbstwendungen, so wie die Entdeckung der seinen Namen führenden Brechweinsteinsalbe sind bleibende Verdienste um die praktische Medicin. Ueber die Form seiner Schriften wurde oft geklagt; die Fülle der Gedanken, die sich ihm während des Schreibens herbei drängten, störte oft einen schulgerechten Periodenbau, aber der Inhalt war immer geistvoll und originell. A. kannte keine größere

Freude des Lebens, als neue Kenntnisse zu erwerben. Besonders seitdem er sich als Kanzler an der Spitze der Universität sah, suchte er seine Erholung darin, immer neue, wenn auch noch so fern liegende Felder des menschlichen Wissens zu durchwandern. Er besaß die reichste Privatbibliothek in Tübingen. Obgleich ein zu früh geschlossenes Gymnasial-Studium ihn gehindert hatte, sich tiefere Kenntnisse der alten Sprachen zu erwerben, so verschaffte er sich doch später hinreichende Kenntnisse der classischen Literatur und des Alterthums. Aber seine Lieblingswissenschaften waren Geographie und Ethnographie; Reisebeschreibungen waren die Lectüre seiner Erholungsstunden. Für Musik fehlte ihm der Sinn. In dem letzten Drittel seines Lebens wandte er sich dem Studium der heiligen Schriften zu. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse suchte er zur Erklärnng dunkler Seiten derselben zu benutzen; so entstanden seine akademischen Reden und Schriften: über das Buch Hiob, über die Stimmen aus der Höhe, über die Schlange des Paradieses, über den Ursprung der Beschneidung, gegen den Materialismus, über den Menschen und seine Hoffnung einer Fortdauer vom Standpunkte des Naturforschers aus. Auf die Richtung von A.'s Thätigkeit als Kanzler in den innern Universitäts-Verhältnissen war von entschiedenem Einfluß seine Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit derjenigen akademischen Einrichtungen, wie sie auf der hohen Karlsschule, deren Zögling er war, bestanden hatten. Die ursprüngliche Einrichtung der Disciplinar-Commission, die besonders auf seine Veranlassung gegründet wurde und deren Mitglied er von 1811—18 war, ging aus dieser seiner Grundansicht hervor. In die Zeit seiner Verwaltung der Kanzlerstelle fallen die wesentlichsten Reformen der Universität, namentlich die Erweiterung derselben durch die Verbindung der katholisch-theologischen Facultät mit ihr. A. erkannte die hierin sich aussprechende Absicht der Staatsregierung und bemühte sich, in seinen amtlichen Beziehungen dieser Absicht gemäß zu wirken. Bei der im Jahre 1826 und 1827 lebhaft angeregten Frage über die Verlegung der Universität nach Stuttgart trug er durch seine Schrift: „Ueber die Verlegung der Universitäten in die Residenzen,“ wesentlich zur Berichtigung der Ansichten über die Vortheile und Nachtheile solcher Versetzungen bei. Durch das organische Statut vom Jahre 1829 wurde er als Kanzler zugleich Vorstand der Uni-

versität. Mit angestrengtem Eifer suchte er den Anforderungen Genüge zu leisten, welche er durch jenes Statut an sein neues Amt gestellt glaubte. Aber erst das Statut vom Jahr 1831, welches durch Wiederherstellung des wechselnden Rectorats ihn seiner frühern Stellung als Kanzler zurückgab, führte zu der Anstellung eines eigenen juridischen Geschäftsmannes als Gehülfen des Vorstandes der Universität, dessen Unterstützung der an juridische Formen und Geschäftsführung nicht gewöhnte Mann während seiner Amtsführung als Vorstand zu entbehren gehabt hatte. A. war als Kanzler Mitglied der Stände-Versammlung und er gehört zu den wenigen Männern Würtembergs, die von dem constituirenden Landtage zu Ludwigsburg an, an allen neun seither gehaltenen Landtagen Antheil nahmen. Auch in diesem für ihn neuen Thätigkeitskreis bewegte er sich mit großer Energie, wohnte den Sitzungen regelmäßig bei, sprach oft und ausführlich, wenn er gleich mit keinem eigentlichen parlamentarischen Rednertalent ausgerüstet war. Die vorliegenden Fragen suchte er aus dem Gesichtspunkte des gesunden Menschenverstands und des praktischen Bedürfnisses zu beleuchten und gern suchte er bei streitigen Punkten einen ausgleichenden Mittelweg aufzufinden. Da er eine kräftige Regierung als die Grundbedingung des Wohls eines Volks ansah, so war er jeder Maßregel abgeneigt, aus der er Gefahr für die nöthige Kraft und Ordnung im Staate befürchtete. Diese seine Grundansicht mußte ihn mit den Zeitansichten in mannichfachen Widerspruch versetzen; aber Niemand war weniger ängstlich um Popularität bemüht, als A. Ohne Scheu und völlig unbesorgt um etwaige Folgen für seine Person, sprach er seine Mißbilligung über die neuern politischen Zeitideen aus. A. war in seinem Privatleben ein durchaus rechtschaffener, streng sittlicher Mann. Fest überzeugt von den Grundwahrheiten des Christenthums, unterstützte er alles Gute mit Rath und That; er war wohlthätig und namentlich als praktischer Arzt höchst uneigennützig; daneben war er ein überaus heiterer, interessanter Gesellschafter. Charakteristisch für ihn war seine Kinderliebe. Ein Kind hielt er für das Schönste, was die organische Welt besitze. A. verheirathete sich im Jahr 1798 mit Friederike, der Tochter des Prälaten Bock. Zwei Kinder aus dieser glücklichen Ehe überlebten ihn; er war der besorgteste liebevollste Vater seiner Kinder. Kurz vor

seinem Tode erlebte er noch die Freude, seinen Sohn zum ordentlichen Professor der Medicin ernannt zu sehen. Durch den Bau eines grosen Wohnhauses trug er zur Verschönerung der Stadt Tübingen wesentlich bei. In seiner frühern Jugend war A. schwächlich und aus Amerika kehrte er nach überstandenem gelben Fieber mit einer Milzkrankheit zurück, deren letzte Spuren (wie die Section zeigte) sich nie ganz verloren. Aber in seinem männlichen Alter genoß er der trefflichsten Gesundheit; Niemand kann sich erinnern; ihn krank gesehen zu haben. Bei seiner höchst einfachen Lebensart (er kannte auch die gewöhnlichsten Bequemlichkeiten des Lebens nicht), bei seiner ausgezeichneten Körperconstitution schien man zur Erwartung berechtigt, er werde das höchste menschliche Alter erreichen. — In frühern Jahren hatte er zwar viel schwere Krankheiten, Typhus, Gallenfieber, Ruhr, hitziges Gliederweh, selbst das gelbe Fieber rc. durchgemacht; allein seine bewundernswürdige innere Kraft und sein geregeltes Leben setzten ihn über alle daraus entstandenen körperlichen Störungen hinweg, so daß er den Anschein einer felsenfesten Gesundheit hatte. Noch in den letzten Jahren seines Lebens konnte er mit den jüngsten in körperlicher Anstrengung wetteifern. Gegen die Seinigen äußerte er sich übrigens, daß er einen Herzfehler habe und wie sein Vater, einmal daran sterben werde. — Am 16. März 1835 Abends fand eine Facultäts-Sitzung statt, von der er mit seinem Sohne, dem Professor Herrman A., schon etwas spät nach Hause ging. Der Sohn war aus einer zufälligen Ursache etwas zurückgeblieben und traf nachher zu seinem größten Schrecken seinen Vater allein auf der Straße, mitten im stärksten Regen, auf seinen Regenschirm gestützt stehen. Mit schwacher Stimme und röchelndem Athem bat er ihn, ihn zu führen, allein dies geschah kaum wenige Schritte, als er auch schon auf der Straße umfiel. Darauf brachte er ihn in das nächste Haus, wo er ärztliche Hülfe endlich anzuwenden vermochte und die Freude hatte, seine Bemühungen von einem günstigen Erfolg begleitet zu sehen. Wahrhaft bewundernswürdig war das Benehmen A.'s bei diesem Anfall von Herzlähmung, indem er im Gefühle des nahen Todes den um ihn stehenden jungen Medicinern, so weit es sein Zustand erlaubte, den Hergang seiner Auflösung als Lehrer erklärte. Als er sich wieder besser fühlte, äußerte er sich gegen die Umstehenden: „diesmal komme ich

wieder auf, allein es ist in die Kirche vorgeläutet, beim zweiten Male geht es in die Kirche." Leider hatte er recht; zwar erholte er sich wieder so weit, daß er in seinem Garten, der seine einzige Lebensfreude war, sich wieder beschäftigen konnte, das Treppen- und Bergsteigen war ihm jedoch höchst beschwerlich und auch sein sonst so heiterer Geist hatte in seinen Aeußerungen etwas ungewöhnlich Weiches bekommen. Er hielt sich für unfähig, seine mannichfaltigen amtlichen Pflichten wieder zu erfüllen und bat die Regierung um seine Pensionirung. Am 2. Mai noch äußerte er gegen seinen Sohn, daß er im Sinn habe, die Lehre von der Imputabilität, wo er Mittelstufen annehmen zu müssen glaubte, auszuarbeiten; also ahnte er noch nicht, was kommen sollte. An demselben Abend speiste er mit seiner zufällig um ihn versammelten Familie und verließ sie erst um 10 Uhr, in sein Arbeitszimmer gehend, wo er wahrscheinlich noch eine Pfeife rauchte. In der Nacht zwischen 2 und 3 Uhr hörte seine Gattin ein Geräusch und Röcheln; sie eilte zu seinem Bette hin und traf ihn sitzend und hörte ihn blos noch leise sagen „alter Anfall." Einige Augenblicke darauf war der Sohn gleichfalls zur Stelle, fand ihn aber kaum noch bei Bewußtsein und — völlig sprachlos. Zu dem Stickfluß gesellte sich diesmal auch Schlagfluß. Er versuchte mit einem Federmesser noch die Jugularvene zu öffnen, allein es flossen kaum ein Paar Eßlöffel Blut aus und einige Minuten darauf hörte ein Leben auf, das zu den schönsten und edelsten, aber gewiß auch zu den mühsam durchkämpftesten dieser Erde gehörte. Die Ruhe, nach welcher er so sehnlich in den letzten Wochen seines Lebens, vergebens auf seine Pensionirung hoffend, verlangt hatte, wurde ihm auf eine bessere Weise zu Theil. Die vom Prof. Dr. Bauer vorgenommene Section bestätigte, wie richtig A. seinen Zustand erkannt hatte, als man ihn bei seinem ersten Anfall gefragt hatte, ob er vom Herzen oder den Lungen aus zu sterben glaubte und er „von den Lungen aus" antwortete. — Am 5. Mai, Morgens 9 Uhr, ward seine entschlummerte Hülle äußerst zahlreich zur Erde begleitet, wo der Archidiaconus M. Pressel Worte des Trostes sprach. — Außer den genannten Werken sind von ihm noch erschienen: Der physische Ursprung des Menschen durch erhabene Figuren sichtbar gemacht und mit raisonn. Auszüge aus den besten Schriftstellern begleitet, 2 Thle. Tübingen, 1800. — Versuche für d. prakt. Heilkunde,

a. d. clinisch. Anstalten v. Tübingen. Bd. 1. Hft. 1. 2. Ebend. 1807—1808. — Gründl. Anleitung zur Brodbereitung aus Holz. Stuttg. 1817. — Ueb. d. Menschen u. seine Hoffnung e. Fortdauer v. Standpunkte des Naturforschers; einige acad. Reden, mit e. Anhange. Tübingen 1825. —

* 135. Johann Heinrich Carl, Freiherr von Obernitz,

pensionirter Major zu Ulm;

geb. den 29. Juni 1757, gest. den 4. Mai 1836.

Altenburg war sein Geburtsort. Seine Eltern waren Carl Wilhelm Freiherr von Obernitz, Hauptmann in sächsischen Diensten und Johanna Elisabetha geborne von Obernitz. — Die erste wissenschaftliche Bildung erhielt er in seiner Vaterstadt, trat hierauf in sächsische Militärdienste, die er jedoch nach 5 Jahren verließ, um in Würtemberg eine Anstellung zu suchen. Er fand diese im Jahr 1774 als Lieutenant bei der Garde zu Fuß, später in derselben Eigenschaft bei den Regimentern von Gablenz, von Stein, Garde noble, Leib-Corps. Er wurde auch Zögling der hohen Carls-Schule zu Stuttgart, in welcher er während 7 Jahren humanistische und militärische Wissenschaften mit vorzüglicher Auszeichnung studirte. Im Jahr 1784 wurde er zum Hauptmann bei der Garde-Legion, dann beim Regiment Pfull befördert und im Jahr 1790 in der hohen Carls-Schule als öffentlicher Professor angestellt, wo er bis zur gänzlichen Aufhebung dieser Academie über Mythologie und Kunstalterthümer Vorlesungen hielt und durch seine gründlichen, geistvollen Vorträge sich die besondere Achtung des academischen Senats und den ungetheilten Beifall seiner Zuhörer in hohem Grade erwarb. Nach dieser Zeit wurde er Hauptmann bei der Landmiliz, den Regimentern von Obernitz und von Seeger, sodann zum Generalstab versetzt. Im Jahr 1793 wurde er Gouverneur der Prinzen von Hohenlohe und im Jahr 1802 Gouverneur des Herzogs Paul. Im Jahr 1806 kam er zum Bataillon von Romiz und machte in diesem Jahr und im folgenden, wo er zum Major befördert wurde und im Jahr 1809, wo er den 26. Juli den Militärverdienst-Orden erhielt, die preußischen und österreichischen Feldzüge mit. Im Jahr 1810 wurde er nach Ulm versetzt. Hier verehelichte er sich am 8. Oct. 1811 mit Elisabetha

Regina, Tochter des verstorbenen Albrecht Friedrich von Baldinger, Obristlieutenants beim ehemaligen schwäbischen Kreis-Dragonerregiment und wurde am 22. April 1817 pensionirt, nachdem er 48 Jahr in würtembergischen und früher über 5 Jahr in sächsischen Militär-Diensten gestanden. — Sein rastlos thätiger Geist schuf sich jetzt ein weites Feld wissenschaftlichen Forschens und künstlerischen Treibens und sein ausgezeichnetes Talent und seine ausgebreiteten mannichfaltigen Kenntnisse ließen ihm in diesem Felde manche reiche Früchte ernten. Mit besonderer Vorliebe trieb er Mathematik, Optik, Astronomie ꝛc. und schuf sich selbst mit kunstgewandter Hand eine Menge mathematischer und optischer Instrumente; in der Mechanik besaß er eine seltene Fertigkeit und trieb mit Erfolg Naturwissenschaften, besonders Mineralogie, wovon eine interessante Sammlung, die er hinterlassen, Zeugniß gibt. Auch in dem weiten Gebiete der Kunst war er nicht Fremdling; seine Urtheile über Kunstwerke, besonders der Malerei und Kupferstecherei, zeugen von seiner Kennerschaft, seine Sammlungen von Oelgemälden, Kupferstichen und Holzschnitten verrathen seinen gebildeten Geschmack und seine glücklichen Bemühungen für ihre Bereicherung und seine eignen Schöpfungen beweißen sein nicht gewöhnliches Talent auch in diesem Gebiete. Zu solchem Streben und Treiben verwandte er seine Muße, still und zurückgezogen, wie er lebte, konnte er auch ungetheilt ihr huldigen. Er durfte fast bis zu seinem Ende einer ungestörten Gesundheit sich erfreuen. Eine Brustwassersucht endete schnell sein Leben.

* 136. Christian Friedrich Göschel,

Hofrath, Commissarius perpetuus des königl. preuß. Hohen-Oberlandesgerichts in Naumburg, Dirigent des königl. preuß. und gräfl. stollberg. Gemeinschaftsgerichts der Aemter Heringen und Kelbra, Ritter des königl. preuß. rothen Adlerordens 3. Classe, zu Langensalze (Prov. Sachsen);

geb. am 12. Mai 1767, gest. den 6. Mai 1835 *).

Je seltner die Männer sind und immer seltner werden, welche unter der alten deutschen Staatsverfassung

*) Die zu dieser Biographie nöthigen Notizen habe ich der Güte des Hrn. Justizcommissär Göschel zu danken, so wie auch die andern verehrten Familienglieder mich mit Beiträgen unterstützt

wichtige Aemter mit Beifall verwaltet und auch nach Auflösung des deutschen Reichs unter der neuen Staatsverfassung mit Glück und Ruhm ebenfalls wichtigen Staatsdiensten vorgestanden haben, desto merkwürdiger sind diejenigen, welchen es geglückt hat, unter beiden Verhältnissen sich um den Staat verdient zu machen und ihre Verdienste anerkannt zu sehn. Wenn nun solche würdige Staatsdiener so glücklich sind, in ausgezeichnet günstigen Familienverhältnissen ihre Lebenstage froh zu verleben und im hohen Alter friedlich zu beschließen, so gebührt solchen Glücklichen gewiß vorzüglich eine Stelle in diesem Nekrolog, um ihnen ein bleibendes Denkmal zu stiften. Zu diesen gehört in beiden Beziehungen oben genannter G. Sein Vater war Gottlieb Leberecht G. und seine Mutter Agnese Catharine, geb. Koch, Tochter des Gutsbesitzers und Amtslandrichters in Ebersleben, welchen er am 12. Mai 1757 zu Ebersleben geboren wurde. Schon in seinem siebenten Jahre mußte er, nachdem er in den ersten Monaten seines Lebens seine Mutter verloren hatte, seinen Geburtsort verlassen, indem sein Vater als churfürstl. sächs. Justizamtmann nach Langensalza berufen worden war. Dieser schickte seinen Sohn frühzeitig aus dem väterlichen Hause; er kam zuerst nach Arnstadt unter die Aufsicht des damaligen Rectors Lindner und von da nach Roßleben, wo er seine Schulbildung erhielt und von dort nach Leipzig zur Universität, wo er unter Hommel, Schott und Zwanziger die Rechte studirte. Nach vollendeten akademischen Studien hielt er am 22 März 1779 die damals gewöhnliche öffentliche Disputation und erwarb sich in seinem am 28. Mai desselben Jahres bei der Juristenfacultät zu Leipzig stattfindenden Examen pro praxi juridica et notariatu die erste Censur. Seine praktische Laufbahn eröffnete er als Accessist, Expedient und Protokollführer bei dem Kreisamte Leipzig, wo er am 17. Nov. 1779 in Eid und Pflicht genommen wurde. Hierauf wurde er schon den 18. Oct. 1780, nach gefertigten schriftlichen Probearbeiten, welche die sächsische Verfassung erforderte, als Advokat verpflichtet und immatrikulirt. Im Jahr 1781 arbeitete er in Dresden bei der Landesregierung und fertigte dort auch die Arbeiten, die zur Anstellung als Justizamtmann verfassungsmäßig noch

---

haben, welches Einsender dieses mit dem verbindlichsten Danke erkennt.

besonders erfordert wurden. Darauf wurde er noch in demselben Jahre, also in seinem 24. Lebensjahre, bei dem Justizamte Langensalza seinem Vater beigesetzt, welchem er später im Amte folgte. Die Berufung zu einem so wichtigen und umfangreichen Amte war die Folge ausgezeichneter Tüchtigkeit in Geschäften und anerkannten strengen Wandels, welchen seine Vorgesetzten in seinen frühesten Lebensjahren, während seines Aufenthalts in Dresden, zu beobachten Gelegenheit gehabt hatten und ihn deßhalb durch Uebertragung eines so wichtigen Postens bevorzugten. Zum Behuf der Fixirung der sächsischen Justizämter war er im Jahr 1786 mit nach Dresden einberufen worden. Die Ausführung, die ihm anvertraut war, umfaßte, nach der sächsischen Verfassung, die Justiz- und Verwaltungsparthei in dem ganzen Amtsbezirke. In beiden Zweigen rastlos thätig, hat er sich nicht nur das Vertrauen und die Verehrung der Eingesessenen, der Vornehmen, sondern auch die Achtung der vorgesetzten Behörden erworben, auch in besondern ehrenvollen Aufträgen sich ausgezeichnet. In Betracht seines Diensteifers und der besondern Thätigkeit und Geschicklichkeit bei den ersten Kriegsunfällen, welche den Bezirk betrafen, erhielt er von dem verewigten König Friedrich August von Sachsen *) unterm 14. Febr. 1807 den Charakter eines königl. Hofraths, so wie eine Gehaltserhöhung. Nach den Territorialveränderungen im J. 1815 hat er noch bis zur definitiven Justizorganisation im J. 1821 das Justizamt Langensalza mit unermüdetem Eifer verwaltet, aber auch nach Niederlegung der Justizamtstelle, in welcher er der Letzte in der alten Ordnung war, ist er als Commissarius perpetuus des Ober-Landesgerichts zu Naumburg und als königlicher Dirigent des gemeinschaftlichen Gerichts zu Kelbra und Heringen bis zu seinem Ableben unermüdet thätig verblieben. Den Eingesessenen war er fortwährend mit Hülfe und Rath zu Diensten, wozu ihm das unbedingte Vertrauen häufige Gelegenheit bot. Im Jahr 1782 hatte er sich mit Carolina Sophia Hahn, der einzigen Tochter einer angesehenen Handelsfrau in Langensalza verehelicht, welche Ehe fast 52 Jahr in großem Segen und zärtlicher Eintracht bestanden hat. Aus dieser Ehe sind noch fünf Kinder am Leben: der Geheime-Justizrath Carl Friedrich

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 449.

G. in Berlin, vortragender Rath des Justizministeriums; der Postdirector Johann Carl G. in Halle; der königl. Justizcommissär Ernst Wilhelm G. in Langensalza; die Gattin des Landgerichts-Director Kaupisch in Erfurt, Caroline Friederike; die Gattin des Superintendenten und Consistorialraths Günther zu Stollberg am Harz, Carolina Maria. Zu den Kindern kam noch eine zahlreiche Schaar munterer Enkel, wodurch sein Lebenskreis immer reicher und festlicher geschmückt wurde. Man muß den muntern liebenden Gatten und zärtlichen Vater im Familienkreise, den treuen eifrigen Beamten in seinem Berufsleben, den gründlichen Juristen und gewandten Geschäftsmann in seinen Verhandlungen, den dienstfertigen Rathgeber in allen Begegnissen des Lebens, den leutseligen Mann im Umgange und im Verhältniß zu allen Menschen, die ihm auf dem Lebenswege begegneten, irgend wie und wo selbst gesehen haben, man muß den empfindsamen Freund der Natur unter Gottes freiem Himmel, den freundlichen Pfleger der Bienen, Seidenwürmer, Pflanzen und Blumen in seinen Gärten gesehen, einen Choral spielen hören, seine Theilnahme an Literatur vernommen haben, um ein lebendiges Bild dieser Persönlichkeit zu erhalten und alle diese unschuldigen Neigungen blieben bis zu dem letzten Lebenstage, — denn wenige Stunden zuvor, ehe er sich auf das Lager begab, von welchem er nicht wieder aufstehen sollte, war er noch im Garten gewesen und auf seiner Stube fand man das Pianoforte noch offen und einen Choral aufgeschlagen; denn die Erbauung durch Spielen geistliger Lieder und Choräle wurde ihm immer lieber und im 73. Lebensjahre spielte er noch täglich und stand immer mit sichtlicher Erheiterung vom Flügel auf. Seine heitere Bescheidenheit, seine zurücktretende Höflichkeit war so immer innerlich und wesentlich, daß sie auch seinen Kindern und dem Geringsten zu Gute kam; sie ruhte auf ächter Gottesfurcht, auf der Ehrfurcht vor jeden zum Ebenblilde Gottes berufenen Menschen. — Am 17. Nov. 1829 wurde unsers G. 50jähriges Amtsjubilium gefeiert, von welchem das langensalzer Kreiswochenblatt unter den 21. Nov. des gedachten Jahrs ausführliche Nachrichten enthält. Schon Tags vorher hatten sich seine Kinder und Schwiegerkinder mit dem größten Theile der Enkel in seinem Hause versammelt und zur Vorfeier des festlichen Tags wur-

den ihm mehrfache Beweise kindlicher Liebe und Verehrung im Kreise der Seinigen dargebracht. An dem feierlichen Tage selbst erfreuten ihn mehrere schriftliche Beweise freundlicher Theilnahme auswärtiger Freunde und Gönner und es verdient hierbei das eben so herzliche als verbindliche Schreiben des regierenden Grafen Joseph zu Stollberg-Stollberg einer besondern Erwähnung. Später empfing der Jubilar die persönlichen Glückwünsche, welche ihm von den Ständen des langensalzer Kreises durch eine von dem Landrath von Berlepsch angeführte, aus allen drei Ständen gebildete Deputation, von der Garnison durch den Commandeur des achten Cürassierregiments, Grafen von Tauenzien, von dem dasigen Justizpersonale unter dem Vortritt des Justizamtmanns Dr. Hartung, von der dasigen Geistlichkeit durch den Superientendenten Dr. Bonitz, so wie von vielen seiner einheimischen Freunde und Verehrer, zu denen sich auch aus den benachbarten Ortschaften mehrere gesellt hatten, dargebracht wurden. Von einem Vereine der Freunde und Verehehrer des Jubilars war auf dem dazu zweckmäßig decorirten Rathhaussaale ein Mittagsmahl veranstaltet worden. Kurz nach dem Beginnen der Tafel übergab der älteste Sohn, der Ober-Landesgerichtsrath G. von Naumburg, ein verschlossenes Schreiben des Ober-Landesgerichtspräsidenten von Gärtner, dessen Inhalt der Landrath von Berlepsch durch Vorlesen bekannt machte. Höchst rührend für den Jubilar und eben so erfreuend für die Anwesenden war es, daß der König die langjährigen Verdienste des Jubelgreises durch Verleihung des rothen Adlerordens dritter Classe anerkannte, mit dessen Insignien der Obristlieutenant von Tauenzien den Jubilar so fort bekleidete. Eben so waren in diesem Schreiben die Glückwünsche des Justizministers Grafen von Dankelmann *), so wie des Ober-Landesgerichtspräsidenten selbst mit enthalten. Nachdem hierauf der Jubilar noch mehrere Glückwünschungsschreiben von verschiedenen Collegien und einige besondere in Gedichten dargebrachte Beweise der Liebe und Hochachtung angenommen hatte, überreichte ihm der Landrath von Berlepsch, der Freund und Gönner des Jubelgreises und sinniger Anordner des Festes, mit einer Deputation der Landstände einen großen mit passenden Sinnbildern und

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 806.

Inschriften gezierten, höchst geschmackvoll ausgearbeite-
ten silbernen Becher, als ein Geschenk des Kreises. An
diesem Tage wurde ihm noch eine von seinem ältesten
Sohne abgefaßte Schrift, unter dem Titel: Familienbil-
der aus dem Göschelschen Stammbaume. Ihrem theu-
ren Vater, dem Hrn. Hofrathe Christ. Friedr. Göschel
zu Langensalza zu seinem funfzigjährigen Amtsjubiläum
am 17. November 1829 gewidmet, von seinen Kindern
überreicht, welcher ein Stammbaum der Göschelschen
Familie beigefügt ist. Diese Schrift enthält die vor-
nehmsten Lebensereignisse der Vorfahren unsers Jubi-
lars. Nach dieser Jubelfeier lebte unser Göschel noch
6 Jahre froh, heiter und fromm unter seiner Familie;
allein zu Ostern 1835 wurde er bettlägerig, die Krank-
heit, deren nächste Veranlassung eine Erkältung war,
nahm zu und er erkannte bald, daß seine Zeit gekom-
men sei. Bemerkenswerth war, daß sofort mit Eintritt
seiner letzten Krankheit sein sonst so heiterer und un-
schuldigen Lebensfreuden zugewandter Sinn auf einmal
wie ganz umgekehrt war, man sah, er sei bereit zum
Abscheiden, ja es ergab sich deutlich, daß er sich nach
dem Jenseits lebhaft sehnte und alles das, was ihn von
irdischen Erinnerungen noch wenige Tage vorher ent-
zückt hatte, ging an seinem nach höheren Freuden gerich-
teten Sinne ohne Eindruck vorüber. Der Kampf war
nicht leicht; er endete unter vielen Schmerzen in der
Nacht vom 5. zum 6. Mai. Es war der Monat, in
dem er geboren war und dem er noch wenige Wochen
vorher mit jugendlicher Begeisterung in der Erwartung
seiner lieben Blumengaben entgegen gesehen hatte. Hya-
zinthen, Aurikeln und Veilchen, die er alle gehegt und
gepflegt hatte, standen in voller Blüthe und Pracht,
aber der Pfleger fehlte; es war viel Samen gesäet zu
Blumen und Pflanzen für den Sommer, aber der pflan-
zen und begießen sollte, war nicht mehr. — Unser Gö-
schel war schlanker, mittler Statur, in seiner Kleidung
äußerst anständig und auf seinen Gesichtszügen war die
Humanität und Menschenfreundlichkeit ausgedrückt. —
Das Andenken eines solchen Mannes wird lange, lange
im Segen bleiben.

J. K. Credner.

137. Anton Karpff,

Doctor der Medicin und Magister der Geburtshilfe, ordentlicher öffentlicher Professor der praktischen Medicin u. medicin. Klinik für Wundärzte an der k. k. Universität zu Insbruck u. Primärarzt des Stadtspitals daselbst;

geb. im J. ...., gest. zu Raab den 6. Mai 1836 *).

Nachdem er unter der Aufsicht seiner Eltern die Vorbereitungsstudien des Gymnasiums und der Philosophie in den wohlbestellten Lehranstalten seiner Vaterstadt Raab in Ungarn mit ausgezeichnet gutem Fortgange zurückgelegt hatte, bezog er die Universität zu Pesth, wo er die drei Jahrgänge der Philosophie und den ersten medicinischen eben so rühmlich beendigte und ungeachtet des im ersten medicinischen Studienjahre überstandenen ansteckenden Typhus doch die empfehlendsten Zeugnisse an die Wiener Hochschule mitbrachte. Hier widmete er sich nun seinen Berufsstudien mit solchem Fleiße, daß er sich nicht nur die vollkommenste Zufriedenheit aller seiner Professoren, sondern auch die Auszeichnung und aufrichtigste Achtung seiner Mitschüler erwarb. Nach beendeten Studienjahren und sehr gut bestandenen strengen Prüfungen wurde er am 6. Dec. 1830 zum Doctor der Medicin an der Wiener Universität promovirt, bei welcher Gelegenheit er seine Inauguralschrift; „De enteritide occulta." herausgab, die seine gründlichen medicinischen Kenntnisse vortheilhaft beurkundet. — In der Geburtshülfe, deren wohlthätigen Einfluß für das Wohl der Menschheit er sehr richtig würdigte, nahm er den 3. August 1831 das Magisterium. Während der in seiner Vaterstadt und der ganzen Umgegend herrschenden Choleraepidemie bewieß er sich sehr thätig und erwarb sich durch seinen rastlosen Eifer und erprobte Geschicklichkeit die allseitigste volle Anerkennung, so daß er im October 1832 zum Honorarphysicus des Comitats ernannt wurde. Durch 2¼ Jahr supplirte er seinen Vater in Behandlung der jährlich beinahe auf 600 sich belaufenden Kranken des bürgerlichen Hospitals mit dem entsprechendsten Erfolge; wie nützlich und fruchtbringend für ihn die dabei gemachten Erfahrungen gewesen waren, zeigt seine im Jahr 1833 in Wien erschienene Schrift: „Descriptio morborum au-

*) Medic. Almanach von D. Sachs. 1837.

no 1831 Jaurini epidemicorum", worin in einer zierlichen und doch einfachen Schreibart, nach dem Beispiele des „Annus medicus" von Baron Störk, in ächt hippokratischem Geiste über den Verlauf der Krankheiten, den herrschenden Genius epidemicus und die bei der Wirkung verschiedener Arzneimittel gemachten Beobachtungen getreu niedergelegt sind. — Mit gewohntem Fleiße setzte er während dieser ganzen Zeit das Studium sowohl theoretischer als praktischer medicinischer Werke fort und so war es ihm möglich, in kurzer Zeit mehrere Lehramtsconcurse aus den verschiedensten und schwierigsten Lehrgegenständen des medicinischen Studiums zu seiner besondern Empfehlung und Auszeichnung zu beheben. Seine vielseitigen und gediegenen Kenntnisse, sein reger Diensteifer, die Solidität und Liebenswürdigkeit seines Charakters, kurz Alles hat sich in dem viel zu früh Hingeschiedenen vereinigt, um dessen Verlust überhaupt und für die dasige Universität insbesondere sehr bedauernswerth und für Alle, die ihn näher kannten, unvergeßlich zu machen. Ein Leiden der Athmungsorgane, das schon beim Antritte seines neuen Wirkungskreises bemerkbar war, nahm unter den Anstrengungen, die das Lehramt und die damit verbundene Besorgung der medicinischen Abtheilung im dasigen Civilhospitale mit sich brachten, während der rauhen Witterung des Winters immer mehr zu und stieg endlich in kurzer Zeit zu einem sein Leben sehr bedrohenden Grade. Nachdem er einige Zeit die Vorlesungen wegen der so nothwendigen Ruhe ausgesetzt hatte, benutzte er den ihm von dem Landesgubernium bewilligten Urlaub zu einer Erholungsreise in das milde Klima seiner Heimath, um dort Rettung und Hülfe zu finden. Nach einer zehntägigen Reise traf er auch am 30. April in seiner Vaterstadt Raab ein und schon nach wenigen Tagen, durch die weite und beschwerliche Reise vollends erschöpft, entschlief er an der Phthisis trachealis sanft und in den Armen seiner theuren Eltern. Eine schwere Prüfung für die Eltern, einen so hoffnungsvollen und bereits auf einem so glänzenden Punkte stehenden Sohn in seinem 28. Lebensjahre vor ihren Augen erlöschen zu sehen. — Am 8. Mai wurde der Leichnam zur Ruhe bestattet und es wurde nichts unterlassen, um sein Leichenbegängniß nach seinem Range zu verherrlichen; es wetteiferte Alles, um dem in seiner Vaterstadt überaus Ge-

schätzten noch die letzte Ehre zu erweisen. Die Comitatsbehörden begleiteten den Zug mit ihrer ganzen Mannschaft im Nationalcostüm, so auch der städtische Magistrat, die Jugend von der Normalklasse im Gymnasium bis zu der königlichen Akademie mit der philosophischen und juridischen Fakultät und es versammelten sich bei diesem Trauerzuge gegen 7000 Menschen. Die Ueberreste des Entschlafenen wurden durch 12 Adlige zur Grabstätte getragen.

* 138. Carl Christ. Leberecht Canzler,

Superintendent und Oberprediger zu Luckenwalde (Provinz Brandenburg);

geb. d. 18. Dec. 1769, gest. am 7. Mai 1836.

Canzler war zu Oelsnitz bei Stollberg im sächsischen Erzgebirge geboren, wo sein Vater als Schullehrer lebte. Eifrig suchte er schon in der Schule seines Vaters vor andern sich auszuzeichnen, so daß der Oberbibliothekar Canzler zu Dresden, ein Bruder des Vaters, sich des lernbegierigen Knaben annahm und ihn in Dresden für die Aufnahme in Pforta vorbereiten ließ, wo er auch vom 13. Lebensjahre an tiefere wissenschaftliche Ausbildung sich erwarb, obschon hier, wie später auf der Universität zu Wittenberg, die geringen Hülfsmittel, die ihm zu Theil wurden, manches Hinderniß in den Weg legten. Der frühzeitige Tod seines Vaters nöthigte ihn, durch Unterricht sich die nöthigen Mittel zu erwerben, dennoch versäumte er hierbei seine eigene Fortbildung nicht und bestand am 5. October 1795 vor dem Oberconsistorium zu Dresden das Examen pro Candidatura. Was von ihm die Noth gefordert, hatte die Gewohnheit ihm lieb gemacht, der Umgang und Unterricht der Kinder blieb bis ans Ende seines Lebens seine größte Freude und tägliches Bedürfniß. Gelegenheit hierzu fand er, nach vollendeten Studien, zuerst als Hauslehrer im Hause des Amtsraths Tietz in Bläsern, dann in dem des Postmeisters Baltzer zu Jüterbogk. Hier ward er im Jahre 1805 dem Pastor Arnold an der Münsterkirche substituirt, widmete jedoch auch in dieser neuen Stellung einen großen Theil seiner Zeit und Kräfte dem Unterrichte der Jugend und benutzte jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, zur Verbesserung des Schulunterrichts, als er seinem Senior im Amte folgte und

[illegible] noch mehr, da im Jahr 18[illegible] die Verwaltung der Superintendentur ihm übertragen wurde. [illegible] sein Einkommen sehr gering war ([illegible] Thlr.), war doch seine Herzensgüte so groß, daß er keinen [illegible] [illegible] zu helfen. Selbst sein eigenes [illegible] an-[illegible] er nicht, wenn sein Beruf es forderte, wie er in einer verhängnißvollen Jahren 1812 — 13 er [illegible]. Die Stürme jenes gewaltigen Krieges hatten auch die Kirche, in welcher das Evangelium zu verkündigen er berufen war, in ein Vorrathshaus verwandelt, wodurch dieselbe in ihrem Innern gänzlich zerstört war, allein da es an allen Mitteln zur Herstellung mangelte, ließ sein Eifer nicht eher nach, als bis durch milde Beiträge aus der Nähe und Ferne der kostspielige Bau vollendet war und er selbst brachte hierbei manches Opfer, ließ auch zur völligen Deckung der Baukosten die am Einweihungstage von ihm gehaltene Predigt drucken. Gleich dieser Predigt arbeitete er auch alle übrigen bis zur letzten mit großer Sorgfalt und Genauigkeit aus und sein stets lebendiger, thätiger Geist ermüdete selbst nicht unter mancherlei häuslichen Sorgen und Leiden, die in seiner Ehe ihn trafen; der Tod befreite endlich seine Gattin von vieljährigen Schmerzen und ließ ihm drei unmündige Kinder zurück. Nach solchen Leiden schien in der zweiten Ehe ein schönerer Lebensabend ihm zu Theil zu werden, wozu auch im Jahre 1829 die Uebertragung der Superintendentur zu Luckenwalde viel Annehmliches darbot, aber leider war es eine traurige Täuschung. Vielfache ungewöhnliche Beschwerden und Arbeiten, die in seinem neuen Amte ihm zu Theil wurden, beschleunigten die Entwickelung eines Brustübels, so daß er schon am oben genannten Tage nach halbjähriger, höchst schmerzhafter Krankheit sein Leben endete. Wie im Leben, so ward ihm auch im Tode die Achtung und Liebe aller derer zu Theil, die ihm näher standen. Seltene Herzensgüte, freundliche Herablassung gegen jeden vereinigten sich in ihm mit höchst lebendigem Eifer in seinem Amte, so daß selbst unter dem heftigsten Schmerz sein Amt ihm vor allem am Herzen lag.

— M — t. —

139. Johann Heinrich Ruth,

gewes. Erziehungsrath und Vorsteher einer Erziehungsanstalt zu Hanau;

geboren d. 28. Oct. 1779; gestorben d. 7. Mai 1836 *).

Ruth war von rechtschaffenen, aber unbemittelten Eltern in Hanau geboren. Da sein Vater, früher Feldwebel im Regimente Landgraf Carl, später Examinator am Nürnberger Thore, bald nach Amerika ins Feld gerufen wurde, während dieser Zeit aber seine Mutter starb, so wurde er schon im Knabenalter auf seine eigenen Kräfte hingewiesen, indem er unter anderm bereits im 12. Lebensjahre seinen Mittagstisch durch Unterrichtgeben in einer damaligen Schule verdiente. Hierauf das Gymnasium unter dem sehr geschätzten Rector Hadermann, seinem nachherigen Freunde, besuchend, setzte er sich zugleich durch Ertheilung von Privatunterricht in seinen Nebenstunden in den Stand, im Jahre 1797 die Universität Marburg zu beziehen und daselbst einen, wiewohl abgekürzten Cursus in der Theologie zu vollenden. Im Jahr 1801 begab er sich nach Frankfurt a. M. und verlebte dort sieben Jahre als Hauslehrer in der Osterriethschen Familie. 1808 wieder nach Hanau zurückkehrend, verehelichte er sich mit Sophie Beykert, Tochter des als Lehrer an den obern Klassen des Gymnasiums in Straßburg verstorbenen C. Beykert, aus welcher glücklichen Ehe ein Sohn und eine Tochter mit der gebeugten Mutter an seinem Grabe trauern und gründete gleichzeitig die dem In- und Auslande bekannte Lehr- und Erziehungsanstalt daselbst, in der er von 1815 bis 1830 mit dem gleichfalls nunmehr verewigten Professor Zipf verbunden, später wieder getrennt von demselben, seinerseits 575 Zöglinge aus Deutschland, England, Frankreich, Holland und Belgien bildete und gegen 450 Schülern aus Hanau einen besonders für das höhere Geschäftsleben berechneten Unterricht ertheilte. Nach einer in diesem langen Zeitraume ununterbrochenen Gesundheit, bei sonst nicht gerade stark zu nennender Körperbeschaffenheit, erlag der Vollendete am oben genannten Tage den Folgen einer Lungenlähmung, nachdem er in seltenem Pflichteifer noch Tags zuvor unter

*) Worte des Andenkens, gespr. am Grabe Herrn J. H. Ruths. —

„seinen Kindern“ zugebracht hatte und hinterließ die Anstalt seinem darin nachfolgenden Sohne, D. Emil Ruth, blühend und wohlgeordnet. — Die Verdienste unsers R., den der um Beförderung der Bildung verdiente und selbst in der Wissenschaft bekannnte Dalberg mit dem Prädikate eines Erziehungsrathes geehrt, bedürfen keines andern Denkmals, als das er sich selbst dauernd durch seine segensreiche Wirksamkeit gesetzt hat.

* 140. Johann Martin Flad,

Pfarrer in Böttingen im Dekanate Speichingen, zur Diöcese Rottenburg gehörig;

geb. d. 22. Febr. 1770 zu Mahlstetten, gest. am 13. Mai 1835.

Seine theologischen Studien vollendete er als geistlicher Alumnus zu Dillingen, wo seine Lehrer Sailer, Weber und Zimmer auf ihn mit segensvoller Kraft wirkten. Am 15. December 1792 ward er schon zum Priester geweiht. 5 Jahre lang verwaltete er das Amt eines Pönitentiars an der schönen und stark besuchten Wallfahrtskirche auf dem Wälschenberge bei Mühlheim an der Donau. Pfarrer zu Mahlstetten ward er am 8. Juli 1800 und am 25. August 1814 ward er auf die Pfarrei Böttingen befördert. Zugleich hatte er auch seit dem 28. März 1809 längere Zeit das Amt eines Schulinspectors. — Unermüdet eifrig in seinen Seelsorgergeschäften, suchte er nicht blos im engen Kreise seiner Parochianen durch Lehre und Beispiel nützlich zu werden, sondern bestrebte sich auch durch Druckschriften den Samen der göttlichen Lehre weiter auszustreuen. — Seine Schriften sind: Grundzüge der christkatol. Religionslehre, wörtl. entworfen nach den h. Schriften, den Aussprüchen der Väter u. den Entscheidungen der Kirche für die Jugend zum katechet. Unterricht. Landshut 1822. Diese Schrift, von der bald eine zweite Auflage gefolgt ist, ist der Jugend in der Pfarrei Böttingen zugeeignet. — Das Evangelium in Predigtskizzen auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. Gekrönte Preisschrift in 2 Theilen. Rottweil 1826. — Kurzer Unterricht in den Sakramenten der Buße und des Altars. Ebd. 1826. — Die Satzungen der Brüderschaft des heil. Rosenkranzes, eine Anleitung fromm zu leben und selig zu sterben. Ebd. 1826. — Höchst wahrscheinlich war er es auch, welcher von Sailer's Lese- und Gebetbüchlein für kathol. Christen in 6 Theilen die vierte Auflage im J.

1827 (Rottweil) besorgte. — Einzelne Predigten, Aufsätze und Abhandlungen in dem Archiv der Pastoralconferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Constanz.
Bamberg. G. Thiem.

141. Johann von Anstett,

kaiserl. russ. geh. Rath, außerord. Gesandte und bevollm. Minister bei dem deutschen Bunde zu Frankfurt a. M.;

geb. im J. . . . ., gest. den 14. Mai 1835 *).

Er war der Sohn eines Advocaten in Straßburg, erhielt in seiner Vaterstadt Erziehung und wissenschaftliche Bildung und bereitete sich, besonders unter Anleitung des berühmten Professors Koch daselbst, zur diplomatischen Laufbahn vor. Um auf dieser, in einer seinen Tendenzen entsprechenden Weise zum Ziele zu gelangen, begab sich v. Anstett, nach vollendeten Studien, nach Rußland. Hier wurde er zuerst bei der Person des Prinzen von Nassau attachirt, der, wie bekannt, sich im russischen Dienst Ruhm erworben. v. Anstett begleitete denselben während seines Feldzugs gegen Schweden, wo der Prinz den Oberbefehl über die russische Scheerenflotte und die Landungstruppen hatte. Während des Feldzugs wurde v. Anstett zum Offizier im kaiserlichen Dienst ernannt. Als, nach beendigtem Kriege, der Prinz von Nassau Rußland verlassen hatte, suchte und erhielt v. A. eine Anstellung bei der Kanzlei des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten. Im J. 1801 wurde derselbe bei der Kanzlei des Ministers dieses Departements, Grafen Nikita Panin, Neffen des berühmten Panin, der unter der Regierung der Kaiserin Katharina der russischen Politik ein so großes Gewicht gab, aggregirt. Als dieser gegen das Ende desselben Jahres seine nahe bevorstehende Entfernung von den Geschäften voraussah, stellte er v. A. bei der russischen Gesandtschaft zu Wien, an deren Spitze damals der Graf Rasumowsky stand, an. Hier wurde v. A. in der Folge zum Legationsrathe mit dem Charakter als Staatsrath befördert und blieb daselbst sowohl unter dem Grafen Rasumowsky, wie auch unter dessen Nachfolger, dem Fürsten Kurakin, bis zum Jahr 1811. Da während des Krieges von 1809, wo Rußland Frankreichs Alliirter war, die russische Gesandtschaft Wien

*) Conversat. Lexikon N. Folge.

verlassen hatte, wurde v. A. bei der Person des Generals der Infanterie, Fürsten Sergius Galitzin, attachirt, welcher den Oberbefehl über die 40,000 Mann starke russische Hülfsarmee hatte. Nach Beendigung dieses Feldzugs, wo die Russen, in Folge der vom Fürsten Galitzin getroffenen klugen Maßnehmungen, nur Märsche und Cantremärsche gemacht und niemals mit den Oesterreichern zum Handgemenge gekommen waren, wurde v. A. dem General Doctorow beigeordnet, um die Grenzen derjenigen Gebietstheile vom österreichischen Gallizien festzusetzen, die nachmals unter der Benennung der Statthalterschaft von Tarnopol bekannt gewesen und welche in dem Frieden von Wien im Jahr 1809 an Rußland abgetreten wurden. Nach Abschluß dieses Grenzvertrags wurde er zum wirklichen Staatsrath befördert. Er kehrte hierauf nach Wien zurück, wo er, wie wir bereits erwähnt, bei der dortigen russischen Gesandtschaft bis zum Anfange des Jahres 1811 blieb. Um diese Zeit kam er nach Petersburg zurück und blieb hier bis zum Anfange des Krieges von 1812 ohne eine bestimmte Beschäftigung. In dieser Epoche wurde er als Director der diplomatischen Kanzlei bei der Armee des Feldmarschalls, Fürsten Kutusow, angestellt und schloß damals, den 7. April 1813, mit dem preußischen Generallieutenant Grafen v. Lottum*) zu Kalisch diejenige Convention ab, welche sich auf die Marschordnung und Verpflegung der russischen Truppen bezog, so lange sich diese innerhalb der preußischen Staaten befinden würden. Nach dem Tode des Fürsten Kutusow wurde auch v. A. dem Cirkel russischer Diplomaten beigefügt, die den Kaiser Alexander während dieses Krieges begleiteten. So geschah es, daß derselbe nebst dem Grafen Nesselrode den 15. Juni d. J. zu Reichenbach mit Lord Cathcart den Subsidientractat Großbritanniens mit Rußland abschloß. Bald darauf wurde v. A. zum russischen Bevollmächtigten bei dem Congresse zu Prag ernannt. Es erlaubten sich bei dieser Gelegenheit französische Blätter und selbst der Moniteur beleidigende Aeußerungen gegen dessen Person. So wurde es ihm in denselben zum Vorwurfe gemacht, daß er als ein geborner französischer Unterthan und also deshalb nach den Gesetzen Frankreichs und den anerkannten völkerrechtlichen Prinzipien, nicht als Bevollmächtigter einer

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 126.

fremden Macht auf dem Congresse zulässig sei. Es bedienten sich, wie bekannt, die französischen Gesandten Caulaincourt und Narbonne dieses Vorwandes und anderer, um die Form der Verhandlungen zu verwerfen und so verstrich fruchtlos die Zeit des Waffenstillstandes. Endlich erklärte v. A. und der preußische Gesandte, Baron von Humboldt *), am 11. August, ihre Vollmachten seien mit Ablauf des Waffenstillstandes erloschen, worauf sich der Congreß auflöste und am 12. dieses Monats die österreichische Kriegserklärung gegen Frankreich erfolgte. In Folge der denkwürdigen Ereignisse, die nach Aufkündigung des Waffenstillstandes von Reichenbach diesen Feldzug verherrlichten, wurde v. A. zum geheimen Staatsrath ernannt. Er folgte dem Kaiser nach Frankfurt a. M., wo man die Verträge mit den deutschen Fürsten abschloß, deren Truppen bis dahin gegen Rußland im Felde gestanden hatten. Hierauf folgte er der Armee bis zu ihrem Einzuge in Paris im J. 1814. Auch wohnte er nachmals dem Congresse zu Wien in den J. 1814 u. 1815 bei, nahm jedoch hier nur an den Arbeiten einiger besonders niedergesetzten Ausschüsse Theil. Als nach Napoleons Rückkehr von der Insel Elba die alliirten Monarchen einen abermaligen Feldzug gegen ihn beschlossen hatten, schloß von A. nebst dem General Cancrin im Namen des Kaisers von Rußland eine Supplementarconvention zu der von Kalisch vom 7. April 1813, die sich auf denselben Gegenstand bezog, mit den preußischer Seits hierzu bevollmächtigten Generalen von Schoeler und von Jordan ab. Er folgte der Armee abermals nach Frankreich und war im November 1815 Mitglied der Militär-Comité, welche unter Wellingtons Vorsitz die am 20. November unterzeichnete Convention zu Stande brachte, wodurch die militärische Grenzlinie für die in Frankreich bleibende Occupations-Armee der Verbündeten bestimmt wurde. Nachdem die deutsche Bundesversammlung zu Frankfurt ihre Sitzungen eröffnet hatte, wurde v. Anstett zum russisch-kaiserlichen Gesandten bei derselben ernannt. — Kinder von der ihn überlebenden Gemahlin, einer polnischen Dame, hinterläßt er nicht, aber Verwandte zu Straßburg und Baden.

---

*) Dessen Biographie s. in diesem Jahrgang des N. Nekrol. S. 390.

142. Dr. David Theodor August Suabedissen.

Kurh. Hofrath und ordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Marburg;

geb. den 14. Apr. 1773, gest. den 14. Mai 1835 *).

Suabedissen, geboren zu Melsungen, einer Stadt in Niederhessen, wo sein Vater Justizamtmann war, erhielt seinen ersten Unterricht zu Bischhausen, dem nachherigen Wohnorte seiner Eltern, von einem gothaischen Candidaten des Predigtamts, Namens Bischof. Als er in seinem 11. Jahr ungefähr so weit gekommen war, die Lebensbeschreibungen des Corn. Nepos übersetzen zu können, auch einige historische und geographische Kenntnisse erworben hatte, wurde sein Vater nach dem Amte Melsungen, mit welchem damals das Amt Felsberg verbunden wurde, zurückversetzt. Der Sohn mußte die Stadtschule zu Melsungen besuchen. Diese war damals in einem so schlechten Zustande, daß er in seinem 14. Jahre, zur Zeit seiner Einsegnung, womit der Austritt aus der Schule verbunden war, nicht viel mehr wußte, als er in seinem 11. Jahre gewußt hatte. Darauf blieb er fast ein ganzes Jahr lang ohne allen Unterricht, da es seinen Eltern, bei einer zahlreichen Familie, nicht möglich war, ihm einen besondern Lehrer zu halten. Zur Selbstbeschäftigung war er weder gewöhnt, noch hinlänglich vorbereitet; darum verfloß ihm diese für die Bildung so wichtige Zeit ohne allen Nutzen. Er fühlte dieses selbst, nicht ohne geheime Trauer. Endlich entschloß sich sein Vater, ihn nach dem Dorfe Rengshausen, zu dem Prediger Stunz zu schicken, einem Manne, der für eine geringe Vergeltung mehrere Knaben für die Universitätsstudien vorbereitete. Mit Freude und Vertrauen ging er hin; aber schon am Ende der zweiten Woche starb dieser Mann, der sein Erzieher und Lehrer sein sollte und wie verwaist kehrte der trauernde Knabe zu seinen Eltern zurück. Da war gerade, als er ankam, der erste Prediger (Metropolitan) des Orts, Namens Hartwig; den rührte die Verlassenheit des Knabens; er nahm sich seiner an und unterrichtete ihn seit der Zeit, so oft es ihm seine Geschäfte gestatteten, mit großer Liebe in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache. Als

*) Nach: Grundlage zu e. hessisch. Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte v. Justi und: Zur Erinnerung an D. Th. A. Suabedissen vom Prof. E. Platner. Marb. 1835.

sich nach Verlauf eines Jahres die Gelegenheit gab, eine Freistelle an dem Stipendium zu Marburg zu erhalten, so glaubte man sie benutzen zu müssen und S. wurde zu Ostern 1789, kaum 16 Jahr alt, zur Universität geschickt, um Theologie zu studiren. Der großen Mangelhaftigkeit seiner Vorbereitung wurde einigermaßen dadurch abgeholfen, daß den Stipendiaten eine Studienzeit von fünf Jahren vorgeschrieben ist und daß sie während der beiden ersten Jahre nur Vorlesungen der philosophischen Fakultät zu besuchen haben. Dem gemäß hörte er reine Mathematik und Physik bei Waldin, griechische und römische Philologie bei Crede, orientalische bei Schröder, Geschichte vorzüglich bei Curtius, Philosophie vorzüglich bei Bering. Dieser lehrte kantische Philosophie, welche sich damals zu verbreiten anfing. Obgleich es nicht in S.'s Gemüthsart lag, so schnell und so eifrig, als die meisten seiner Mitschüler, für diese Philosophie Parthei zu nehmen, auch darum nicht, weil er sich beschied, von der Wolfischen und der Popular-Philosophie und andern Philosophieen, von denen er reden hörte, eben nichts weiter zu wissen, als was ihm davon gesagt wurde; so fühlte er sich doch, besonders seit er auch die bis dahin erschienenen Schriften von K. Chr. E. Schmid und Reinhold *) las und endlich sich erkühnte, auch Einiges von Kant selbst zu lesen, immer mehr angezogen. Wiefern es ihm von der Zeit an Bedürfniß wurde, über das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zu Gott und der Welt eine Ueberzeugung zu gewinnen und nichts ohne Ueberzeugung anzunehmen, sofern kann er sagen, daß er schon seit jener Zeit der Philosophie ergeben war. Doch verwandte er vorerst, von dem dritten Jahre seines akademischen Lebens an, den größten Theil seiner Zeit auf das Studium der Theologie. Am meisten beschäftigten ihn Arnoldi's vortreffliche hermeneutische und exegetische Vorlesungen, welche ihn theils unmittelbar, theils durch die Anregung, die sie ihm zum eignen weitern Studium gaben, in ziemlich vertraute Bekanntschaft mit der Bibel setzten. Außerdem studirte er mit Lust die Kirchen- und Dogmengeschichte. Die Dogmatik aber, wie sie damals nach Endemann's Lehrbuch gelehrt wurde und christliche Moral, von Coing nach seinem eignen Lehrbuche vorgetragen, konnten ihn nicht ansprechen. Zu Hause las und

---

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 1. Jahrg. S. 813.

lernte er mit größerer Befriedigung die Institutionen der christlichen Religion von Döderlein und wurde dadurch, in Verbindung mit seinen exegetischen und historischen Kenntnissen, in den Stand gesetzt, im Herbste des Jahres 1793, sowohl zu Marburg, als auch zu Cassel, seine Examinatoren zu befriedigen, worauf er in die Zahl der Candidaten des Predigtamts aufgenommen wurde. — Indessen hatte er seinen Vater schon 1790 verloren und sich seit der Zeit nur theils durch Benefizien, theils durch Unterrichten erhalten können. Um so weniger durfte er nun Bedenken tragen, die ihm angebotene Hauslehrerstelle bei dem Prediger Clausenius in Allendorf an der Werra anzunehmen; sie gab ihm nebenbei Gelegenheit, sich im Predigen zu üben. Aber schon zu Ostern 1795 kehrte er, als zweiter Major der Stipendiaten, nach Marburg zurück. Sein Hauptgeschäft in dieser Stelle war, die philosophischen und theologischen Vorlesungen mit den Stipendiaten zu wiederholen; dadurch blieb er nicht allein in einer fortwährenden Bekanntschaft mit der Theologie, sondern fand sich auch vorzüglich zu einem anhaltendern Studium der Philosophie aufgefordert. Die Kantischen Schriften, vorzüglich die Kritik der reinen Vernunft, wurden dessen Hauptgegenstand. Durch schriftliche Auszüge und mehrmalige Zusammenstellungen der Hauptlehren gelangte er endlich zu einer deutlichen Einsicht in diese Philosophie, die auch ziemlich lange Zeit mit dem Glauben an ihre Unerschütterlichkeit verbunden war. Doch hielt ihn dieser Glaube nicht ab, die Schriften von Fichte und anderer neuerer, auch manche Schriften älterer Philosophen zu lesen. Zuweilen hatte er auch ein dunkles Bewußtsein, daß seine Seele durch die Resultate der kritischen Philosophie nicht befriedigt war. Zugleich stellte er die Betrachtung an, daß Kant zu ganz andern Lehren geführt sein würde, wenn er in seinen Forschungen von der Vernunft und ihren Ideen und nicht, wie er willkührlich gethan zu haben schien, von der Sinnlichkeit ausgegangen wäre. Und so erzeugte sich allmählig ein Bedürfniß der Prüfung seiner bis dahin festgehaltenen Ueberzeugungen, daß er sich anfangs kaum eingestehen mochte. Im Anfange des Jahrs 1800 erhielt S. die Stelle eines Professors der Philosophie an der Hohen Landesschule zu Hanau. Diese Lehranstalt war eine auf halbem Wege stehen gebliebene Universität, deren Vollendung theils durch den dreißigjährigen Krieg, theils durch

den Regierungswechsel, wodurch 1642 die Lichtenbergische, lutherische Linie zur Herrschaft kam — denn die theologische Fakultät der Hohen Landesschule war reformirter Confession — verhindert worden war. Seit der Verbindung von Hanau mit der Landgrafschaft Hessen-Kassel war dann durch die Verordnung, welche auch den hanauischen Studirenden zur Pflicht machte, wenigstens zwei Jahr auf einer hessischen Universität zu studiren, jene Lehranstalt endlich fast ganz unnütz geworden. So fand S. die Lage derselben, als er nach Hanau kam und wurde dadurch veranlaßt, in einem Aufsatze, welcher in der damals bei Krieger in Marburg erscheinenden Zeitschrift für das Kirchen- und Schulwesen in Hessen abgedruckt worden ist, der Uebersicht der Geschichte dieser Lehranstalt den Vorschlag beizufügen, sie entweder ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß zur Universität auszubilden, oder mit den außerdem in Hanau bestehenden zwei Gymnasien zu verschmelzen und dadurch eine tüchtige Vorbereitungsanstalt für die Universität zu schaffen — welches letztere später, während der großherzoglich-frankfurt'schen Regierung, wirklich geschehen ist. Für die wenigen Schüler, welche die Hohe Landesschule damals noch zählte, mußte er seine Vorlesungen auf die Grundlehren der reinen Mathematik und auf die Logik beschränken; zugleich aber faßte er den Entschluß, seine Muße zur Sichtung und Prüfung seiner eignen philosophischen Kenntnisse und Ueberzeugungen zu benutzen. Für den Zweck dieses Entschlusses schien es ihm förderlich, einen Versuch zu machen, folgende Preisaufgabe, welche damals die Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen aufgestellt hatte: Was ist in der Lehre von der Natur der menschlichen Erkenntniß existirender Dinge durch die Forschungen der Philosophen seit Plato und Aristoteles geleistet worden? — zu beantworten. Denn zu dem Ende mußte er die Forschungen und Lehren der Philosophen über die menschliche Erkenntniß der Reihe nach durchgehen und vergleichen. Die Zusammenstellung, die daraus hervorging, hatte das Glück den Preis zu erhalten und ist 1805 unter folgendem Titel gedruckt erschienen: Resultate der philosophischen Forschungen über die Natur der menschlichen Erkenntniß von Plato bis Kant. Marburg. Indessen hatte er im Anfange des Jahres 1803 seine Professur niedergelegt und den Versuch gemacht, in Homburg vor der Höhe eine Erziehungsanstalt zu errichten, welche er jedoch, durch den Wunsch

mehrerer Eltern bestimmt, Ostern 1804 wieder nach Hanau verlegte. Eine Frucht seines damaligen Nachdenkens über pädagogische Gegenstände waren die Aufsätze pädagogischen Inhalts. Leipzig, 1804. — Schon während jener philosophisch-historischen Arbeit, wozu ihn die Aufgabe der Kop. G. d. W. veranlaßt hatte, war er vollends inne geworden, daß ihn die kritische Philosophie nicht mehr befriedigen konnte. Dagegen hatte Sextus Empiricus, Spinoza, Jacobi und Schelling, jeder auf seine Art, aber alle gleich mächtig, sein Nachdenken in Anspruch genommen; er mußte darüber klar und mit sich einig werden. Darum widmete er nun seine geschäftsfreien Stunden zuerst dem Studium des Spinoza, in Verbindung mit Descartes und Malebranche. Auch fing er damals an, für einige kritische Zeitschriften in den Fächern der Philosophie und Pädagogik Beiträge zu liefern. Im Frühjahr 1805 erhielt er einen Ruf von der reformirten Gemeinde zu Lübeck zur ersten Lehrerstelle an der Erziehungsanstalt, welche sie damals errichtete und folgte diesem Rufe. Seine amtliche Wirksamkeit in Lübeck war zwar sowohl in Hinsicht der Gegenstände des Unterrichts, als auch in Hinsicht der Schülerzahl (gewöhnlich 25 bis 30) beschränkt, aber doch im Ganzen befriedigend. Sie veranlaßte ihn zu folgenden pädagogischen Schriften: Briefe über den Unterschied in der Erziehung der Knaben und der Mädchen. Lübeck, 1806 und: Ein Beitrag zur Entwicklung des Begriffes der Methode in der Erziehung. Ebend. 1808. Er hatte Aufforderung und Gelegenheit gefunden, sich mit der Pestalozzischen Lehrmethode näher bekannt zu machen und hatte sie zum Theil in jener Lehranstalt eingeführt. In den geschäftsfreien Stunden setzte er das Lesen und Vergleichen philosophischer Schriften und Lehren fort. Vorzüglich las er nun zum erstenmal den ganzen Plato; darauf die Neuplatoniker, besonders Plotin; von ihnen kam er zu den Kirchenvätern, die er in Beziehung auf die Idee einer christlichen Philosophie der Reihe nach bis auf Augustinus durchging und das, was sie von christlicher Philosophie zerstreut erhielten, auszog, wenn er es nicht schon von Rösler oder Schröckh ausgezogen fand. Auch mit manchen Scholastikern machte er jetzt nähere Bekanntschaft. Dabei las er abermals alle Schriften Jacobi's nach ihrer Zeitfolge. Immermehr wandte sich allmählig sein Gemüth von fremden Lehren ab und kehrte zu sich selbst ein, um in eigner innerer Lebens-

erfahrung eine sichere Ueberzeugung zu gewinnen. Dieser Gemüthsrichtung entsprach folgende Preisaufgabe, welche die philosophische Classe der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1807 aufstellte: „Gibt es eine unmittelbare innere Wahrnehmung und worin ist diese von der innern Anschauung und von der bloßen Abstraktion der Regeln unseres Denkens und Empfindens durch wiederholte Beobachtung verschieden? Worin sind die Anschauungen von der Empfindung und dem innern Gefühle verschieden? In welcher Beziehung stehen diese Handlungen oder Lagen des Gemüthes mit den Begriffen und Ideen?“ Seine Beantwortung dieser Fragen erhielt den Preis und wurde von der Akademie der Wissenschaften unter folgendem Titel bekannt gemacht: Ueber die innere Wahrnehmung. Berlin, 1808. Indessen hatte sich der Druck ausländischer Macht und Herrschaft, besonders seit der Schlacht bei Jena 1806, immer weiter über das deutsche Vaterland verbreitet und Viele schon, verzweifelnd an der Wiedererringung der Freiheit, fügten sich nicht allein dem fremden Joche, sondern auch fremder Sitte. Dieser Kleinmüthigkeit entgegen zu wirken war der Hauptzweck der Zeitschrift: Erhebungen, welche in dieser Zeit zu Lübeck nicht ohne S.'s Zuwirkung erschien. Die Aufsätze mit den Ueberschriften: Ueber den falschen Kosmopolitismus; — Kein Patriotismus ohne Achtung und Liebe der Muttersprache; — Sind wir Männer oder Greise? — und mehrere kleinere sind von ihm. — Der unglückliche Ausgang des Versuchs, den Oesterreich 1809 zur Selbstterwehrung der fremden Uebermacht und — wie man wenigstens glaubte — zur Wiederbefreiung Deutschlands machte, schlug nicht seinen Glauben, aber seine Hoffnung der nahen Befreiung nieder. Um so weniger getheilt, folgte er seit der Zeit seiner Neigung, sich von dem Aeußern ab zur Selbstbetrachtung zu wenden, um in dem Menschenleben selbst nach seiner Ursprünglichkeit die Lösung der Fragen zu finden, die von jeher der Gegenstand der Philosophie gewesen sind und die der Mensch, in dem einmal das Streben, seines Lebens geistiger Weise mächtig zu werden, erwacht ist, nicht von sich abweisen kann. Er fing an, niederzuschreiben, was sich ihm in der Betrachtung ergab, jedoch noch ohne bestimmte Absicht der öffentlichen Mittheilung. — Am Ende des Jahres 1810 wurde Lübeck, das schon seit dem 6. Nov. 1806 (dem Tage, an welchem es erstürmt wurde) von den Franzosen besetzt

dung und der theoretischen und praktischen ärztlichen Ausbildung, eine seltene Geschäfts- und Gesetzkenntniß und eine noch ausgezeichnetere Gabe für die leichte und zweckmäßige Geschäftsführung sich erworben, die, verbunden mit strenger Ordnungsliebe, eine sehr vielseitige Thätigkeit ihm möglich machte. Bei eigenem großen Verdienste durchaus anspruchslos, fein und klug in seinem Benehmen, ruhig und leidenschaftlos, ehrte er willig und freudig das Verdienst Anderer, war gerecht, unparteiisch, gern bereit, auch unaufgefordert den Männern seines Standes jede verdiente öffentliche Anerkennung zu verschaffen. Als Arzt besaß er eine klare und schnelle Erkenntniß des Wesentlichen, mehr noch dessen, worauf es in einzelnen Fällen ankam, so wie das Streben, alles Förderliche und Bewährte in dem immer fortschreitenden Fache sich anzueignen. Fröhlichen und heitern Sinnes, von einem durchaus reinen Gemüthe, innig theilnehmend, liebevoll besorgt, offen sich mittheilend, mußte er schon durch diese Eigenthümlichkeiten, die selbst sein Aeußeres unverkennbar aussprach, an den Krankenlagern eine sehr willkommene Erscheinung sein und wurde es in unzähligen Fällen ungleich mehr noch durch die Uneigennützigkeit, die keinem Leidenden sich versagte. Mit dem eben so wahren, als tief-innigen und warmen Gefühle für alles menschlich-Würdige und Schöne, mit der lebendigen Regsamkeit für die Genüsse der Natur, der Kunst, der Geselligkeit, mit der treuen Anhänglichkeit an Alle, die in irgend einer Hinsicht ihm näher standen und der ächten Pietät, die er den Banden der Geburt, den vorangegangenen Lieben des Hauses und Herzens widmete, mit dem Bedürfnisse, Liebe zu geben und zu empfangen, stand er als Freund und Verwandter, als Sohn und Bruder, als Gatte und Vater so durchaus liebenswürdig und achtungswerth da, wie Wenige. — Einen Begriff von seiner vielseitigen und umfassenden Thätigkeit zu geben, möge angeführt werden, daß er 1822 ein Reglement für die Maßregeln zur Bekämpfung der überhandnehmenden Syphilis ausarbeitete; von 1823 bis 1830 neben der eigenen Praxis, gegen geringe Entschädigung die Besorgung des katholischen Krankenhauses hatte; 1824 auch die Stelle eines Arztes bei dem Rigaschen Comptoir der Kommerzbank und später auch bei der Tamoschna übernahm; 1827 einen Plan zu besserer Einrichtung der Anstalt für im Wasser Verunglückte ausarbeitete; 1828 die Ein-

ken zu Kassel, der dritte Band erschien 1818 zu Leipzig. Diese drei Bände machen zusammen eigentlich nur den ersten Haupttheil dieses Werkes aus, nämlich die Darstellung dessen, was der Mensch ist. Ein zweiter historischer Haupttheil sollte darstellen: was der Mensch von dem, was er ursprünglich ist und zeitlich sein soll, bisher wirklich geworden und wie er es geworden ist. Die Vollendung dieses Werks wurde aber durch einen neuen Amtswechsel auf unbestimmte Zeit verschoben und ist gänzlich unterblieben. Denn im Herbste des J. 1815 wurde S. zum Instructor des Prinzen von Hessen, Friedrich Wilhelm, jetzigen Kurprinz-Regenten, ernannt und begleitete denselben zur Universität Leipzig, wo er fünf Jahre blieb. Während dieser Zeit ließen ihm seine Geschäfte nicht viele Muße zu literarischen Arbeiten. Er schrieb den dritten Band seiner Betrachtung des Menschen und hielt bisweilen, bei gegebener Veranlassung, eine Vorlesung im Freundeskreise. Eine solche Vorlesung, am Tage der Säcularfeier der Reformation 1817 gehalten, ist unter folgendem Titel gedruckt erschienen: Die Wiederherstellung des Christenthums durch Luther. Berlin, 1818. — Um das übertragene Geschäft bei dem hessischen Prinzen nicht zu unterbrechen, hatte sich S. im J. 1816 der Aufforderung zur Uebernahme eines Lehramts der Philosophie an der Universität zu Heidelberg und im J. 1818 einem gleichen Antrage nach Bonn versagen müssen. — Nach Beendigung seines Instructoramtes verlebte er das Jahr 1821 ohne öffentliche Anstellung theils in Lübeck, theils in Melsungen bei seiner damals noch lebenden Mutter. Daneben widmete er seine Zeit schriftstellerischen Arbeiten. Von 1822 bis zu seinem Ende gehörte er der Universität Marburg an. Denn, obgleich auch die Hochschulen zu Königsberg und Heidelberg ihn beriefen, so zog er doch eine Anstellung in seinem Vaterlande jeder andern vor. In den letzten 7 Jahren seines thätigen Lebens ward er von mehr oder minder schweren körperlichen Leiden heimgesucht, bei denen er jedoch, mit wenigen Ausnahmen, die Pflichten seines Berufs gewissenhaft und treu erfüllte, bis der Herr über Leben und Tod ihn am oben genannten Tage zu höherer Wirksamkeit abrief. — S. gehörte zu den seltenen Männern, bei denen das Wissen aus dem Leben und dessen Tiefen entspringt und in deren Leben das Wissen sich reflectirt, so daß beides in einer unzertrennlichen Einheit verknüpft ist. Man kann mit Recht

[illegible] Leben und [illegible] leben [illegible] Bilder [illegible] ein [illegible] zu [illegible] zu [illegible] sich [illegible] auf [illegible] sich [illegible] Erleb- [illegible] Seele, [illegible] Gegen- [illegible] der [illegible] und [illegible] durch [illegible] ge- [illegible] bis [illegible] die [illegible] kann [illegible] wäre, [illegible] Talent, [illegible] glän- [illegible] Com- [illegible] Denk- [illegible] der Boden, wo Geist [illegible] und

mannichfachen Wechselwirkungen, wo Psychisches und Leibliches in gegenseitigen Bezügen, die Ewigkeit des Gedankens in sinnlicher Vermittlung, das Rationelle in seiner empirischen Verwirklichung, das Göttliche in seiner Entäußerung an das Menschliche, mithin der ganze Lebensgehalt in seiner Totalität und ungetrennten Einheit zu erfassen und darzustellen ist und hier muß derjenige vorzugsweise einheimisch sein, den das volle Lebensgefühl dergestalt befriedigt, daß er darüber hinaus zu gehen und dasselbe im speculativen Wissen des Absoluten zu begründen sich nicht gedrungen findet. Indem die Philosophie S.'s in dem Ursprünglichen, in der Urkraft und dem Urleben wurzelte und den Menschen zwar durch die Endlichkeit vermittelt, aber unmittelbar aus und in Gott geschaffen betrachtete, mußte seine Philosophie eben so von einem sinnlichen Empirismus, als in ihrem Bestreben, die Fülle und organische Einheit des Daseins zu erfassen, von einer leeren Abstraction und dem logischen Formalismus entfernt sein. Wie er aus der Mitte des Daseins sein Selbst zum Weltbewußtsein erweiternd, die Idee und ihre Verkörperung, Philosophie und Geschichte, nicht in schroffen Gegensätzen aus einander hielt, sondern beide in einer höhern Einheit verknüpfte; so konnten auch nach seiner religiösen Denkart Vernunft und Offenbarung nicht in einem feindseligen Widerspruch einander entgegentreten, sondern die letztere, als eine verwirklichte absolute Vernunft, mußte in die Idee des Lebens, als ihr integrirender Bestandtheil aufgenommen werden. Daher ein dürftiger Rationalismus, der in hohlen Abstractionen abständig wird, ihm eben so fremd sein mußte, als ein engherziger, kränklicher Pietismus, der sich in einseitiger Richtung die göttliche Fülle des Daseins verkümmert und dadurch in eine andere Art von Gottlosigkeit umschlägt. Ein so gemüthvoller Mensch, wie S., der von dem Ursprünglichen erfüllt und beseelt seine ganze Persönlichkeit in seine Philosophie legte und in dieselbe sein inneres Leben ergoß, mußte in seinen Vorträgen begeisternd und erhebend auf die studirende Jugend einwirken, welche einen Mann vor sich sah, der mit seltener Sammlung des Geistes und unverkennbarer Lauterkeit der Gesinnung den Gedanken aus der Tiefe des Gemüths erzeugte und eben dadurch die schöpferische Thätigkeit seiner Zuhörer anregte, der vor ihnen das Reich der Ideen, die Fülle und den Reichthum des Selbstbewußtseins aufschloß, der

die Bedeutung des Menschen und die Aufgaben des Lebens mit eindringlichem Ernste entwickelte, so daß jeder den Blick nach innen wendete und in sich selbst einkehrte, um in der eignen Brust die Stimme Gottes und der Wahrheit zu vernehmen und dabei ergoß sich über Alles was er sprach, die Anmuth und der Zauber einer seltenen Milde und der wahren Humanität. Was er aus dem Ursprünglichen, aus dem Urquell des Lebens vernommen und vor versammelter Jugend ausgesprochen, dies wird als das schaffende Wort der Wahrheit in den Seelen fort und fort wiederklingen. Da die Philosophie S.'s nicht ein bloßes Erzeugniß des reflektirenden Verstandes war, sondern aus seinem Innern, als dem immerfließenden Springquell, einen beständigen Zufluß erhielt, so ging bei ihm der Mensch nicht dergestalt im System auf, daß für das Leben nur ein trocknes ungenießbares Residuum übrig geblieben wäre, sondern der Werkmeister stand über dem Werk und dieses war nur ein Abbild von jenem. S. war, wenn wir so sagen dürfen, ein Mann aus Einem Stück und er hatte nicht, um einen Ausdruck von Hegel *) zu gebrauchen, den Philosophen in der einen Tasche und den Menschen in der andern. Die Idee des Guten und Wahren erleuchtete dergestalt sein ganzes Wesen, daß er dem Gemeinen, Schlechten, Eiteln und Nichtigen nicht zu widerstehen brauchte, da es seine Seele nicht berührte und sie war so von der unendlichen Aufgabe des Lebens erfüllt, daß sie sich niemals zu Dünkel und Anmaßung herablassen konnte. Wie im Denken, so stand er auch im Handeln in der Mitte und Einheit des Lebens und blieb sich immer gegenständlich, daher er sich in keinen Affect und keine Leidenschaftlichkeit verlor und man bei der Regsamkeit des Gemüths die seltene Herrschaft über dasselbe und die Willensstärke bewundern muß. Immer sich selbst gleich, in steter Ruhe und Besonnenheit, konnte ihn kein Begegniß, weder ein schmerzliches, noch freudiges, aus dem Gleichgewicht bringen, sondern das Leben zog in seinen wechselnden Gestalten an ihm vorüber, ohne weder seinen Geist, noch sein Gemüth unterwerfen und zwiespältig machen zu können, indem die Objectivität an seiner Subjectivität sich brach und in ihr reflektirte, sie aber nicht an sich zu reißen und aufzuheben vermochte. Wenn bei reizbaren empfänglichen Gemü-

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 961.

thern die Stimmung leicht wechselt, Aerger und Unwillen über die Kleinlichkeiten und Erbärmlichkeiten des Lebens Verdrießlichkeit und üble Laune erzeugen, so war die Temperatur seiner Seele keinem Wandel unterworfen und der Thermometer stand immer auf Licht und Wärme. Jeder Zeit offen und empfänglich für alles Menschliche, was das Gemüth erfüllen und den Geist anregen mag, für Natur und Kunst, für den abstracten Gedanken und das concrete Leben, für den Ernst und den Muthwillen, nahm er mit unbefangnem Sinne die Welt in sich auf und gab sich mit Ernst und Liebe der Gegenwart hin, ohne sich dieselbe durch verkehrte Ansprüche zu verkümmern. So sehr er in der Idee lebte, so wenig wandte er sich von der Wirklichkeit ab, indem er auch in dieser die Idee zu finden wußte. In dem Umgang trug er so wenig den Philosophen zur Schau und wußte in dem höhern Rhythmus des Lebens so sehr die hohle Dialectik des bloßen Gedankens zu vergessen, daß er sich mit einer wohlthuenden Heiterkeit und Kindlichkeit an einem jedem Scherz erfreute, obgleich ein lauter stürmischer Humor nicht die Art war, wie sich seine Fröhlichkeit äußerte, indem alles Heftige, Grelle im Widerspruch mit seiner Natur stand. Er sah gern einen kleinen geselligen Kreis um sich, besonders in Verbindung mit musikalischer Unterhaltung und der Ton, mit dem er dem Eintretenden guten Abend bot und die Freundlichkeit der Miene sprach das Gemüth so an, daß man sich willkommen und heimisch fühlte und es jedem in seiner Nähe wohl wurde, in welcher der Geist des Friedens wehte. Wie alles Aeußere, was den Sinn anregt, sich in ihm verinnerlichte und als eine still wirkende Kraft im Gemüthe lebte und schaffte, so nahm er auch die Eindrücke des Schönen in Kunst und Natur, nach der Innigkeit seines Gemüths, in sich auf und es erklangen die Saiten desselben mehr in leisen harmonischen Accorden, als daß es sich in einer rauschenden Begeisterung erschlossen hätte. Denn auch diese trat bei ihm nicht aus der Mitte des Lebens heraus und konnte ihm die Herrschaft über sich selbst nicht entreißen, indem er überhaupt niemals außer sich kam. So sehr einen so geistreichen Mann nur das Geistreiche und Gemüthvolle ansprechen und so fern ihm das Gewöhnliche und Alltägliche liegen mußte, so wenig verleitete ihn ein Drang nach Genialität, das Ungewöhnliche zu suchen, oder sich gegen die hergebrachte Sitte aufzulehnen und die Schran-

ken derselben zu durchbrechen. Vielmehr fügte er sich mit einer edlen Resignation in das Herkömmliche und Unvermeidliche und hielt sich nicht im Gefühle einer ausgezeichneten Persönlichkeit für irgend ein Verhältniß oder ein Geschäft zu hoch und vornehm, um es etwa mit Stolz und Ungeduld von sich zu weisen, wenn es mit seinem Beruf und seiner Stellung im bürgerlichen Gemeinwesen zusammenhing. Niemand konnte in einem höhern Grade den leidenden Muth besitzen, um das Nothwendige mit Heiterkeit zu ertragen und sich über dasselbe durch die Freiheit des Geistes zu erheben. Als ob es die Natur versucht hätte, durch körperliche Leiden die Stärke einer mannhaften Seele zu erschüttern, arbeitete ein langjähriges Uebel an seiner Gesundheit. Doch hier bewährte sich, als Muster eines gottergebnen Gemüths, die Macht des Willens über den Leib und sein Beispiel zeigte auf eine bewundrungswürdige Weise, was das Unendliche über das Endliche vermöge und wie dieses im Dienste des Geistes stehe. Ohne sich in einer stoischen Gleichgültigkeit zu gefallen und damit viel zu wissen, ohne Geringschätzung des Lebens, ob er gleich die Unangemessenheit der Idee zur Endlichkeit wie wenige fühlte, sprach er über seinen Tod mit der Heiterkeit und Unbefangenheit, wie er sich über jedes andere Naturereigniß unterhielt. — Das Bild eines so edlen, hochbegabten, in sich klaren Mannes, der mit unablässiger Kraft die Idee der Menschheit in sich zu verwirklichen strebte, bei welchem Gemüth und Geist in einem seltenen Gleichgewicht standen, der Frieden und die schöne Harmonie, welche aus seinem Denken und Handeln, aus seiner liebenswürdigen Persönlichkeit uns ansprechen, muß doppelt wohlthun in dieser zerfallnen, zwiespältigen, selbstsüchtigen Zeit. Wenn unser künftiges Leben durch das jetzige bedingt ist, so kann ihm der Frieden Gottes nicht fremd sein, dem sich schon hier seine Seele erschloß. — Zu S.'s Schriften kommen noch folgende: Zur Einleitung in die Philosophie. Marburg 1827. — Grundzüge der Lehre von dem Menschen. Ebd. 1829. — Von dem Begriffe der Psychologie, ihrem Verhältnisse zu den andern besonders verwandten Wissenschaften und der Erkenntnißweise, die in ihr stattfindet. Eine Abhandlung. Marb. u. Kassel 1829. — Die Grundzüge der philosophischen Religionslehre. Marb. u. Kassel 1831. — Die Biogr. Philipp Jakob Speners in den jährlichen Mittheilungen von Kochlin III. Bd. 1824.

* 143. Wilhelmine Caroline Christiane Henriette, Fürstin von Thurn und Taxis (geborne Freiin von Dörnberg),

zu Nürnberg;

geb. d. 6. März 1804, gestorben am 14. Mai 1835.

Sie war zu Ansbach geboren und schon an ihrer Wiege muß ein freundlicher Genius gestanden haben, denn ihr war die Gabe angeboren, die Herzen der Edlen zu gewinnen und heiter ins Leben zu schauen. — Einem protestantischen altadeligen Geschlechte entsprossen, welches aus Hessen stammt, wurde sie von ihrem Vater, dem damaligen königlich preußischen Vicepräsidenten und Director der Domänenkammer zu Ansbach, dem Freiherrn Conrad Heinrich Ernst Friedr. v. Dörnberg *) und ihrer Mutter Wilhelmine, geb. Freiin von Glaubburg aus Frankfurt am Main, mit Sorgfalt und Liebe erzogen. Ruhig flossen ihr in Ansbach die Jahre harmloser Kindheit dahin und als sie zur Jungfrau erblüht war, wurde ihr Vater, welcher durch die Abtretung der Fürstenthümer Ansbach und Baireuth an die Krone Baiern in den baierischen Staatsdienst übergetreten war, als Generalcommissär nach Regensburg berufen. Dort gewannen ihre reine Güte des Herzens, ihr heller Menschenverstand, ihre Liebenswürdigkeit und Anspruchlosigkeit die Achtung und Liebe aller Guten. Die Natur hatte ihr eine anmuthige, herrliche Gestalt verliehen und ein seelenvolles blaues Auge belebte ihre lieblichen Züge, welche den Ausdruck kindlicher Lebensfreudigkeit und wahrer Seelengüte trugen. Sie hatte eine liebliche, sanfte Stimme und viel musikalische Anlage, welche sie gern und freudig ausbildete. Nicht immer lächelt das Geschick denen, welche die Natur im Herzen und im Geiste segnet, aber väterlich waltete es über ihrer Jugend. — Ihr ward das in höheren Ständen so seltene Glück einer Ehe zu Theil, die nur die Liebe schloß und wenn die Erde kein höheres Glück schaffen kann, als das zweier Herzen, die mit aller Kraft und in aller Fülle und Schönheit der Jugend im Schooße des Reichthums, unbekümmert um die gemeine Noth des Lebens, sich liebend umschlingen, so hat sie trotz ihres

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 976.

frühen Todes ihr reichlich Theil empfangen. — Maximilian, Fürst von Thurn und Taxis liebte sie mit deutscher Treue und reichte ihr am 24. August 1828 die Hand zum ewigen Bunde. Der Himmel segnete diese Ehe mit 4 Kindern, 1 Tochter und 3 Söhnen Nach dem letzten Wochenbette zeigten sich bei der Fürstin Spuren von Schwäche, allein sie verschwanden wieder und ihr wieder erlangtes blühendes Aussehen, die Fülle von Gesundheit, welche in ihrem ganzen Wesen lag, schlug jeden bangen Zweifel nieder. Im Sommer des Jahrs 1834, des letzten gesunden ihres Lebens, wurde sie von einem Besuche der verwittweten Königin Caroline von Baiern, bei Gelegenheit einer Reise nach Sachsen, auf dem fürstlichen Landsitze zu Stauff beglückt. Die hohe Achtung und Auszeichnung, mit welcher diese geistvolle Königin sie behandelte, bezeugt, daß die Anspruchslosigkeit und Liebenswürdigkeit und die edlen Eigenschaften der jungen Fürstin auch bei ihr gerechte Würdigung fanden. Zu derselben Zeit hatte der Fürst von Thurn und Taxis zur Stärkuug seiner Gesundheit eine Reise nach dem Bade Helgoland unternommen. Seinem Wunsche gemäß sollte ihn dort die geliebte Gattin, in deren Nähe er nur ganz froh war, abholen. Sie unternahm diese Reise in Begleitung ihres Bruders, des Freiherrn August v. Dörnberg und kehrte auch da gesund und heiter an der Seite ihres Gemahls zurück. Die Erinnerung an diese Reise war ihr noch in den spätern Stunden langer Krankheit eine freundliche Erheiterung, es war, als ob eine Ahnung in ihr läge, daß dies eine Freude war, welche nicht mehr wiederkehren sollte. Bald nach ihrer Heimkehr hatte der Fürst beschlossen, seine in Böhmen gelegenen Herrschaften zu besuchen und einige Herbstmonate mit seiner Familie dort zuzubringen. Dem Anscheine nach wohl trat die Fürstin Wilhelmine diese Reise an, allein schon auf dem Wege erkrankte sie und konnte nur mit Mühe an den Ort ihrer Bestimmung nach Kraußowitz gebracht werden. Den Bemühungen der sie umgebenden sorgsamen Aerzte gelang es zwar, die Heftigkeit des Uebels zu beschwören, welches, wie es schien, seinen Sitz im Unterleib hatte. Eine zurückbleibende Schwäche konnte jedoch nicht zum Weichen gebracht werden und mußte nach 12wöchentlicher Dauer der Krankheit ernste Sorgen erwecken. Ihre Schwiegermutter, die eben so geistvolle als liebenswürdige verwittwete Fürstin Therese von

Thurn und Taxis, eilte sogleich nach der ersten Nachricht ihrer Krankheit, obwohl auf einer weiten Reise begriffen, zu ihr mit mütterlicher Güte und brachte einige Zeit bei der geliebten Kranken zu, doch ohne die Freude ihrer Genesung zu genießen. Dem Wunsche der Kranken gemäß kehrte sie von ihrem Gemahl und ihren Kindern begleitet am 29. Nov. 1834 nach Regensburg zurück. Ihr erster Anblick und nicht allein der Ausdruck ihres körperlichen Leidens, sondern auch der geistige Schmerz, welcher in ihrem Wesen verkündete, daß sie die Gefahr fühle, in der sie schwebe, war tief ergreifend für die, welche wahrhaft an ihr hingen. Dabei war es rührend, mit welcher Kraft sie dieses doppelte Leiden vor dem Fürsten zu verbergen und in aller Besorgniß ihn mit heiterem Muthe zu trösten wußte. Unverkennbar war denen, welche ihr näher standen, der Ernst, mit welchem sie in die Zukunft sah und die immer mehr hervorbrechende Entwickelung ihres ganzen geistigen Lebens, als ob der Geist es fühle, daß er bald die ihm nur Schmerzen bietende Hülle abstreifen werde. Doch wie viel hielt noch ihr Herz am Leben fest! Ein häusliches Glück, in Fürstensälen selten, von ihr geschaffen! Ein Gemahl, den sie so ganz in der schönen Aechtheit seines dem Mittelalter und nicht dieser verworrenen Zeit angehörenden, edlen männlichen Gemüths verstand und dem sie Alles war! Wie sollte sie ihr Herz von dem seinigen losreißen, da sie wußte, welche Wunde es ihm schlagen mußte und wie unersetzlich sie ihm war! Liebliche Kinder, über deren Erziehung sie beide in glücklicher Eintracht und patriarchalischer Sitte walteten, deren Entwickelung sie sich freute und deren mutterloses Sein ihr in stiller Wehmuth, wie sie es selbst eingestand, manche Thräne kostete! Der unerbittliche Todesengel schien es mit ihr zu fühlen! Denn er gab ihr nach einem vorübergehenden Bewußtsein der Gefahr — die freudige Hoffnung auf Wiedergenesung wieder ins Herz. Schon in Regensburg schien es, als ob ein leises Aufleben ihrer Gesundheit eintreten wolle, allein der alte Zustand kehrte wieder. In dem bestimmten Gefühle, daß sie nicht geheilt sei, sprach sie ihre Sehnsucht nach einer homöopathischen Behandlung aus. Sie hatte stets Vorliebe für die Homöopathie gehegt und in dem vollen Vertrauen, welches sie beseelte, begab sie sich mit ihrem Gemahl und ihren Kindern in den ersten Tagen des Jahrs 1835 nach Nürnberg, wo

gewesen war, dem französischen Reiche einverleibt. Im folgenden Jahre erschien eine kaiserliche Verordnung über eine neue Einrichtung des Unterrichtswesens, besonders in den mit Frankreich vereinigten Ländern. Zu Folge dieser Einrichtung, deren Bewerkstelligung durch die Staatsräthe Noel und Cuvier, die zu diesem Zwecke die niederländischen und deutschen Departements durchreisten und auch nach Lübeck kamen, vorbereitet wurde, würde die Lehranstalt der reformirten Gemeine zu Lübeck, wo nicht aufgehoben, doch in ihrem Innern sehr beschränkt worden sein. Das vorzüglich bestimmte ihn, einem Rufe, der in der Mitte des Jahres 1812 von Kassel aus an ihn erging, zu folgen. Er wurde zu Kassel Director des Lyceums und der neu zu errichtenden Bürgerschule. Dieses Amt beschäftigte ihn anfangs so sehr, daß er der philosophischen Betrachtung für einige Zeit gänzlich entsagen mußte. Denn zu den gewöhnlichen Geschäften eines Directors und Lehrers kam hier hinzu, daß erst die alte Lehranstalt in Lyceum und Bürgerschule geschieden und dann beide, wie ganz von neuem, eingerichtet werden mußten und es läßt sich nicht leugnen, daß die ganze Sache eilig, auch wohl zu eilig, betrieben wurde. Den Grundriß zu dieser neuen Einrichtung hinsichtlich des Unterrichts enthielt der, bei der wirklichen Ausführung bald erweiterte und verbesserte, allgemeine Lehrplan für das Lyceum und die Bürgerschule zu Kassel, 1812. Am 1. Oct. wurden die neuen Lehranstalten eröffnet. Bei dieser Veranlassung schrieb S.: Allgemeine Gedanken von dem Unterrichte und der Disziplin in Bürgerschulen und Lyceen. Kassel, 1812. Ein Jahr später schrieb er als Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung: Cur pauci semper fuerint physiologiae Stoicorum sectatores. Cass. 1813. — Die Universität Marburg ertheilte ihm um diese Zeit die Würde eines Doctors der Philosophie. Bald hernach erfolgte die große Wendung der Dinge, durch welche Deutschland von dem Joche der Ausländer erlöst wurde und Hessen insbesondere unter die Herrschaft seines Kurfürsten zurückkehrte. Eine der Folgen, welche diese allgemeine Veränderung auch für die Lehranstalten zu Kassel hatte, war die Theilung der Geschäfte der Aufsicht und Leitung. Dadurch gewann S. wieder mehr Muße für die Philosophie und entschloß sich nun, seine Ueberzeugungen in Schriften nieder zu legen. Daher das Buch: Die Betrachtung des Menschen, drei Bände. Die beiden ersten erschie-

ken zu Kassel, der dritte Band erschien 1818 zu Leipzig. Diese drei Bände machen zusammen eigentlich nur den ersten Haupttheil dieses Werkes aus, nämlich die Darstellung dessen, was der Mensch ist. Ein zweiter historischer Haupttheil sollte darstellen: was der Mensch von dem, was er ursprünglich ist und zeitlich sein soll, bisher wirklich geworden und wie er es geworden ist. Die Vollendung dieses Werks wurde aber durch einen neuen Amtswechsel auf unbestimmte Zeit verschoben und ist gänzlich unterblieben. Denn im Herbste des J. 1815 wurde S. zum Instructor des Prinzen von Hessen, Friedrich Wilhelm, jetzigen Kurprinz-Regenten, ernannt und begleitete denselben zur Universität Leipzig, wo er fünf Jahre blieb. Während dieser Zeit ließen ihm seine Geschäfte nicht viele Muße zu literarischen Arbeiten. Er schrieb den dritten Band seiner Betrachtung des Menschen und hielt bisweilen, bei gegebener Veranlassung, eine Vorlesung im Freundeskreise. Eine solche Vorlesung, am Tage der Säcularfeier der Reformation 1817 gehalten, ist unter folgendem Titel gedruckt erschienen: Die Wiederherstellung des Christenthums durch Luther. Berlin, 1818. — Um das übertragene Geschäft bei dem hessischen Prinzen nicht zu unterbrechen, hatte sich S. im J. 1816 der Aufforderung zur Uebernahme eines Lehramts der Philosophie an der Universität zu Heidelberg und im J. 1818 einem gleichen Antrage nach Bonn versagen müssen. — Nach Beendigung seines Instructoramtes verlebte er das Jahr 1821 ohne öffentliche Anstellung theils in Lübeck, theils in Melsungen bei seiner damals noch lebenden Mutter. Daneben widmete er seine Zeit schriftstellerischen Arbeiten. Von 1822 bis zu seinem Ende gehörte er der Universität Marburg an. Denn, obgleich auch die Hochschulen zu Königsberg und Heidelberg ihn beriefen, so zog er doch eine Anstellung in seinem Vaterlande jeder andern vor. In den letzten 7 Jahren seines thätigen Lebens ward er von mehr oder minder schweren körperlichen Leiden heimgesucht, bei denen er jedoch, mit wenigen Ausnahmen, die Pflichten seines Berufs gewissenhaft und treu erfüllte, bis der Herr über Leben und Tod ihn am oben genannten Tage zu höherer Wirksamkeit abrief. — S. gehörte zu den seltenen Männern, bei denen das Wissen aus dem Leben und dessen Tiefen entspringt und in deren Leben das Wissen sich reflectirt, so daß beides in einer unzertrennlichen Einheit verknüpft ist. Man kann mit Recht

sagen, seine Philosophie war sein Leben und sein Leben war seine Philosophie. Sein Wissen war eben so ein Bedürfniß des Gemüths, das Gefühl zum Gedanken zu erheben und in dieser Gegenständlichkeit doppelt zu genießen, als ein Bedürfniß des Verstandes, sich über sich selbst und über die Welt zu verständigen; seine Philosophie war keine künstlich gemachte, überkommene, erlernte, kein Denken aus zweiter Hand, sondern eine durchaus eigne, ursprüngliche, welche sich aus dem Innern entwickelt und von diesem gehalten und getragen wird. Bei dem Lesen seiner Schriften steht das Bild eines Mannes vor uns — und diesem Bilde entsprach auch seine äußere Persönlichkeit, — der sich in sich sammelt und sinnend seinen Blick nach Innen wendet, um aus der Tiefe des Selbstbewußtseins eine Antwort auf die Fragen zu finden, welche Geist und Natur in vielfach verschlungenen Räthseln der Betrachtung vorlegen. So tragen seine Gedanken das Gepräge wahrer Erlebnisse und seine Schriften sind, in subjectiv empirischer Haltung, philosophische Bekenntnisse einer schönen Seele, die in sich einkehrt, um aus ihrer Mitte heraus die Widersprüche des endlichen Daseins zu lösen. Die Gegensätze von Seele und Leib, des Denkens und Seins, der Freiheit und der Nothwendigkeit, der Vernunft und Offenbarung, der Zeit und der Ewigkeit suchte er durch den Begriff des Lebens, in seiner Ursprünglichkeit gefaßt, zu vermitteln und zu versöhnen, wobei wohl hin und wieder einestheils die Reflexion, anderntheils die Unmittelbarkeit des Gefühls der methodischen Dialectik Abbruch thut, welche in ihrem Fortschreiten nur trennt, um zu verbinden. Die Vereinigung der Gegensätze kann dem Leben nicht fremd sein, weil sonst der Mensch sein eigner Widerspruch, mithin die Unvernunft selbst wäre, das Leben jedoch, an sich ein unbestimmter vieldeutiger Begriff, ist menschlich gefaßt kein genügendes Princip einer speculativen Erkenntniß, sondern eignet sich vielmehr für den Standpunkt der Psychologie und Anthropologie. Daher es denn diese Wissenschaften vorzugsweise waren, in denen sich das philosophische Talent, die Gedanken- und Gemüthsfülle des Verewigten glänzend entwickelte und durch überraschende tiefsinnige Combinationen und Aufklärungen sich ein bleibendes Denkmal in der Geschichte der Philosophie gesetzt hat. Anthropologie und Psychologie sind der Boden, wo Geist und Gemüth in ihren verschiedenen Thätigkeiten und

mannichfachen Wechselwirkungen, wo Psychisches und Leibliches in gegenseitigen Bezügen, die Ewigkeit des Gedankens in sinnlicher Vermittlung, das Rationelle in seiner empirischen Verwirklichung, das Göttliche in seiner Entäußerung an das Menschliche, mithin der ganze Lebensgehalt in seiner Totalität und ungetrennten Einheit zu erfassen und darzustellen ist und hier muß derjenige vorzugsweise einheimisch sein, den das volle Lebensgefühl dergestalt befriedigt, daß er darüber hinaus zu gehen und dasselbe im speculativen Wissen des Absoluten zu begründen sich nicht gedrungen findet. Indem die Philosophie S.'s in dem Ursprünglichen, in der Urkraft und dem Urleben wurzelte und den Menschen zwar durch die Endlichkeit vermittelt, aber unmittelbar aus und in Gott geschaffen betrachtete, mußte seine Philosophie eben so von einem sinnlichen Empirismus, als in ihrem Bestreben, die Fülle und organische Einheit des Daseins zu erfassen, von einer leeren Abstraction und dem logischen Formalismus entfernt sein. Wie er aus der Mitte des Daseins sein Selbst zum Weltbewußtsein erweiternd, die Idee und ihre Verkörperung, Philosophie und Geschichte, nicht in schroffen Gegensätzen aus einander hielt, sondern beide in einer höhern Einheit verknüpfte; so konnten auch nach seiner religiösen Denkart Vernunft und Offenbarung nicht in einem feindseligen Widerspruch einander entgegentreten, sondern die letztere, als eine verwirklichte absolute Vernunft, mußte in die Idee des Lebens, als ihr integrirender Bestandtheil aufgenommen werden. Daher ein dürftiger Rationalismus, der in hohlen Abstractionen abständig wird, ihm eben so fremd sein mußte, als ein engherziger, kränklicher Pietismus, der sich in einseitiger Richtung die göttliche Fülle des Daseins verkümmert und dadurch in eine andere Art von Gottlosigkeit umschlägt. Ein so gemüthvoller Mensch, wie S., der von dem Ursprünglichen erfüllt und beseelt seine ganze Persönlichkeit in seine Philosophie legte und in dieselbe sein inneres Leben ergoß, mußte in seinen Vorträgen begeisternd und erhebend auf die studirende Jugend einwirken, welche einen Mann vor sich sah, der mit seltener Sammlung des Geistes und unverkennbarer Lauterkeit der Gesinnung den Gedanken aus der Tiefe des Gemüths erzeugte und eben dadurch die schöpferische Thätigkeit seiner Zuhörer anregte, der vor ihnen das Reich der Ideen, die Fülle und den Reichthum des Selbstbewußtseins aufschloß, der

die Bedeutung des Menschen und die Aufgaben des Lebens mit eindringlichem Ernste entwickelte, so daß jeder den Blick nach innen wendete und in sich selbst einkehrte, um in der eignen Brust die Stimme Gottes und der Wahrheit zu vernehmen und dabei ergoß sich über Alles was er sprach, die Anmuth und der Zauber einer seltenen Milde und der wahren Humanität. Was er aus dem Ursprünglichen, aus dem Urquell des Lebens vernommen und vor versammelter Jugend ausgesprochen, dies wird als das schaffende Wort der Wahrheit in den Seelen fort und fort wiederklingen. Da die Philosophie S.'s nicht ein bloßes Erzeugniß des reflektirenden Verstandes war, sondern aus seinem Innern, als dem immerfließenden Springquell, einen beständigen Zufluß erhielt, so ging bei ihm der Mensch nicht dergestalt im System auf, daß für das Leben nur ein trocknes ungenießbares Residuum übrig geblieben wäre, sondern der Werkmeister stand über dem Werk und dieses war nur ein Abbild von jenem. S. war, wenn wir so sagen dürfen, ein Mann aus Einem Stück und er hatte nicht, um einen Ausdruck von Hegel *) zu gebrauchen, den Philosophen in der einen Tasche und den Menschen in der andern. Die Idee des Guten und Wahren erleuchtete dergestalt sein ganzes Wesen, daß er dem Gemeinen, Schlechten, Eiteln und Nichtigen nicht zu widerstehen brauchte, da es seine Seele nicht berührte und sie war so von der unendlichen Aufgabe des Lebens erfüllt, daß sie sich niemals zu Dünkel und Anmaßung herablassen konnte. Wie im Denken, so stand er auch im Handeln in der Mitte und Einheit des Lebens und blieb sich immer gegenständlich, daher er sich in keinen Affect und keine Leidenschaftlichkeit verlor und man bei der Regsamkeit des Gemüths die seltene Herrschaft über dasselbe und die Willensstärke bewundern muß. Immer sich selbst gleich, in steter Ruhe und Besonnenheit, konnte ihn kein Begegniß, weder ein schmerzliches, noch freudiges, aus dem Gleichgewicht bringen, sondern das Leben zog in seinen wechselnden Gestalten an ihm vorüber, ohne weder seinen Geist, noch sein Gemüth unterwerfen und zwiespältig machen zu können, indem die Objectivität an seiner Subjectivität sich brach und in ihr reflektirte, sie aber nicht an sich zu reißen und aufzuheben vermochte. Wenn bei reizbaren empfänglichen Gemü-

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 961.

thern die Stimmung leicht wechselt, Aerger und Unwillen über die Kleinlichkeiten und Erbärmlichkeiten des Lebens Verdrießlichkeit und üble Laune erzeugen, so war die Temperatur seiner Seele keinem Wandel unterworfen und der Thermometer stand immer auf Licht und Wärme. Jeder Zeit offen und empfänglich für alles Menschliche, was das Gemüth erfüllen und den Geist anregen mag, für Natur und Kunst, für den abstracten Gedanken und das concrete Leben, für den Ernst und den Muthwillen, nahm er mit unbefangnem Sinne die Welt in sich auf und gab sich mit Ernst und Liebe der Gegenwart hin, ohne sich dieselbe durch verkehrte Ansprüche zu verkümmern. So sehr er in der Idee lebte, so wenig wandte er sich von der Wirklichkeit ab, indem er auch in dieser die Idee zu finden wußte. In dem Umgang trug er so wenig den Philosophen zur Schau und wußte in dem höhern Rhythmus des Lebens so sehr die hohle Dialectik des bloßen Gedankens zu vergessen, daß er sich mit einer wohlthuenden Heiterkeit und Kindlichkeit an einem jedem Scherz erfreute, obgleich ein lauter stürmischer Humor nicht die Art war, wie sich seine Fröhlichkeit äußerte, indem alles Heftige, Grelle im Widerspruch mit seiner Natur stand. Er sah gern einen kleinen geselligen Kreis um sich, besonders in Verbindung mit musikalischer Unterhaltung und der Ton, mit dem er dem Eintretenden guten Abend bot und die Freundlichkeit der Miene sprach das Gemüth so an, daß man sich willkommen und heimisch fühlte und es jedem in seiner Nähe wohl wurde, in welcher der Geist des Friedens wehte. Wie alles Aeußere, was den Sinn anregt, sich in ihm verinnerlichte und als eine still wirkende Kraft im Gemüthe lebte und schaffte, so nahm er auch die Eindrücke des Schönen in Kunst und Natur, nach der Innigkeit seines Gemüths, in sich auf und es erklangen die Saiten desselben mehr in leisen harmonischen Accorden, als daß es sich in einer rauschenden Begeisterung erschlossen hätte. Denn auch diese trat bei ihm nicht aus der Mitte des Lebens heraus und konnte ihm die Herrschaft über sich selbst nicht entreißen, indem er überhaupt niemals außer sich kam. So sehr einen so geistreichen Mann nur das Geistreiche und Gemüthvolle ansprechen und so fern ihm das Gewöhnliche und Alltägliche liegen mußte, so wenig verleitete ihn ein Drang nach Genialität, das Ungewöhnliche zu suchen, oder sich gegen die hergebrachte Sitte aufzulehnen und die Schran-

ken derselben zu durchbrechen. Vielmehr fügte er sich mit einer edlen Resignation in das Herkömmliche und Unvermeidliche und hielt sich nicht im Gefühle einer ausgezeichneten Persönlichkeit für irgend ein Verhältniß oder ein Geschäft zu hoch und vornehm, um es etwa mit Stolz und Ungeduld von sich zu weisen, wenn es mit seinem Beruf und seiner Stellung im bürgerlichen Gemeinwesen zusammenhing. Niemand konnte in einem höhern Grade den leidenden Muth besitzen, um das Nothwendige mit Heiterkeit zu ertragen und sich über dasselbe durch die Freiheit des Geistes zu erheben. Als ob es die Natur versucht hätte, durch körperliche Leiden die Stärke einer mannhaften Seele zu erschüttern, arbeitete ein langjähriges Uebel an seiner Gesundheit. Doch hier bewährte sich, als Muster eines gottergebnen Gemüths, die Macht des Willens über den Leib und sein Beispiel zeigte auf eine bewundrungswürdige Weise, was das Unendliche über das Endliche vermöge und wie dieses im Dienste des Geistes stehe. Ohne sich in einer stoischen Gleichgültigkeit zu gefallen und damit viel zu wissen, ohne Geringschätzung des Lebens, ob er gleich die Unangemessenheit der Idee zur Endlichkeit wie wenige fühlte, sprach er über seinen Tod mit der Heiterkeit und Unbefangenheit, wie er sich über jedes andere Naturereigniß unterhielt. — Das Bild eines so edlen, hochbegabten, in sich klaren Mannes, der mit unablässiger Kraft die Idee der Menschheit in sich zu verwirklichen strebte, bei welchem Gemüth und Geist in einem seltenen Gleichgewicht standen, der Frieden und die schöne Harmonie, welche aus seinem Denken und Handeln, aus seiner liebenswürdigen Persönlichkeit uns ansprechen, muß doppelt wohlthun in dieser zerfallnen, zwiespältigen, selbstsüchtigen Zeit. Wenn unser künftiges Leben durch das jetzige bedingt ist, so kann ihm der Frieden Gottes nicht fremd sein, dem sich schon hier seine Seele erschloß. — Zu S.'s Schriften kommen noch folgende: Zur Einleitung in die Philosophie. Marburg 1827. — Grundzüge der Lehre von dem Menschen. Ebd. 1829. — Von dem Begriffe der Psychologie, ihrem Verhältnisse zu den andern besonders verwandten Wissenschaften und der Erkenntnißweise, die in ihr stattfindet. Eine Abhandlung. Marb. u. Kassel 1829. — Die Grundzüge der philosophischen Religionslehre. Marb. u. Kassel 1831. — Die Biogr. Philipp Jakob Speners in den jährlichen Mittheilungen von Rochlitz III. Bd. 1824.

* 143. Wilhelmine Caroline Christiane Henriette, Fürstin von Thurn und Taxis (geborne Freiin von Dörnberg),

zu Nürnberg;

geb. d. 6. März 1804, gestorben am 14. Mai 1835.

Sie war zu Ansbach geboren und schon an ihrer Wiege muß ein freundlicher Genius gestanden haben, denn ihr war die Gabe angeboren, die Herzen der Edlen zu gewinnen und heiter ins Leben zu schauen. — Einem protestantischen altadeligen Geschlechte entsprossen, welches aus Hessen stammt, wurde sie von ihrem Vater, dem damaligen königlich preußischen Vicepräsidenten und Director der Domänenkammer zu Ansbach, dem Freiherrn Conrad Heinrich Ernst Friedr. v. Dörnberg *) und ihrer Mutter Wilhelmine, geb. Freiin von Glaubburg aus Frankfurt am Main, mit Sorgfalt und Liebe erzogen. Ruhig flossen ihr in Ansbach die Jahre harmloser Kindheit dahin und als sie zur Jungfrau erblüht war, wurde ihr Vater, welcher durch die Abtretung der Fürstenthümer Ansbach und Baireuth an die Krone Baiern in den baierischen Staatsdienst übergetreten war, als Generalcommissär nach Regensburg berufen. Dort gewannen ihre reine Güte des Herzens, ihr heller Menschenverstand, ihre Liebenswürdigkeit und Anspruchlosigkeit die Achtung und Liebe aller Guten. Die Natur hatte ihr eine anmuthige, herrliche Gestalt verliehen und ein seelenvolles blaues Auge belebte ihre lieblichen Züge, welche den Ausdruck kindlicher Lebensfreudigkeit und wahrer Seelengüte trugen. Sie hatte eine liebliche, sanfte Stimme und viel musikalische Anlage, welche sie gern und freudig ausbildete. Nicht immer lächelt das Geschick denen, welche die Natur im Herzen und im Geiste segnet, aber väterlich waltete es über ihrer Jugend. — Ihr ward das in höheren Ständen so seltene Glück einer Ehe zu Theil, die nur die Liebe schloß und wenn die Erde kein höheres Glück schaffen kann, als das zweier Herzen, die mit aller Kraft und in aller Fülle und Schönheit der Jugend im Schooße des Reichthums, unbekümmert um die gemeine Noth des Lebens, sich liebend umschlingen, so hat sie trotz ihres

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 976.

frühen Todes ihr reichlich Theil empfangen. — Maximilian, Fürst von Thurn und Taxis liebte sie mit deutscher Treue und reichte ihr am 24. August 1828 die Hand zum ewigen Bunde. Der Himmel segnete diese Ehe mit 4 Kindern, 1 Tochter und 3 Söhnen. Nach dem letzten Wochenbette zeigten sich bei der Fürstin Spuren von Schwäche, allein sie verschwanden wieder und ihr wieder erlangtes blühendes Aussehen, die Fülle von Gesundheit, welche in ihrem ganzen Wesen lag, schlug jeden bangen Zweifel nieder. Im Sommer des Jahrs 1834, des letzten gesunden ihres Lebens, wurde sie von einem Besuche der verwittweten Königin Caroline von Baiern, bei Gelegenheit einer Reise nach Sachsen, auf dem fürstlichen Landsitze zu Stauff beglückt. Die hohe Achtung und Auszeichnung, mit welcher diese geistvolle Königin sie behandelte, bezeugt, daß die Anspruchslosigkeit und Liebenswürdigkeit und die edlen Eigenschaften der jungen Fürstin auch bei ihr gerechte Würdigung fanden. Zu derselben Zeit hatte der Fürst von Thurn und Taxis zur Stärkung seiner Gesundheit eine Reise nach dem Bade Helgoland unternommen. Seinem Wunsche gemäß sollte ihn dort die geliebte Gattin, in deren Nähe er nur ganz froh war, abholen. Sie unternahm diese Reise in Begleitung ihres Bruders, des Freiherrn August v. Dörnberg und kehrte auch da gesund und heiter an der Seite ihres Gemahls zurück. Die Erinnerung an diese Reise war ihr noch in den spätern Stunden langer Krankheit eine freundliche Erheiterung, es war, als ob eine Ahnung in ihr läge, daß dies eine Freude war, welche nicht mehr wiederkehren sollte. Bald nach ihrer Heimkehr hatte der Fürst beschlossen, seine in Böhmen gelegenen Herrschaften zu besuchen und einige Herbstmonate mit seiner Familie dort zuzubringen. Dem Anscheine nach wohl trat die Fürstin Wilhelmine diese Reise an, allein schon auf dem Wege erkrankte sie und konnte nur mit Mühe an den Ort ihrer Bestimmung nach Kraußowitz gebracht werden. Den Bemühungen der sie umgebenden sorgsamen Aerzte gelang es zwar, die Heftigkeit des Uebels zu beschwören, welches, wie es schien, seinen Sitz im Unterleib hatte. Eine zurückbleibende Schwäche konnte jedoch nicht zum Weichen gebracht werden und mußte nach 12wöchentlicher Dauer der Krankheit ernste Sorgen erwecken. Ihre Schwiegermutter, die eben so geistvolle als liebenswürdige verwittwete Fürstin Therese von

Thurn und Taxis, eilte sogleich nach der ersten Nachricht ihrer Krankheit, obwohl auf einer weiten Reise begriffen, zu ihr mit mütterlicher Güte und brachte einige Zeit bei der geliebten Kranken zu, doch ohne die Freude ihrer Genesung zu genießen. Dem Wunsche der Kranken gemäß kehrte sie von ihrem Gemahl und ihren Kindern begleitet am 29. Nov. 1834 nach Regensburg zurück. Ihr erster Anblick und nicht allein der Ausdruck ihres körperlichen Leidens, sondern auch der geistige Schmerz, welcher in ihrem Wesen verkündete, daß sie die Gefahr fühle, in der sie schwebe, war tief ergreifend für die, welche wahrhaft an ihr hingen. Dabei war es rührend, mit welcher Kraft sie dieses doppelte Leiden vor dem Fürsten zu verbergen und in aller Besorgniß ihn mit heiterem Muthe zu trösten wußte. Unverkennbar war denen, welche ihr näher standen, der Ernst, mit welchem sie in die Zukunft sah und die immer mehr hervorbrechende Entwickelung ihres ganzen geistigen Lebens, als ob der Geist es fühle, daß er bald die ihm nur Schmerzen bietende Hülle abstreifen werde. Doch wie viel hielt noch ihr Herz am Leben fest! Ein häusliches Glück, in Fürstensälen selten, von ihr geschaffen! Ein Gemahl, den sie so ganz in der schönen Aechtheit seines dem Mittelalter und nicht dieser verworrenen Zeit angehörenden, edlen männlichen Gemüths verstand und dem sie Alles war! Wie sollte sie ihr Herz von dem seinigen losreißen, da sie wußte, welche Wunde es ihm schlagen mußte und wie unersetzlich sie ihm war! Liebliche Kinder, über deren Erziehung sie beide in glücklicher Eintracht und patriarchalischer Sitte walteten, deren Entwickelung sie sich freute und deren mutterloses Sein ihr in stiller Wehmuth, wie sie es selbst eingestand, manche Thräne kostete! Der unerbittliche Todesengel schien es mit ihr zu fühlen! Denn er gab ihr nach einem vorübergehenden Bewußtsein der Gefahr — die freudige Hoffnung auf Wiedergenesung wieder ins Herz. Schon in Regensburg schien es, als ob ein leises Aufleben ihrer Gesundheit eintreten wolle, allein der alte Zustand kehrte wieder. In dem bestimmten Gefühle, daß sie nicht geheilt sei, sprach sie ihre Sehnsucht nach einer homöopathischen Behandlung aus. Sie hatte stets Vorliebe für die Homöopathie gehegt und in dem vollen Vertrauen, welches sie beseelte, begab sie sich mit ihrem Gemahl und ihren Kindern in den ersten Tagen des Jahrs 1835 nach Nürnberg, wo

D. Reuter sie zu behandeln übernahm. Wirklich schien die Zuversicht, welche sie in das homöopathische Verfahren setzte (eine moralische Mitwirkung, welche gewiß bei keiner Krankheit zu läugnen ist) und die strenge Diät, welche sie beobachten mußte, ihr die lang entbehrte Hoffnung der Genesung wiederzugeben. Sie selbst schrieb noch am 24. April an eine Freundin: „daß sie sich des wieder gewonnenen Lebens freue, dessen Flämmchen so nahe am Erlöschen war.“ Dennoch war (gleichfalls nach ihrer eigenen Aussage) noch zu dieser Zeit eine solche Schwäche in ihren Händen, daß sie nur mit Mühe die Feder halten konnte. Ein unerwarteter Schmerz beugte sie schwer darnieder, es war der schnelle Tod ihrer Mutter, welche gleichfalls in homöopathischer Behandlung des D. Reuter in Nürnberg am 7. Mai an einem Schlaganfalle starb. Ob dieser sie schmerzlich berührende Schlag einen Rückschritt ihres Zustandes erzeugte, oder ob derselbe schon durch ihr Uebel selbst begründet war, darüber können wir mit schwachen, menschlichen Augen nicht entscheiden. So viel ist gewiß, daß ihre körperlichen Leiden wieder zunahmen und der Aufschwung ihrer Gesundheit nur vorübergehend war. Es traten heftige Kopfschmerzen bei ihr wieder ein und ein wiederkehrender plötzlicher Brechanfall, (Zufälle, an welchen sie in ihrer Krankheit häufig gelitten) endeten am oben genannten Tage schnell und unerwartet ihr edles Leben. Sie schloß ihre Augen in den Armen des Fürsten, dessen Liebe ihr Glück und ihr Leben umschlossen hatte und sie auch im heißen Todeskampfe nicht verließ. Ihre irdische Hülle kam am 15. Mai nach Regensburg, um am 16. in der fürstlichen Familiengruft in dem Schlosse St. Emmeran beigesetzt zu werden. An der Seite seiner edlen, mit ihm weinenden Mutter, begleitete der Fürst mit heißen Thränen den Sarg, der die geliebten Ueberreste umschloß, bis an das letzte Ziel. — Was sie in ihrem Wirken war, bezeugt ihr Leben. Ewig treu als Gattin und Mutter den heiligsten Gefühlen ihres Herzens, innig und unermüdet in der Freundschaft, vergaß sie nie in ihrem Glück die, welche sie früher geliebt, edel gegen die, welche sie gekränkt hatten, vergalt sie Böses mit Gutem und konnte alles verzeihen. Wohlthätig gegen die Armen, spendete sie gern wieder, was ihr das Glück in reicherem Maße verliehen und gab das schöne Beispiel edler Religiosität, welche tief in ihrem Gemüthe lag. — So war sie reif

in das Land des Friedens einzugehen und ihren Gott zu schauen. Aber sind auch ihr im himmlischen Lichte die Räthsel des Lebens klar geworden, unsere menschliche Frage des Schmerzes: warum ist uns ihre Seele nicht geblieben? verstummt noch nicht an ihrer Gruft!

144. Dr. Ludwig Dyrsen,

prakt. Arzt u. Vorsteher des livländischen Medicinalwesens zu Riga;

geb. zu Riga d. 26. Aug. 1797, gest. am 15. Mai 1835 *).

Er verlor schon als Knabe seinen Vater, einen auch in patriotischer Thätigkeit hochverdienten Arzt, der ihm später durch den zweiten Gatten seiner Mutter, den nachmaligen Staatsrath und Ritter, Inspector D. Kurtzwig, ersetzt wurde. Vorgebildet auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, ging er im Sommer 1814 nach der Universität Dorpat, die er im November 1815 einem Freunde zu Liebe verließ, mit welchem er zu Anfange des folgenden Jahrs nach Göttingen zog. Von hier begab er sich im Frühjahre 1818 zu längerem Aufenthalte nach Würzburg und Wien und machte 1819 eine Reise über Triest und Venedig nach Italien bis nach Neapel und darauf in die Schweiz und Frankreich. Vielseitig gebildet kehrte er 1820 zurück und begab sich nach Moskau, mit der russischen Sprache vertrauter zu werden, erlangte auch bei der dortigen Universität den Grad eines Doctors der Medicin und später eines Accoucheurs. Seit 1821 lebte er in Riga als Arzt, wurde auch in demselben Jahre bei der Medicinalverwaltung angestellt und 1829, nach Kurtzwig's Abgange, Inspector bei derselben. Als solcher wurde er 1832 Collegienassessor und erhielt den Stanislausorden vierter Klasse. In der eifrigen Vorbereitung auf eine Reise nach England und Frankreich sah er sich durch ein bösartiges Nervenfieber unterbrochen, das am oben genannten Tage seinem Leben ein Ende machte. Er war Mitglied der literarisch-praktischen Bürgerverbindung und der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in Riga, auch der physiko-medicinischen und der naturforschenden Gesellschaft in Moskau. — Zu seinen öffentlichen Verhältnissen hatte er, neben der umfassenden allgemeinen Geistesbil-

*) Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik u. Kunst. Fünften Bandes 3s Heft.

dung und der theoretischen und praktischen ärztlichen Ausbildung, eine seltene Geschäfts- und Gesetzkenntniß und eine noch ausgezeichnetere Gabe für die leichte und zweckmäßige Geschäftsführung sich erworben, die, verbunden mit strenger Ordnungsliebe, eine sehr vielseitige Thätigkeit ihm möglich machte. Bei eigenem großen Verdienste durchaus anspruchslos, fein und klug in seinem Benehmen, ruhig und leidenschaftslos, ehrte er willig und freudig das Verdienst Anderer, war gerecht, unpartheiisch, gern bereit, auch unaufgefordert den Männern seines Standes jede verdiente öffentliche Anerkennung zu verschaffen. Als Arzt besaß er eine klare und schnelle Erkenntniß des Wesentlichen, mehr noch dessen, worauf es in einzelnen Fällen ankam, so wie das Streben, alles Förderliche und Bewährte in dem immer fortschreitenden Fache sich anzueignen. Fröhlichen und heitern Sinnes, von einem durchaus reinen Gemüthe, innig theilnehmend, liebevoll besorgt, offen sich mittheilend, mußte er schon durch diese Eigenthümlichkeiten, die selbst sein Aeußeres unverkennbar aussprach, an den Krankenlagern eine sehr willkommene Erscheinung sein und wurde es in unzähligen Fällen ungleich mehr noch durch die Uneigennützigkeit, die keinem Leidenden sich versagte. Mit dem eben so wahren, als tief-innigen und warmen Gefühle für alles menschlich-Würdige und Schöne, mit der lebendigen Regsamkeit für die Genüsse der Natur, der Kunst, der Geselligkeit, mit der treuen Anhänglichkeit an Alle, die in irgend einer Hinsicht ihm näher standen und der ächten Pietät, die er den Banden der Geburt, den vorangegangenen Lieben des Hauses und Herzens widmete, mit dem Bedürfnisse, Liebe zu geben und zu empfangen, stand er als Freund und Verwandter, als Sohn und Bruder, als Gatte und Vater so durchaus liebenswürdig und achtungswerth da, wie Wenige. — Einen Begriff von seiner vielseitigen und umfassenden Thätigkeit zu geben, möge angeführt werden, daß er 1822 ein Reglement für die Maßregeln zur Bekämpfung der überhandnehmenden Syphilis ausarbeitete; von 1823 bis 1830 neben der eigenen Praxis, gegen geringe Entschädigung die Besorgung des katholischen Krankenhauses hatte; 1824 auch die Stelle eines Arztes bei dem Rigaschen Comptoir der Kommerzbank und später auch bei der Tamoschna übernahm; 1827 einen Plan zu besserer Einrichtung der Anstalt für im Wasser Verunglückte ausarbeitete; 1828 die Ein-

richtung eines Armenbüreaus bewirkte, ein Reglement für dasselbe verfaßte und die Anstalt bis 1830 leitete; 1827 einen Entwurf zur wirksamern Verbreitung der Schutzblattern verfaßte, der 1834 auf's neue überarbeitet und erweitert wurde, indeß er 1828 den in der Moskauer Vorstadt von Riga ausgebrochenen Menschenblattern durch fleißiges Impfen und andere zweckmäßige Anstalten siegreich entgegentrat. Vorzüglich erfolgreich trat seine Einsicht und Thätigkeit in dem Jahre der Choleraepidemie hervor. Er übersetzte die von dem Medicinalrath herausgegebene Anleitung zur Heilung des Uebels und begleitete sie mit eigenen Anmerkungen, worauf bald auch ein Auszug aus dem Quarantaine-Ustaw kam; er führte bei dem Ausbruche der Krankheit in Riga die Oberaufsicht über alle Hospitäler und besorgte die Leitung aller medicinisch-polizeilichen Anstalten und Einrichtungen für das ganze Gouvernement; er gab, nach erschöpfenden Anstrengungen und Wehgefühlen der Tage, mit den übrigen Heilkünstlern der Stadt Abends den Berathungen sich hin, deren Ergebnisse allgemeine Anerkennung gefunden haben; er verfaßte um die Mitte des Jahres eine Volksschrift zur Erkennung, Verhütung und Heilung der Cholera, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Landmanns. 1833 arbeitete er ein Reglement für die Verwaltung und Besorgung der städtischen Krankenhäuser aus und nahm 1834 lebhaften Antheil an der Errichtung einer Anstalt zur Bereitung künstlicher Mineralwasser für Riga. Zu dem Allen nun aber kamen in den letzten Jahren die mannichfachen, mühevollen und zeitraubenden Geschäfte des Inspectorats. — In Druck gegeben hat er, außer seiner Inauguraldissertation: „De scabie. Mosquae 1821." und den oben angegebenen amtlichen Schriften, vorzüglich Aufsätze populär-medicinischen Inhalts in den Rigaschen Stadtblättern. Erschienen ist über ihn die Denkschrift: dem Andenken D. Dyrsens, vom D. K. L. Grave. Riga. Sein Bildniß, von Schweder vortrefflich gemalt, ist in Berlin lithographirt worden; der Ueberschuß ist, gleich dem Ertrage der Denkschrift, dazu bestimmt, daß mit einer Anstalt, durch welche, auf seinen Vorschlag, die dasigen Aerzte selbst das Geschick ihrer Familien zu sichern beabsichtigen, eine Stiftung ähnlichen Zwecks verbunden werde, die eine verdiente Feier seines Namens sei.

* 145. Christian Gotthelf Anton,

Buchhändler zu Görlitz;

geb. den 30. Apr. 1756, gest. d. 19. Mai 1835.

Anton wurde zu Lauban geboren. Sein Vater, Gottlob Anton, Kauf- und Handelsherr daselbst, starb frühzeitig; dagegen erreichte seine Mutter, welche eine zweite Ehe mit dem Kaufmann Geropp abschloß, ein ziemlich hohes Alter. Schon in seinen Knabenjahren zeigte sich sein reiches Talent, welches sich namentlich in der Verfertigung von mancherlei Reimereien kund gab. Hierdurch aufmerksam gemacht, weckte der damalige Conrector Ch. Kosche zu Lauban jene Liebe zur Dichtkunst in ihm, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete. Aber auch den ernsteren Wissenschaften war sein Geist schon damals zugewendet und namentlich wurde ihm durch den nachmaligen Pfarrer Weinhold zu Schreibersdorf bei Lauban die Geschichte, so wie durch den Cantor Petri die Mythologie werth. Aber ungeachtet seiner entschiedenen Neigung zu wissenschaftlichen Beschäftigungen wurde sein Wunsch, sich den Wissenschaften gänzlich zu widmen, gewaltsam in ihm zurückgedrängt, indem sein älterer, nicht minder begabter Bruder (der im Jahr 1818 verstorbene, als historischer Schriftsteller nicht unrühmlich bekannte Karl Gottl. v. Anton) nach dem Willen seiner Eltern bereits für den gelehrten Stand bestimmt war. Er wurde daher zu dem Kaufmann Fabian in Zittau in die Lehre gegeben und fühlte sich um so unglücklicher in diesem neuen Verhältniße, als sein Principal, dem der wissenschaftliche Sinn gänzlich fehlte, ihn mit aller Strenge zu dem mechanischen, den Geist ertödtenden Geschäft des Materialhandels anhielt. Nichts desto weniger wußte er so manche Stunde zu gewinnen, um nützliche Bücher zu lesen; ja selbst der in ihm schlummernde Funke zur Dichtkunst brach bisweilen in Flammen auf. Während er an dem Mörser stand und Zucker oder Pfeffer stieß, machte er Verse und schickte sie seinem Bruder zu, welcher sich um jene Zeit als Advocat in Görlitz niedergelassen hatte. Einst gerieth er sogar auf den Einfall, ein Gedichtchen in ein zu Görlitz erscheinendes Wochenblatt einrücken zu lassen; doch für diesen Scherz hätte ihm sein Prinzipal das Honorar beinahe fühlbar aufgezählt. Nach Beendigung der trüben Lehrjahre kehrte er auf kurze Zeit nach Lauban in

das elterliche Haus zurück und begab sich von hier im J. 1776 als Handlungsdiener nach Breslau. Hier eröffnete sich dem unerfahrnen Jünglinge eine neue Welt, die seinen Sinnen schmeichelte; allein sein rein sittliches Gefühl schützte ihn vor den Gefahren, denen so mancher junge Mann in größeren Städten unterliegt, wenn ihm kein treuer Rathgeber zur Seite steht. Auf der andern Seite machte aber seine geistige Ausbildung in jener Zeit nicht die mindesten Fortschritte. Zwar las er fast die Hälfte der Bücher einer ansehnlichen Leihbibliothek durch, allein (wie er selbst in den von ihm hinterlassenen biographischen Notizen bemerkt) ohne den mindesten Nutzen für seinen Geist und für sein Herz. Im J. 1777 kehrte er in die Vaterstadt zurück und übernahm die Materialhandlung seines Vaters. Am 30. Juli 1781 verheirathete er sich mit Christiane Elisabeth Birnbaum aus Marglissa und konnte nun, da diese seine Gattin ihn mit ausgezeichneter Thätigkeit in seinen kaufmännischen Geschäften unterstützte, seinen wissenschaftlichen Neigungen mehr Zeit widmen, als früher. Er las viele gute Bücher, excerpirte das ihn Ansprechende und versuchte sich auch in eigenen Ausarbeitungen. Zu arm, um sich für seinen ausschließlichen Gebrauch eine größere Bibliothek anzulegen, begründete er eine Leihbibliothek, um auf diese Weise seinen Durst nach Wissen auf die wohlfeilste Weise zu befriedigen; doch sie sagte den Wünschen des größeren Publicums wenig zu, da die von ihm getroffene Auswahl sich nur auf anerkannt gute Bücher erstreckte. Das häusliche Glück, dessen er und seine Gattin sich erfreuten, ward endlich im J. 1788 durch die Geburt eines Sohnes gekrönt. Da sich aber in den nächsten Jahren der Familienkreis abermals erweiterte, so nahm, neben der Sorge für die Wirthschaft namentlich die Pflege der Kinder die ganze Thätigkeit der zärtlichen Mutter in Anspruch, welche nun nicht mehr ihrem Manne sein Geschäft, wie zeither, erleichtern konnte. Zufälliger Weise machte Anton um diese Zeit Bekanntschaft mit einem Buchhändler Hermsdorf. Schnell war ein neuer Lebensplan entworfen, er verkaufte sein Materialgeschäft und verband sich mit jenem zur Begründung einer Buchhandlung. Welcher Ort wäre aber passender gewesen, als Görlitz, wo noch keine Buchhandlung bestand, wo die berühmte oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften ihren Sitz hatte, wo über-

haupt große Liebe zur Literatur herrschte und wohin unsern Anton endlich auch die Liebe zu seinem Bruder und zu einer daselbst verheiratheten Schwester zog. Er kaufte daher in Verbindung mit Hermsdorf die Verlagsbuchhandlung von Franke und Bispink in Halle und zog im September 1793 mit Frau und Kindern nach Görlitz, wo ihn bereits im April 1792 die eben erwähnte gelehrte Gesellschaft zum ordentlichen Mitgliede aufgenommen hatte. Doch schon im J. 1798 trennte sich Hermsdorf von Anton und letzterer setzte nun das Geschäft allein für eigene Rechnung fort. Er trat mit mehreren berühmten Männern in Verbindung; er verlegte unter andern die Schriften des originellen Mnioch, ließ mehrere bedeutende Werke des berühmten Pölitz drucken und hatte das Glück, das Verlagsrecht mehrerer Schriften des damals allgemein gefeierten Lafontaine*) zu erlangen. Die schon in Lauban begründete Leihbibliothek wurde alljährlich bedeutend vermehrt, es wurde ein Journalisticum für Männer und später ein zweites belletristisches für Damen begründet, endlich verband er mit dem Buchhandel auch noch den Handel mit Kunstgegenständen und setzte sich für diesen Zweig seines Geschäfts namentlich mit der berühmten Rost'schen Kunsthandlung in Leipzig in Verbindung. Doch am 8. Oct. 1801 traf ihn ein harter Schlag, der ihn tief niederbeugte; er verlor an diesem Tage, nach einem langwierigen Krankenlager, seine theure Frau, die zärtliche Mutter seiner 5, zum Theil noch ganz unerzogenen Kinder. Sie bedurften einer zweiten Mutter und fanden sie in Henriette Wilhelmine Holle aus Leipzig, welche der Wittwer beim Besuch der Leipziger Ostermesse 1802 bei seinem langjährigen Geschäftsfreunde, dem Buchhändler Göschen, hatte kennen lernen. Wenn seine erste Ehe als Muster aufgestellt werden konnte, so gilt dieses nicht minder von der zweiten; durch die innigste Zärtlichkeit suchte er seiner geliebten Frau die schweren Pflichten, welche sie als Stiefmutter von 5 Kindern übernommen hatte und redlich übte, zu versüßen. Die Frucht dieser zweiten Ehe waren ein Sohn und eine Tochter. Doch jetzt traten die unglücklichen Kriegsjahre ein, der Buchhandel lag fast ganz darnieder und beschränkte sich fast allein auf den Verkauf von Landkarten.

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. d. N. Nekr. S. 242.

Dies war eine sehr mißliche Periode für Anton, der bei seiner zahlreichen Familie in der That mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte. Aber seine Thätigkeit und seine Charakterstärke half ihm auch diese Zeit ertragen und überwinden. Sein Körper war zeither immer noch rüstig gewesen; jedoch im J. 1819 traf ihn ein Schlagfluß, in dessen Folge er für längere Zeit an Lähmung der Füße litt. Dieser Umstand, verbunden mit den Schwächen des Alters, veranlaßte ihn, im J. 1820 sein Sortimentsgeschäft an den Buchhändler Zobel in Görlitz zu verkaufen und bald nachher seine Verlagshandlung an seinen dritten Sohn Eduard zu überlassen, welcher dieselbe nach Halle verpflanzte. Jetzt lebte er in ungestörter Muße seiner Familie, der Natur und der Wissenschaft. Seine Geisteskraft blieb fortdauernd ungeschwächt; eine sehr große Schwäche der Augen nöthigte ihn aber, sich in seinen schriftlichen Arbeiten mehr und mehr zu beschränken. Mit rührender Geduld und in fast ununterbrochener Heiterkeit ertrug er die Gebrechlichkeit seines Alters, beglückt durch den Reichthum seines Geistes und Herzens. Doch je mehr er sich dem Ende seines Lebens nahete, desto mehr zog sich sein Geist von der Außenwelt zurück und suchte seine Nahrung nur in dem sehnsuchtsvollen Hinblick auf ein höheres, lichtvolleres Sein; aber nur bisweilen, wenn er mit einem seiner Lieben allein war, sprach er mit Begeisterung über die seligen Hoffnungen seines Geistes. Seine liebste Beschäftigung in dieser Zeit war das Studium der Astronomie und jede Stunde, die er seinen kranken Augen noch abgewinnen konnte, wendete er dazu an, seine Kenntnisse in diesem Fache des Wissens zu erweitern. Nach einem schmerzlosen Krankenlager von wenigen Tagen entschlief er sanft am oben genannten Tage. — Anton war ein durchaus rechtlicher Mann von streng sittlichen Grundsätzen, ein guter Familienvater, ein treuer Freund. Und darum begleitete ihn auch die wahre Achtung Aller, die ihn kannten, in das Grab. — Von der Würde des Buchhandels hatte er eine sehr hohe Idee, daher er sich auch niemals in Verlagsunternehmungen einließ, welche mit derselben in Widerspruch standen. Zwar mangelte ihm die eigentliche systematische Schulbildung, er war aber ein denkender Kopf und hatte sich die mannichfaltigsten Kenntnisse angeeignet. Er hat in vielen Zeitschriften, im Reichsanzeiger, in der deutschen

Zeitung, in den allgemeinen literarischen Anzeigen, in der lausitzischen Monatsschrift, in der deutschen Monatsschrift u. s. w. Abhandlungen und Gedichte abdrukken lassen, jedoch grösstentheils ohne sich zu nennen. Außerdem sind folgende Schriften von ihm in seinem eigenen Verlage erschienen: Beleuchtung der kritischen Beurtheilung einer von dem Herrn M. Barthold am Sonntage Septuag. 1800 in Budissin gehaltenen Gastpredigt. 1800. — Welch' Zeit ist's im Reiche der Menschheit? Resultate eines von Fanatismus und apokalyptischer Schwärmerei entfernten Beobachters. 1800. (Diese kleine Schrift war veranlaßt durch Zypke's Broschüre: Welch' Zeit ist's im Reiche Gottes?) — William Hellborn u. Julius Anselmus, 2 Maurerbrüder, oder üb. falsche und wahre Maurerei. 1. Thl. 1803. (Dieses Werk war auf 3 Bändchen berechnet, jedoch unterblieb die Fortsetzung wegen zu geringen Absatzes.) — Lethe. Versuch einiger Grundlinien zur Untersuchung von der Fortdauer u. dem Zustande des Menschen nach d. Tode. Mit Bemerkungen üb. einige Schriften verwandten Inhalts, besonders über Wieland's Euthanasia. Von A. Letromi. 1806. (Unstreitig seine wichtigste Schrift, in welche er viele herrliche Ideen niedergelegt hat.) — Ueber die Sünde des Du u. Du zwischen Eltern und Kindern. Nebst einigen vorläufigen u. eingestreuten Bemerkungen über Naturphilosophen u. Erziehung. 1811. (Bezieht sich auf die Schrift v. Brandes über denselben Gegenstand.) — Außer den genannten Druckschriften fand sich in seinem Nachlaß noch eine große Anzahl von Manuscripten, welche sich auf die höchsten Interessen der Menschheit beziehen, namentlich auch ein Bändchen Morgen- u. Abendgesänge von ihm, in den Jahren 1827 und 1828 gedichtet. Seine letzten poetischen Arbeiten vom August 1829 führen die Aufschrift: „Fortschreiten des Geistes" und „Unsterblichkeit". — Wenn ihn übrigens die ernste Muse vorzüglich begünstigte, so floh ihn doch auch die heitere nicht gänzlich. Er dichtete nicht nur für Gesellschaftskreise viele Lieder, die stets mit Enthusiasmus aufgenommen und gesungen wurden, sondern überraschte auch vielfach seine Freunde bei mancherlei Festlichkeiten mit den Erzeugnissen seines heitern Genius.

146. Carl Friedrich Berg,

Apotheker zu Stuttgardt;

geboren am 26. Febr. 1774, gest. d. 21. Mai 1835 *).

Berg war der Sohn eines Bäckers zu Herrenberg und unter 8 Geschwistern das jüngste und zwar der einzige Sohn. Die Mittel, welche seinen Eltern zu Gebote standen, erlaubten ihnen nicht, ihm eine andere Jugendbildung zu verschaffen, als die gewöhnliche durch die Volksschule. Doch fand das aufstrebende Talent des Knaben bald keine Befriedigung mehr in diesem Kreise; sein Streben nach höherer Ausbildung erreichte endlich die Aufnahme in die lateinische Schule und da seine Eltern ihm die nöthigen Schulbücher nicht verschaffen konnten, so mußte sich der Knabe diese durch eigene Anstrengungen zu verdienen. Ein von solchem Eifer und Fleiß unterstütztes Talent mußte bald die Aufmerksamkeit der Schulvorgesetzten auf sich ziehen; man bestimmte ihn unter Zustimmung der Eltern für das Schulfach. Allein die erste Probe, welche ihm in seinem 13. Jahre für den ihm angewiesenen Beruf durch Unterweisung eines talentlosen jüngeren Mitschülers auferlegt wurde, war geeignet, ihm die Lust an diesem Lebensberufe bald zu entleiden. Er fand eine seinen Neigungen mehr entsprechende Unterkunft durch Aufnahme als Lehrling in die Apotheke seiner Vaterstadt. Daß er es in seiner Lehrzeit eben so wenig an Anstrengung zu weiterer Emporbildung fehlen ließ, als in seiner frühern Bildungsperiode, läßt sich im Voraus annehmen. Im J. 1792 endigte sich seine Lehrzeit zur vollen Zufriedenheit der Prüfenden. Bis 1796 functionirte er in 3 Apotheken des Inlandes und in einer des Auslandes als Gehülfe, während welcher Zeit er emsig bemüht war, in seinen Freistunden alle Schriften seines Faches, deren er habhaft werden konnte, durchzuarbeiten. Im Jahr 1796 hatte er es auch in seinen äußern Glücksumständen so weit gebracht, um als Käufer der damals einzigen Apotheke in Leonberg auftreten zu können. In demselben Jahr wurde ihm auch das Glück zu Theil, eine treue Lebensgefährtin in der Tochter des damaligen Stiftungsverwalters John in Herrenberg zu finden. Es gelang ihm bald, den gesunkenen Credit seiner Apotheke

*) Schwäbischer Merkur. 1835.

wieder zu heben; er legte insbesondere einen Werth darauf, eine neue, damals in Würtemberg noch seltene Unternehmung zu wagen, nämlich eine Anpflanzung pharmaceutischer Gewächse und die auf dieselbe gegründete Bereitung von Droguen, welcher er bald einen Umfang und eine Bedeutung zu geben wußte, die ihn in den Stand setzte, seinen Debit in das Ausland und selbst bis nach England und Amerika auszudehnen. Indessen war seine Thätigkeit nicht blos auf Vermehrung seines eigenen Wohlstandes gerichtet; mit demselben Interesse nahm er sich auch der häuslichen und bürgerlichen Wohlfahrt seiner Mitbürger, sowohl im Einzelnen mit Rath und That, als auch durch eifrige Sorge für Förderung des Gemeindewesens an. Diese seine Widmung für das Gemeinwohl hatte bei der Gründung des Instituts der Gemeindedeputirten seine Wahl zum Obmann und später im Jahr 1820 seine Wahl zum Stadtschultheißen in Leonberg zur Folge. Obgleich diese öffentliche Wirksamkeit im Verein mit den Anforderungen, welche seine Offizin an ihn machte, seinem Triebe nach Thätigkeit hinreichende Beschäftigung gewähren konnte, so ergriff er doch im Jahr 1821 eine sich ihm darbietende Gelegenheit, sich einen erweiterten Wirkungskreis in seinem pharmaceutischen Fache zu verschaffen; er erkaufte in diesem Jahre eine damals zum Verkauf ausgebotene Apotheke zu Stuttgardt. Im Jahr 1822 war er der eifrigste Gründer eines, bis jetzt sehr nützlichen Instituts, des würtembergischen Apothekervereins, für die Zwecke gegenseitigen Austausches geistiger und materieller Mittheilungen, mit welchem auf seinen Betrieb eine auf Wechselseitigkeit gegründete Mobiliar-Feuerversicherung für die Apotheken des Inlandes verbunden wurde. Eine rühmliche Anerkennung fand sein Streben in den folgenden Jahren durch Uebersendung von Ehrendiplomen an ihn, wodurch er sich zum Ehrenmitgliede der badischen, baierischen und norddeutschen Apothekervereine aufgenommen sah. Er nahm eifrigen Antheil an der Gründung mancher anderer Vereine, welche man in Würtemberg seit den letzten Jahrzehnden entstehen sah, wie des Vereins für Weinverbesserung, der Gesellschaft für Mobiliar-Feuerversicherung, in welchen der frühere Verein der Pharmaceuten für denselben Zweck überging, des Gewerbevereins und des pomologischen Vereins. Seine Thätigkeit beschränkte sich jedoch nicht blos auf Förderung dieser Vereinszwecke durch

That und Beispiel, auch durch schriftliche Belehrung und Mittheilung seiner vielfachen Erfahrungen, unter welchen hauptsächlich die Untersuchungen über den Gehalt der inländischen Wein- und Obstmostsorten vor und nach der Gährung und über die vortheilhafteste Art der Bereitungsmethode dieser geistigen Getränke obenan stehen, suchte er zu wirken, wie die verschiedenen, in pharmaceutischen, chemischen und andern Journalen zerstreuten Aufsätze desselben und namentlich eine in den letzten Monaten seines Lebens verfaßte kurze Zusammenstellung der bis jetzt bewährtesten Erfahrungen über Weinbau, Weinbereitung und Behandlung des Weins beweisen, zu deren Abfassung er als Mitglied des landwirthschaftlichen Vereins Veranlassung fand und welche im J. 1835 im Druck erschienen ist. Berg war der erste, welcher im Jahre 1829 eine Essigfabrik nach der neuen, von ihm selbst wesentlich vereinfachten und verbesserten Methode zu Stuttgardt auf einem außerhalb der Stadt angekauften Gute gründete, auf welches er sich in den letzten Jahren zurückzog, nachdem er die Apotheke in der Stadt seinem Sohne überlassen hatte. Hier machte er auch einen gelungenen Versuch mit der Bereitung der Kartoffelpolente, deren Verbreitung er sich als Ausschußmitglied der Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe, so wie auch die Errichtung der Gemeindebacköfen, sehr angelegen sein ließ. Insbesondere aber waren es die seit einer Reihe von Jahren auch in Teutschland öfters versuchte und mißlungene Bereitung des Runkelzuckers und die Fortschritte in derselben, welchen er fortwährend seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit widmete und an deren Einführung durch Aufstellung einer Fabrik er, in Verbindung mit seinem Sohne, thätigen Antheil nahm. Gleichwie seine rege Theilnahme theils als Gründer, theils als Beförderer an so manchem Vereine sein Streben nach Gemeinnützigkeit beurkundeten, so fand dieses auch nach seiner Uebersiedelung nach Stuttgardt allgemeine Anerkennung, sowohl durch ein ehrenvolles Vertrauen, das ihm von Behörden durch Aufforderung zu Ertheilung von Gutachten, als auch von seinen Mitbürgern durch wiederholte Wahlen zum Mitglied des Bürgerausschusses zu Theil wurde. Mit der Geradheit und zutrauensvollen Offenheit des Biedermannes sprach er seine Meinung unverholen und ungeschminkt aus, ohne daß Rechthaberei diese Geradheit durch eine Beimischung von Starrheit oder Eigenthüm-

kel entstellt hätte; als Gesellschafter war er erheiternd und belehrend, ohne belehren zu wollen, als Freund theilnehmend und zuverlässig, als Bürger rechtschaffen und gewissenhaft, für die Seinigen ein treusorgender und durch dieselben ein glücklicher Familienvater. Seine im Ganzen kräftige Gesundheit erlitt im Juni 1834 einen starken Stoß durch einen ziemlich heftigen Schlaganfall, von dem er sich jedoch wieder ganz erholt zu haben schien, so daß er nicht nur seiner gewohnten Thätigkeit nach wie vor Raum geben, sondern sogar eine Baumschule von selbst gezogenen Stämmchen anlegen konnte. Im Mai 1835 zeigte sich jedoch ein Rückfall, welcher sich nach einem zwar leidensvollen, aber kurzen Krankenlager mit einem sanften Tod endigte. Die innige Achtung und Werthschätzung seiner Freunde und Bekannten, welche seine Hülle zur Ruhestätte begleiteten, wird auch sein Andenken begleiten. — Er schrieb: Bemerkungen über Aufbewahrung vegetabilischer Pulver, mitgetheilt von Binder in Buchner's Repert. f. Pharmacie. Bd. 7. 1819. S. 369—70, nebst e. Note von Buchner. —

* 147. Christian Gottlieb Stillert,

königl. preuß. Medicinalassessor und Kreiswundarzt zu Liegnitz, Inhaber des allgemeinen Ehrenzeichens;

geb. den 4. Oct. 1776, gest. den 21. Mai 1835.

Der Verstorbene war zu Liegnitz geboren, widmete sich der Chirurgie und trat 1795, nach absolvirter Lehrzeit, als Compagniechirurgus in das Regiment v. Wartensleben, in welchem Verhältnisse er 9½ Jahr blieb. In der Zwischenzeit bildete er sich 1801 in der Pepinière zu Berlin als Wundarzt und Geburtshelfer aus. Am 16. Juni 1804 erhielt er, nachdem er in Breslau den anatomisch-chirurgischen Cursus absolvirt hatte, die Approbation zur Ausübung der chirurgischen Praxis, ließ sich in demselben Jahre als Wundarzt in Liegnitz nieder und verehelichte sich mit seiner hinterlassenen Wittwe, Johanna, geb Schneider. Die Kriegsjahre 1813—14 gaben ihm Gelegenheit, sich als Arzt des dasigen Militärlazareths, während der contagieusen Epidemie, rühmlichst auszuzeichnen. Am 16. August 1814 erhielt er die Approbation als praktischer Geburtshelfer und in demselben Jahre als Chirurgus forensis und Kreiswundarzt. Am 17. März 1817 wurde er als Medicinalasses-

sor bei der Sanitätscommission zu Liegnitz angestellt und ihm am 18. Januar 1834, als Anerkennung seiner Leistungen, das allgemeine Ehrenzeichen zu Theil. Der herbe Verlust einer geliebten Tochter, die Gattin des Justizdirectors und Bürgermeisters Jochmann zu Liegnitz, die ihm vor wenigen Jahren in die Ewigkeit voranging, beugte den würdigen Mann tief. Ein wahrer Menschenfreund, eilte er zur Hülfe und Rettung herbei, als das Schloß zu Liegnitz am 21. Mai 1835 durch eine Feuersbrunst zerstört ward und fand in seinem edlen Eifer durch den Einsturz des Gebälkes in den Flammen seinen Tod. — Stillert lieferte Beiträge zu Kausch's Memorabilien der Heilkunde, zu Hufeland's Journal der Heilkunde u. Rust's Magazin der Heilkunde. —

E. D'önch.

* 148. Friedrich Wilhelm von Halem,

Medicinalrath zu Aurich (Ostfriesland);

geboren am 13. Nov. 1762, gest. den 26. Mai 1835.

v. Halem, zweiter Sohn des königl. preußischen Raths und Amtsverwalters zu Parsum und Greetsyhl, wurde geboren zu Aurich, wo sein Vater damals Secretär bei der ostfriesischen Regierung war. Nachdem v. H. seit 1774 die Ulrichs-Schule zu Norden besucht hatte, bezog er um Michaeli 1781 die Universität zu Halle, um Medicin zu studiren; ging Ostern 1783 nach Göttingen, Ostern 1784 wieder nach Halle und darauf Michaelis dess. Jahres nach Berlin. Hier verrichtete er öffentlich auf dem theatro anatomico den anatomischen Cursus in sechs Lectionen und begab sich sodann nach Frankfurt a. O., woselbst die medicinische Facultät unter dem 20. Mai 1785 ihm das Diplom als Doctor der Medicin und Chirurgie ertheilte. Seine Inaugural-Dissertation handelt de Tympanite. Nach einigem Aufenthalt zu Berlin in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde ihm, nachdem er den von dem Ober-Collegio medico ihm aufgegebenen casum medico-practicum de peripneumonia inflammatoria biliosa wohl ausgearbeitet hatte, unter d. 7. Dec. 1786 die höchste Aggretation als practischem Arzte zu Emden ertheilt. Im Mai 1797 wurde er von den Ständen von Ostfriesland zum Landphysicus dieses Fürstenthums erwählt und nach Erledigung der ihm vom Ober-Collegio medico aufgegebenen Ausarbeitung thematum medico-

ligalium unter dem 28. Nov. d. J. als solcher vom Hofe bestätigt. In Folge dessen verlegte er seinen Wohnsitz nach Aurich, dem Sitz der Ober-Collegien der Provinz und dem Versammlungsorte der Stände. Im Sommer desselben Jahres machte er eine Reise nach Berlin. Hier fand er den Auftrag der ostfriesischen Stände vor, sich nach Mecklenburg zu begeben, um die in und bei Dobberan angelegte Seebade-Anstalten zu besichtigen, von den Wirkungen des Seebades an Ort und Stelle sich zu unterrichten und nach Vergleichung der dortigen Localitäten mit den hiesigen, das Ausführbare hier demnächst zur Anwendung zu bringen. Das Resultat der Untersuchung ging dahin, daß das Wasser der mit dem Weltmeer frei zusammenhängenden Nordsee doppelt so viel an constitutiven Theilen enthalte, als das Wasser der Ostsee und daß das Wasser an den Küsten nicht rein sondern mit Schlamm untermischt sei und daher die Badeanstalt am Zweckmäßigsten auf einer Insel angelegt werde. Demgemäß beschlossen die Stände, auf der Insel Norderney eine Badeanstalt zu errichten und ertheilten dem Landphysicus den Auftrag zur Beförderung der dazu erforderlichen Einrichtungen. Derselbe ließ sich diese Angelegenheit mit dem größten Eifer, nach Maßgabe der jedesmal von den Ständen bewilligten Summe, angelegen sein und erhielt im J. 1802 seine förmliche Anstellung als Arzt bei der Badeanstalt und für die Verwaltung derselben und die Besorgung der Patienten eine feste Besoldung aus der landschaftlichen Casse, da die Anstalt auf ständische Kosten errichtet wurde. Sein Wirkungskreis hatte sich schon früher durch die im J. 1798 erfolgte Anstellung als medicinisches Mitglied des Provinzial-Collegii medici in hohem Grade erweitert, welches in allen Medicin- und Sanitäts-Angelegenheiten zu berichten, auf Requisition der Justiz- und Verwaltungsbehörden aus den Acten Gutachten zu erstatten hatte, über die Conduite und das wissenschaftliche und Kunst-Benehmen der Aerzte, Wundärzte, Apotheker, Geburtshelfer, Hebammen, Thierärzte ꝛc. specielle Aufsicht führte, sämmtliche Medicinal-Personen (mit alleiniger Ausnahme der Aerzte, welche in Berlin examinirt werden mußten) prüfte, die Apotheken visitirte, für die Anstellung der erforderlichen Medicinal-Personen sorgte ꝛc. Er als erster Medicinalrath hatte vorzugsweise für die Erledigung aller dieser Geschäfte zu sorgen. Im J. 1799 wurde er auch als erster Lehrer an dem von den Ständen

im J. 1792 zu Aurich errichteten Hebammen-Institute angestellt. Seit 1797 wurde das Institut auf Kosten der Regierung unterhalten. Alle diese Functionen als Landphysicus, Medicinalrath, Badearzt und Lehrer am Hebammen-Institute hörten unter der holländisch-französischen Regierung auf. Nachdem mit dem collegio-medico schon 1809 große Veränderungen getroffen worden, hob die französische Regierung dasselbe wie alle Medicinal-Einrichtungen im J. 1811 gänzlich auf; um die Badeanstalt zu Norderney, welche bei den kriegerischen Conjuncturen ohnehin nicht besucht wurde, bekümmerten sich jene Regierungen gar nicht; das Landphysicat und das Hebammen-Institut wurden 1811 gleichfalls ganz aufgehoben. Die holländische Regierung ordnete indessen für dieses Departement ein geneeskundig bestuur an; der zum Präsidenten desselben ernannte Medicinalrath v. H. mußte auch im J. 1809 nach Amsterdam sich begeben, um daselbst die Deliberationen über Medicinal-Angelegenheiten im Ministerium des Innern beizuwohnen, welche Reise er zu einem Besuche der holländischen Universitäten Utrecht und Leyden benutzte. Die Franzosen hoben aber jenes Institut wieder auf; sie wollten dagegen eine jury de médecine errichten, zu dessen Mitgliede auch v. H. im Juni 1812 vom Kaiser ernannt wurde: allein aus der Einrichtung selbst ist nichts geworden. Der Verlust dieser Aemter erfolgte ohne alle Entschädigung, die Anstellung als médecin de recrutement verlieh ihm nur einen dürftigen Ersatz, so wie eine unwillkommene und gehässige Wirksamkeit. Bei dieser Muße und um, wie der Verstorbene in einer deßfallsigen Notiz sich ausdrückt, andern Ideen Eingang zu verschaffen als denen, welche das ewige angreifende Wirken bei dem Recrutirungswesen hervorbringen mußte, entschloß v. H. im J. 1812 sich zu einer größern Reise. Schon im J. 1805 hatte er die Universitäten Göttingen, Heidelberg, Gießen, Würzburg und Erlangen besucht und den längern oder kürzern Aufenthalt auf denselben auch zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt; jetzt reiste er über Bonn, Heidelberg, Heilbronn und Straßburg nach der Schweiz; über Neufchatel ging er nach Paris; nach einem mehr wöchentlichen Aufenthalte daselbst kehrte er über Brüssel, Rotterdam, Amsterdamm und Gröningen, nach sechs monatlicher Abwesenheit, nach Ostfriesland zurück. Im Nov. 1813 nahmen die Preußen wiederum von dieser Provinz Besitz. Da alle Zweige des Medi-

cinal-Wesens in großer Unordnung waren und irgend eine Medicinal-Behörde nicht existirte, so ersuchte der Landesdirector von Bernuth den Med. Rath v. H., anstatt des Medicinal-Collegii die Aufsicht über die dahin gehörigen Sachen provisorisch zu übernehmen; auch wurde letzterer von dem Civil-Gouverneur von Westphalen, Hern. v. Vinke, zum interimistischen Commissarius des Medicinal-Wesens ernannt; allein die definitive Organisation der Provinz erfolgte vor der Abtretung derselben an Hannover nicht. Unter Hannover wurde das Provinzial-Collegium medicum nicht hergestellt, indem vielmehr statt desselben in den verschiedenen Aemtern Kreisphysici angestellt wurden. Die Wirksamkeit des Medicinal-Raths v. H. beschränkte sich daher unter der jetzigen Regierung nur auf die Erstattung der von höhern Behörden eingeforderten Gutachten. Dagegen nahm die hannoverische Regierung des Seebades zu Norderney, nachdem die Stände ihr die ganze Anstalt übertragen hatten, sich sehr an; so wie sie auch das bereits 1814 hergestellte Hebammen-Institut fort bestehen ließ. Da jedoch letzteres Institut 1819 nach Emden verlegt wurde, so wurde der Med. Rath v. H. der Lehrerstelle enthoben; so wie ihm auch im J. 1820 die mehrmals nachgesuchte Entlassung als Badearzt bewilligt wurde. Die mit beiden Stellen verbundenen Besoldungen wurden ihm resp. ganz und theilweise als Pension belassen; hierin und da er auch in dem Genusse der frühern Landphysicats-Besoldung verblieb, konnte er nur eine Anerkennung seiner Verdienste um die Medicinal-Angelegenheiten dieser Provinz überhaupt und seines patriotischen Wirkens und seiner unermüdlichen Thätigkeit für jene besondern Institute finden, für welche er stets die größte Vorliebe hegte und bis an sein Ende bethätigte; wie er denn sein geliebtes Norderney fast jährlich zu besuchen pflegte und dem Hebammen-Institute auch noch nach seinem Tode durch ein Geschenk, zur Anschaffung von Büchern und Instrumenten zum Gebrauch der Lehrlinge, nützlich zu werden wünschte. — Was die ärztliche Praxis unseres v. H. betrifft, so war sie sowohl während seines Aufenthalts in Emden als in Aurich sehr ausgebreitet und von ausgezeichnetem Erfolge; Uneigennützigkeit und Liberalität übte er dabei in hohem Grade, wie denn überhaupt Menschenfreundlichkeit, Hang zum Wohlthun, Sinn den Nothdürftigen zu helfen, ihm ganz eigenthümlich waren. Indessen beschränkte der

Verstorbene diese Praxis schon unter der französischen Regierung immer mehr, wozu geschwächte Gesundheit, Mißmuth über die damaligen Verhältnisse und der Umstand, daß die Stadt Aurich zweien Aerzten hinreichenden Verdienst nicht darbot, während er allein dem Bedürfnisse nicht mehr zu genügen vermochte, ihn veranlaßt haben mögen; in den letzten Jahren seines Lebens hatte er der Praxis ganz entsagt. Nichts desto weniger war er unthätig; er benutzte die mehrere Muße, durch eifriges Studiren der neuesten wissenschaftlichen Werke aller Art seine Kenntnisse zu bereichern, da den vielseitig gebildeten Mann alle neue Erfahrungen und Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaften und der Natur bis zu seinem letzten Lebensjahr auf's Höchste interessirten. Schon früher von leichten Schlaganfällen betroffen, erlitt er im Sommer 1834 während seines Aufenthalts auf der Insel Norderney einen heftigeren Anfall, welcher am Neujahrstage 1835 sich noch stärker erneuerte. Dieser letztere Anfall beraubte ihn fast gänzlich des Gebrauchs seiner Glieder; dennoch verließen ihn nicht seine frohe Laune und ausgezeichnete Heiterkeit des Geistes. Erst in den letzten Wochen seines Daseins vermochte er die Klagen über seinen hülfslosen Zustand nicht mehr zu unterdrücken: daneben erkannte er jedoch dankbar die Güte der Vorsehung, welche durch die treueste Pflege und alle zu Gebote stehende Mittel die möglichste Linderung seiner Leiden ihm zu Theil werden ließ. Die Leiden der beiden letzten Tage waren schwer, worauf ihn der Tod sanft entrückte. — v. H. war zweimal verheirathet, zuerst 1788 mit einer Tochter des Ober-Amtmanns v. Halem zu Esens und sodann, nach deren bald erfolgtem Absterben, im Nov. 1791, mit der Tochter des Justiz-Bürgermeisters Mencke zu Esens, der noch lebenden Wittwe des Verstorbenen. Beide Ehen waren kinderlos. — Der Verstorbene hat 3 Schriften über die Seebadeanstalt zu Norderney herausgegeben, aus deren Vergleichung die allmählige Vervollkommnung der Anstalt auf eine interessante Art sich ersehen läßt: zuerst 1801 bei Winter in Aurich, sodann 1815 bei Heise in Bremen und endlich 1822 bei den Gebrüdern Hahn in Hannover. Die beiden letztern Ausgaben sind mit drei Kupfertafeln geziert. — Ferner erschien von ihm: dreifaches Register üb. d. Magaz. f. Aerzte u. d. 10. Bde. d. N. Magaz. v. Hrn. Geh. Rath Baldinger. Leipz. 1790. — Auch gab er Joh. Andr. Murray Enumeratio librorum praecipuorum

medici argumenti. Recudi curavit et permulta additamenta adjecit. Aurici et Goetting. 1792; — ferner eine Uebersetzung der „naturhistorischen Abhandlungen der botanischen Gesellschaft der Wissenschaft zu Harlem“ mit 18 illuminirten und schwarzen Kupfern heraus. Leipz. 1802. — Im J. 1808 schrieb er eine Anleitung zur holländischen Sprache für Geschäftsmänner und Kaufleute, welche zu Bremen und Aurich bei Müller herausgegeben wurde. Aus diesem Werke wurde das Handwörterbuch der holländischen Sprache im J. 1809 bei Müller in Bremen besonders abgedruckt. — Ueberdieß nahm er an mehrern periodischen Zeitschriften thätigen Antheil. — Seine Kenntnisse und sein rastloses Streben zur Beförderung des Guten wurden auch durch mehrere in- und ausländische Gesellschaften anerkannt, deren Ehren-Mitglied er wurde.

A. T.

149. Daniel Ludwig Albrecht,

Geh. Cabinetsrath zu Berlin;

geb. am 7. Juni 1765, gestorben den 27. Mai 1835 *).

Albrecht wurde zu Berlin geboren und erhielt seine erste Ausbildung durch Privat-Unterricht. In seinem 14. Jahre, da sein Vater als Bau-Inspector nach Königs-Wusterhausen versetzt worden war, kam er als Alumnus auf das Joachimsthalsche Gymnasium, auf dem er seine Schul-Studien vollendete. Noch vor zurückgelegtem 19. Lebensjahre bezog er 1784 die Universität Halle und studirte daselbst 3 Jahre hindurch die Rechte. Hier erwarb er sich für die Lebensdauer manchen Freund und trat dann, mit wohlgeordneten Kenntnissen und einer tüchtigen Gesinnung ausgerüstet, am 1. Sept. 1787 seine Dienst-Laufbahn als Auskultator beim Stadtgericht zu Berlin an. Den Wünschen und Ansichten seines Vaters nachgebend, war er bereits entschlossen, nach zurückgelegter zweiter Prüfung sich um eine Unter-Richterstelle zu bewerben und von der größern juristischen Laufbahn abzustehen, als die ungewöhnliche Auszeichnung, welche einer Relation zu Theil ward, die ihm in einer, damals vieles Aufsehn erregenden Kriminal-Sache aufgetragen war, die Ansichten des Vaters umstimmte und dieser nun selbst in ihn drang, der höhern Laufbahn nicht

*) Allgem. preuß. Staatszeitung 15. Juni 1835.

zu entsagen. Nach bestandener dritter Prüfung ward er im J. 1793 als Hofgerichtsrath in Bromberg angestellt und ein Jahr darauf in commissarischen Geschäften nach Thorn gesandt, wo er im J. 1797 als Rath bei der dortigen königl. Regierung einrückte. 1798 wurde er als Kammergerichts-Rath nach Berlin berufen und trat im J. 1804 als vortragender Rath in das Justiz-Ministerium. In diesem Verhältniß blieb er bis zu Anfang des Jahres 1808, wo der Kanzler von Schrötter, der schon früh seine Tüchtigkeit schätzen gelernt hatte, ihn nach Königsberg in Preußen berief. Bald darauf ertheilte der König ihm den Vortrag im Cabinet, Anfangs nur für die Justizsachen, späterhin aber auch für die übrigen Civil-Angelegenheiten. Seine förmliche Ernennung zum geheimen Cabinets-Rath erfolgte zwei Jahre darauf. Von diesem Zeitpunkte an schließt sich seine Thätigkeit und sein Lebensgang so unmittelbar an den hohen Beruf und das Geschick des Monarchen und dadurch zugleich an die innere und äußere Geschichte Preußens an, daß wir nur in und mit dieser die einzelnen Momente seines Lebens darzustellen müßten. Könnten wir es aber auch unternehmen wollen, aus der langen Zeit der Regierung des Königs, während welcher A. der Person desselben als Rath zur Seite stand, Einzelnes als seiner Thätigkeit ganz besonders angehörig herauszuheben, so hat er selbst uns doch die Mittel dazu entzogen. Denn er suchte in seinem ganzen Thun nie seine Ehre, sondern stets nur die Ehre seines Königs. In Bezug auf seine Leistungen äußerte er sich gar nicht oder mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit. Sein Inneres war der sicherste Bewahrungsort für alle Angelegenheiten seiner wichtigen Amtsstellung und wenn wir es uns leider gestehen müssen, daß Amtsverschwiegenheit und bescheidenes Zurücktreten mit der Persönlichkeit in Dienst-Angelegenheiten in unserer bewegten Zeit oft schmerzhaft vermißt wird, so ist es uns um so wohlthuender, hier wieder einmal einem öffentlichen Charakter von solcher Anspruchslosigkeit und Verschwiegenheit zu begegnen. „Wo Geschäfte es erheischten, war er,“ wie Tacitus den Agrikola schildert, „ernst, beflissen, streng, doch öfter milde. War der Pflicht Genüge gethan, so war er nicht mehr der Geschäftsmann; Finsterkeit und Anmaßung waren ihm fremd und was das Seltenste ist, seine Leutseligkeit benahm dem Ansehen, sein Ernst der Liebe nichts. Der Unbestechlichkeit und Uneigennützigkeit

bei einem solchen Manne erwähnen, wäre Herabwürdigung seiner Tugenden. Ja nicht einmal um Ruhm, dem auch die Besseren nachstreben, bewarb er sich." Sein Ernst ging aus dem Bewußtsein der hohen Wichtigkeit seines Berufs, seine Strenge nur aus der gründlichen und tiefen Kenntniß des Rechts und der Gesetze, seine Milde nicht aus der Schwäche, sondern aus einem wahrhaft menschenfreundlichen Herzen hervor. Die Zeit, welche er der Erholung gönnte und die er mit Scherz und Witz zu beleben wußte, maß er sich nur karg zu und fast schien er zuletzt die Erholung mehr wie eine Pflicht zu üben, als sich ihrer als eines Genusses zu erfreuen. Die süßesten Stunden dieser Art fand er im Umgange mit den Seinigen. Aus diesem schöpfte er nach der Anstrengung eines mühevollen Tagewerks neue Kräfte für neue Arbeiten. Arbeitsamkeit war das Element seines Seins und selbst die Leiden und Schmerzen seiner letzten Lebenstage vermochten nicht, ihn demselben ganz zu entfremden. Wunderbar fast contrastirte mit dieser rastlosen Thätigkeit die unerschütterliche Ruhe seines Charakters, wie seine Besonnenheit bei'm Beschließen mit der Gewandtheit in der Ausführung. Worüber wir ihn aber auch noch zu preisen vermöchten, immer sind es wieder, indem wir das Bild seiner Persönlichkeit uns vergegenwärtigen, die schönen Züge der Redlichkeit und Zuverlässigkeit, die uns am mächtigsten anziehen. Wie Gerechtigkeit der Name ist, mit welchem sein König in den Herzen seiner Unterthanen unauslöschlich eingegraben steht, so ist es seine Rechtschaffenheit und Treue, von denen sich das Bewußtsein unter alle Stände des Königsreichs verbreitet hatte und der Heimgang dieses Ehrenmanns war ein allgemein betrauerter Verlust. Das Uebel, welchem er unterlag, schien anfangs nicht gefährlich und seine treffliche Constitution, die sich in frühern Krankheits-Anfällen so siegreich erwiesen hatte, versprach auch hier baldige Besserung. Häufige Fieber-Anfälle, welche sich zu den heftigsten rheumatischen Schmerzen gesellten, rieben aber allmählig seine Kräfte auf, bis ein Schlagfluß sein Leben endigte. — Der König schrieb auf die ihm von dem Sohne des Verstorbenen gewordene Nachricht seines Todes: „Durch den Tod Ihres Vaters, des Geheimen Cabinets-Raths Albrecht, den Sie Mir melden, ist eine langjährige Geschäftsverbindung zwischen Mir und ihm getrennt worden. Die unermüdliche Thätigkeit in der Erfüllung sei-

nes Berufs, seine unerschütterliche Rechtlichkeit und seine Anhänglichkeit an Meine Person hatten ihn Mir theuer und werth gemacht und indem Ich Ihnen über den Verlust eines so wackern Vaters Mein herzliches Beileid bezeige, kann Ich es Mir nicht versagen, Ihnen zugleich Meinen eigenen Schmerz darüber zu erkennen zu geben.

Berlin, den 29. Mai 1835.

(gez.) Friedrich Wilhelm."

150. Friedrich Löhmann,

Lieutenant von der Armee und vormaliger Lehrer der Mathematik an der Kreuzschule zu Dresden;

geb. zu Wildschütz bei Weißenfels am 7. April 1787, gest. zu Zwickau den 30. Mai 1835 *).

Der Sohn eines Landmanns, Artillerist, schwang er sich mit beispielloser Anstrengung im Fache der mathematischen Wissenschaften bis zum tüchtigen Lehrer der Mathematik, erst in der königl. Militärakademie, dann an der Kreuzschule, empor. Seine mehrmals aufgelegten arithmetischen Aufgaben zeugen von seinem praktischen Blick und sind in vielen Schulen eingeführt. Im harten Kampfe mit den dringendsten Bedürfnissen, bei einer zahlreichen Familie, brachte er in dem von den Mechanikus Hoffmann in Leipzig erfundenen Federreinigungs-Apparat durch langes Nachsinnen und kostbare Versuche so wesentliche Verbesserungen an, daß seine Erfindung als eine eigenthümliche angesehn und nach sorgfältiger Prüfung von der Landesdirection ein zuerst für Dresden und seine Umgebung, später aber auch für die Städte Freiberg, Oschatz, Chemnitz, Annaberg, Glauchau, Schneeberg, Zwickau und 9 andere Plätze erweitertes Privilegium auf 6 Jahre erhielt, wobei aber ein Termin festgestellt war, in welcher Zeit an jedem dieser Orte ein Apparat aufgestellt sein mußte. Er war eben mit der Aufstellung in Zwickau beschäftigte, als den durch Arbeit hart angegriffenen Mann am oben genannten Tage dort ein Nervenfieber mitten in seiner Laufbahn aufrieb. Seine Erfindung ist von unberechenbarem Nutzen für die Gesundheitspflege. Durch chemische Reagentien und Erhitzung in schnell bewegten Cylindern wird den alten Federn der oft mehrere Menschenalter hindurch inwohnende, durch Sommern und Ausklopfen der Betten in

*) Leipziger Zeitung 1835 Nr. 155.

ihren Indelten nie zu entnehmende schädliche und krampfhafte Stoff entzogen. L. erhielt auch für die österreichischen Staaten ein Privilegium auf 5 Jahre und gab bei dieser Veranlassung in Prag 1835 eine gedruckte Nachricht über Beschaffenheit und Zweck seines Apparats heraus. — L. hinterließ eine Gattin und 9 unerzogene Kinder. — Seine Schriften sind: Tafeln z. Verwandlung d. Längen- und Hohlmaße, so wie des Gewichts u. d. Rechnungsmünzen aller Hauptländer Europas u. dessen vorzügl. Handelsplätzen, mit Rücksicht auf die für den europäisch. Handel wicht. Orte d. übrigen Welttheilen. 5 Abth. Leipz. 1821—1831. — Die Fahrstraße unter dem Wasser, od. Beschreibung d. großen Unternehm. d. v. M. J. Brunet so eben auszuführenden Baues e. doppelten Fahrwegs unter d. Bette d. Themse zu London. Mit 5 Steintaf. Wien, 1825. — Die ersten Gründe d. Zahlenrechnung in Fragen und Antworten, z. Unterricht in Schulen u. zur Gedächtnißhülfe im Geschäftsleben. Dresden, 1829. — Geometr. Formeltafeln, 1. Abthl. Ebend. 1831. — Neue arithm. Uebungs-Beispiele für Deutschlands Gymnasien u. Bürgerschulen, 3 Hfte. Ebd. 1833—1834. — Auflösungen v. d. neuen arithm. Uebungsbeispielen für Lehrer. 2 Hfte. Ebend. 1834.

151. Karl Heinrich Dzondi,

der Philosophie, Medicin und Chirurgie Doctor, ordentl. öffentl. Professor der Medicin und Chirurgie an der Universität zu Halle, Director eines klinischen Instituts für Chirurgie und Augenheilkunde, Senior der medicinischen Facultät daselbst und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied;

geb. d. 25. Sept. 1770, gestorben am 1. Juni 1835 *).

Er war der älteste von zwei Söhnen des Predigers J. G. Schundenius, Pfarrers zu Oberwinkels und Grumbach, am Fuße des Erzgebirgs im Königreiche Sachsen und dessen Gattin Christiane Dorothea, einer Tochter des königl. kurfürstl. sächs. Proviantmeisters J. G. Greulich. Von der Natur körperlich und geistig gut ausgestattet, entwickelten sich seine psychischen Kräfte bei einer naturgemäß genossenen Erziehung und Ausbildung immer mehr und als sein Vater im Jahr 1784 der schon 6 Jahre vorher verschiedenen Gattin ins Grab folgte, war er so weit vorbereitet, daß er auf dem Gymnasium

*) Medic. Almanach auf 1836, von Dr. Sachs.

zu Altenburg seine Schulstudien fortsetzen konnte. Hier genoß er den Unterricht der Professoren Reichel, Börner, Lovenz und Döhler bis 1791, von welcher Zeit an er in Wittenberg als Student, dann als Lehrer im Hause des Professors Wiesand theologischen Studien oblag, worin er sich auch 1783 in Dresden examiniren ließ. Sein Stand befriedigte ihn indeß nicht; einige Zeit den philosophischen und medicinischen Wissenschaften fleißig obliegend, kehrte er 1794 zur Universität zurück, erhielt die philos. Doctorwürde nach Vertheidigung seiner Inaugural-Schrift: „Vindiciae antiquitates carminum Ossiani," habilitirte sich 1799 als academischer Docent und Assessor der philos. Facultät, las über Logik, Anthropologie, Physiologie und Ossian's Gedichte und verwaltete 1800 die Stelle eines Universitäts-Bibliothekars. — Er studirte dabei 1802—1804 medicin. Klinik bei Kreyssig und Seiler immer emsiger, ohne das Studium der damals noch im Entstehen begriffenen comparativen Anatomie außer Auge zu lassen. So schrieb er auch bei seiner in Würzburg erfolgten Promotion: „Supplementa ad Anatomiam potissime comparatam Fasc. I. Lipsiae 1806. c. Tab. aer." — Bis dahin nannte D. sich Schundenius, denn diesen Namen hatte sein Vater, dessen Vorfahren Wenden waren, nach seinem Geburtsorte Schunde, angenommen, welches Wort aus einer verdorbenen Aussprache des Wortes Dz'ondi oder Dzschondi entstanden sein soll. Er setzte darauf seine Vorlesungen über verschiedene Zweige der Heilkunde fort und bekleidete dabei 2 Mal die Würde eines philosophischen Decans. Während der Kriegsjahre 1806 u. 1807 war er anfänglich Chirurgien und später Médecin en Chef an einem großen französischen, oft an 800 Kranke fassenden Militär-Hospitale, in welchem er unter sich 20 Chirurgen reichlich beschäftigte. 1808 u. 1809 fuhr er in seinen academischen Vorlesungen fort und 1810 ging er, in seinen eignen knappen Mitteln durch ein k. Stipendium unterstützt, nach Wien, um unter den verstorbenen Meistern Beer und Boer sich in der speciellen Geburtshülfe und Augenheilkunde noch zu vervollkommnen. Dort erhielt er fast zu gleicher Zeit Vocationen von Halle als Professor der Chirurgie und Director der chirurg. Klinik, so wie von Wittenberg als Professor der Geburtshülfe und Director des neu zu errichtenden Hebammen-Instituts und er entschloß sich 1811 zur Annahme des Lehramts in Halle. Er gewann daselbst auch

bald nicht nur die Liebe der Studirenden, sondern auch immer mehr Zutrauen des Publikums und trat dadurch, so wie durch seine Geläufigkeit in der französischen Sprache auch mit den damals daselbst und in der Nähe angestellten franz. Beamten in nahe Verbindung. Neid und Haß, die gewöhnlichen Gefährten aller Glücksumstände, blieben jedoch auch bei unserm D. nicht lange aus und unter seinen Feinden stand bekanntlich Meckel, den D. überlebt hat, an der Spitze. So gerieth D. 1813 politischer Rücksichten und auch anderer unverdienter Verläumdungen wegen in gerichtliche Untersuchung, worauf er die Direction der chir. Klinik verlor, wiewohl sich die ganze Universität für ihn verwendete. Sein Professurgehalt ward ihm jedoch nur für eine kurze Zeit entzogen *). Seit jener Zeit hat er nicht aufgehört, in größeren und kleineren Schriften immer neue Beobachtungen und Erfahrungen mitzutheilen. Und dieses Alles hat er geleistet in einem Wirkungskreise, wo Neid, Mißgunst und andere böswillige Motive seinen ärztlichen Bestrebungen, seinem Rufe als Gelehrten und seinem Einkommen als Professor und Arzt unaufhörlich entgegenarbeiten. Was würde er geleistet haben, wenn er sich unter günstigeren Verhältnissen befunden hätte! D. ließ den Muth niemals sinken; er setzte, aufgefordert von einer großen Zahl Studirenden, seine chirurg.-klin. Uebungen fort und hatte das Vergnügen, seine Privatanstalt von Kranken und Klinikanten weit besuchter zu sehen, als die, welcher sein Nachfolger, der verstorbene Weinhold **), vorstand. Während dieses Zeitraums als auch später, fast 3 Decennien hindurch, hatte sich D. unaufhörlich mit Untersuchungen über die Natur der Entzündungen nach Verschiedenheit der Systeme ihrer Urgebilde und darauf zu gründende Heilmethoden beschäftigt und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß dies mit glücklichem Erfolge geschehen ist. Vorzüglich scheinen es die anatomischen Arbeiten Bichat's über die verschiedene Structur, Function und Bedeutung der Häute

---

*) Vergl. s. Apologie gegen angeschuldigte Anhänglichkeit an die franz. Regierung und unzweckmäßige Verwaltung der chir. Klinik. Halle 1817 und Geschichtsabriß des dortigen klin. Instituts rc. Ebd. 1818; nebst einem Anhange, welcher neben der Darstellung seiner Methoden besonders die Widerlegung der Verläumdungen Meckel's enthält und die vielen in- und ausländischen Aerzte namhaft macht, welche bei merkwürdigen Fällen ihn zu Rathe gezogen haben.

**) Dessen Biogr. s. im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 677.

zu sein, die von ihm zur Ergründung ihres eigenthümlichen Erkrankens und namentlich der Entzündung derselben so benutzt worden sind, daß er hierauf eine, diesen individuellen Verhältnissen entsprechende Behandlungsweise gegründet hat. Diese würde zuverlässig eine noch größere Allgemeinheit erhalten haben, wenn er sich von seinen Ansichten nicht allzuweit hätte fortreißen lassen, da seine zu strenge Berücksichtigungen der rein systematischen Anordnungen der Hautgebilde keineswegs überall gleich fruchtbringend in der Behandlung ihres Erkrankens sein können. Wir wissen, wie eben von uns angedeutet worden, sehr wohl, daß für die Physiologie der Krankheiten gar manche Ansichten des Verewigten nur von untergeordnetem Interesse sind, dagegen haben seine ernsten Bestrebungen im Gebiete der chirurgischen Therapeutik um so größern Werth. Die Chirurgie verdankt ihm — dem Manne, welchen die Verleumdung sich nicht entblödete, der Ignoranz anzuklagen (!), — viele neue und wichtige Heilmethoden und Erfindungen, worunter einige sogar eine gewisse Weltverbreitung erlangt haben. Seine Schriften sind: Beschreibung d. Jubelfeier d. Universität zu Wittenberg 1802. — Commentatio sistens novam complexionis et temperamentorum theoriam. Lipsiae 1804. — Die Organe des Gehirns nach Dr. Gall's Beobachtungen. Wittenb. 1804. — De vi corporum organica. Ibid. 1808. — De inflammatione aphorismorum liber I. Halae 1814. — Ueber die Verbrennung u. das einzig sichere Mittel, sie in jedem Grade schnell u. schmerzlos zu heilen. Ebd. 1815. 2. Ausg. 1825. — Beitr. zur Vervollkommnung d. Heilkunde. Th. 1. ebend. 1816. — Kurze Geschichte des klinischen Instituts für Chirurgie und Augenheilkunde an der Universität zu Halle. Ebd. 1818. — Anhang z. Geschichte des klin. Instituts. Ebd. 1818. — Beschreibung e. neuen Instruments und dessen Gebrauch zur Bildung künstlicher Pupillen, Ausziehung des Kapselstaars u. andere ähnliche Operationen. Halle 1819. — Aesculap. Eine Zeitschrift, der Vervollkommnung der Heilkunde in allen ihren Zweigen gewidmet. Bd. 1. 2. Hfte. Leipz. 1821—1822. — Die Dampfmaschine, ein neues Heilmittel, oder über d. Anwend. d. Strahls d. heißen Dämpfe des siedenden Wassers zu ärztlichen Zwecken. Ebd. 1821. (Abgedruckt aus Aesculap.) — Die Hautschlacke od. skorischer Entzündungsreiz, Quell der meisten krankhaften Störungen des Organismus. Ebd. 1822. (Abgedr. aus Aesculap.) — Geschichte

e. merkwürdigen Magen- u. Zwergfellsentzündung, an sich selbst beobachtet. Ebd. 1822. (Abgedr. aus Aesculap.) — Ueber Contagien, Miasmen u. Gifte. Ebd. 1822. (Abgedr. aus Aesculap.) — Lehrbuch der Chirurgie, bestimmt z. acad. Vorles. u. z. Selbstunterricht f. Aerzte u. Wundärzte. Ebd. 1824. — De colligendo, conservando, disponendo et inspiciendo museo anatomico-pathologico, commentatio anatomico-pathologica. Hal. et Lips. 1825. Neue zuverlässige Heilart der Lustseuche in allen ihren Formen. Halle u. Wien 1826. 2. Ausg. 1832. (Wurde durch Gius. Canella ins Italienische übersetzt.) — De quibusdam methodis et instrumentis chirurgicis a se inventis. Halae 1826. — Was ist häutige Bräune u. wie kann das kindliche Alter dagegen geschützt u. am schnellsten u. sichersten davon geheilt werden? Ebd. 1827. — Was ist Rheumatismus u. Gicht u. wie kann man sich dagegen schützen u. am schnellsten davon befreien? Ebd. 1829. — Pathologiae inflammationis systematum corporis humani succincta adumbratio. Ibid. et Lips. 1829. — De faciliori ac tutiori lithotomiae instituendae, caliculique eximendi methodo. Halae 1829. — De fistulis tracheae congenitis. Ibid. 1829. — Ergo polypi narium nequaquam extrahendi. Ibid. 1830. — De similitudine quae intercedit inter epiphoram et diabetem ad illustrandam diabetis naturam et curam. Ibid. 1830. — Die Functionen des weichen Gaumens beim Athmen, Sprechen, Singen, Schlingen, Erbrechen u. s. w. Ebd. 1831. — De inflammatione aphorismi. Liber IIdus. Ibid. 1831. — Aeskulap. N. Folge 1. Bd. 2 Hfte. Ebd. 1832—1833. — Wie kann man das freiwillige Hinken in seinem Entstehen erkennen u. ohne Anwendung des Glüheisens beseitigen u. heilen? Ebd. 1833. — Humana. Eine Zeitschr. für Menschenkunde und Menschenwohl. 2 Jahrg. Ebd. 1833—1834. — Observationes ophtalmologicae. Ibid. 1834. — Die einzige richtige Behandl. d. Augenentzündung. Ebd. 1835. — Schrieb d. Vorrede zu C. H. W. Barth's Beobachtungen über d. Gesichtsschmerz (Leipz. 1825) u. lieferte Beiträge zur medicin. Zeitung, zur Hall., Jenaisch. u. Leipziger Literatur-Zeitung, z. Reichsanzeiger, zu Pierer's anatom.-physiol. Realwörterb., zu Hufeland's Journal d. Heilk., zu Rust's Magazin für Heilk., zu Gräfe's u. Walther's Journ. d. Chir. rc.

* 152. Friedrich [illegible] Paldamus,

zweiter Prediger an der evangelisch-reformirten Kirche zu Dresden;

geb. d. 29. April 1796, gest. d. 1. Juni 1835.

Paldamus war der älteste Sohn des reformirten Predigers F. C. P.'s zu Dresden, eines Mannes von anerkannt rechtlicher Denkungsart, welche als bestes Erbtheil auf den Sohn überging, der nach Zurücklegung seiner ersten Knabenjahre von dem Vater der Erziehungsanstalt des Professors Heusinger und später der des Hofkantors Schmidt übergeben wurde. Doch schon den 17. März 1806 verlor unser P. als zehnjähriger Knabe seinen Vater und wurde nun mit Zustimmung seines Großvaters, des Predigers Mesmer, von der Mutter nach Bernburg, in das Haus seines Onkels, des Ober-Predigers Günther *) gebracht, um in die dortige Hauptschule aufgenommen zu werden, welche er auch von 1810 bis 1814 zur Zufriedenheit seiner Lehrer besuchte. Nie zeigte P. eine besondere Lebhaftigkeit in seinem ganzen Wesen und seiner Handlungsweise oder überhaupt lebendige Aeußerung des Geistes, wiewohl es seinen schriftlichen Ausarbeitungen nie an einer geistreichen Auffassung und mehrseitigen Behandlung des Stoffes mangelte und wie als Knabe und Jüngling, war er auch durch sein ganzes Leben bescheiden, still und zurückgezogen. Im J. 1814 verließ P. mit den Zeugnissen der Reife ersten Grades die Hauptschule und studirte in Göttingen 2 Jahr Theologie und Philologie, ging dann noch 1 Jahr nach Halle und von da Michaeli 1817 zurück nach Bernburg, wo er 1818 nach wohlbestandenem Examen unter die Candidaten des Predigt-Amtes aufgenommen und 1819 als Collaberator an der dortigen Hauptschule, deren Schüler er früher war, angestellt wurde. — Er genoß jetzt die Früchte eines geregelten Jugendlebens in der Annehmlichkeit seines Amtes, an der Seite einer liebenden Gattin, der Tochter des Ober-Pfarrers Günther zu Bernburg, seines Onkels und Erziehers in dessen Hause sich diese Liebe schon in den ersten Jünglingsjahren gebildet, die ihn durch sein Universitäts-Leben begleitet und geschützt hatte vor so mancher Thorheit, die den ungebundenen Mann wohl leicht in ihre Netze gelockt haben könnte. Doch so angenehm

*) S. N. Nekr. 6. Jahrg. S. [illegible]

für P. auch seine jetzigen Verhältnisse waren, so blieb er dennoch nicht lange in Bernburg, da er einen Ruf als zweiter Prediger an der reformirten Kirche zu Dresden erhielt, dem er, getrieben vom Heimathsgefühl und dem Gedanken: für das Predigtamt doch einmal bestimmt zu sein, Johanni 1821 folgte. Hier verlor er im Jahre 1825 seine geliebte Gattin, die sorgsame Mutter ihrer Kinder, denen er später in der Schwester der Entschlafenen eine zweite Mutter gab. In Dresden blieb P. nun bis zu seinem Tode, der am oben genannten Tage nach längerer Kränklichkeit erfolgte. Von ihm sagt der erste Prediger der reformirten Kirche, der wohl bekannte Past. Girardet, „Er war ein Mann von Geist und dem redlichsten Herzen!" P. wurde wegen seines nicht günstigen Vortrags auf der Kanzel oft bitter getadelt, ja verspottet, doch nur von Flachköpfen und Modefrauen, denen es selbst an Geist mangelte, das Thema und dessen Ausführung geistig in sich aufzufassen. Der bessere Mann wird nie das Gute in P.'s Predigten verkennen; sie waren trefflich gearbeitet und ersetzten jedenfalls durch ihren innern Gehalt, was ihnen am Vortrag abging, der nicht in der Gewalt des Redners lag, obwohl sein Organ sich zu einer lebhaftern Sprache eignete, die jedoch seinem Charakter entgegen war. — Von P. sind mehrere einzeln gedruckte Predigten erschienen.

Dresden. Heinrich Mathaey.

153. Johann Christian Ludwig Haken,

Superintendent zu Treptow an der Rega (Prov. Pommern); geboren am 25. März 1767, gestorben den 5. Juni 1835 *).

Haken war zu Jamund bei Cöslin geboren, wo sein Vater Prediger war. In jenem Dorfe, dessen Bewohner noch jetzt alterthümliche Sitte fest und treu bewahren und auf ihre Nachkommen vererben, ward er wohl während der Jünglingsjahre zuerst für das Studium der Geschichte und der Naturwissenschaften angeregt. Mit der Berufung des Vaters zur Präpositur Stolpe würde vielleicht das frische geistige Leben des Jünglings im regelrechten Vocabel- und Schulzwang erstickt sein, hätte nicht ein naher Verwandter, der damals in Wilsleben bei Halberstadt wohnende Pfarrer, nachmaliger Probst und Oberconsistorialrath Ribbeck zu Berlin, sich seiner

*) Allgem. Pommersches Volksblatt 1835. Nr. 31 u. 32.

angenommen und ihn mit väterlicher Zustimmung in die Unterrichtsanstalt des gelehrten Rectors Sangerhausen zu Aschersleben gebracht. Im Jahr 1785 bezog unser H. die Universität Halle, um dem Wunsche des Vaters gemäß Theologie zu studiren. Er besuchte dort die Hörsäle eines Knapp, Nösselt, Niemeyer, Eberhard und Förster und zeichnete sich durch Fleiß und ernste Zurückgezogenheit vor Vielen aus. Im Jahre 1788 ward er bei dem damaligen Kadetten-Institut zu Stolpe als Gouverneur angestellt, zog sich aber zwei Jahre nachher aus diesem beschränkten Verhältnisse zurück und trat mit seinem ersten Werke: „Die graue Mappe aus Ewald Rinks hinterlassenen Papieren. 4 Theile. Berlin 1790—1794.“ zuerst als angenehm und lehrreich unterhaltender Schriftsteller auf. Bald darauf ward er Pfarrer in dem Dorfe Konikow bei Cöslin und widmete auch hier seine Mußestunden einzig der wissenschaftlichen Beschäftigung. In Konikow schrieb er seinen Phantasus und die Amaranthen. Magdeburg. 4 Theile. Dann folgte er im Jahre 1805 dem Rufe zur Pfarrstelle in Symbow, wo ihn die Zuneigung und der freundschaftliche Umgang des verewigten Schleiermachers *), damals Hofprediger an der Schloßkirche zu Stolpe, beglückte. Hier übersetzte er den Argonis, einen politischen Roman von Barclay, der nicht so gelesen und aufgenommen ward, wie Inhalt und Sprache es wohl verdient hätten. Auch Xenophon und die 10,000 Griechen ein histor. Versuch, so wie die Gemälde der Kreuzzüge nach Palästina. 3 Bde. Frankfurt a. O. fallen in diese Zeit, ein Werk von dessen Vollendung ihn mancherlei Störungen durch Kriegsdrangsale und Kränklichkeit abhielten; obgleich er demungeachtet noch leichtere Productionen in der Fortsetzung seiner Amaranthen 1808. 2 Theile. Magdeburg, den 3. und 4. Band von A. G. Meißner's Leben Julius Cäsar's, Berlin 1799—1812, so wie die Bibliothek der Robinsone. 3 Bände. Ebd. 1806 und Johann Haafner's Fußreise durch die Insel Ceylon, nach dem Holländischen frei bearbeitet, Magdb. 1816 herausgab. In seinem letzten Lebensabschnitt als Superintendent zu Treptow an der Rega hat er unleugbar theils als Geschäftsmann und in seinem Berufe, theils als Gelehrter viel Heiteres und Nützliches geleistet. Er war Mitarbeiter an der Ersch- und Gruber'schen Encyclopädie und mehreren critischen

*) Dessen Biogr. s. im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 125.

trat, die der Kunst der Aerzte spottete und seinem Leben am oben genannten Tage ein frühzeitiges und ihm selbst unerwartetes Ende machte. — Jahn war als Mensch eben so achtungswerth als liebenswürdig, im höchsten Grade rechtlich und gerecht, wovon nicht selten seine vertrautesten Freunde in Rechtssachen Beweise erhielten, mäßig und sparsam in vielleicht zu hohem Grade, keusch und gut. Er war nicht verheirathet; im tiefsten schmerzbewegten Innern hegte er eine stille, hoffnungslose Liebe zu einem schönen, liebenswürdigen Mädchen.

Königsberg. Dr. Wedekind.

155. Johann Friedrich Schachert,

zweiter Prediger an der Unterkirche zu Frankfurt a. d. Oder; geb. den 9. Dec. 1789, gest. den 6. Juni 1835 *).

Schachert war zu Frankfurt a. d. O. geboren, wo sein Vater, der im J. 1790 starb, Gemüsehändler war. In seinem 7. Jahre besuchte er die städtische gelehrte Schule (Oberschule) und verließ dieselbe nicht eher, als bis er im Jahr 1809 die Universität seiner Vaterstadt bezog, um sich zum Lehr- und Predigtamte auszubilden. In der Theologie waren Muzel, Elsner, Herrmann, Schulz und Spieker seine Lehrer, in der Philosophie Thilo und Solger und in der Philologie und Geschichte Bredow und Schneider. Schon im zweiten Jahre der akademischen Laufbahn trat er in die pädagogische Praxis, indem ihn der General von Kleist in sein Haus nahm und ihm die Erziehung seines einzigen Sohnes anvertraute. Der Unterricht und die Leitung dieses lebhaften Knaben, die sorgfältige Benutzung der akademischen Vorlesungen und die mannichfachen Privatstudien nahmen seine Kräfte so sehr in Anspruch, daß seine ohnedem nicht sehr befestigte Gesundheit sichtbar litt. Als die Hochschule nach Breslau verlegt wurde, hatte er erst dritthalb Jahre lang den Universitätsstudien obgelegen; allein seine ökonomischen Verhältnisse gestatteten ihm nicht, auch dorthin zu gehen. Er suchte deshalb um Dispensation vom letzten Semester des Trienniums nach, die er auch leicht erhielt. Im J. 1812 ward ihm eine Lehrerstelle an der neu gestifteten städtischen Töchterschule zu Frankfurt. In dieser Anstalt lebte und wirkte er von jener Zeit an bis zu seinem Tode mit großem Segen

*) Predigten von J. F. Schachert rc. Frankfurt 1835.

und unermüdlicher Treue. Er wußte die Kinder für sich und die Lehrgegenstände mit immer erneuerter Liebe zu gewinnen. Immer zeigte er den Kindern ein liebendes Herz, ein heiteres Gesicht, einen väterlichen Sinn. Selbst bei leiblicher Schwäche und Krankheit vergaß er Schmerz und Sorgen und sein bestes Recept war, wie er oft sagte, ein Paar Lehrstunden in seiner lieben Töchterschule. Sein Lehrvortrag war klar und einfach, anschaulich und lebendig, beständig durch Fragen unterbrochen, welche theils die Aufmerksamkeit wecken, theils das Vorgetragene wiederholen sollten. Was seinen Unterricht besonders anziehend machte, war das Geschichtliche, das er überall einzuweben vermochte. — Kurz nach seiner Anstellung hatte er sich mit Albertine Eleonore, geb. Dreßler, verheirathet, die ihm jedoch mit Hinterlassung eines Knaben schon am 17. Mai 1813 durch den Tod entrissen wurde. Im Jahr 1815 verheirathete er sich zum zweitenmale mit Dorothea Maria Elisabeth, der Tochter des verstorbenen Predigers Grüneberg. Im Jahr 1824 bestand er das theologische Examen und ward Ende des Jahrs 1825 als Prediger an der Unterkirche in Frankfurt bestätigt, nachdem ihn der Magistrat schon vor überstandenem Examen dazu gewählt hatte. Seine Vorträge waren klar, herzlich und christlich. Er wählte den Weg durch den Verstand zum Herzen und suchte unablässig auf Besserung der Gesinnung und Kräftigung des Willens zu wirken. Er selbst war am wenigsten mit seinen Predigten zufrieden. Wenn er bisweilen die Kirche wenig besucht fand, so klagte er nicht die Gemeinde, sondern sich selbst und sein rhetorisches Unvermögen an. — Wie die Jugend seinem Herzen immer so nahe stand, so wandte er auch eine besondere Sorgfalt auf den Unterricht der Katechumenen und nahm sich, so weit es der, der Kirche abgeneigte Geist der Zeit gestattete, der Seelsorge mit großer Treue an. Wenn er aber durch seine Hausbesuche in der Gemeine nicht so viel wirken konnte, als er mochte, so nahm er sich mit desto größerem Eifer der Armen und Nothleidenden an; ja man kann ihn mit Recht einen Vater der Armen nennen. Er hatte sich eine Privatarmenkasse angelegt, für die er bei allen Gelegenheiten sammelte und über die er strenge Rechenschaft hielt. Eben so hatte er eine Kleiderkammer für die Armen angelegt, in welche Frankfurts wohlthätige Einwohner abgelegte Wäsche und Kleidungsstücke lieferten. Auch war er der

trat, die der Kunst der Aerzte spottete und seinem Leben am oben genannten Tage ein frühzeitiges und ihm selbst unerwartetes Ende machte. — Jahn war als Mensch eben so achtungswerth als liebenswürdig, im höchsten Grade rechtlich und gerecht, wovon nicht selten seine vertrautesten Freunde in Rechtssachen Beweise erhielten, mäßig und sparsam in vielleicht zu hohem Grade, keusch und gut. Er war nicht verheirathet; im tiefsten schmerzbewegten Innern hegte er eine stille, hoffnungslose Liebe zu einem schönen, liebenswürdigen Mädchen.

Königsberg. Dr. Wedekind.

155. Johann Friedrich Schachert,

zweiter Prediger an der Unterkirche zu Frankfurt a. d. Oder;

geb. den 9. Dec. 1789, gest. den 5. Juni 1835 *).

Schachert war zu Frankfurt a. d. O. geboren, wo sein Vater, der im J. 1790 starb, Gemüsehändler war. In seinem 7. Jahre besuchte er die städtische gelehrte Schule (Oberschule) und verließ dieselbe nicht eher, als bis er im Jahr 1809 die Universität seiner Vaterstadt bezog, um sich zum Lehr- und Predigtamte auszubilden. In der Theologie waren Muzel, Elsner, Herrmann, Schulz und Spieker seine Lehrer, in der Philosophie Thilo und Solger und in der Philologie und Geschichte Bredow und Schneider. Schon im zweiten Jahre der akademischen Laufbahn trat er in die pädagogische Praxis, indem ihn der General von Kleist in sein Haus nahm und ihm die Erziehung seines einzigen Sohnes anvertraute. Der Unterricht und die Leitung dieses lebhaften Knaben, die sorgfältige Benutzung der akademischen Vorlesungen und die mannichfachen Privatstudien nahmen seine Kräfte so sehr in Anspruch, daß seine ohnedem nicht sehr befestigte Gesundheit sichtbar litt. Als die Hochschule nach Breslau verlegt wurde, hatte er erst dritthalb Jahre lang den Universitätsstudien obgelegen; allein seine ökonomischen Verhältnisse gestatteten ihm nicht, auch dorthin zu gehen. Er suchte deshalb um Dispensation vom letzten Semester des Trienniums nach, die er auch leicht erhielt. Im J. 1812 ward ihm eine Lehrerstelle an der neu gestifteten städtischen Töchterschule zu Frankfurt. In dieser Anstatt lebte und wirkte er von jener Zeit an bis zu seinem Tode mit großem Segen

*) Predigten von J. F. Schachert rc. Frankfurt 1835.

und unermüdlicher Treue. Er wußte die Kinder für sich und die Lehrgegenstände mit immer erneuerter Liebe zu gewinnen. Immer zeigte er den Kindern ein liebendes Herz, ein heiteres Gesicht, einen väterlichen Sinn. Selbst bei leiblicher Schwäche und Krankheit vergaß er Schmerz und Sorgen und sein bestes Recept war, wie er oft sagte, ein Paar Lehrstunden in seiner lieben Töchterschule. Sein Lehrvortrag war klar und einfach, anschaulich und lebendig, beständig durch Fragen unterbrochen, welche theils die Aufmerksamkeit wecken, theils das Vorgetragene wiederholen sollten. Was seinen Unterricht besonders anziehend machte, war das Geschichtliche, das er überall einzuweben vermochte. — Kurz nach seiner Anstellung hatte er sich mit Albertine Eleonore, geb. Dreßler, verheirathet, die ihm jedoch mit Hinterlassung eines Knaben schon am 17. Mai 1813 durch den Tod entrissen wurde. Im Jahr 1815 verheirathete er sich zum zweitenmale mit Dorothea Maria Elisabeth, der Tochter des verstorbenen Predigers Grüneberg. Im Jahr 1824 bestand er das theologische Examen und ward Ende des Jahrs 1825 als Prediger an der Unterkirche in Frankfurt bestätigt, nachdem ihn der Magistrat schon vor überstandenem Examen dazu gewählt hatte. Seine Vorträge waren klar, herzlich und christlich. Er wählte den Weg durch den Verstand zum Herzen und suchte unablässig auf Besserung der Gesinnung und Kräftigung des Willens zu wirken. Er selbst war am wenigsten mit seinen Predigten zufrieden. Wenn er bisweilen die Kirche wenig besucht fand, so klagte er nicht die Gemeinde, sondern sich selbst und sein rhetorisches Unvermögen an. — Wie die Jugend seinem Herzen immer so nahe stand, so wandte er auch eine besondere Sorgfalt auf den Unterricht der Katechumenen und nahm sich, so weit es der, der Kirche abgeneigte Geist der Zeit gestattete, der Seelsorge mit großer Treue an. Wenn er aber durch seine Hausbesuche in der Gemeine nicht so viel wirken konnte, als er mochte, so nahm er sich mit desto größerem Eifer der Armen und Nothleidenden an; ja man kann ihn mit Recht einen Vater der Armen nennen. Er hatte sich eine Privatarmenkasse angelegt, für die er bei allen Gelegenheiten sammelte und über die er strenge Rechenschaft hielt. Eben so hatte er eine Kleiderkammer für die Armen angelegt, in welche Frankfurts wohlthätige Einwohner abgelegte Wäsche und Kleidungsstücke lieferten. Auch war er der

Stifter des Vereins zur Unterstützung armer aber fleißiger und fähiger Schulkinder durch Bücher, Lehrapparat und Schulgeld. Zum besondern Gegenstande seiner Seelsorge machte er die ihm anvertrauten Schulen. Mit vorzüglichem Erfolg sah man ihn in dem Gurschschen Gestift für verwahrloste Kinder wirken. Er war Mitglied des Directoriums und hatte die specielle Aufsicht über das Unterrichts- und Erziehungswesen. Um die Kinder außer den Lehrstunden nützlich zu beschäftigen, leitete er sie zu Handarbeiten an, wobei ihm sein mechanisches Talent sehr zu statten kam. So wirkte Sch. rüstig fort, selbst als er im J. 1831 von bedenklicher Kränklichkeit befallen wurde, die mehrere Jahre andauerte. Eine Badereise vermochte nicht das Uebel zu heben, sein Ende eilte mit raschen Schritten heran und am oben genannten Tage hörte ein Herz auf zu schlagen, das für die heiligsten Interessen der Menschheit geglüht hatte. Am Grabe sprach der Prediger Henzschel Worte des Trostes; die Gedächtnißpredigt hielt der Superintendent Dr. Spieker. — Von ihm erschien im Druck: Peter von Amiens und Gottfried von Bouillon, oder Geschichte u. Eroberung des heil. Grabes. M. 6 Kupfern. Berlin 1820. 2. Ausg. 1834. — In seinem Nachlaß hat sich noch eine fast ganz vollendete Bildungsgeschichte für die Jugend und d. Anfang e. Pastorallehre f. angehende Prediger in Briefform gefunden. Außerdem hat er einzelne Aufsätze f. d. Frankfurter patriotische Wochenblatt geliefert und bei der Redaktion des neuen Frankfurter Gesangbuchs sich sehr thätig erwiesen. —

* 156. Johann Carl Ludwig Gerhard,

königl. preuß. Oberberghauptmann für die brandenburg-preußischen Provinzen, Ritter d. rothen Adlerordens aller Klassen u. des eis. Kreuzes am w. Bande zu Berlin;

geb. den 23. Januar 1768, gest. den 6. Juni 1835.

Gerhard wurde zu Berlin von protestantischen Eltern geboren. Sein Vater, Carl Abraham Gerhard, geheimer Oberfinanzrath und Lehrer der Bergwerkswissenschaft in Berlin, wo er (wahrscheinlich bis zum Jahre 1778) Mineralogie und Metallurgie las, war ein Mann von ausgebreiteten wissenschaftlichen Kenntnissen, geschätzt von seinen Zeitgenossen und seinem König, geehrt von der Nachwelt. Unter der Aufsicht eines sol-

chen Vaters entwickelten sich in dem Knaben Gerhard bald die Keime ausgezeichneter Talente und Geisteskräfte und gar bald übergab ihn der Vater dem damals von Meierotto dirigirten Joachimsthaler Gymnasium, wo er den ersten höhern Schulunterricht genoß und angeregt durch des Vaters Aufmunterung und gereizt durch das Studium seiner mineralogischen Schriften, welche damals das Meiste zu der Erweiterung der Bergwissenschaft in Preußen beitrugen, zeigte auch der junge Gerhard bald eine unbezweifelte Neigung zum Bergbau. Der Minister von Heinitz, der Gönner des Vaters und dieser selbst, der sein Fach leidenschaftlich liebte und ihm den ersten Unterricht in der Bergwerkswissenschaft ertheilte, unterstützten seine Neigung und so wurde der junge Gerhard den 10. Mai 1784 als Bergeleve der damaligen Bergwerks- und Hüttenadministration in Eid genommen und rückte den 28. März 1788 als Bergkadet ein. Zu einer gründlichen und vollständigen Ausbildung im Bergwerksfache fehlte es damals im Lande noch an Gelegenheit und der theoretische und praktische Kenntnißschatz für das Bergwesen mußte aus Freiberg geholt werden, weshalb auch Gerhard die Freiberger Bergakademie bezog, welche er einige Jahre mit ausgezeichnetem Erfolg besuchte und sich zu einem tüchtigen Bergbeamten ausbildete. Dem damaligen Berghauptmann von Heinitz zu Freiberg blieben die Kenntnisse und der Eifer des jungen Gerhard nicht unbemerkt. Als daher die Stelle eines Assessors und Ober-Einfahrers bei dem Magdeburg-Halberstädtischen Oberbergamt und dem Wettiner Bergamt im J. 1789 besetzt werden sollte, wurde er von v. Heinitz dringend zu dieser Stelle empfohlen. Er erhielt sie auch wirklich (1789) und zeichnete sich bei der Leitung des damals noch sehr schwierigen Wettiner Grubenbaues in einem solchen Grade aus, entwickelte solche ausgezeichnet theoretische wie praktische Kenntnisse, daß er noch die Erwartung seiner Gönner in hohem Grad übertraf und zur Belohnung seiner so vortheilhaft angewandten Erfahrungen und seines unermüdlichen Diensteifers, durch den schon früher erwähnten Minister des Berg- und Hüttendepartements, Freih. von Heinitz zu Berlin, dem König Friedr. Wilhelm II. zum Bergrath des Magdeburg-Halberstädtischen Oberbergamtes vorgeschlagen und den 20. Februar 1792 als solcher ernannt wurde. Doch die Bescheidenheit, die ihn schon als Knaben und Jüngling

zierte, war auch dem Manne eigen geblieben und Gerhard, der kaum sein 24. Jahr zurückgelegt hatte, ersuchte den Minister auf das angelegentlichste, ihm zu erlauben, diese Standeserhöhung nicht annehmen zu dürfen, da ältere und gedientere Männer sich dadurch nur gekränkt und zurückgesetzt sehen müßten. Man war erstaunt über diesen zu weit getriebenen Grad von Rechtlichkeit und Bescheidenheit, welche, war sie nicht berechnete Klugheit, den edelsten, sich selbst streng prüfenden und genau kennenden Mann verrieth. Und eine solche Klugheit war bei Gerhards übrigen Eigenschaften, seiner Einfachheit und wahren Herzensgüte durchaus nicht anzunehmen, nur aber in dieser allein lag der Grund einer so edelsinnigen Handlung, welche hundert andere Einfalt und Lächerlichkeit genannt haben würden. In den ehrendsten Ausdrücken und der vollkommensten nochmaligen Anerkennung seiner Dienstleistungen sowohl, als seiner edelmüthigen Handlungsweise, wurde dem Assessor Gerhard zwar für das öffentliche Leben in seinem Geschäftskreise die noch nie gehörte Bitte gewährt, doch blieb er stillschweigend Bergrath nach wie vor und dies Ereigniß trug vielleicht nur um so mehr zu seiner spätern noch höhern Auszeichnung bei. Auch wurde sein Wirkungskreis seiner stillgültigen Standeserhöhung angemessen und noch besonders dadurch um vieles erweitert, daß ihm, im unbegrenzten Vertrauen auf seine ausgezeichneten und viel umfassenden Erfahrungen, die Führung des Rothenburger Kupferschiefer-Bergbaues übertragen wurde, wodurch ihm dieserseits der Wirkungskreis und die Geschäfte eines Vice-Oberbergmeisters zufielen. Schon im nächstfolgenden Jahre, den 16. November 1793. ward G. zum wirklichen Oberbergmeister des Rothenburger Kupferschieferbergbaus ernannt, wodurch dieser ganz und ausschließlich seiner Führung überlassen wurde. Der Rothenburger Kupferschiefer-Bergbau war nun zu jener Zeit noch so unvollkommen und ungeregelt und in jeder Hinsicht durchaus mangelhaft und seine Ausbeute ungewiß, daß sich nicht ersehen ließ, wie lange überhaupt die Ergiebigkeit der Lager anhalten und in wie weit derselbe in finanzieller Hinsicht lohnen werde. Die mit den Kenntnissen Gerhards Hand in Hand gehende Liebe und Sorgfalt, womit er die Sache betrieb und der Eifer, nicht nur seinem Fürsten redlich zu dienen, sondern auch in jeder Hinsicht für die wissenschaftliche Fortdauer seines Namens bei der

Nachwelt zu arbeiten, brachten es bald dahin, daß der auf königliche Rechnung zu betreibende höchst wichtige Bergbau sich eines so geregelten Betriebes erfreute, daß sich noch Jahrhunderte hindurch ein reicher Segen erwarten läßt, welcher später um so gewisser zu werden schien, als nach dem unglücklichen französischen Kriege auch der sächsische Antheil desselben mit Preußen vereinigt wurde und G. mit erneuter Kraft seine frühere Thätigkeit fortsetzte. Ungeachtet der Ernennung G.'s zum Oberbergmeister blieb demselben jedoch vorläufig auch der Vorsitz bei dem Wettiner Bergamt übertragen und es konnte nicht fehlen, daß der so ausgezeichnete Mann die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und seine vorzügliche Brauchbarkeit auch dem schlesischen Berghauptmann, Grafen v. Reden, bekannt wurde, welcher bei einer Bereisung des Magdeburg-Halberstädtischen Bergdistrikts in nähere Berührung mit Gerhard trat und sich in mehreren Unterredungen über den schlesischen Bergbau und Hüttenbetrieb, welcher dem Grafen von Reden sein unglaublich rasches Emporkommen verdankte, von den umfassenden Kenntnissen und tiefen bergmännischen Einsichten Gerhard's dergestalt überzeugte, daß er sich, zum Bergwerksminister avancirt, im J. 1799 veranlaßt sah, um eine, durch Gerhard zu unternehmende commissorische Bereisung der schlesischen Bergreviere anzutragen, welche derselbe auch noch im selbigen Jahre mit vielem Nutzen für den Staat und nochmehriger Erweiterung seiner eigenen Kenntnisse unternahm, wozu Schlesien, welches schon damals die Schule des Berg- und Hüttenwesens zu werden versprach, eine reiche Fundgrube darbot. Die Resultate dieser Reise hatten einen ähnlichen Auftrag im J. 1801 zur Folge, wo sich G. durch das Bergwerksministerium abermals veranlaßt sah, eine Bereisung der Sayn-Altenkirchischen Bergwerke zu unternehmen, nach deren Beendigung und geschehener Berichterstattung über die gesammelten Beobachtungen der Minister von Heinitz den König Friedrich Wilhelm III. veranlaßte, den Bergrath G. zum Oberbergrath zu ernennen, welche Ernennung am 9. März 1802 erfolgte. Auf dieser Stufe der Dienstehre angelangt, würde vielleicht so mancher Andere in seinem Streben erschlafft, auf die errungene Höhe stolz geworden sein; das Gegentheil von allem aber war bei G. der Fall; er blieb bescheiden und thätig und setzte gleich einem Anfänger seine Studien eifrig fort, uner-

müdet nach neuen Erfahrungen ringend, um sich zu einem immer höhern Punkte des Wissens aufzuschwingen. Jede Gnade seines Königs, jede Gunstbezeugung seiner Gönner war dem Redlichen ein stets neuer Sporn zu rastlosen Forschungen und wie schon früher in dem Minister von Heinitz, fand er daher auch jetzt in dem schon oben erwähnten Bergwerksminister Grafen von Reden, seinem nunmehrigen Chef, einen eifrigen Beförderer und Fürsprecher und erhielt auf dessen Empfehlung schon zu Anfang des Jahres 1806 die Direction des Magdeburg-Halberstädtischen Bergamts. Am 4. März desselben Jahres ward er zum geheimen Oberbergrath ernannt. Noch in demselben Jahre trat nun die unglücklichste Periode Preußens ein, wo Deutschland von französ. Heeren überschwemmt wurde, Preußen in die Hände des eroberungssüchtigen Siegers fiel und sich dem am 9. Juli 1807 zwischen Frankreich und Rußland geschlossenen Tilsiter Frieden anzuschließen genöthigt sah, durch welchen es zwar für den Augenblick Ruhe erlangte, aber einen großen Theil seiner reichsten Provinzen verlor, die in der Folge dem neuen Königreich Westphalen zugetheilt wurden. Auch Magdeburg und Halberstadt waren in die Hände des Siegers gefallen und mit ihnen trat auch G., der auf bessere Zeiten, auf endliche Befreiung hoffte und zum Nutzen seines Vaterlandes seinen Posten zu behaupten gedachte, in die Dienste des Feindes, wo seine Verdienste mit Anerkennung gelohnt und ihm die Organisation der nun westphälischen Bergbehörde übertragen wurde. Er wirkte daher auch in dieser Stellung für die Zukunft Preußens und dies zwar besonders in Betreff des jetzt niedersächsischen Bergdistrikts, der Rheinprovinzen u. s. w., deren innersten Organismus G. in jener Zeit auf das pünktlichste kennen lernte und später zum Nutzen seines Vaterlandes anwandte. Reicher an Erfahrung trat G. im J. 1810 in preußische Dienste wieder zurück. Während seiner Abwesenheit war eine neue Organisation des schlesischen Bergwesens, worauf Preußen jetzt fast allein beschränkt blieb, nöthig geworden und kurz vor Gerhards Rückkehr in das Vaterland die Direction derselben erledigt. G. wurde daher vom König sofort zum Chef des gesammten preußischen Berg- und Hüttenwesens ernannt, dessen Direktion er unter dem Titel eines Oberberghauptmanns mit der frühern Treue und Ergebenheit und zu der vollkommensten Zufriedenheit seines

Königs führte. So vergingen unter den unruhvollsten Ereignissen wieder 3 Jahre in rastloser Thätigkeit, in welchen G. seine vorzüglichste Aufmerksamkeit auf den oberschlesischen Bergbau richtete und dadurch die Fortdauer des dortigen Blei- und Kohlenbergbaues für lange Zeiten sicherte, welches eine um so dankbarere Anerkennung verdient, als die fortdauernden Kriegsunruhen jedem friedlichen Betrieb ungemeine Schwierigkeiten entgegensetzten. Da nahte das entscheidende Jahr 1813, eine neue gewaltige Kraft stieg aus dem blutig gedrängten Mutterboden der deutschen Erde empor; ein anderer, allmächtig das Ganze umschlingender Geist belebte die Seelen und der Aufgang einer neuen Morgenröthe nahte. G., der friedliche Diener des Staates, der ruhige, denkende Mann, stand auch hier keinem der thätigsten, im Gewühle der Schlacht gebildeten Männern nach, für ihn bedurfte es keiner gewaltsamen Anregung, in seinem Herzen trug er das Vaterland mit allen Banden der Liebe umschlossen. Jetzt erst konnte G. zeigen, wie treu er mit seiner ganzen Seele dem Vaterlande gehörte und mit Aufopferung seiner Gesundheit, mit einer beispiellos rastlosen Thätigkeit bot er alle seine Kräfte auf, die für die Fortsetzung des großen Befreiungskampfes nöthigen Kriegsbedürfnisse auf den königlichen Eisenhüttenwerken in nöthiger Menge herbeizuschaffen. Nach dem endlich blutig errungenen Frieden fand er sich für seine unermüdete Treue reichlich belohnt; alle Zweige des Berg- und Hüttenwesens blühten durch Vervollkommnung und Verbesserung, durch zweckmäßige Ausdehnung und Verbreitung und namentlich hatten sich nächst Oberschlesien der Siegener Stahl- und Eisensteinbergbau und der Saarbrücker Kohlenbergbau bedeutend gehoben. Der König ehrte G. zunächst durch die Verleihung des eisernen Kreuzes am w. Bande und am Tage seines 50jährigen Dienstjubiläums, am 10. Mai 1834, durch den rothen Adlerorden erster Klasse mit E. — Im Jahr 1833 besuchte G. Dresden, um dort seine wankende Gesundheit durch den Gebrauch des Struveschen Brunnens zu kräftigen, wo er und seine Gattin unter andern auch die Bekanntschaft des Bergmeisters Hübler und Hofrath Falkenstein machten, welche beide Männer noch jetzt die herzliche Gemüthlichkeit wie das gesellig heitere Wesen des wackeren Mannes preisen. Doch Geist und Körper hatten in den verhängnißvollen Jahren Deutschlands zu sehr gelitten, um einer länge-

ren Lebensdauer fähig zu sein und der oben genannte Tag endigte sein Leben. — Gerhard war Einer unter den Wenigen, die da, wo sich Viele mit Schande bedeckten, dem König und Vaterlande treu geblieben, Einer unter den Wenigen aus jener Zeit, die sich ein bleibendes Denkmal der Liebe und Dankbarkeit errungen haben. Ausgezeichnet von seinem König, hochgeschätzt von Allen, mit denen er in Geschäftsverbindung stand, wußte er durch seinen liebenswürdigen Charakter sich überall Freunde zu erwerben und zu erhalten und durch anspruchslose Bescheidenheit, welche ihn nie verlassen hat, durch Anerkennung des Verdienstes Anderer und durch ein wohlwollendes Gemüth die Anhänglichkeit und das Vertrauen derer zu fesseln, die im Geschäftsleben ihm untergeordnet waren.

Dresden. Heinrich Matthaey.

* 157. Johann Ludwig Möhring,

großherzogl. oldenburgischer geh. Hofrath zu Jever;
geb. d. 18. Febr. 1760, gestorben am 7. Juni 1835.

Ein Sohn des als Schriftsteller berühmten fürstlich anhalt-zerbstischen Hofraths und Leibarztes Dr. Paul Heinr. Möhring und Juliane, gebornen Dam aus Norden in Ostfriesland, ward er zu Jever geboren, besuchte die Schule zu Aurich und bezog 1778 die Universität Göttingen, um die Rechte zu studiren. Im Jahr 1781 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wurde nach angestellter Prüfung als Advocat zugelassen und prakticirte als solcher 18 Jahre, während welcher Zeit ihm das Prädicat eines fürstlichen Raths beigelegt wurde. Im Jahr 1799 übertrug die Fürstin Administratorin der Herrschaft Jever, ihm die Beamtenstelle zu Tettens, welche er bis zu der im J. 1811 erfolgten Einführung der französischen Gerichtsverfassung bekleidete. Während dieser Amtsführung und zwar, als nach der im J. 1806 erfolgten Occupation der Herrschaft Jever durch holländische Truppen, dem Departement Ostfriesland als Surrogat der noch nicht eingeführten holländischen Grundsteuern eine Contribution von 2 Millionen aufgelegt war und auch die Herrschaft Jever, als ein Theil dieses Departements, dazu contribuiren sollte, wurde er im J. 1808 nach Aurich berufen, um über die Vertheilung dieser Abgabe als Wahlmann (Kiezer) für die Herrschaft Jever mit noch 11 andern Wahlmännern aus den übri-

gen Theilen des Departements zu berathen. Bei Einführung der französischen Gerichtsverfassung im Jahre 1811 wurde er zuerst als Hülfsrichter (Juge suppléant) beim Tribunal zu Jever angestellt, allein schon im J. 1812 wurde er wirkliches Mitglied des Tribunals und fungirte auch als solches noch während der provisorischen Verwaltuug der Herrschaft Jever, nachdem im J. 1813 die Franzosen dieses Land verlassen und der Herzog von Oldenburg die Regierung desselben übernommen hatte. Als gegen den 1. Oct. 1814 die neue Organisation des Landes vorgenommen wurde, ernannte der Herzog ihn zum zweiten Landgerichtsassessor des neuerrichteten Landgerichts der Herrschaft Jever und am 9. November 1821, nach dem Abgange des ersten Assessors, zum Nachfolger desselben. Diese Stelle bekleidete er bis zum 28. August 1826, an welchem Tage er unter Beilegung des Prädicats eines Kanzleiraths zum vorsitzenden Mitgliede der neu angeordneten Consistorialdeputation und der Generalarmeninspektion zu Jever ernannt wurde. Da jedoch eine andere Organisation dieser Behörden nöthig gefunden wurde und sein herannahendes Alter ihm Ruhe wünschenswerth machte, wurde er am 24. Juli 1832 mit Beibehaltung seines Gehalts und dem Titel eines Justizraths in den Ruhestand versetzt. Diesen Titel veränderte am 3. Jan. 1834 der Großherzog von Oldenburg in den eines geheimen Hofraths; indeß schon am oben genannten Tage starb Möhring nach einem kurzen Krankenlager. — Er ist nicht verheirathet gewesen. — Als Advocat hatte er eine starke Praxis und seine Erholungsstunden widmete er seit 1782 der Erweiterung eines bei Jever belegenen Gehölzes, die Gotteskammer genannt, der Anpflanzung und Kultur veredelter Obstsorten und besonders der Verbesserung nach und nach angekaufter, in der Nähe der Stadt belegener Moorländereien, welche er durch unermüdeten Fleiß in die schönsten Fettweiden umwandelte und sie bis an seinen Tod in diesem Stande erhielt. Selbst noch in den letzten Jahren seines Lebens fuhr er mit diesem Ankauf und diesen Verbesserungen fort. — Ein großes Verdienst aber erwarb er sich um sein Vaterland durch die im Jahr 1794 zuerst aufgefaßte Idee zu der noch bestehenden Gesellschaft zur Versicherung der Gebäude in der Herrschaft Jever gegen Feuersgefahr. Er machte den ersten Entwurf zu den Statuten und erließ eine Einladung zur Unterschrift

desselben. Von dem verstorbenen Professor Hollmann in Jever unterstützt, führte er dann, nach Berathung mit den Subscribenten, den Entwurf aus, ließ die Statuten drucken und als mit dem 31. October 1794 diese Gesellschaft ins Leben getreten war, suchte er im Nov. 1795 die landesherrliche Genehmigung der Statuten nach, die jedoch erst am 10. Mai 1798 erfolgte. Auch die herzoglich oldenburgische Bestätigung der Statuten vom 10. Nov. 1819 ist durch ihn ausgewirkt. Zwar gestatteten seine Geschäfte ihm nicht, selbst die Direction der Gesellschaft zu übernehmen, aber er wurde zum Distriktsdeputirten gewählt und diese Stelle hat er bis an seinen Tod mit Eifer und Thätigkeit bekleidet. — Eine große Genauigkeit in seinen Arbeiten und die Sorge, irgend etwas dabei nicht gehörig zu beachten oder nicht bestimmt genug auszudrücken, erschwerten ihm seine Dienstgeschäfte um so mehr, als ihm überhaupt die Leichtigkeit des Ausdrucks abging und waren daher Ursache, daß man mit seinen Leistungen nicht immer so zufrieden war, als seine gute Absicht es verdient hätte. Hätte er weniger langsam gearbeitet, so würde bei seinem ausdauernden Fleiße er Außerordentliches geleistet haben, wogegen jetzt er fast unter der Last seiner Geschäfte erlag. — Daß das Schicksal die Freuden des häuslichen Lebens ihm versagt hatte, war nicht ohne Einfluß auf seinen Charakter geblieben, sowie auf seine Lebensweise, die in den letzten Jahren seines Lebens ihn immer mehr vom gesellschaftlichen Umgange absonderte.

158. Gottfried Benjamin Rothenburg,

Inspector des Curschschen Gestifts zu Frankfurt a. d. O.;

geb. den 5. Juni 1806, gest. den 9. Juni 1835 *).

R. war zu Friedrichshorst im Oderbruch geboren. Sein Vater war dort 26 Jahre lang Küster und Schullehrer und verwaltet jetzt dasselbe Amt, mit dem Titel eines Cantors, zu Trebitsch bei Driesen; seine Mutter ist eine geb. Spletstößer. Er zeigte schon in früher Jugend ein stilles, liebreiches und sinniges Wesen, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater und wurde in seinem 12. Jahre auf die Stadtschule nach Driesen gebracht. Den Religionsunterricht empfing er von dem Prediger Gensichen daselbst. Im J. 1821 bezog er das

*) Frankfurter patriot. Wochenblatt. 1835. Nr. 26.

Seminar zu Neuzelle. Hier zeichnete er sich bald durch regen Fleiß, durch rasche Fortschritte, durch strenge Sittlichkeit und durch ein gefälliges, zuvorkommendes Betragen aus. Bei seinem Abgange von dieser Anstalt, am 29. September 1823, erhielt er den Ruf als dritter Lehrer an die Schule zu Lebus und trat dieses Amt bereits im October desselben Jahres an. In kurzer Zeit war die sehr verwilderte Jugend wie umgewandelt, gewann die Schule und den Lehrer lieb und fügte sich willig der eingeführten Zucht und Ordnung. Aber schon im Januar 1824 versetzte ihn die Regierung als Lehrer nach Neuendorf bei Cüstrin, wo er auch nur ein Vierteljahr wirkte. Hierauf berief ihn der Generallieutenant v. d. Marwitz als Küster und Schullehrer nach Friedersdorf. Hier schuf er gar bald ein erfreuliches, regsames Leben in der Schule und erwarb sich das Wohlwollen seines Patrons in so ausgezeichnetem Grade, daß ihm derselbe auch den Unterricht seiner eigenen Kinder anvertraute. Am 15. Febr. 1825 verheirathete er sich mit Johanna, der Tochter des Predigers Richter zu Mallnow. Den Verlust eines lieben Kindes ertrug er mit christlicher Ergebung. Als die Lehrstelle in dem benachbarten Dolgelin erledigt wurde, versah er dieselbe neben der seinigen ein Vierteljahr lang mit rastloser Treue und Thätigkeit. Die Regierung versetzte ihn dahin, nachdem er drittehalb Jahre lang in Friedersdorf segensreich gewirkt hatte. In Dolgelin blieb er drei Jahre lang und setzte neben seinem Amte den ihm so lieb gewordenen Unterricht im v. d. Marwitzschen Hause fort. Während seines Lebens in Dolgelin verlor er abermals ein hoffnungsvolles Kind durch den Tod. Im Jahr 1830 gelang es den Directionen der Frankfurter Industrieschule und des Gurschschen Gestifts, den talentvollen und kenntnißreichen Mann für diese Anstalten zu gewinnen. Ein bescheidenes Mißtrauen in seine Kräfte ließ ihn lange zögern. Dann aber siegte seine Liebe zu dem hohen Beruf eines christlichen Erziehers für eine so zahlreiche hülfsbedürftige Jugend. Er trat sein Amt im April des genannten Jahres an und hat er es auch nur 5 Jahre lang verwaltet, so geschah es doch auf eine so erfreuliche und segensreiche Weise, daß sein Andenken dort immer in Ehren bleiben wird. Der Heimgegangene besaß ein großes pädagogisches Talent, durch die liebevolle, christliche Stimmung seines Gemüths und durch den hohen Ernst für die Bestimmung des Men-

schen auch auf die verwildertsten Kinder unwiderstehlich zu wirken. Es bedurfte keiner künstlichen, klug angelegten, rousseauscher Mittel, um die Trägen zum Fleiß, die Lügner zur Wahrhaftigkeit, die Leichtsinnigen zum Ernst und die Verstockten zur Buße zu führen. Seine Persönlichkeit war es, die einfach, naturgemäß und unbemerkt in den Kreis seines Lebens überging und sich die Neigungen der Kinder unterthan machte. Nur selten hatte er nöthig, zu positiven Strafen seine Zuflucht zu nehmen. Die Kinder erfuhren es bald, wie ein treues Vaterherz für sie sorgte, wie ihr Wohl die Aufgabe seines Lebens war. Störrige, widerspenstige und ausgeartete Kinder waren besonders der stete Gegenstand seiner unermüdlichen Sorge. Sie verscheuchten oft den Schlaf von seinem Lager und die Freude aus seinem Herzen. Mit diesem seltenen pädagogischen verband er auch ein ausgezeichnetes didaktisches Talent. Er wußte den Kindern das Lernen ungemein zu erleichtern, ihre Geisteskräfte regelmäßig zu beschäftigen, jeglichem Talent seine bestimmte Richtung zu geben, Begriffe leicht zu entwickeln, für den Gegenstand zu erwärmen und einen edlen Wetteifer zu erwecken. Auch hier waren (was so viele Lehrer verabsäumen, weil es das Schwerere ist) die Armen an Geist, die Schwachen und Kranken ein besonderer Gegenstand seiner Sorge. Daher die erfreulichen Fortschritte, welche die Kinder dieser Anstalt mit jedem Jahre machten. Aber er begnügte sich auch nicht mit seinen erlangten Kenntnissen, sondern schritt mit einem regen Geiste auf dem Wege der Bildung rastlos vorwärts. Jede neue Erscheinung auf dem Gebiete seiner Wissenschaft beobachtete, prüfte und versuchte er und fand er sie bewährt, so ruhte er nicht, bis er sie in seiner Schule heimisch gemacht hatte. So geschah es mit der Eckerförd'schen Lehr- und Disciplinarmethode, die er ohne Geräusch in jener Lehranstalt eingeführt und die ihren Nutzen vielfach bewährt hat. Der Grundton in dem Charakter R.'s war ächte Frömmigkeit. Er erkannte kein höheres Ziel seines Strebens und suchte keinen größeren Ruhm und Lohn, als den, ein christliches Erziehungshaus zu gründen. Seine Gesundheit hatte durch die Anstrengungen seines Amtes und durch die nächtlichen Studien sehr gelitten. Im Februar 1835 überfiel ihn die Grippe. Wie sehr auch diese seine geschwächte Gesundheit zerrüttete, so gestattete er sich doch keine Muße. Zu seiner Erholung unternahm er eine

Reise nach Eckerförde, allein vergebens: sein blasses Gesicht, sein gebeugtes Haupt, sein beschwerliches Athmen verriethen eine schnell wachsende Abnahme der Kräfte, bis er am oben genannten Tage unterlag. — Am 11. Juni ward er unter feierlicher Begleitung der Anstalten, denen er 5 Jahre lang mit aufopfernder Liebe und Treue vorgestanden, sämmtlicher städtischen Prediger und Schullehrer und einer großen Zahl seiner Verwandten und Freunde zur Erde bestattet. Am Grabe erwarteten ihn die Töchter der Lötherschen Schule, die sich seines Unterrichts seit 2 Jahren zu erfreuen hatten, um sein Grab mit Kränzen und Blumengewinden zu schmücken. Eine zahlreiche Trauerversammlung füllte den weiten Kirchhof, wo der Prediger Henzschel die Grabrede sprach.

* 159. Andreas Christopher Gudme,

schleswig-holsteinischer Landinspector zu Kiel;

geb. d. 1. Aug. 1779, gest. zu Wiesbaden den 10. Juni 1835.

Die kleine Stadt Arrbeskioping auf der schleswigschen Ostseeinsel Arrbe war Gudmes Geburtsort. Er widmete sich, nach vorhergegangener Schulbildung, auf der Universität den theologischen Studien und hatte es bereits so weit gebracht, daß er als ordinirter Candidat fungiren konnte. Da trat ein Umstand ein, den wir nicht näher anzugeben vermögen, der ihn nöthigte, die geistliche Laufbahn zu verlassen. Da er sich nun immer mit Vorliebe statistischen Arbeiten hingegeben hatte, so wurde er im Jahr 1806, also in einem Alter von 27 Jahren, zum schleswig-holsteinischen Landinspector ernannt und wohnte seitdem zu Kiel. Von nun an widmete er sich ganz seinen Lieblingsstudien und ward in der Folge thätiger Schriftsteller in seinem Fache. Er schrieb in deutscher Sprache, obgleich die dänische eigentlich seine Muttersprache war und diese auch hauptsächlich in den ersten Jahren sehr in seinem Style durchschimmerte. Obschon er einen ungemeinen Fleiß besaß und im Notizensammeln unermüdet war, so fehlte es ihm doch an ordnendem Geiste. Daher fand denn auch namentlich sein „Schleswig-Holstein" benanntes Werk, wovon 1833 der erste Theil erschien, viele Tadler, so daß der Verleger sich nicht dazu verstehen wollte, auch die übrigen Theile drucken zu lassen. Es kam zum Prozesse und die dabei nothwendig stattgehabten Ver-

zierte, war auch dem Manne eigen geblieben und Gerhard, der kaum sein 24. Jahr zurückgelegt hatte, ersuchte den Minister auf das angelegentlichste, ihm zu erlauben, diese Standeserhöhung nicht annehmen zu dürfen, da ältere und gedientere Männer sich dadurch nur gekränkt und zurückgesetzt sehen müßten. Man war erstaunt über diesen zu weit getriebenen Grad von Rechtlichkeit und Bescheidenheit, welche, war sie nicht berechnete Klugheit, den edelsten, sich selbst streng prüfenden und genau kennenden Mann verrieth. Und eine solche Klugheit war bei Gerhards übrigen Eigenschaften, seiner Einfachheit und wahren Herzensgüte durchaus nicht anzunehmen, nur aber in dieser allein lag der Grund einer so edelsinnigen Handlung, welche hundert andere Einfalt und Lächerlichkeit genannt haben würden. In den ehrendsten Ausdrücken und der vollkommensten nochmaligen Anerkennung seiner Dienstleistungen sowohl, als seiner edelmüthigen Handlungsweise, wurde dem Assessor Gerhard zwar für das öffentliche Leben in seinem Geschäftskreise die noch nie gehörte Bitte gewährt, doch blieb er stillschweigend Bergrath nach wie vor und dies Ereigniß trug vielleicht nur um so mehr zu seiner spätern noch höhern Auszeichnung bei. Auch wurde sein Wirkungskreis seiner stillgültigen Standeserhöhung angemessen und noch besonders dadurch um vieles erweitert, daß ihm, im unbegrenzten Vertrauen auf seine ausgezeichneten und viel umfassenden Erfahrungen, die Führung des Rothenburger Kupferschiefer-Bergbaues übertragen wurde, wodurch ihm dieserseits der Wirkungskreis und die Geschäfte eines Vice-Oberbergmeisters zufielen. Schon im nächstfolgenden Jahre, den 16. November 1793. ward G. zum wirklichen Oberbergmeister des Rothenburger Kupferschieferbergbaus ernannt, wodurch dieser ganz und ausschließlich seiner Führung überlassen wurde. Der Rothenburger Kupferschiefer-Bergbau war nun zu jener Zeit noch so unvollkommen und ungeregelt und in jeder Hinsicht durchaus mangelhaft und seine Ausbeute ungewiß, daß sich nicht ersehen ließ, wie lange überhaupt die Ergiebigkeit der Lager anhalten und in wie weit derselbe in finanzieller Hinsicht lohnen werde. Die mit den Kenntnissen Gerhards Hand in Hand gehende Liebe und Sorgfalt, womit er die Sache betrieb und der Eifer, nicht nur seinem Fürsten redlich zu dienen, sondern auch in jeder Hinsicht für die wissenschaftliche Fortdauer seines Namens bei der

u. Nebenstraßen in Schleswig u. Holstein radikal verbessert werden. Schleswig 1824. — Handbuch d. theoretischen u. prakt. Wasserbaukunst. 2 Thle.; der 2r in 2 Abtheilungen. Berlin 1826—29. Mit K. — Anweisung zur Anlegung einer Teichfischerei u. zur Fischzucht. Gekrönte Preisschrift. Mit 1 Steindr. Altona 1827. — Wie kann das Getreide sich auf dem Kornbehälter erhalten? In d. Neuen landwirthschaftl. Heften d. patriot. Gesellsch. H. 2. (1827). — Von d. Erziehungswesen. Im staatsb. Magazin. Bd. 10. H. 2. — Ueber die Mobilien-Gilden in Schleswig u. Holstein. Ebd. — Ueber technische Anstalten. Ebd. H. 3 u. 4. — Verein zur Unterstützung armer Kranken in ihren Wohnungen. Ebd. — Ueb. Strafhäuser. Ebd. — Schleswig-Holstein. Eine statistisch-geographisch-topographische Darstellung dieser Herzogthümer nach gedruckten u. ungedruckten Quellen. Erster Theil. Statistik beider Herzogthümer. Mit 26 Tabellen. Kiel 1833. — Es kann noch angeführt werden, daß G. in den Jahren 1829—31 mit königlicher Unterstützung eine wissenschaftliche Reise gemacht hat. —

Itzehoe. H. Schröder.

160. Dr. Wilh. Ad. Diesterweg,

ordentlicher Professor der Mathematik an der Rheinischen Friedrichs-Wilh.-Universität zu Bonn und Director der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission;

geb. zu Nassau-Siegen am 27. Nov. 1782, gest. den 13. Juni 1835 *)

Diesterweg betrat, nachdem er das theologische Fach, ungeachtet bleibender Vorliebe für dasselbe, verlassen, die akademische Laufbahn als Privat-Docent in Heidelberg, wurde darauf Professor am Lyceum in Mannheim und kam im Jahr 1819 als ordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät, für die mathematischen Wissenschaften, zur Universität nach Bonn. Seine ausgezeichnete Tüchtigkeit in der Mathematik, die Reinheit seiner Methode und die große Präcision seines Vortrags wird nicht nur im ehrenvollsten Andenken jener Universität bleiben, sondern auch durch seine Schriften den Kennern seines Fachs sich fortwährend bekunden. Die gewissenhafteste Treue in seinem Berufe ging bei ihm hervor aus einer schlichten, geraden, unerschütterlich festen Chri-

*) Preuß. Staatszeitung. 1835. Nr. 174.

stengesinnung und verband sich mit der theilnehmendsten Dienstfertigkeit für Hülfsbedürftige, für akademische und kirchliche Anstalten, für die Interessen der Studirenden und mit höchst anspruchsloser Treue und Hingebung für seine Freunde. Besonnen und verständig in seinem ganzen Wesen, in seiner schlichten Gottesfurcht ein Feind des Scheins und der Ueberspannung aller Art, wirkte er kräftig und treu in den wichtigsten Verhältnissen des Lebens und würde noch, wenn Gott ihm Heiterkeit und Gesundheit erhalten hätte, der Universität und mehreren ihren wichtigsten Anstalten die ersprießlichsten Dienste geleistet haben. — Seine Schriften sind: De methodo tractandi capita arithmeticae practicae. Heidelb. 1809. — Etwas über geometr. Analysis. Mannh. 1815. — Die Bücher des Apollonius v. Perga, de sectione determinata, wieder hergestellt v. H. Simson und die angehängten Bücher nach dem Latein. frei bearbeitet. Mainz 1822. — Trigonometr. Formeln. Bonn 1822. — Die Bücher des Apollonius von Perga, de inclinationibus, wiederhergest. von S. Horsley, nach d. Latein. frei bearbeitet. Berl. 1823. — Wisseler's Lehrb. der ebenen u. sphärisch. Trigonometrie, e. Leitfaden f. d. Unterricht. Bonn 1823. — Die Bücher d. Apollonius von Perga, de sectione rationis, nach d. Latein. des Edm. Halley, frei bearbeitet und mit e. Anh. versehen. — Berl. 1824. — An alle Christen, welche an d. 1000jähr. Reich Christi u. an d. Zeitrechnung desselben glauben od. nicht glauben. Düsseldorf u. Elberf. 1825. — Geometr. Aufgaben nach d. Methode d. Griechen bearbeitet. Berl. 1826. — Die Bücher des Apollonius v. Perga, de sectione spatii, wieder hergestellt. Elberf. 1827. — Beitr. rc. d. Lehre von d. positiven u. negativen Größen. Bonn 1831. — Zur geometr. Analysis. Vorwort, Lehrsätze, Aufgaben. Ebd. 1834.

* 161. Georg Adolph Heinr. Schlöffel,

Pfarrer u. Adjunktus zu Molschleben im Gothaischen;

geb. im J. 1784., gest. den 13. Juni 1835.

Unser Schlöffel war zu Kleinkeula — einem kleinen, zum gothaischen Amte Volkenrode gehörigen Dorfe — geboren, wo sein Vater, Johann Sebastian, mit seiner Mutter, Juliane, geb. Braun aus Waltershausen — eine Enkelin des verst. Superint. Braun — lebte. Er war der älteste von 3 Brüdern und 3 Schwestern, die

meistentheils vor ihm verstorben und von welchen letztern nur noch eine in Gotha verheirathet lebt. Kaum war er ein Jahr alt, als sein Vater als Schullehrer nach Langenheim — einem bei Waltershausen gelegenen Dorfe — versetzt wurde. Seinen ersten Schul- und musikalischen Unterricht erhielt er von seinem Vater selbst auf eine gründliche und zweckmäßige Art und nach vollendetem 11. Jahre brachte ihn derselbe auf die Schule zu Waltershausen, wo er einen gründlichen Unterricht in der lateinischen Sprache erhielt, so daß er in seinem 13. Jahre, im Oct. 1797, das Gymnasium zu Gotha besuchen konnte. Hier verweilte er 7 Jahre und genoß daselbst den Unterricht eines Kaltwasser, Schlichtegroll, Jacobs, Döring und Schulze, unter welchen er besonders die Verdienste, welche Jacobs und Schlichtegroll sich um ihn erworben hatten, rühmte. In dieser Periode traf ihn ein hartes Schicksal, indem im dritten Jahre seines Aufenthaltes auf der Schule seine Mutter starb. Sein Vater verheirathete sich indeß anderweit mit der dritten Tochter des Oberförsters Trautmann zu Finsterbergen und es schien, als ob diese dem Vorhaben des Vaters, seinen Sohn ferner dem Studiren zu widmen, entgegen sein wollte; allein der Vater unterstützte den Sohn, so viel er konnte, mit dem nöthigen Gelde und da unser Sch. zum Präfectus des Musikchors ernannt worden war und auch zu öffentlichen, ja sogar zu Hofconzerten verlangt wurde, so erwarb er sich dadurch so viel, daß er sich den nöthigen Unterhalt verschaffen und die nöthigen Bücher anschaffen konnte, ja er hatte sich 33 Thlr. erspart, um die akademischen Studien anzufangen. Im Monat October 1804 begab er sich auf die Universität Jena, um sich den theologischen und philologischen Wissenschaften zu widmen. In den ersten waren Griesbach, Schmidt, Gabler und Augusti seine Lehrer und in den letztern Eichstädt, von welchem er auch als ordentliches Mitglied in die lateinische Gesellschaft aufgenommen wurde. In dieser glücklichen Lage wurde er auf eine empfindliche Art gestört; denn nach der am 14. October 1806 bei Jena vorgefallenen bekannten Schlacht wurden ihm von den französischen Soldaten seine Kleider, Bücher und alle seine übrigen Habseligkeiten geraubt und er war im Begriff, den theologischen Studien zu entsagen und Jena zu verlassen, wenn ihn nicht sein Gönner, der geheime Kirchenrath Griesbach,

davon abgehalten und gerathen hätte, eine Abhandlung über einen theologischen Gegenstand auszuarbeiten. Er that dies und da diese Arbeit den Beifall der theologischen Fakultät erhielt, so wurde ihm von dem Oberconsistorium zu Weimar ein Stipendium von jährlich 100 Thlrn. ertheilt. Da Schlöffel bei Ertheilung dieses Stipendiums dem weimarischen Consistorium eidlich hatte versprechen müssen, ein akademisches Lehramt anzunehmen, so widmete er sich den höheren theologischen Wissenschaften, um unter ungünstigen Umständen ein akademisches Lehramt übernehmen zu können. Allein, auf Griesbachs Anrathen, welcher ihm stets väterlich zugethan war, verließ er, da in Jena zu jener Zeit keine Aussicht war, auf einige Jahre Jena, ließ sich in Gotha examiniren und wurde im März 1808 unter die Zahl der Candidaten aufgenommen. Hierauf wurde er Hauslehrer bei dem Freiherrn von Helldorf und als seine Zöglinge nach 4 Jahren auf das Gymnasium zu Gotha abgingen und er noch keine Aussicht zu einem Pfarramte hatte, wurde er Hofmeister bei dem Grafen von Keller zu Stedten*) unweit Erfurt und unterrichtete über 4 Jahre dessen Kinder. Hierauf wurde ihm das Pfarramt zu Osthausen — einem zum Amte Cranichfeld gehörigen Dorfe — übertragen, welches er auch annahm und das sogenannte Examen rigorosum mit Beifall überstand. Ehe er jedoch dieses sein Amt antrat, hatte sich der Graf von Keller für unsern Schlöffel bei dem Oberconsistorium zu Gotha verwendet und gebeten, daß ihm das damals vakante Pfarramt zu Gamstedt — einem an der Erfurter Straße gelegenen Dorfe — anvertraut würde. Am 4. Februar 1816 hielt er in Gamstedt seine Probepredigt und sollte an diesem Tage der Gemeinde durch den Generalsuperintendenten Löffler und den Hofrath und Amtmann Perrin**) der Gemeinde vorgestellt werden. Bei dieser Handlung trat nun das bekannte traurige Ereigniß ein, daß der Generalsuperintendent Löffler plötzlich vom Schlage gerührt wurde und daselbst sein Leben endigte. Sch.'s erste, aber traurige Amtsverrichtung an diesem Ort war also, daß er diesem verehrten Manne die Grabrede zu halten hatte, die auf Zureden der Schwiegersöhne des Verstorbenen, des Archidiaconus Hey und Prof. Uckert, im Druck erschienen

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 6. Jahrg. S. 448.
**) — — — — 5. — — 989.

ist. Er wurde nun bald hernach, am 18. Februar 1816, von dem verst. Archidiaconus Schmidt *) und den andern Stadtgeistlichen zum Predigtamte ordinirt. Von den Einwohnern wurde er mit aufrichtiger Freude und Liebe aufgenommen, die sie ihm auf mancherlei Art bezeugten und sein glückliches, ruhiges Leben daselbst trübte nur der Tod seines Vaters, der 1818 starb. Drei Jahre lang lebte er in Gamstedt unverheirathet und erst im Jahr 1819 verehelichte er sich mit der zweiten Tochter des verst. Rudolstädter Raths Christian Friedrich Spieß, Ernestine Louise Friederike. Im Jahr 1820 wurde ihm ohne sein Nachsuchen das Pfarramt zu Altenbergen und Finsterbergen angetragen, das er am Neujahrstage 1820 antrat. Während seines Aufenthaltes in Altenbergen gebar ihm seine Gattin fünf Söhne, die noch am Leben sind. Jedoch betraf ihn auch hier manch' hartes häusliches Leiden, namentlich durch die langwierige Krankheit seiner Gattin. Sechs Jahre lang genoß unser Schlöffel in diesem Amte, das oft wegen der vielen Arbeiten und Wege auf das Filial, besonders bei schlechter Witterung, beschwerlich war und viele Kräfte erforderte, die beste Gesundheit und war niemals krank; aber nach dieser Zeit merkte er doch, daß seine Körperkräfte abnahmen und er hatte manche heftige Krankheit zu überstehen. Dieses bewog ihn, um ein anderes weniger lästiges Pfarramt zu bitten, worauf ihn sein Fürst zum Pfarramte nach Molschleben berief und ihm als Adjunktus die Ephorie anvertraute. Diese Aemter trat er am 11. August 1833 an und verwaltete sie mit Eifer und ausgezeichneter Pflichttreue. Leider fing er nach einem Jahre zu kränkeln an; er erlitt mehrere apoplektische Anfälle, wozu endlich ein anhaltendes Fieber kam, dem er nach vierwöchentlichem Krankenlager am oben genannten Tage unterlag. Sch. war von robustem Körperbau und sein Aeußeres hatte einen gewissen empfehlenden Ausdruck. Seine Vorträge waren ohne rednerischen Schmuck, aber populär und belehrend und gegen die ihm untergebenen Prediger und Schullehrer war er human, so fern sie ihre Pflicht erfüllten. Eine Wittwe und 5 Kinder beweinen seinen Tod.

Ch. Credner.

*) Dessen Biographie s. N. Nekrol. 4. Jahrg. S. 1069.

162. Wilhelm Gottfried Brescius,

resign. Bürgermeister zu Kamenz (Oberlausitz);

geb. d. 22. Dec. 1758, gest. am 15. Juni 1835 *).

Brescius wurde zu Budissin seinem Vater Karl Ehrenfried Brescius, kurfürstl. sächs. Kommissionsrath und Oberpostmeister daselbst, von dessen Gattin, einer geb. Pöpelmann, geboren, erhielt im väterlichen Hause seine erste Jugendbildung, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1778 die Wittenberger Hochschule, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete. Nach vollendeten Studien wurde er in die Zahl der Oberlausitzer O. A. Advocaten aufgenommen, erhielt 1784 eine Senatorstelle in Kamenz, wurde daselbst 1791 Stadtrichter und endlich 1801 Bürgermeister. Im J. 1794 verehelichte er sich mit Joh. Henr. Marthe, einzigen Tochter des Bürgermeisters Dr. Karl Gottlob Compaß, aus welcher Ehe vier Söhne, Karl v. Brescius auf Hennersdorf mit Gölenau, Heinrich v. Brescius auf Söbrichen, Eduard v. Brescius, Kauf- und Handelsherr zu Dresden und Moritz v. Brescius, Beisitzer zu Budissin, sich noch am Leben befinden. Ihm und seiner hinterlassenen Gattin wurde das Glück, aus der Ehe ihres zweiten Sohnes neun und aus der ehel. Verbindung des Kaufmanns einen Enkel zu erblicken. Durch sein einnehmendes gefälliges Betragen leistete er in dem letzten französisch-preussisch-russischen Kriege der Stadt wesentliche Dienste, mußte jedoch bei den im J. 1817 wegen des Lyceum entstandenen Zerwürfnissen so manches Unangenehme erfahren, worüber ihn nur sein besseres Bewußtsein zu beruhigen vermochte. Sein ganzes Leben hindurch genoß der Verewigte eine dauerhafte, feste Gesundheit, welche nur seit ungefähr zwei Jahren zu wanken begann. Er war ein vorzüglich gewandter Mann, der seinen Körper in der Gymnastik ungemein ausgebildet und ganz in der Gewalt hatte, welches ihm denn einen schönen Anstand verlieh und ihn zu einem angenehmen Gesellschafter machte. — Abends am 17. Juni wurde seine entseelte Körperhülle nach Budissin geschafft um — seinem Willen gemäß — in der Gruft neben seinen Lieben zu ruhen.

G.

---

*) Neues Lausitzisches Magaz. 3. Hft. 1835.

* 163. D. Johann Baptist Hergenröther,

Pfarrer zu Bamberg;

geboren den 14. Febr. 1780, gestorben den 15. Juni 1835.

Hergenröther wurde zu Bischofsheim vor der Rhön von katholischen Eltern geboren. Sein Vater war ein Schuhmacher und hatte eine sehr zahlreiche Familie zu ernähren, seine Mutter, Elisabeth, lebt noch. Hergenröther genoß eine einfache, aber ächt christliche Erziehung. Im 6. Jahre schickte ihn sein Vater in die Elementarschule, worin er bald als talentvoller, fleißiger Schüler die Aufmerksamkeit seines Lehrers, des Rectors Seiffert, auf sich zog. Dieser suchte den Vater zu bereden, seinen Sohn in den schönen Wissenschaften unterrichten zu lassen, wozu jedoch der Vater erst nach langem Weigern die Einwilligung gab. Nachdem er beim Rector Seiffert ein Jahr Unterricht gehabt, unterzog er sich im 12. Lebensjahre einem Examen und ward in Würzburg in die sogenannte erste Schule und als Zögling in das Institut des Fürstbischofs Julius aufgenommen. Die Gymnasial- und höheren Studien machte er mit ausgezeichneten Fortschritten durch, so daß ihm oft das Primat zu Theil ward. Von da hinweg ward er im 19. Lebensjahre ins Klerikalseminar aufgenommen, worin er 3 Jahre zubrachte und im J. 1805 als Kaplan in seine Vaterstadt Bischofsheim versetzt wurde, welches Amt er bis zum Jahr 1806 verwaltete, wo er dann in gleicher Eigenschaft nach Ettleben, Landgerichts Werneck, kam. Dort blieb er 10 Jahre und lag eifrig dem Studium ob; auch wurde er von da aus im J. 1811 als Missionär nach Arnstein geschickt. Zu seiner Erholung dienten ihm Schnitz- und Stroharbeiten, worin er Geschicklichkeit und Geschmack besaß. Er war auch ein großer Freund der Landwirthschaft, besonders der Garten- und Blumenkultur; auch fand er an Musik eine große Freude und übte sie selbst aus. Zu Ende des Jahrs 1815 bekam er die Curatie Rottenbaur. Einen Ruf als königl. Professor an das Gymnasium zu Würzburg nahm er nicht an; wohl aber war ihm der im Jahr 1818 vom 6. Mai erfolgte Ruf des Königs von Baiern *) als Director an das Schullehrerseminar zu Würzburg willkommen. Wie er an diesem Posten

---

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 3. Jahrg. S. 908.

gewirkt, davon zeugen die Schulen des ganzen Untermainkreises, da nur wenige der jetzt angestellten Lehrer seinen Unterricht nicht genossen haben; davon zeugt auch sein Werk: „Erziehungslehre im Geiste des Christenthums.“ In jener Zeit erschien auch von ihm ein Werkchen über die Obstbaumzucht. — Im Jahr 1818 promovirte er als Doctor der Philosophie und war während der Zeit Mitglied des landwirthschaftlichen Vereins für Baiern, Mitglied des Vereins zur Verbesserung der Künste und Gewerbe und noch anderer Gesellschaften Mitglied geworden. Im October 1832 ward er vermöge königlicher Bestimmung plötzlich und unvermuthet quiescirt; allein schon im December d. J. kam ihm das Dekret zu, worin er zum Pfarrer zu Bamberg ernannt wurde. Im März 1833 bezog er seine Pfarrei, hatte aber anfangs mit vielen mißlichen Verhältnissen zu kämpfen und kaum daß er zur Ruhe gekommen und sich dem Studium wieder widmen wollte, raffte ihn der Tod am oben genannten Tage dahin. — Jedermann, der ihn kannte, bedauerte ihn; einfach, aber durch zahllose Theilnahme dennoch glänzend war sein Leichenbegängniß. Ein einfaches Monument deckt seine Asche. — Sein Körperbau war stark, seine Gestalt erhaben und Ehrfurcht und Liebe einflößend. Der Hauptzug seines Charakters war Gradheit und Wahrheitsliebe, was oft dazu beitrug, daß er verkannt, ja verläumdet wurde. Wer einmal gelogen hatte, fand in der Folge sehr schwer Gehör bei ihm. Seine Rede war einfach, kurz und eindringend. Im gesellschaftlichen Umgange war er munter und bei Allen beliebt. Seinen Schülern war er ein Vater und darum liebten und ehrten sie ihn wie einen Vater. Ein anderer schöner Zug an ihm war Güte. Kein Bettler ging von ihm unbeschenkt, nur junge, kräftige, arbeitsscheue Leute wies er immer ab. Seine Familie, vorzüglich seine Mutter, unterstützte er bis zu seinem Tode.

* 164. Dr. Johann Friedrich Mühlenfeld,

Kreis- und Stadtphysikus zu Lippstadt (Westphalen);

geb. d. 21. Nov. 1780, gestorben am 17. Juni 1835.

Mühlenfeld war zu Blotho in der Grafschaft Ravensberg geboren und der zweite Sohn des dort verstorbenen Kaufmanns Otto Mühlenfeld. Schon als Knabe bewies er, nach dem Zeugnisse seines noch lebenden ersten Lehrers, [illegible] Predigers Schliepstein in Lipp-

stadt, eine ausgezeichnete Anlage zum Auffassen und Darstellen des ihm Mitgetheilten und ein hervorstechendes Talent, das selbst Wahrgenommene in lebendig klarer Darstellung wiederzugeben. Der dem achtjährigen Knaben schon eigene Wissensdrang erregte auch den Wunsch in ihm, dem wissenschaftlichen und Sprachunterrichte beiwohnen zu dürfen, welcher in einer, von einigen Kaufleuten des Orts errichteten Anstalt den Söhnen jener vom 11. Jahre an ertheilt ward. Die immer erneuerten Bitten des Knaben bewirkten die Ausnahme von der Regel: er ward zu dem Unterrichte zugelassen und eiferte bald mit seinen ältern Mitschülern. Im September 1796 schickte ihn der Vater auf das Gymnasium in Bielefeld, wo er bald zu den Ausgezeichnetsten der Anstalt gehörte und die Liebe und Aufmerksamkeit der Lehrer gewann. Nach einem dreijährigen Besuche des Gymnasiums begann er, mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet und den besten Zeugnissen geschmückt, die akademische Laufbahn. Zuerst bezog er die Universität Göttingen, wo er zwei Jahre verweilte, dann besuchte er Halle, wo er sich in dem ersten Jahre die Doctorwürde erwarb. Vom Herbst 1802 bis Ostern 1803 verweilte Mühlenfeld in Berlin, unterwarf sich dort der Staatsprüfung und kehrte dann, durch ausgezeichnete Zeugnisse ferner empfohlen, in seine Heimath zurück. — Seine gediegene wissenschaftliche Bildung, sein lebendiges Interesse für alles Schöne, Gute und Große lieferte den treuesten Beweis von eifriger Benutzung seiner akademischen Laufbahn. Sein reges Freundschaftsgefühl, sein Geselligkeitstrieb, sein lebhaftes, von Witz und Laune sprühendes Naturell hatte in jener Zeit und Bahn wahren Anklang und Aufschwung gefunden, daher er ihr mit einer bis zum Grabe treu gebliebenen Begeisterung anhing. — Sein gutes Gedächtniß hatte alle interessanten Ereignisse aus jener Zeit bewahrt, seine eigenthümliche Darstellungsgabe verstand diese auf die anziehendste Weise zu gruppiren, so daß selbst denen, die im nähern Umgang zu ihm standen, die Wiederholung derselben Scene immer als neu und interessant erscheinen mußte. — Die größte Eigenthümlichkeit seines Vortrags bestand in einem seltenen Verschmelzen des Populären mit Witz, Laune und Geist und in der Kraft, diese selbst über alltägliche Gegenstände zu ergießen. Deshalb war er auch der immer gesuchte, angenehme Gesellschafter, für die feinern und höhern Zirkel sowohl,

als er es sonst für seine Mitstudirende gewesen war; er war aber so recht eigentlich auch der Mann des Volks und weil seiner Seele jeder Hochmuth fremd war, der wahre Freund des Bürgerstandes und Landmannes, die ihn ganz besonders verehrten und so lange einer dieses Standes, der mit ihm in nähere Berührung kam, noch lebt, wird der Name Mühlenfeld nicht ohne irgend einen bezeichnenden ehrenden Zusatz genannt werden. Ueber die Art, wie Mühlenfeld seit Pfingsten 1803 dem hochwichtigen, schweren Berufe eines praktischen Arztes in Lippstadt zu genügen strebte, wie er diesen Beruf wirklich ausfüllte, darüber liegt uns eine solche Reihe von Thatsachen vor, daß wir uns auf ein zu weites, wenn auch höchst interessantes Feld begeben würden, indem wir auch nur seine ausgezeichnetsten Leistungen und Kuren hier mittheilten. Besonders charakteristisch war Mühlenfelds Krankenexamen und die ganz verschiedene Art der Behandlung seiner Patienten. In beiden trat der praktische Psychologe neben dem tiefdringenden Arzte auf eine wirklich glänzende Weise hervor. Hierbei hatte der Verewigte auch die eigenthümliche Gabe, manchen Patienten, ohne alle Medicin, so recht eigentlich wieder gesund zu reden; denn sein psychologischer Blick hatte die Individualität bald durchschaut und seine reife Erfahrung pflegte den Sitz des Uebels nicht lange vergebens zu suchen. Als großer Gegner alles Probirens pflegte er nicht selten den Patienten, die an einem tief liegenden, schwer erkenntlichen Uebel litten, in den ersten Tagen seiner Berufung nichts zu verschreiben, vielmehr sich nur auf Beobachtung, die er in verschiedenen Stunden des Tages und Abends fortsetzte, zu beschränken, die ihm nöthig scheinende Diät zu empfehlen, oder auch vorläufig den Kranken bei seiner bisherigen Gewohnheit zu lassen, dabei sich aber so lange mit ihm über seine Krankheit zu unterhalten, bis er mit deren Sitz sicher im Reinen zu sein glaubte. Dann erst entschloß er sich zu der Versuchskur, die er mit seltener Aufmerksamkeit beobachtete. Den schweren Kranken widmete M., ohne Unterschied des Standes und Alters die allergrößte Aufmerksamkeit mit der unbedingtesten Selbstverleugnung. Ob er in dieser Art seiner Pflichterfüllung bei einem mehr verlangenden, aber weniger leidenden, nicht gefährlichen Kranken anstoßen möchte, der seinen Besuch vielleicht länger entbehrte, als er erwartet oder verlangt hatte, konnte den gewissenhaften Mann

nicht anders bestimmen. Er verstand daher auch mit großer Ruhe und Bestimmtheit alle dergleichen unbillige Anforderungen abzulehnen und fand sich demnach fast nie in dem Falle, daß ein solcher Patient sich nach einem andern zuvorkommenderen Arzte umsah, welches er jedoch eben so wenig, wenn es geschah, irgend übel nahm, vielmehr, wenn er ein anderesmal wieder zu demselben Individuum berufen ward, sich ebenso unbefangen wieder einfand. — Wer neben dem scharfblickenden den tieffühlenden Arzt in dem Verewigten erkannt hatte, der kann sich ein treues Bild davon machen, wie sehr Mühlenfeld bei den schweren Leiden seiner Mitmenschen, die seine Hülfe in Anspruch nahmen, immer der Mitleidende war, besonders wenn er nicht so rasch, als gehofft, hatte helfen können, oder wenn gar die Krankheit der Kunst unübersteigliche Hindernisse in den Weg setzte. Dieser Scharfblick, mit einem solchen Gemüthe, bildeten vereint den großen Kinderarzt, in dessen schwierigem Wirkungskreise der Verewigte Außerordentliches leistete. — Wie sehr Mühlenfeld von der Wichtigkeit des ärztlichen Berufs überzeugt und welcher hoher Grad der Uneigennützigkeit seinem Charakter eigen war, geht aus der Betrübniß hervor, die er dem Verfasser dieses und seinen Vertrauten im engsten Kreise öfter aussprach: daß er sich nicht in einer Lage befände, um seinen Mitmenschen in einem der größten der Lebensgüter ohne alle Entschädigung hülfreich beistehen zu können; das Geld entweihe hier die Kunst und zersplittere das Verdienst. — Hiernach ist es denn auch sehr erklärlich, daß des Verewigten hoher Grad von Uneigennützigkeit öfter gemißbraucht worden sein soll; denn ähnliche ist den wenigsten Menschen eigen. Auch sein Widerwille gegen Annotationen über seine ärztlichen Leistungen und Ausschreiben von ärztlichen Rechnungen ist hieraus erklärlich und wenn er dieses in spätern Jahren einer der Töchter gestattete, so hatte sie mit dem sonst liebevollen Vater keinen leichten Stand, weil er seine Angaben ungern machte und die Arbeit nie rasch genug beseitigt erhielt. Dieser Widerwille gegen das Selbstausschreiben von ärztlichen Rechnungen verwickelte ihn einmal durch die, wie wir glauben wollen, Unkunde eines sich dazu veranlassenden Dritten in eine unangenehme Verlegenheit mit der Behörde, welche sein sehr reizbares Ehrgefühl, bei dem hohen Grade seiner Uneigennützigkeit, nie wieder verschmerzen konnte;

er tadelte sich bitter, unterschrieben, ohne geprüft zu haben und konnte nicht vergessen, daß eine Rechnung unter dem Namen Mühlenfeld zu hohe Sätze enthalten, nicht vergeben, daß man ihn so wenig gekannt hätte, um zu glauben, daß er einen Pfennig mehr hätte verlangen können und wollen, als ihm gebührt hätte. Kam er noch in seiner letzten Lebensperiode auf diesen Punkt durch irgend einen Zufall zurück, so war die volle Kraft freundschaftlicher Beredtsamkeit nöthig, um ihn mit sich selbst und der Welt wieder in Harmonie zu bringen, besonders bei dem Zustande seiner Krankheit, welche die edleren Theile ergriffen und die Reizbarkeit im höchsten Grade gesteigert hatte. — In den Hütten der Armen war er nicht blos der helfende Arzt, sondern auch der menschenfreundlichste Wohlthäter; hatte er seine Mittel erschöpft, so nahm er für jene *bemittelte Menschenfreunde* in Anspruch. — In seinem *Wirkungskreise* als Physikus, worin der Arzt und *Beamte gleichzeitig* in Anspruch genommen ward, erfüllte er *die Pflichten des* ersten auf die ausgezeichnetste Weise, wogegen er die Correspondenz des letztern, wenn ihm die Gegenstände unerheblich schienen, leicht vernachlässigen konnte. Dagegen behandelte er aber die wichtigeren mit der ihm eigenen Gediegenheit, so daß ihm auch die Anerkennung und humane Rücksicht der vorgesetzten Behörde nicht fehlen konnte. Schade, daß dieser Geist in den ihm vom Schicksal angewiesenen Berührungspunkten die rechte Sphäre nicht fand, denn es fehlte ihm oft nur zu sehr der wissenschaftlich geistige Anklang; er mußte sich gewöhnlich nur zu sehr herunterstimmen, ohne wieder heraufgezogen zu werden, mußte zu oft spenden, ohne zurückzuempfangen. Er war zu sehr Mann des Berufs, um über diese Lücke zu klagen, sie trat aber dennoch um so sichtbarer hervor, wenn er bisweilen den entbehrten geistigen Anklang wiederfand, wo er sich dann so ganz aus Geistes- und Herzensfülle ergoß und eben so begierig wieder einsog. — Im engsten Familienkreise erschien uns der Verewigte als liebevoller, theilnehmender Mann, Vater und Freund. Dagegen war aber die Sorge für des Hauses Bedürfniß mit seinem gastfreien, liebevollen und kosmopolitischen Geiste nicht zu vereinigen. Zur Selbsterziehung seiner Kinder vergönnte ihm der Beruf zu wenig Zeit und gab dagegen zu viele Gelegenheit, ihn aufzuregen und abzuspannen, daher im Hause alles Ungemüthliche beseitigt werden mußte, wenn

des Vaters bewegliches Gemüth nicht zu unruhig und aufgeregt werden sollte. Dennoch aber verweilt der Liebe Gedächtniß auch um ihn, den Hausvater und Erzieher. In der ganzen Fülle eines liebevollen Gemüths erschien er darin. Seine Gattin war ihm sehr werth und die Kinder waren seine Lust; jedem bei passender Gelegenheit eine unerwartete Freude machen zu können, ihre natürlichen Anlagen und Fortschritte zu beobachten, gewährte ihm große Wonne und in dem Ausstreuen von Lichtfunken regte er an und auf, während er das Schulgerechte der verständigen Frau und Mutter nebst den Lehrern überließ. Seine noch lebende Gattin hatte er in Lippstadt kennen gelernt und verband sich mit ihr im Jahre 1807; sie ist die Tochter des dort verstorbenen Oberkammerraths und Bürgermeisters Schmitz, der nicht nur der Stadt große Dienste leistete, sondern auch in der Provinz als ein tüchtiger Beamte bekannt war und besonders dem regierenden fürstl. Lippe-Detmoldschen Hause seltene Proben von Aufopferung und Beamtentreue an den Tag gelegt hat, deren nähere Ausführung zarte Rücksicht verbietet. Mühlenfeld war Vater von 5 Kindern; ihn überlebte die Gattin mit 4 Kindern. Sein ältester Sohn starb im J. 1834 als Schiffskapitän, wodurch die schon geschwächte Gesundheit unsres M. den Hauptstoß erlitt. Seine Wonne und letzte Lebensfreude war sein Enkel, das Söhnchen seiner erstgebornen, mit dem Domänenrath D. Geßner in zweiter Ehe verbundenen Tochter. — Des Verewigten letzte Lebensjahre zeigten so zu sagen einen Geist ohne Körper; denn wer diesen abgemagerten, jedem ein Bild des Mitleidens darbietenden Körper betrachtete und darin bald diesen klaren durchdringenden Geist erspähete, der konnte sich des Gedankens nicht erwehren: daß er mehr schon dem Jenseits als Diesseits angehöre! — Das Vertrauen der Menschen, welche die Vorsehung in seinen nächsten Kreis gestellt hatte, verblieb ihm aber bis zu seinem Ende im vollsten Maße, so daß ohne Mühlenfelds Rath, selbst wenn er diesen den Leidenden nicht selbst ertheilen konnte, keiner einen Stellvertreter gelten lassen mochte, sobald als der Krankheitszustand dem Patienten oder seinen Angehörigen nur irgend bedenklich schien. Deshalb war auch des Verewigten Krankenstube ein gewöhnlich besetztes Besuchszimmer und sobald als er nur reden und die Hand bewegen konnte, vergaß er alle seine Leiden und ertheilte den Besuchenden den ge-

wünschten Rath und freundlichen Trost, während er im Bette die Recepte selbst schrieb. — Seinen eigenen körperlichen Zustand kannte und beurtheilte er mit solcher Klarheit und vertraute diesen seinen Freunden, besonders seinem vorgedachten Schwiegersohne, mit welchem er in einem innigen Freundschaftsverhältnisse stand. Am 15. Juni 1835 erhielten der Schwiegersohn und die Tochter die traurige Botschaft, daß der Vater einen erneuerten Anfall eines Blutsturzes erhalten hätte. Der Schwiegersohn eilte in der Frühe des 16. gen. M. und J. zu ihm und fand unsern M., auf den sein Erscheinen einen sichtbar freudigen Eindruck machte, ganz entkräftet, aber doch mit einem klaren, heitern Blicke, in einer sitzenden Lage im Bette. Nachdem der Schwiegersohn, der noch einige Hoffnung auf die Möglichkeit der Erhaltung M.'s gesetzt hatte und ihm diese freudig ausdrückte, Abschied genommen und recht baldige Rückkehr zugesichert hatte, sagte dieser zu seinem Schwager: „Schmitz, ich konnte Geßner nicht so sehr betrüben, daß ich ihm hätte aussprechen können, wir würden uns disseits nicht wiedersehen; morgen Mittag habe ich überstanden, du magst die Meinigen darauf vorbereiten!" — Der Verewigte hatte wahr gesagt; er verschied zur selbigen Stunde und seine Asche ruht in Ehren zwischen den Gräbern seiner Mitbürger, während sein Geist die uns unbekannten Räume der Verklärten mißt und in Liebe auf uns herabblickt! — Seine hinterlassenen zeitlichen Güter sind, wegen seiner großen Uneigennützigkeit, unbedeutend und sichern die Wittwe nicht gegen Nahrungssorgen, zumal, da die Erziehung des jüngsten erst vierzehnjährigen Sohnes noch schwer erschwingliche Mittel in Anspruch nehmen wird und der Staat bis jetzt der in der Wittwenkasse nicht versicherten Wittwe keine Unterstützung gewährte. —

165. Carl Wilhelm Rose,

der Medicin und Chirurgie Jubeldoctor, geh. Legationsrath und Mitglied der meisten gelehrten Gesellschaften und Academien in Deutschland und Schweden, zu Köln;

geb. im J. 1753, gest. am 22. Juni 1835 *).

Er war in Braunschweig geboren, studirte die Medicin in Helmstädt unter Beireis und Crell, 1774—1775,

*) Nach der Kölner Ztg. 5. Juli 1835.

dann in Straßburg unter den berühmten Lehrern Joh. Friedrich Lobstein und Joh. Reimbold Spielmann und besuchte dann im J. 1779 die medic. praktische Schule in Wien unter Max Stoll. Hier zeichnete sich Rose so vortheilhaft aus, daß er bald die Aufmerksamkeit und Liebe seines Lehrers gewann. Er war einer der wenigen auserlesenen Schüler Stoll's, welche die göttliche Lehre ihres großen Meisters, besonders jene von dem wichtigen Einflusse der Jahres- und stationären Constitution auf die Krankheiten der Menschen, Thiere und Pflanzen richtig auffaßten und verstanden. Stoll erwähnt seiner ehrenvoll in seinem berühmten Tagebuch der klin. Schule, bei Gelegenheit der Erzählung einer merkwürdigen Krankheitsgeschichte und Heilung eines wüthenden Fieberkranken *) Nachdem Rose sich in dieser Schule ächt praktischer Medicin zu einem ganzen und constitutionellen Arzte gebildet hatte, ließ er sich als solcher in Augsburg nieder, wo er bald die Stelle eines Physikus an dem St. Martins-Hospital erhielt und durch mehrere vortreffliche, im Stoll'schen Geiste verfaßte, medicinische Schriften sich der gelehrten Welt rühmlichst bekannt machte. Er lebte hier in großer Achtung und in einem ausgedehnten Wirkungskreise, auswärts aber in einem angenehmen literarischen Bunde mit einigen Universitäts-Busenfreunden, dem zu früh (1792) verstorbenen Dr. Witwer in Nürnberg und den beiden Brüdern Schäfer **) in Regensburg, J. C. G. Schäfer, fürstl. Thurn und Taxischem Leibarzt ***) († 1826) und J. U. G. Schäfer fürstl. Oetting-Wallerstein'schem Leibarzt. Doch sein noch so glänzender Aufenthalt in Augsburg dauerte nicht lange; er heirathete eine reiche Wittwe aus Elberfeld, Wilhelmine Reimbold, geborne Honsburg und zog mit dieser nach ihrem Wohnorte. Hier übte er einige Jahre noch als hochgeachteter und in der Stadt und Umgegend berühmter Arzt die Medicin aus; entsagte ihr dann, nicht ohne Abneigung gegen die gewöhnlichen Alltagsärzte und ihre Kunst. Er nahm förmlich Abschied von

---

*) Stoll Rad. medendi III. p. 185. Gaudeo me hujus curationis testem egregium Carol. Guilelm. Rose posse compellare, quem ob praeclaras integerrimi animi dotes, ob eruditionem multiplicem, in artis spes et incrementa natum, Viennae tunc amabamus, nunc vero Augustae Vindelicorum commorantem invitissime desideramus.

**) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 7. Jahrg. S. 612.

***) — — — 4. — — 204.

seinem Publikum und schrieb bei dieser Gelegenheit anonym mehrere kleine, aber gehaltreiche Werkchen medicinisch-politischen Inhalts. Von nun an widmete er sich ausschließlich dem Studium der Mineralogie und Geologie, welches er früher schon liebgewonnen hatte; verließ Elberfeld und wählte das romantisch gelegene Dorf Endening im Angesichte des Siebengebirgs am Rhein zu seinem Wohnort. In Elberfeld hatte er von der herzogl. nassauischen Regierung den Titel eines Geheimen Legationsraths und Residenten daselbst erhalten. In seinen ältern Lebensjahren, von welchen er die letzten in Köln in stiller Zurückgezogenheit lebte, verstieg er sich auch als Schriftsteller in das Gebiet der praktischen Philosophie und lieferte mehrere geistreiche Werkchen dieses Inhalts. Seine sämmtlichen Schriften sind: Versuch einiger Beitr. z. Chemie. Wien 1778. — Abhandlung vom Mennigbrennen, besonders in Deutschland. Nürnb. 1779. — Ueber d. Behandlung d. venerischen Uebels. Augsb. 1780. — Ueber die Zulässigkeit d. Ausführungen, besonders durch Brechmittel, in hitzigen Krankheiten. Ebd. 1781. — Ueber d. Behandlung d. Gonorrhoe. Ebd. 1781. — Orographische Briefe über d. Siebengebirge u. d. benachbarten, zum Theil vulkanischen Gegenden beider Ufer des Niederrheins. 2 Bde. M. K. Frankf. a. M. 1790. — * Ueber die Zulässigkeit e. Auswahl unter klinischen Geschäften für Aerzte. Ebd. 1790. — Orographische Briefe üb. das Sauerländische Gebirge in Westphalen. M. K. Ebd. 1791. — Verzeichniß e. Sammlung niederrhein. u. westphälisch. Gebirgsarten. Ebd. 1791. — Beitr. z. d. Vorstellungsarten üb. vulkanische Gegenstände. Ebd. 1792. — Fortsetzung der Beitr. zu d. Vorstellungsarten über vulkanische Gegenstände. Ebd. 1793. — Beschluß d. Beiträge u. s. w. Ebd. 1794. — Gab mit e. Nachschrift heraus: Ueb. Sensibilität als Lebensprincip in d. organischen Natur, von Dr. J. U. G. Schäffer. Ebd. 1793. — Tafeln über die Bildung u. Umbildung des Basalts u. d. Laven. Ebd. 1794. — * Gründe eines Arztes, der medic. Praxis zu entsagen u. sich üb. d. am Krankenbette begangenen Fehler zu beruhigen. Ebd. 1794. — J. U. G. Schäffer's Vertheidigung einiger Sätze in seiner Schrift üb. d. Sensibilität als Lebensprincip in d. organ. Natur. Mit e. Aufsatze üb. d. Erfordernisse z. Theorien herausg. Ebd. 1795. — Sammlung einiger Schriften üb. vulkan. Gegenstände u. den Basalt; aus d. Franz. u. Dänischen,

nebst 4 Kpft.; mit einigen Abhandl. u. e. Tabelle herausgeben. Ebd. 1795. — Beschreibung e. Samml. von meist vulkanisirten Fossilien. Frankf. 1797. — Gedanken üb. die Würdigung e. Theorie; b. J. U. G. Schäffer's Entwurf üb. d. Unpäßlichkeit u. s. w. Frankf. 1799. — Der Werth der Anstalten gegen das Blatterübel. Ebd. 1800. — Grundzüge d. Lebensweisheit, in einigen Entwürfen dargestellt. Elberfeld 1801. — Das Leben nach freien Zügen. Ebd. 1802. — Unterredungen z. Besten jeder Freundschaft; gesammelt u. s. w. Frankf. 1803. — * Mineralogische Studien über d. Gebirge am Niederrhein, nach d. Handschr. e. Privatis. herausg. von Joh. Jak. Nöggerath. Ebd. 1808. — Ueber d. Bimsteine u. deren Porphyre. Ebd. 1819. — Historische Symbole, die Basaltgebirge betr. Bonn 1820. — Beschluß der Kritik üb. d. bisher. geologische Theorie. Köln 1834. — Lieferte Beitr. zu den Annalen d. Wetterauischen Gesellschaft, zu Syerel's medic. Chronik, zu den Nov. Act. Acad. Nat. Cur., zu den Schriften d. Berl. Ges. Naturf. Freunde, zu Crell's chem. Journal, dessen chem. Annalen u. dessen Beiträgen z. d. chem. Annalen. — Sein Bildniß befindet sich vor dem 99sten Bde. der allgem. deutsch. Bibliothek.

* 166. Herrmann Heimart Cludius,

Dr. der Philosophie und Theologie, Superintendent Schul-Ephorus und Kirchenrath zu Hildesheim;

geb. den 28. März 1754, gest. den 23. Juni 1835.

Dieser ausgezeichnete Mann, der nicht nur in seinen nähern Kreisen mit dem reinsten Willen, schönsten Anlagen und Kenntnissen höchst thätig und wirksam war, sondern von da aus in frühern Jahrzehnten durch vielfachen Unterricht und eine nicht geringe schriftstellerische Thätigkeit in großem Kreise wirkte, darf in diesem Werke nicht mit Stillschweigen übergangen werden. So fordert es seine Bestimmung, den Stoff für den biographischen Bestandtheil der Geschichte unserer Zeit in Beziehung auf alle für das Ganze, namentlich der geistigen Ausbildung wichtige Männer der Nachwelt zu überliefern; so das Interesse, durch das Bild eines in aufopferndem Eifer und Liebe für das Gemeinwesen, für seiner Freunde, ja seiner Widersacher Bestes ganz lebenden herrlichen Mannes den Lesern einen kräftigen Reiz mehr zu gleicher Tüchtigkeit zu schaffen; so der

Wunsch vieler in manche Gegenden des In- und Auslandes zerstreuten dankbaren Schüler und Freunde des Verklärten. Einer derselben, während einer langen Reihe von Jahren in den genauesten Verhältnissen mit dem Verewigten gestanden, versucht es, dieser Anforderung zu genügen. Unser C. war der jüngste Sohn eines achtbaren Bierbrauers in der damals freien Stadt Hildesheim, der aus einer Predigerfamilie stammend und selbst theologisch gebildet, vom Predigerstande nur durch einen unglücklichen Zufall abgehalten, seine Söhne für den geistlichen Stand zu erziehen wünschte. Er und besonders die fromme verständige Mutter pflegten in dem zarten Knaben liebevoll den Keim wahrer Religiosität. Der erste Schulunterricht, welchen er genoß, anstatt sich kindlichem Sinn und Bedürfniß anzuschließen, in starrer Strenge unverstandne Glaubenssätze und lateinische Grammatik mit dem Stocke einbläuend, wirkte bei dem zarten, nur für Liebe und ihm verständliche Lehre empfänglichen Knaben der elterlichen Erziehung nicht wenig entgegen. Doch, da dieser Unterricht nicht vermochte — was anfangs der Fall schien — ihm dauernd Widerwillen gegen die Studien einzuflößen, wovon er die Vorbereitungen bilden sollte, trug er mittelbar wesentlich bei, in ihm die Richtung zu befestigen, die ihn nachmals auszeichnete: fern von hergebrachten Formen und jedem starren Dogmatismus selbstständig in den Quellen zu forschen und sich überall eigne, auf freundliche und heitere Auffassung der göttlichen Werke gegründete Ansichten zu schaffen. Nehmen wir dazu, daß die beschränkten Vermögensumstände seiner Eltern ihn von früh an veranlaßten, die sich ihm bietende Gelegenheit, Andern Unterricht zu ertheilen, zu benutzen, wodurch sein reges Streben überall klar zu sehen und das deutlich Aufgefaßte klar und lebendig darzustellen bekräftigt wurde: so wird daraus das Eigenthümliche seiner wissenschaftlichen Richtung großentheils erklärt sein. Zunächst führte ihn die abschreckende Strenge jenes ersten Unterrichts der Natur und namentlich der Pflanzennatur zu, in welcher er, mit viel- [illegible] Vernachlässigung der Schulstunden, so ganz lebte, daß ihm daraus für immer große Neigung und vielfache Geschicklichkeit für jede Art von Gärtnerei blieb, welche ihm und Andern bis in sein spätes Alter viele Freude und Stärkung seiner oft schwankenden Gesundheit schaffte. Auf seine Lehrer, die an dem lebendigen mit leichter Auffassungsgabe und schönem Talent ausgerüsteten Kna-

den sonst viel Gutes bemerkten, machte dieses einen so schlimmen Eindruck, daß sie den Eltern riethen, den Plan, ihn zum Gelehrten zu bilden, ganz aufzugeben und ihn einfach zum Gärtner zu bestimmen. Wie sehr sie irrten, zeigte der Erfolg. Von jenem Anfangspunkte aus bahnte er vom geistigen Bedürfniß getrieben sich selbst den Weg zu jeder Wissenschaft, mehrfach unterstützt durch den Rath und die Büchersammlung seines Schwagers, eines gelehrten Juristen, Syndicus Bischof. Naturgeschichtliche Bücher führten ihn zu den Dichtern der Natur, namentlich Geßner, den er, kaum 12 Jahr alt, selbst nachzuahmen strebte, diese zu den übrigen, besonders Gellert, Hagedorn, Haller, dann zu Poëtikern und Rhetorikern (namentlich Lang, Heineccius, Ramler), von wo aus er die Wichtigkeit und Schönheit der alten Sprachen begriff und sich ihnen nun mit Eifer widmete. In dieser Zeit, da das weite Feld der Gelehrsamkeit sich ihm zu öffnen begann und er sich seines wenigen Eifers in Benutzung des Schulunterrichts bewußt war, befiel ihn nun selbst Verzagtheit, die ihn hätte vom Fortschreiten auf der wissenschaftlichen Bahn zurückschrecken mögen. Ein Vorfall aber, dessen er in spätern Jahren sich gern erinnerte, bekräftigte ihn. Bei einem Besuche des damaligen Directors des Hildesheimischen Gymnasiums bei seinen Eltern entfloh er, Verklagen fürchtend, hinter ein Braufaß und hörte dort, als die Eltern sich besorglich äußerten, des tüchtigen Lehrers, der das Talent des auf eignen Wegen wandelnden Schülers erkannt hatte, Lob und günstige Prophezeiung. Dieses leitete ihn auch zu fleißigerer Benutzung dessen, was das Gymnasium bot, welches in den höhern Classen einige tüchtige Lehrer hatte, von denen der von ihm sehr geschätzte Frömmichen auch als Schriftsteller bekannt ist. Doch blieb in dem ganzen damaligen Zustande des dortigen Gymnasiums, dessen oberste Classe z. B. ein ganzes Jahr lang ohne Lehrer war, hinlängliche Veranlassung, wie für den minder Tüchtigen, weit zurück zu bleiben, so für den Talentvollen alle Vortheile ganz selbstständiger Bestrebungen sich anzueignen. Unser C. that dieses mit aller Kraft jugendlichen Selbstgefühls ohne doch der den Autodidakten leicht drohenden Gefahr zu unterliegen, mit Verschmähung guten Raths Erfahrner in dünkelhafter Selbstgefälligkeit blos seine Wege einzuschlagen. So wandte er sich mit Bitte um guten Rath für seine Studien an den ihm damals nur durch seinen literarischen

Auf bekannten Heyne und befolgte eifrig dessen Rath, über der Poesie die ernstern Studien der Geographie, Geschichte, Philosophie, Mathematik nicht zu versäumen. Als die Zeit herannahte, sich für ein bestimmtes Studienfach zu entscheiden, neigte er sich lange, seiner frühesten Richtung gemäß, zu Naturwissenschaften und Medicin. Doch ein Umstand entschied dafür, was seine Eltern von früh an gewünscht hatten. Bei einer Schulfeierlichkeit, die man in Hildesheim, wohl in Verbindung mit der freien Verfassung des Gemeinwesens, als eine allgemeine Angelegenheit der ganzen Stadt zu betrachten pflegte, wurde er, wider seinen Wunsch, zum Redner ausersehen und erntete mit seinem Vortrage so allgemeinen großen Beifall, daß ihm von Allen entschiedenes Rednertalent zugesprochen wurde und deswegen die Stimme seiner Lehrer wie des ganzen städtischen Publicums ihn zur Wahl des theologischen Studiums drängte. Er selbst, allerdings angezogen durch die so angeregte Hoffnung, in einem größern Kreise mit Erfolg die Segnungen der Religion, der Liebe verbreiten zu können, schwankte doch noch sehr, sowohl wegen seiner großen Liebe für die Naturwissenschaften, als weil er den nachtheiligen Eindruck seines frühesten Schulunterrichts in Religion noch nicht überwunden hatte. Das Studium der Schriften von Jerusalem, Leß und Gellert indessen, ihm die theologischen Studien von einer andern Seite zeigend, vollendete bei ihm den Entschluß, Theologie, aber auch Philologie und Philosophie zu studiren, dieses, um dadurch jenes Fach besser zu ergründen, als auch um sich zu ausgebreiteterer Wirksamkeit tüchtig zu machen und etwa, wenn das Gewissen es fordere, die theologischen Studien aufgeben zu können. So bezog er im Frühling 1774 die Universität Göttingen, daselbst drei Jahre lang jene Plane eifrig verfolgend. Seine theologischen Lehrer Walch, Leß, Koppe, Michaelis und Andere vollendeten, was das vorläufige Lesen der Schriften einiger neuern Theologen vorbereitet hatte: sie legten ihm ein reines Christenthum, eine geläuterte Theologie dar und begeisterten sein schönes Gemüth für ein Fach, das er früher gescheut hatte, so daß er oft zu Gott um Verbreitung solcher Ansichten betete und nichts sehnlicher wünschte, als ein Predigtamt, um an seinem Theile dazu mitwirkend Vieler Glauben und Tugend zu kräftigen, manche vom Christenthume Abgewandte ihm wieder zu gewinnen und dessen gesammte Segnungen

recht weit zu verbreiten. Eifrig arbeitete er auch in Philologie, unter Heynes Leitung, der sich des aufstrebenden Jünglings angelegentlich annahm, besonders in dessen Seminar, hier den eigentlichen Grund zu einer Tüchtigkeit in diesem Fache legend, welche von Männern wie Wolf und Köppen hochgeachtet, ihn, als Lehrer und Schriftsteller, vielfach würdig darin aufzutreten in Stand setzte. Philosophie studirte er besonders unter Feder, dessen Klarheit einzig seiner Richtung entsprach, so daß er, bei aller späterhin fortdauernden literarischen Thätigkeit, doch nie an den in vieles Dunkel gehüllten Untersuchungen der Kantischen oder späterer philosophischer Schulen Theil nahm. Am Ende seiner Universitäts-Studien öffnete sich ihm die Aussicht zu einem Schulamte, oder einer Hofmeisterstelle, die ihn noch vier Jahr auf der Universität gehalten und dann auf Reisen durch Europa geführt haben würde. Es reizte ihn besonders das Letzte, wodurch sein ganzes Leben und seine Bildung eine andre Richtung erhalten hätte: aber die Vorsehung hatte es anders bestimmt. Eine schwere Krankheit brachte ihn an den Rand des Grabes; aus derselben kaum gerettet, mußte er, auf alles Andre verzichtend, in sein väterliches Haus zurückkehren, um unter der liebevollen Pflege der Seinigen seine tief erschütterte Lebenskraft allmählig wieder zu stärken. Schon im Herbste desselben Jahres ward er von seinen Mitbürgern zum Prediger erwählt und damit, ungewöhnlich früh, der Wunsch erfüllt, den er in der Begeisterung seiner theologischen Studien oft gehegt hatte. Zehn Jahre nachher, im Jahr 1787, ward er durch die Wahl des Stadtraths zu der höchsten geistlichen Stelle jenes Gemeinwesens, der des ersten Predigers an der Hauptgemeinde, Superintendenten der Kirchen und Ephorus der Schulen ernannt, in welcher er, aus Vorliebe zu seiner Vaterstadt, ohnerachtet mancher theils Privat- theils öffentlicher Aufforderungen zu andern hohen Kirchenämtern und Lehrstellen an Universitäten, bis zu seinem Tode verharrte. So einfach gestaltete sich äußerlich sein Leben, reich und mannichfach nur durch sein reges Streben, allen Anforderungen seines Amtes und sonstiger Verhältnisse und seinen wissenschaftlichen Bedürfnissen vollständig zu genügen. So war es wohl für seine gesammte, äußerm bunten Treiben abgeneigte Geistesrichtung das Beste; er selbst wenigstens erkannte später oft als eine besonders wohlthätige Fügung der Vorsehung, daß er von der Schwelle

eines ganz andern Lebensweges, der in damals reizte, durch die oben erwähnte schwere Krankheit zurückgehalten ward. — Es ist nun übrig, ein Bild zu entwerfen von dem schönen und reichen Leben unsres C., welches sich in diesem einfachen Rahmen entfaltete. Oft ward es allerdings gestört durch zum Theil schwere und anhaltende Krankheiten; aber seine, wenn gleich zarte, doch dauerhafte Organisation, gestützt durch die größte Mäßigkeit und Regelmäßigkeit des Lebens und unerschütterlich heitern zufriednen Sinn, gekräftigt durch die gesunden Freuden eifrigen Gartenbaus, ward bis zu sehr späten Jahren stets Herr darüber und dankbar rühmte er oft, wie viel die wiederholten schweren körperlichen Leiden zur Reinigung seines Sinnes und festerm Anschließen an die Tröstungen des Christenthums beigetragen haben. Dieses besonders während der mittlern sechs Jahre seines ersten Amtes. So lange er dieses bekleidete, strebte er vornehmlich als Seelsorger dem Ideale sich zu nähern, welches er in jugendlicher Begeisterung sich gebildet hatte und da namentlich fühlte er oft, wie die eignen Leiden und die Erfahrung, welche er an sich selbst von der göttlichen Kraft christlichen Trosts gemacht hatte, ihm die rechten Worte an Andrer Kranken- und Sterbebette eingaben und seinen Worten Kraft und Zutrauen schafften. Seine damaligen Predigten, allgemein mit großem Beifalle gehört, wurden von Kennern mit den Zollikoferschen verglichen, als diesen an Klarheit gleich, sie an Wärme und Herzlichkeit weit übertreffend. Mit seinem zweiten Amte war keine Seelsorge verknüpft und die Predigten, welche er regelmäßig zu halten hatte, wurden betrachtet als für die Gebildetern der ganzen Stadt bestimmt. Dieses veranlaßte ihn, eine geraume Zeit hindurch in ihnen Belehrung vorherrschenden Hauptzweck sein zu lassen, Anregung des Gefühls absichtlich zu vermeiden. Diese Richtung, welche er, wenn durch Seelsorge genauere Verbindung zwischen ihm und der Gemeinde stattgefunden hätte, wahrscheinlich bald als verfehlt erkannt haben würde, möchte hauptsächlich den abnehmenden Besuch seiner Vorträge erklären, der in spätern Jahren, als er, zunächst durch die politischen Leiden seiner Vaterstadt und dann durch die Befreiungskämpfe dazu angeregt, seinen Vorträgen wieder mehr Wärme gab, sogleich auf erfreuliche Weise bedeutend zunahm. In allen Perioden aber war das innigste Anschließen an die Bibel seinen Vorträgen eigenthümlich, zu sichtlichem

großen Nutzen. Daraus nämlich wird zu erklären sein, daß, bei der ganzen sehr freien Richtung seiner theologischen Ansichten, er doch stets von der innigsten, wärmsten Verehrung gegen unsern göttlichen Erlöser durchdrungen war und diese — selbst wenn er absichtlich blos belehrend sprechen wollte — vielfach hell und warm aus seinen Vorträgen hervorstrahlte. Daraus auch, daß die Pietisten seiner Umgebung, ohnerachtet seiner freien Ansichten, stets im freundlichsten, ersprießlichen Verkehre mit ihm, dem Bibelfesten, blieben. — Als Superintendent der Kirchen nahm er sich mit eben so viel Eifer als freundlichem Sinn aller Bedürfnisse, in Beziehung auf Kirchenbau, gute Besetzung der Pfarrstellen, Verbesserung der Agende, Einführung eines zweckmäßigen Gesangbuchs an, überall mit großer eigner Thätigkeit dafür sorgend, z. B. durch Sammlung und eigne Abfassung von Gesängen. Dieses letzte Unternehmen, auf Veranlassung der Stände des Fürstenthums Hildesheim, für einen größern Kreis bestimmt, beschäftigte ihn eine Reihe von Jahren, während welcher er mit rastloser Freudigkeit den herrlichen Schatz deutscher Lieder bearbeitete und in günstigen Stunden aus der Tiefe seines Gemüths vermehrte. Mehrere jener Plane wurden ausgeführt (z. B. Verbesserung der Agende), andere scheiterten (z. B. das Gesangbuch): aber stets bewährte sich sein reiner trefflicher Wille, besonders in der musterhaften Weise, wie er Widerspruch, selbst feindseliges Entgegenwirken, aufnahm, in der versöhnenden Jedem Gutes zutrauenden Milde, die am Ende Alle entwaffnen und zu freundlicher Gesinnung hinführen mußte. C.'s Wirksamkeit für die Schulen Hildesheims ward vorbereitet durch die eignen Studien, welche er zur Vervollständigung des früher Begonnenen mit besonderm Eifer während seines ersten Amtes betrieb. Die Richtung derselben war zunächst hauptsächlich eine encyklopädische, indem ihm der ganze Umfang des menschlichen Wissens werth und wichtig war; dann eine philologisch ästhetische. Diesem gemäß begann er sich Hauptwerke in allen Fächern anzuschaffen und für gelehrte Philologie bis in's Einzelne hinein zu sammeln und so den Grund zu legen zu einer bedeutenden Büchersammlung, welche er als seinen werthvollsten Besitz stets betrachtete und eifrig benutzte. Mit dem Antritt seines zweiten Amtes öffnete sich ihm ein weites von ihm mit größtem Eifer und er-

liebter Vorliebe benutztes Feld, die so erworbenen und stets mit Liebe gepflegten Kenntnisse und Tüchtigkeiten mittelbar und unmittelbar für seine Vaterstadt und in weiterm Kreise nutzbar zu machen. Seine Stellung als Vorsteher der Schulen benutzte er mit unverdrossenem Eifer, um die bisher sehr kümmerliche äußere Lage der meisten Lehrer zu verbessern und, so groß in solchen Beziehungen die Schwierigkeiten zu sein pflegen, er besiegte sie durch die unermüdetste Ausdauer nach und nach in einem sehr beträchtlichen Grade. Dazu fügte er die regste Theilnahme an dem, was von Lehrern und Schülern geleistet wurde, durch vielfachen Besuch der Anstalten, Anwesenheit bei den Feierlichkeiten in den niedern, wie in den höhern Schulen, belehrende, ermunternde, im Guten bekräftigende Reden, welche er bei solchen Veranlassungen häufig hielt; durch Bethätigung seines ganzen liebenswürdigen Alles, verzeihenden, Jedem Gutes zutrauenden Charakters, um entstandne Mißhelligkeiten und Mißstimmungen, seien sie gegen ihn selbst oder gegen Andre gerichtet, auszugleichen; durch Verwendung seines ganzen Einflusses, daß erledigte Stellen stets mit den Würdigsten und Tüchtigsten besetzt werden möchten; durch einsichtsvollen Rath und Belehrung, welche er den Lehrern und Lehrerinnen, angestellten oder für sich auftretenden mit größter Bereitwilligkeit und Freundlichkeit vielfach ertheilte. So rühmt noch jetzt mit dankbarster Anerkennung die Tochter eines seiner frühern Lehrer, Frömmichen — die zuerst mit großem Nutzen eine höhere weibliche Bildungsanstalt in Hildesheim gründete, darauf in Petersburg, jetzt in Heiligenstadt öffentlichen Instituten dieser Art erfolgreich sich widmet, selbst treffliche Lehrerinnen bildete und auch in der pädagogischen Welt einige geschätzte Schriften (anonym) verfaßte — die Hauptgrundlage ihrer Bildung dem trefflichen Rath und vielfacher Belehrung unsres C.'s zu verdanken. Als seine unmittelbarste Aufgabe erkannte er die Pflege der höchsten Lehranstalt seiner Vaterstadt, des Andreanischen Gymnasiums; bei dem aber auch, da Köppen, mit welchem gleiches Streben ihn bald zu innigster Freundschaft verband, früh Hildesheim verließ, sehr große Schwierigkeiten sich zeigten. Durch eigne große Thätigkeit half er hier besonders, während halbjähriger und längerer Vacaturen wichtiger Lehrstellen, die gesammten Geschäfte des fehlenden Lehrers auf

sich nehmend, regelmäßig eine nicht geringe Zahl von Stunden in der obersten Classe des Gymnasiums unterrichtend, eine lange Reihe von Jahren außerdem noch Allen, die es wünschten, einen, höhere philologische Ausbildung bezweckenden Privatunterricht, mit der uneigennützigsten Ausdauer, ertheilend. Es gelang ihm hierdurch nicht nur viele Einzelne so trefflich vorzubereiten, daß geraume Zeit hindurch die Zöglinge des Hildesheimischen Gymnasiums durch Umfang und Solidität der Kenntnisse und Gewandtheit des Geistes vor vielen Andern sich auszeichneten, sondern auch den vorgesetzten Behörden, welche er nie mit den geringsten Entschädigungs-Ansprüchen für seine eignen großen Bemühungen behelligte, so viele Achtung für die Anstalt und seine Rathschläge zur Verbesserung derselben einzuflößen, daß nach und nach — auf bedeutende Weise erst seit Hildesheim den hannoverischen Staaten angehört — die Zahl der Lehrer zweckmäßig vermehrt und ihre Lage ansehnlich verbessert wurde. Dadurch wurde möglich, daß später Aehnliches, als er erreicht hatte, durch die Lehrer selbst bewirkt wurde, welche, bei eigner großer Tüchtigkeit, auch in dem Vorbilde, welches ihnen C. gelassen, Sporn und Stütze für treffliche und erfolgreiche Bestrebungen fanden und noch finden. Sein Unterricht, überall da eingreifend, wo er eine Lücke bemerkte, verbreitete sich über sehr verschiedenartige Gegenstände. Er ertheilte religiösen Unterricht, gab encyklopädische Anweisung zu der gesammten Wissenschaftskunde, lehrte näher den Umfang der schönen Wissenschaften, die Vortragskunst, las mit seinen Schülern eine große Zahl griechischer und römischer Schriftsteller, auch solche, die nicht in den gewöhnlichen Schulkreis gehören, wie Lucretius, Lucanus, den jüngern Plinius, Celsus de re medica. Mit allem seinem Unterrichte, vorzüglich der Behandlung alter Schriftsteller, verknüpfte er stets vielfache Uebung seiner Schüler in mündlicher und schriftlicher Rede, in sorgfältigen Uebersetzungen und mannichfachen Aufsätzen, wobei er auf das Genaueste die Richtigkeit, Bestimmtheit und Klarheit des deutschen oder lateinischen Ausdrucks, die Zweckmäßigkeit der Anordnung und Ausführung beachtete. Auch in diesen Beziehungen hatte er, wie es zu gehen pflegt, mit Schwierigkeiten zu kämpfen, namentlich hier und da mit Gleichgültigkeit, Unachtsamkeit, Talentlosigkeit seiner Schüler: aber nie ward er dadurch müde oder lässig und so gewann er

selbst von Solchen diesen und jenen und erfreulichern Zeiten kehrten auch in diesen Beziehungen bald wieder. Sehr natürlich schloß sich an solche Thätigkeit für Kirche und Schule auch mannichfache sonstige gelehrte Wirksamkeit, namentlich viel Verkehr mit andern Gelehrten und nicht wenige Schriftstellerei. Schon erwähnt wurde sein Verhältniß zu Heyne, welches ungestört das gegenseitiger achtungsvoller Freundschaft blieb; seine innig freundschaftliche Verbindung mit dem leider so früh abgeschiednen Köppen. Dazu kam ein sehr nahes Verhältniß zu Wolf *), der bis in seine späteste Lebenszeit mit großer Achtung des trefflichen C.'s gedachte; vielfacher literarischer und sonstiger Verkehr mit Henke; mannichfache nahe Verbindung mit Hundeiker **), dem eifrigen und kenntnißreichen Erzieher und sehr geschätzten Verfasser von Erbauungsbüchern; in neuern Zeiten mit den jüngern trefflichen Lehrern des Hildesheimischen Gymnasiums, namentlich mit Seebode; Andrer in der Nähe und Ferne nicht zu erwähnen, mit denen die Verbindung nur vorübergehend war, oder etwa nur dem Verfasser nicht näher bekannt ist. Belehrender Austausch wissenschaftlicher Ansichten, Veranlassung zu schriftstellerischen Arbeiten, gegenseitig förderliche Bemerkungen zu dergleichen Planen und Entwürfen waren die Hauptpunkte, um welche sich der schriftliche und mündliche Verkehr mit diesen Männern bewegte; das sehr Förderliche davon für die eignen Bestrebungen erkannte namentlich Hundieker vielfach an. Seine eigne schriftstellerische Wirksamkeit war von mannichfachster Art. Sie ihrem ganzen Umfange nach hier einzeln durchzugehen, kann nicht die Absicht sein; nur folgende Bemerkungen mögen, so viel hier thunlich, unsres C.'s Leistungen auch in dieser Beziehung charakterisiren. Zuerst begannen sie im Felde der Religions-Wissenschaften, indem er, aus unmittelbarer Veranlassung seines Amtes, 1781 Fragen über die Hauptlehren des Christenthums zum Gebrauche beim Confirmationsunterrichte schrieb, welche in Hildesheim geraume Zeit hindurch häufig gebraucht wurden. Bald nachher, 1782, aus Veranlassung einer Judentaufe: Wahrheit der christlichen Religion, insbesondere zur Widerlegung der Juden. Demnächst ein größeres Werk: Betrachtungen über die gesammten Lehren der Religion.

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 2. Jahrg. S. 813.
**) — — — 6. — — 144.

4 Bde. 1783—1787.— 1788 zu Erlangung der theologischen Doctorwürde eine dissertatio de trinitate, — dann größtentheils anonym eine Reihe von Aufsätzen in Henkes Magazin für die Religionsphilosophie und Museum für Kirchengeschichte; 1808 Uransichten d. Christenthums; 1809 Muhamed's Religion nach d. Koran. — Für Philologie gab er aus dem Griechischen einige Uebersetzungen, hauptsächlich in Zeitschriften u. dgl. z. B: 1785 Kallinus u. Tyrtäus in Köppen's griechischer Blumenlese. — 1803 Pythagoras goldne Sprüche in seiner Perimede. — In römischer Literatur: 1811 Ciceronis de natura Deorum lib. quartus, e cod. msc. ed. Seraphinus, eine so gelungen Nachbildung der Ciceronischen Darstellungsweise, daß nicht allenthalben gleich der Scherz bemerkt wurde. — 1815 Vellejus Paterculus, textu recognito, insigniori varietate lectionum, indicibus adjectis. — Außerdem Recensionen und Aufsätze in Seebodes kritischer Bibliothek. Für deutsche Philologie war er thätig durch Aufsätze in Campe's Beiträgen zur Ausbildung der deutschen Sprache. Braunschw. 1795—1797 u. Gräter's Braga u. Hermode, auch durch Beiträge zu Campens deutschem Wörterbuche. — Der Philosophie gehören an: 1787 der neue Platon, od. Gespräche, worin verschiedene der wichtigsten Gegenstände d. menschlichen Erkenntniß entwickelt werden. — 1802 Timarete, od. von d. Freundschaft. — Den schönen Wissenschaften: 1792 Grundriß d. körperlichen Beredtsamkeit. — 1810 Abriß der Vortragskunst; von denen das erste als das erste Werk, in welchem die Vortragskunst in ein ausgebildetes System gebracht ist, geschätzt wird. Gedichte waren das Erste, worin er sich schon als zwölfjähriger Knabe versuchte und noch ehe er die Universität besuchte, 1773, ward ein Gelegenheitsgedicht von ihm gedruckt. Mit dergleichen erfreute oder tröstete er noch bis in späte Jahre oft seine Freunde, wie denn auch viele derselben in Zeitschriften und sonst gedruckt wurden. Abgesondert erschienen ein paar Lehrgedichte größern Umfangs. — 1803 Perimede od. Hippia's u. Agathon's Klugheitslehren. — 1805 Söder (Beschreibung einer Gemäldesammlung). — Eine Anzahl geistlicher Lieder, zu einem Gesangbuche, für welches er lange vorbereitete, bestimmt, werden sich in seinem Nachlasse handschriftlich finden, wie auch eine Auswahl von Predigten, womit er in seinen letzten Lebensjahren sich beschäftigte. — Auch im Fache der Gärtnerei, seiner ersten bis in späte Jahre gepflegten Liebhaberei, welche

ihn mit Sprengel, Christ und dem liebenswürdigen Truchseß in Verbindung brachte, war er Schriftsteller, im J. 1804 in K. Sprengel's Gartenzeitung. — Es ist noch übrig von seinen Familien- und freundschaftlichen Verbindungen zu reden, in welchem sich der gleiche Gang der Vorsehung, der gleiche Charakter des trefflichen Mannes, wie in allen seinen übrigen Verhältnissen zeigt. Gleich nach seiner ersten Anstellung heirathete er. Diese Ehe, über 50 Jahre dauernd, machte ihn zum Vater von drei Söhnen und zwei Töchtern, die ihn überleben und verschaffte ihm, wenn gleich durch verschiedne schwere Krankheiten seiner Gattin getrübt, die Beruhigung einer wohlgeordneten Haushaltung und der sorgfältigsten Pflege bei eigner Schwäche und Krankheit, die er namentlich von den Jahren seines Alters dankbarst zu rühmen pflegte. Er selbst zeigte sich allenthalben als der liebevollste Gatte und Vater, zu dem, als dem stets bereiten Quell des treuesten Raths und jeder ihm möglichen Hülfe, sich Kinder und Kindeskinder bei jeder Veranlassung zutrauensvoll flüchteten. Gelegenheit gab es dazu natürlich manche in zahlreicher Familie. Sein stetes Bereitsein, überall als der Retter in der Noth hülfreich einzutreten, ward auch vielfach durch den besten Erfolg und sonstiges Erfreuliches belohnt. Das Aufblühen der Kinder um ihn, von denen drei in Hildesheim blieben, zwei Söhne in juristischen Anstellungen, eine Tochter an einen Lehrer am Hildesheimischen Gymnasium verheirathet (ein dritter Sohn ist in Lyk [Ostpreußen] Gymnasiums-Director, die älteste Tochter an einen Geistlichen D. Zeys im Gothaischen verheirathet); später das treffliche Gedeihen der großen Enkelschaar, theils in der Nähe, theils in weiter Ferne, aber von dort das geliebte und hochgeehrte Haupt der Familie vielfach durch Briefe, Besuche und von manchen Seiten eingehende Nachrichten über ihre große Tüchtigkeit erfreuend. Diese entwickelte sich besonders in der von Feuersbrünsten und andern Unfällen hart mitgenommenen (Zeysischen) Familie, in welcher die inwohnende Kraft und Tüchtigkeit wohl gerade durch jene harten Schicksale nur um so herrlicher entfaltet wurde, zu großer Beruhigung des würdigen Greises, der mit Freuden oft von seiner Tochter Bemühungen um die Bildung junger Mädchen erfuhr, von den Fortschritten zweier ihrer Söhne, die als tüchtige Philologen in Schulämtern wirken, einer ihrer Töch-

die von seiner dankbaren Schülerin, Frömmichen, det, in einem dem ihrigen ähnlichen Wirkungskreise ig auftritt. So von seinem nächsten großen Fami- eise in Anspruch genommen, war er doch auch den stehenden zahlreichen Verwandten stets liebevoll zu- ndt und zu jedem Dienste bereit. Das Gleiche auch im Kreise der Freunde und Bekannten statt. r war, wenn gleich C. nie sich weitläuftigen, viele in Anspruch nehmenden, Umgangsverhältnissen hin- doch kein kleiner. Denn bei seinen umfassenden tnissen pflegte jeder, der irgend eine wissenschaft- oder künstlerische Liebhaberei hatte, seine Nähe zu t, woraus sich, bei seiner ganzen liebenswürdigen nlichkeit, mannichfache angenehme Verhältnisse ent- lten. Darunter kann der Schreiber dieses Aufsatzes, dem innigen mit Köppen und seiner Familie, des- icht unerwähnt lassen, durch welches er selbst in die ste Nähe zu dem würdigen Manne gelangte. Ge- et durch seinen Oheim, der, als junger Geistlicher, nthusiatischer Verehrung von seinem ersten Auftre- ier an C. hing, erstreckte es sich bald auf seinen vater und seine Mutter, die, früh verwittwet und in selten unterbrochnes Krankenlager geworfen, Al- äfbot, ihren einzigen Sohn gut zu erziehen. Die em würdigen Mann hierüber gepflognen Berathun- nd das in dieser Familie allgemeine Interesse für gesammte Plane, das nie getrübte Anerkenntniß sei- reinen Willens führte ihn derselben stets näher und iel gab er in treuster Theilnahme an jedem trau- oder frohen Ereignisse der Familie, in der beleh- ten und angenehmsten Unterhaltung! Mich nament- erieth er in allen meinen Angelegenheiten wie ein er Vater, war vom 12. Lebensjahre an, bis ich die rsität besuchte in der treuen und geistvollen Weise, n früher die Rede war, mein Hauptlehrer und was freudiges begegnete, war sein eignes Glück, so sehr ätte es einen seiner eignen Söhne betroffen. Auch Entfernung unsrer Familien von einander löste das) keineswegs, welches durch den regelmäßigsten dschaftlichen Briefwechsel, fast als ob die Anwesen- fortgedauert hätte, aufrecht erhalten wurde. Die- setzte er auf wahrhaft rührende Weise noch mehrere ate lang fort, nachdem in hohem Alter ein Schlag- l stets Zittern hinterlassen und er nur mit großen nerzen kaum leserliche Züge auf das Papier zu brin-

gen vermochte, unsrer Bitte sich selbst [illegible] eher weichend, als bis er [illegible] war. [illegible] deutliche Schrift nur kein [illegible]. Das sind einige Züge aus dem [illegible] innerlich reichen Leben des trefflichen Mannes [illegible] sentliche Aenderungen vermochte [illegible] der verschiedensten Beziehungen [illegible] jährigen Amts- und Doctorjubiläum [illegible] Feier des ersten besonders [illegible] ausgezeichnet durch die allgemeinste [illegible] Theilnahme aus der Nähe und Ferne. — [illegible] erwähnen, daß der Director des Gymnasiums [illegible] trefflichen Rede des Jubelgreises Verdienste [illegible] die Wissenschaft schilderte. Daß ein andrer Lehrer des Gymnasiums [illegible] seines neuesten Werkes ein [illegible] daß die Göttinger theologische [illegible] rühmlicher Anerkennung [illegible] die Leipziger deutschen [illegible] vaterländischer Sprache und [illegible] ihrer Ehrenmitglied [illegible] Kirchenrath [illegible]

[illegible]

Herrlichste bewährte, bis das Uebermaß von Leiden ihn zuletzt in fast stete Betäubung versenkte. Herzzerschneidend war besonders seinen abwesenden Kindern und Enkeln, wenn sie, aus der Ferne herbeigeeilt, um den würdigen Greis nochmals zu sehen, anstatt der hohen kräftigen heitern Gestalt einen von Schmerzen gekrümmten hinfälligen Greis erblickten, der zuletzt nur in seltnen Augenblicken aus diesen Schmerzen sich zu sammeln vermochte zu den freundlichen theilnehmenden Mittheilungen, von denen sonst seine Lippen überflossen. Aber wenn sein Geist aufblickte, war es stets der alte, voll tiefen Gottvertrauens, innigster Liebe der Seinigen, Wohlwollen und gutes Zutrauen für alle Menschen; dem auch von der andern Seite wohl entsprach, daß es ihm an der treuesten, besten Pflege bis an seinen Tod nie fehlte. Dieser erfolgte mittelst erneuten Schlaganfalls schnell und sanft am oben genannten Tage: eine wahre Erlösung für den zuletzt so schmerzlich leidenden herrlichen Mann, dem nun, so dürfen wir fest vertrauen, ein schöner Lohn für sein treues redliches Streben zu Theil wird, seinem offnen Sinne für jede Wahrheit, die Gelegenheit tiefer zu schauen, als hier möglich war, seinem Streben nach Beglückung Andrer die Möglichkeit, diese in vollerm Maße und mit wenigern Fehlgriffen, als denen hier auch der bestgesinnte Mensch ausgesetzt ist, zu verwirklichen. Uns aber sei sein dem Guten und Schönen geweihtes Leben ein von Vielen beachtetes Vorbild.

* 167. Johann Elias Werner,

Doctor der Theologie, königl. preuß. Superintendent und Pastor zu Barth in Neu-Vorpommern, Ritter des rothen Adlerordens 3ter Classe;

geboren 1751, gestorben den 28. Juni 1835.

Werner, gebürtig aus dem Weimarischen, erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Weimar und wurde, nachdem er sich dort für den gelehrten Beruf tüchtig vorbereitet hatte, unter die Studirenden der Universität Jena aufgenommen, wo er sich mit großem Fleiße dem Studium der Theologie widmete. Auf Empfehlung eines ihm befreundeten angesehenen Mannes kam er als Hauslehrer nach Pommern, wo er mehrere Jahre in angesehenen adlichen Häusern den Unterricht der Kinder leitete. Die Regimentspredigerstelle bei dem königl.

schwed. Psilanderhjelmschen Regiment in Stralsund wurde erledigt und W. erhielt dieselbe auf seine desfallsige durch die günstigsten Zeugnisse unterstützte Meldung (1783). In diesem Wirkungskreise stand ihm ein sehr bewegtes Leben bevor. König Gustav III. berief auch seine deutschen Truppen gegen die Russen, die damaligen Feinde Schwedens und mit Zurücklassung von Frau und Kindern folgte der junge Prediger dem königl. Rufe und seinem Regiment auf den Kriegsschauplatz. Das Psilanderhjelmsche Regiment wurde auf die Kriegs-Galeeren eingeschifft und gegen den Feind beordert. W. theilte muthvoll mit den Seinigen alle Beschwerden, die oft sehr hart waren. Er leuchtete im Vertrauen auf Gott voran und wie schwer auch oft auf den Galeeren, in den Lazarethen ꝛc. sein Beruf war — er harrte treu aus. Der für die schwedischen, zur See agirenden Streitkräfte so unglückliche 3. Juli 1790 führte auch ihn, der sich mit den Seinigen auf der schwedischen Galeere Dalarne befand, in russische Gefangenschaft; er wurde über Reval, Dorpat und Nowgorod nach St. Petersburg abgeführt. Sein Schicksal und seine Biederkeit erwarben ihm Freunde und Gönner, die seine trüben Stunden zu lindern suchten. Gustav III. erfocht bald darauf zur See einen glänzenden Sieg über die Russen und nachdem der Friede abgeschlossen, wurden auch die Gefangenen in ihre Heimath entlassen. Die Rückfahrt W.'s war wegen herbstlicher Stürme mit den äußersten Gefahren verknüpft; jedoch gelangte er am 25. Sept. 1790 glücklich wieder bei seiner Familie an. Im Jahr 1795 wurde ihm, zugleich als Lohn für treue Dienste, vom König die erledigte Präpositur zu Barth verliehen. In dieser Stadt und in dem ihm dort zugewiesenen ausgedehnten amtlichen Kreise hat W. 40 Jahr hindurch mit reichem Segen gewirkt und wurde, wie von seinen Synodalen, so von seiner Gemeinde aufrichtig geliebt und geachtet. Er suchte eifrig das Gute zu befördern und viele Verbesserungen, wie der innere völlige Ausbau der St. Marienkirche, die Anlegung eines geräumigen Friedhofs ꝛc. sind während seiner Amtsführung hervorgerufen worden. Am 15. Jan. 1833 feierte er sein Amtsjubiläum. Sein Tod erfolgte sanft und schmerzlos und manche Thräne der Liebe wurde dem 85jährigen Greise nachgeweint. — W. war streng gewissenhaft in allen seinen Obliegenheiten; treu im Dienste der Kirche; ein frommes, rechtschaffnes Vorbild der ihm Anvertrauten; voll hohen Ernstes, wo

es galt, das Unrecht zu bekämpfen: [illegible]
voll großer Freundlichkeit und Güte. — [illegible]
gründer der noch vorhandenen [illegible]
wittwen-Unterstützungsgesellschaft [illegible]
und Rügen und hat Nachrichten [illegible]
hern vaterländischen Zeitschrift [illegible]
hat er noch ein schwedisches [illegible]
such über die europäischen [illegible]
ten*), welches mit der [illegible]
Deutsche übertragen. [illegible]
der Kirchenbibliothek zu Barth. [illegible]
im Besitz der hinterbliebenen [illegible]
theures Vermächtniß des [illegible]
wahren. — Er hinterließ [illegible]

[illegible]

168. Johann Wilhelm [illegible]

kaiserl. russ. Hofrath [illegible]

geb. den 5. [illegible]

Pfaff, geboren zu [illegible]
Söhnen des im Jahr [illegible]
Finanzraths v. Pfaff. [illegible]
Gymnasium sich durch [illegible]
aus und noch ehe [illegible]
er in das theologische Stift [illegible]
wo er in seiner Promotion [illegible]
Nach Vollendung der [illegible]
einige Reisen. [illegible]
theologischen [illegible]
Anstellung als [illegible]
nicht erfüllt. [illegible]
als Professor der [illegible]
Universität [illegible]
russischen [illegible]
Stelle an [illegible]
Sternwarte [illegible]
selbe nöthigen [illegible]
thete er sich mit [illegible]
kaiserl. [illegible]
ten, berathen, [illegible]
Umstände [illegible]

*) Schwedischer [illegible]

densart der Nordländer sich nicht zu gewöhnen vermochte, den Aufenthalt in Dorpat und da seine wiederholten Bewerbungen um eine Stelle im Vaterlande, nach dem er sich so sehr zurück sehnte, ganz erfolglos blieben, so nahm er den Ruf als Professor am Real-Institut in Nürnberg an, wo er im August 1809 ankam. Hier starb den 15. März 1816 nach längerm Kränkeln seine Gattin, zwei Söhne waren ihr im Tode vorangegangen, nur eine Tochter überlebte sie, welche aber am 14. Dec. 1832 ebenfalls starb. Im Febr. 1817 wurde er als Professor der Mathematik an die Universität Würzburg und von hier 1818 nach Erlangen versetzt. Im Oct. 1817 verheirathete er sich mit Luise, geb. Plank, Wittwe des 1814 gestorbenen Oberhelfers Kraz zu Kirchheim. Diese glückliche, mit Kindern gesegnete Ehe wurde durch seinen, nach mehrmonatlichen schweren Leiden von wiederholten Schlaganfällen herbeigeführten Tod getrennt. Von der Natur mit herrlichen Anlagen ausgestattet, hatte P. mit Leichtigkeit sich ausgebreitete und gründliche Kenntnisse in nicht wenigen Fächern des Wissens erworben, wie hiervon seine Schriften zeugen. Sein wissenschaftliches Streben fand auch, im Auslande wenigstens, gerechte Anerkennung. Die Academien zu Petersburg und München und die physikalisch-medicinische Gesellschaft in Moskau nahmen ihn zum Mitglied auf und unter den auf die Preisaufgabe des National-Instituts zu Paris 1810, Berechnung der Perturbationen in den Bahnen der Asteroiden, eingelaufenen Beantwortungen wurde die seinige sehr rühmlich ausgezeichnet. Aber eben die große Leichtigkeit im Auffassen und die rege Lebendigkeit seines Geistes machten, daß er seine ganze Kraft nicht auf einem Punkte sammelte, nicht seinem Hauptstudium, der Mathematik, Astronomie und Physik sich ausschließend widmete, wo er dann noch weit Bedeutenderes hätte leisten können. Ihn interessirte jede neue ausgezeichnete Erscheinung im Gebiete der Wissenschaften und er nahm daran eifrigen, thätigen Antheil. So studirte er die vergleichende Sprachkunde und namentlich die Sanskritsprache und verfolgte mit Aufmerksamkeit die neuen, für die gesammte ägyptische Archäologie so wichtigen Entdeckungen über die Hieroglyphen, wobei er in zwei kleineren Schriften seine Ansichten dem Publikum vorlegte. Auch sein eben so oft mißdeutetes, als mißverstandenes Bestreben, das Studium der Astrologie wieder emporzubringen, hing mit einem Zeitstudium, an

dem er Theil nahm, mit der tiefern philosophischen Ergründung der Glaubenslehre der ältern Völker zusammen und wenn irgend Jemand, so war gewiß er bei seinen großen naturwissenschaftlichen Kenntnissen der Mann dazu, die Astrologie wieder, wie er sich selbst ausdrückte, in die Reihe der Wissenschaften einzuführen. Für seine Gemüthseigenschaften zeugen am besten die treue Anhänglichkeit seiner Freunde und die Liebe, die er sich überall zu erwerben wußte, wo nicht vorgefaßte Meinungen und pedantischer Sinn im Wege standen. — Seine Schriften sind: Der Voltaismus. Stuttgart 1803. — Uebers. üb. d. Voltaismus u. d. wichtigsten Sätze z. Begründung e. Theorie desselben. Ebd. 1804. — Commentatio astronom. de calculo trajectoriarum Sect. I. Mitav. 1805. — Astronom. Beitr. 3 Nr. Dorpat 1806—1807. — De tubo culminatorio Dorpatensi. Acced. formulae ac tabul. in usum astronom. Ibid. 1808. — Rußland. Bemerkungen e. Deutschen, der fünf Jahre dort lebte. Nürnb. 1813. — Mit D. Ch. Gmelin: J. J. Berzelius neues System d. Mineralogie; a. d. Schwedischen. Ebd. 1816. (Ward aus d. 15. Bde. d. Journals f. Chemie nochmals abgedruckt.) — Astrologie. Ebd. 1816. — Die zwölf syntaktischen Grundgestalten; sammt einer Rede üb. d. germanisch-scandinavischen Sprachbund. Ebd. 1816. — Allgem. Umrisse d. german. Sprache, d. niederdeutschen, der schwedischen u. d. gothisch. des Ulfilas, in neuer Art gefaßt rc. Ebd. 1817. — Die höhere Farbenreihe rc. Ebd. 1820. — Sammlung d. allgem. Logarithmen u. d. natürl. Logarithmen aller Zahlen von 1—10,000. Berechnet v. Schultes u. herausg. rc. Erlangen 1821. — Das Licht u. d. Weltgegenden, sammt e. Abhandl. über Planetenconjunctionen u. d. Stern der drei Weisen. Bamb. 1821. — Astrolog. Taschenb. f. d. Jahr 1822. Erlang. 1822. — Lehrb. d. Physik, f. Schulen bearbeitet. Ebd. 1822. — Astrol. Taschenb. f. d. Jahr 1823. Ebd. 1823. — Hieroglyphik, ihr Wesen und ihre Quellen. Nürnb. 1824. — Die Weisheit d. Aegypter u. d. Gelehrsamkeit d. Franzosen. 2 Beil. Ebd. 1825—1827. — Die Umkehrung d. Voltaisch. Pole durch Hrn. Pohl, od. d. durch seine Philosophie geheilte fünfundzwanzigjährige Blindheit d. Naturforscher. Ebd. 1827. — Denkreize od. üb. d. Erziehung d. Menschen. Hanau 1833. — Der Mensch u. d. Sterne, Fragm. z. Geschichte d. Weltseele. Nürnb. 1834. — Die Gesammt-Naturlehre f. d. Volk u. seine Lehrer. Mit Abbild. 6 Lief.

Leipz. 1834 — Lieferte Beitr. zu Bode's astron. Jahrb.; zu v. Zach's monatl. Correspondenz; zu den Denkschr. d. Acad. d. Wissenschaften zu München u. zum Journal f. Chemie u. Physik.

* 169. Johann Friedrich Wilhelm Possehl,

Lehrer der Taubstummenschule zu Lübeck;

geb. den 14. Apr. 1807, gest. d. 4. Juli 1835.

Possehl ward in Lübeck von bemittelten Eltern geboren und zeichnete sich von Jugend auf durch große Lebhaftigkeit und Erregbarkeit des Geistes aus. Der muntere, kaum zu zügelnde Knabe wurde schon sehr früh in eine Elementarschule gebracht, wo er sich so bedeutend auszeichnete, daß seine Eltern ihn in eine Mittelknabenschule versetzen zu müssen glaubten. Hier durcheilte er schnell die niedern Classen; erwarb sich die Zuneigung seiner Lehrer und Mitschüler und verweilte in der ersten Classe bis zum Jahr 1820, wo er sich dem Schulfache zu widmen entschloß. Er trat an eine dasige Elementarknabenschule, blieb an derselben 5 Jahre als Lehrling und später noch bis zum Jahr 1830 als Gehülfe. Mit der größten Treue und Gewissenhaftigkeit bereitete er sich in diesem Verhältniß auf seinen Beruf vor und bewies in den Lehrstunden, daß er die Kunst, Kinderseelen für das Schöne und Gute zu gewinnen, ganz inne habe. Sein Lehrherr bezeugte ihm seine größte Zufriedenheit und suchte seine Ausbildung und sein Fortkommen möglichst zu befördern. Er verwandte sich daher für P. um die Aufnahme in den 7ten Cursus des dasigen Seminars und erreichte auch seinen Zweck. Von Ostern 1829 besuchte P. mit gutem Erfolg das Seminar. Im Herbste dieses Jahres starb der bisherige Taubstummenlehrer und P. ward an seine Stelle ernannt. Er trat, um sich für seinen neuen Wirkungskreis vorzubereiten, aus dem Seminar und bezog die Taubstummenanstalt zu Schleswig, welche von dem verewigten Pfingsten *), einem Lübecker, gegründet worden ist. Prof. Hensen, Vorsteher der Schleswiger Anstalt, gab ihm, nachdem er ein halbes Jahr in derselben gewirkt hatte, das Zeugniß, daß er alle Eigenschaften in sich vereinige, die ihn zum Taubstummenlehrer befähigten. Im Sommer 1830 eröffnete er die Taubstummenschule zu Lübeck.

*) S. N. Nekr. 5. Jahrg. S. 1135.

Mehrere mit günstigem Erfolg in derselben ausgebildete Kinder sind Beweise von dem Eifer und Geschick, mit dem er das ihm anvertraute Amt führte. Weil aber die Anstalt ihm nicht eine solche Einnahme bieten konnte, wodurch er sich und die Seinen zu ernähren im Stande war, so bewarb er sich um die Elementarknabenschule des Domkirchspiels, um sie mit seiner Anstalt zu verbinden. Sein Wunsch ward ihm im Jahr 1834 gewährt. Auch in diesem Wirkungskreise erwarb er sich, schon während der kurzen Zeit seiner Amtsführung, die entschiedenste Anerkennung seiner ausgezeichneten Lehrgaben von Seiten der ihm vorgesetzten Inspection; das Zutrauen der Eltern in seinem Kirchspiele, denn sein Ruf vergrößerte die Schule in einem halben Jahr um mehr als 70 Schüler; die Liebe seiner Schüler, die sich bei jeder Gelegenheit und oft auf die rührendste Art zeigte. Doch nur zu bald sollte dies schöne Band zerrissen werden. Eine Krankheit, die sich durch Krämpfe im Kopfe äußerte, riß ihn aus seinen Geschäften, die deswegen von seinen Freunden fortgeführt werden mußten. Nach wenigen Wochen war er freilich so weit wieder hergestellt, daß er seine Schule wieder besuchen konnte, aber die Last der Arbeit (er hatte täglich in 11 Stunden Unterricht zu ertheilen) rief bald die Krankheit zurück, an der er am oben genannten Tage sein thätiges Leben endete. Seine strenge Rechtlichkeit, sein fröhliches Gemüth und sein wohlgebildetes Aeußere machten ihn auch in Privatverhältnissen zu einer überall willkommenen Erscheinung. M.

* 170. Friedr. Christ. August Siemsen,

Med. et Chirurg. Dr. und praktischer Arzt zu Hamburg;

geb. den 2. Apr. 1806, gest. den 4. Juli 1835.

Dieser früh Dahingeschiedene war der Sohn eines Weinhändlers in Hamburg. Er erfreute sich einer sorgsamen Erziehung im väterlichen Hause, besuchte dann mehre Jahre das Johanneum seiner Vaterstadt, wo er sich durch Fleiß und rasche Fortschritte auszeichnete und bei der Lebhaftigkeit seines Geistes und der schon früh sich kundgebenden Festigkeit eines edlen Charakters die Freude seiner Lehrer war, ging hierauf für eine kurze Zeit zum academischen Gymnasium über und bezog mit trefflichen Kenntnissen ausgerüstet, um Ostern 1825 die Universität Halle. Hier trieb er in dem ersten Jahre,

in der Absicht sich dem Studium der Theologie und vorzüglich der Philologie zu widmen, die allgemeinen philosophischen Wissenschaften. Bald aber änderte er seinen Entschluß und widmete sich ausschließlich dem medicinischen Fach und zwar mit einem so rastlosen Eifer, daß ihm schon am Sylvesterabend des J. 1828 auf höchst ehrenvolle Weise die Würde eines Doctors der Arzneikunde ertheilt werden konnte. Um sich einen desto reichern Schatz von Erfahrungen für die Ausübung seines Berufs zu erwerben, übernahm er die Stelle eines Assistenz-Arztes am Klinikum zu Halle und bekleidete dieselbe mit vorzüglichem Lob über zwei Jahr. Um Ostern 1831 verließ er Halle und kehrte nach einem kurzen, wissenschaftlichen Zwecken gewidmeten Aufenthalt in Berlin, in seine Vaterstadt zur praktischen Ausübung seiner menschenfreundlichen Kunst zurück. Noch in demselben Jahre sollte er einen Wirkungskreis finden, in welchem er Gelegenheit hatte, *seinen Muth* und *seine Ausdauer*, so wie *seine Kenntnisse zu zeigen*; er übernahm nämlich, als im Herbst Hamburg von der Cholera heimgesucht ward, die Stelle eines dirigirenden Arztes am Cholera-Hospital Ericus und als im August des darauf folgenden Jahrs Hamburgs Schwesterstadt Lübeck von demselben Leiden betroffen und seine Hülfe von dorther in Anspruch genommen ward, eilte er, den hülflosen Fischern der umliegenden Dörfer, die eines Arztes entbehrten, ärztlichen Beistand mit der edelsten Uneigennützigkeit zu leisten. Um Ostern 1833 ward er zum Armenarzt in seiner Vaterstadt erwählt und gelangte außerdem zu einer bedeutenden Praxis. Schon früh hatte er in Emilie Steetz, einer Tochter des verdienten Hamburgischen Oberalten Steetz, eine Freundin gefunden, durch deren Hand er mit Recht beglückt zu werden hoffen konnte. Die ehelige Verbindung der beiden Liebenden ward wegen einer Krankheit S.'s im J. 1835 um einige Zeit verzögert; es zeigte sich Genesung und der 20. Juni ward der Tag ihres Ehebündnisses. Aber noch an demselben Tage, bald nach der priesterlichen Einsegnung, erkrankte S. von neuem heftig und schon am 4. Juli ward er durch eine Lungenentzündung der trostlosen jungen Gattin entrissen; — ein Geschick, das nicht nur Verwandte und Freunde, sondern Jeden, der Kunde davon erhielt, mit gerechter Betrübniß erfüllte.

* 171. Carl Friedrich Sckell,

Rechnungsrevisor bei der Regierungskanzlei zu Weimar;
geb. den 17. Nov. 1795, gest. den 5. Juli 1835.

Er war zu Stützerbach, bei Ilmenau, geboren, wo sein Vater, der jetzige Oberförster Sckell zu Waldeck, damals Forstbedienter war. Nach sorgfältiger Benuzzung zweckmäßigen Privatunterrichts widmete er sich vom Jahr 1814—16 zu Jena dem Studium der Mathematik und verwandter Wissenschaften und trat dann sogleich als Forstschreiber in Staatsdienste. Im Jahr 1821 ward ihm die Forstgeldereinnahme anvertraut und im Jahr 1825 erhielt er die in vieler Beziehung wichtige Stelle eines Rechnungsrevisors bei großherzoglicher Landesregierung. Hier, wo die Vermögensangelegenheiten zahlreicher Unmündigen mehr oder weniger in seinen Händen lagen, wo bei den Revisionen des Depositalund Sportelwesens im ganzen Regierungsbereich und nicht selten bei höchst verwickelten Kriminaluntersuchungen über Rechnungsdefekte so ungemein viel von der Zuverlässigkeit seiner Prüfungen und Aufstellungen abhing, hat er sich stets so umsichtig, so scharfsinnig und rastlos thätig erwiesen, ja überall so musterhaft erprobt, daß ihm gleich zu kommen für alle Zeit schwer, ihn zu übertreffen kaum gedenkbar erscheinen mag. Auch bei der vorgewesenen äußerst verwickelten Regulirung der neuen Landesgrenzen von 1818 an bis jetzt zum fast erreichten Ziele erwarb er sich große Verdienste. Präcision, Nettigkeit und Eleganz war der eigenthümliche Stempel jeder seiner Arbeiten. Seine Uneigennützigkeit, die Klarheit, Sicherheit und Milde seines Urtheils, die Bescheidenheit und Feinheit seiner Umgangsweise erwarben ihm überall, in größeren wie in kleineren Kreisen die aufrichtigste Hochachtung und Zuneigung. Nie entzog er sich seiner vielen Berufsarbeiten ohnerachtet irgend einer Aufforderung zu andern gemeinnützigen Zwecken; wie denn namentlich der Besserungsverein für entlassene Sträflinge seiner thätigsten Mitwirkung als mehrjähriger Kassir sich zu erfreuen hatte. Dankbarer Sohn, liebevoller Gatte und Vater, treu-inniger Freund seiner Freunde, ausgezeichneter Staatsdiener — hat er in jedem Lebensverhältniß sich trefflich bewährt und so — wenn schon auf allzufrüh beendeter Bahn — dennoch im schönsten Sinne vollendet, der einzige Trost, der den

um ihn Trauernden zurückbleibt. Schon länger her wankte seine Gesundheit; doch hoffte man von einer Reise ins Seebad neue Erkräftigung. Die Gnade seines Fürsten kam ihm mit Gewährung der Mittel dazu auf huldreichste Weise entgegen, aber die rasch steigernde Entwickelung seiner Krankheit versagte leider die Ausführung. Sein Hingang, nach langem Leiden, erweckte die allgemeinste Theilnahme; nicht seine Vorgesetzten und Geschäftsgenossen nur, dankbare Anhänger und Freunde aus allen Ständen geleiteten seine irdische Hülle zur stillen Gruft.

* 172. Georg Freiherr von Weiler,

großherzogl. bad. geh. Rath, wirkl. Mitglied d. akadem. Staatsministeriums u. der Gesetzgebungscommission, Inhaber des Ritterkreuzes und Commandeur des Zähringer Löwenordens zu Mannheim;

geb. am 17. Februar 1775, gest. zu Bad Ems d. 5. Juli 183[illegible].

Er war geboren zu Mannheim und der älteste Sohn des im J. 1797 daselbst verstorbenen kurpfälzischen Regierungs- und Oberappellationsgerichtsrathes Franz Freih. v. Weiler. Am 4. Januar 1795, unter der Regierung des Kurfürsten Carl Theodor, erhielt er schon den Acceß in dem kurpfälzischen Hofgericht zu Mannheim und den 21. März 1796 gleichen Acceß bei dem kurpfälzischen Oberbergamtscollegium, in welchem er auch bald darauf am 12. Jan. 1797 (also schon im 22. Lebensjahre) als wirklicher Bergrath eintrat. Zu letztbesagtem Dienstfache hatte er, nach zu Heidelberg vollendeten philosophischen und juristischen Studien, zu Freiberg in Sachsen sich so weit ausgebildet, daß er schon am 26. Aug. 1797, bald nach dem Tode seines Vaters, von dem Kurfürsten Carl Theodor zum Oberbergamtsdirector und im folgenden Jahre (25. Juli 1798) zum wirkl. Hofgerichtsrathe mit Sitz und Stimme in dem kurpfälzischen Hofgerichte zu Mannheim ernannt wurde. Nach dem Anfall der Kurpfalz an das markgräfliche Haus Baden ward er am 31. März 1803 von dem damaligen Kurfürsten, nachherigen Großherzog Carl Friedrich abermals als wirklicher Rath, mit Rang und Charakter eines Hofrathes bei dem Hofgericht in Mannheim angestellt, am 4. Juni 1816 aber vom Großherzog Carl zum Oberhofgerichtsrath ernannt. Von dem nachfolgenden Groß-

herzog Ludwig*) ward er [illegible]
bungscommission als [illegible] Mitglied [illegible]
Da war es, wo seine [illegible]
lich bekannten Schwung [illegible]
Großherzog Leopold [illegible]
commission zu entziehen [illegible]
Rath und wirkliches Mitglied [illegible]
nach Karlsruhe [illegible]
terkreuze, aber bald [illegible]
Commandeurkreuz des Zähringer [illegible]
letzten 10 Jahren seines [illegible]
ter mehrerer [illegible]
ten und in Verbindung mit dem [illegible]
und Stadtdirector [illegible]
geber des „Archivs für [illegible]
im Großherzogthum Baden [illegible]
rerer verdienstvollen Schriften [illegible]
Justiz u. [illegible]
den badischen Landtag [illegible]
Ergebnisse [illegible]
Prozeßordnung und [illegible]
Motiven zu [illegible]
der Wissenschaft, [illegible]
nicht beschränkte. [illegible]
Musik seine Neigung [illegible]
Behörde, [illegible]
Mannheim zu [illegible]
lang, besonders [illegible]
Beschützer [illegible]
die Musik, [illegible]
Lebens ihm [illegible]
holung [illegible]
oder Beethoven [illegible]
mitwirkte, [illegible]
terhaltungen [illegible]
sters [illegible]
benden und mannichfaltigen [illegible]
noch Zeit zu [illegible]
und zur Bildung [illegible]
20 Jahre war [illegible]
Kirchen- und Schulwesen [illegible]
gewiß gehört [illegible]

*) [illegible]

Nutzen, den er dadurch in seiner Vaterstadt stiftete. — Von dieser ging daher mit Recht die gebührende Anerkennung aus, welche in dem Blatt Nr. 196 der Carlsruher Zeitung von 1835 in den Worten: „Sein Leben war unermüdliches Wirken einer unbefleckten Tugend und festen Rechtlichkeit“ sich aussprach und in welche alle seine Landsleute und Alle, die sein Streben für Sittlichkeit, Recht und Wissenschaft nützlich zu sein, kannten, gern einstimmten. — Im November des J. 1834 wurde er zum erstenmal und plötzlich vom Blutspeien überfallen, das sich mehreremale wiederholte und zuletzt in ein Lungenleiden überging, an dem er nach 8monatlichem Leiden, wobei er aber stets arbeitete und sogar einigemal noch dem Staatsrathe beiwohnte, in Bad Ems in den Armen seiner ihn beglückenden Gattin verschied. — In Karlsruhe und Mannheim erboten sich Kirche und die Hofsänger freiwillig, ein hochfeierliches Todtenamt in Anerkennung der großen Verdienste v. W.'s, abzuhalten; in ersterer Stadt wurde eine große Todtenmesse, in letztgenannter aber das Requiem von Mozart in Anwesenheit aller Collegen und Honoratioren zu Ehren des Verblichenen aufgeführt. — Zum erstenmale verheirathete er sich am 6. September 1802 mit Amalie von Schmaltz; aus dieser Ehe, welche durch den für ihn schmerzlichen Tod der Gattin am 27. Dec. 1817 aufgelöst ward, sind drei Kinder noch am Leben. Am 24. Nov. 1818 verheirathete er sich zum zweitenmal mit der Schwester seiner ersten Frau, Auguste. Auch aus dieser Ehe hinterließ er 2 noch lebende Kinder. — Ueberall, wo von Weiler wirkte, sprachen sich sein edles Gemüth und seine Gewissenhaftigkeit und Berufstreue aus. In der Gesetzgebungscommission, in welcher er seit 1827 wirkte, bearbeitete er den ersten Entwurf der Civilprozeßordnung, die freilich später auf andere Grundlagen gebaut wurde, als von Weiler es wollte. — Freund eines langsamen Fortschreitens und übereilte Experimente in der Gesetzgebung fürchtend, schienen ihm die bestehenden Einrichtungen, da er selbst den besten Sinn ihnen unterlegte und alle Menschen für so gut hielt, als er selbst war, nicht so fehlerhaft, daß eine völlige Umgestaltung der alten Grundlagen so dringend nothwendig war. Dies erklärt auch, warum er Gegner der Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, der Staatsanwaldschaft und anderer neuer Institute war. Da jedoch v. Weiler nur der Wahrheit huldigte und nicht eigensinnig war und

fremde Meinungen freundlich anhörte, so verschloß er sein Gemüth nicht gegen die Ansichten seiner Collegen, hörte gern Belehrung und so kam es, daß er selbst zuletzt für Oeffentlichkeit und Staatsanwaldschaft sich aussprach. Sein milder Sinn bewirkte, daß wenn auch abweichende Meinungen auf das lebhafteste vertheidigt wurden, die collegialische Freundschaft nie gestört wurde. An den Berathungen der Gesetzgebungscommission über den Entwurf der Strafprozeßordnung nahm v. Weiler im J. 1834, selbst als er schon leidend war, eifrigen Antheil. Sein Auftreten im Leben war bescheiden, sein Streben im politischen Wirken war, Frieden zwischen der Regierung und den Kammern zu bewirken und das Vertrauen des Volks zur Regierung zu befestigen. — Im Rathe des Fürsten, in welchen er 1829 als geheimer Rath berufen war, bewährte er den treu seinem Regenten anhänglichen Mann, der aber seine Ueberzeugung redlich ausspricht. Er erwarb sich den Ruf eines gewissenhaften Rathgebers, emsigen Arbeiters und eines mildversöhnenden Staatsmanns. Er war es, der 1831 in den Kammern den Entwurf des Preßgesetzes vorzulegen und zu vertheidigen hatte. Als nach der Erscheinung des Preßgesetzes seine Erwartungen nicht realisirt wurden, als der aufgeregte Geist des Jahres 1832 zuweilen eine Sprache erzeugte, die in Uebertreibungen sich gefiel, die seinem milden Charakter Mißtöne waren, fühlte sich von Weiler sehr unglücklich darüber, daß der würdige Gebrauch von der Preßfreiheit nicht gemacht wurde und die auf dem Landtage von 1833 stattgefundenen Kämpfe wegen der Zurücknahme des Preßgesetzes waren dem Herzen von Weilers schmerzlich. Aber auch in jenen Verhältnissen betrug er sich, wie es dem offenen redlichen Manne ziemt.

* 173. D. Sebastian Ludwig Döring,

herzogl. nassauischer Obermedicinalrath [illegible] Dor, Mitglied der Landesregierung zu Wiesbaden [illegible], correspondirendes und Ehrenmitglied [illegible]

[illegible]

geb. den 24. Mai 17[illegible] gest. [illegible]

Döring wurde größtentheils zu [illegible], seinem Geburtsorte, [illegible] am letztern Orte, [illegible] Marburg und Hanau. Seine akademischen [illegible]

auf der Universität Marburg unter Brühl, Mönch, Stein d. ältern, Busch, Michaelis und Baldinger, mit welchem letztern er bis zu dessen Tode in ununterbrochener freundschaftlicher und wissenschaftlicher Beziehung stand. Er promovirte am 4. Februar 1792, verließ sein Vaterland und erhielt zu Herborn im Nassauischen die Erlaubniß zur Ausübung der medicinischen Praxis, sowie am 7. Mai 1793 von dem Prinzen von Oranien die Erlaubniß, an der hohen Schule zu Herborn medicinische Collegien zu lesen. Am 30. August 1794 wurde er zum Professor extraordinarius und am 5. Juni 1798 zum Professor ordinarius medic. daselbst ernannt. Am 27. Dec. 1804 wurde ihm der Titel eines Hofrathes und eine goldne Verdienstmedaille von dem Prinzen von Oranien ertheilt. Unter der französisch-bergischen Regierung bekleidete er vom 28. Mai 1810 bis zum J. 1813 die Stelle eines Cantonsarztes neben der medic. Professur und wurde am 5. Oct. 1814 zum Medicinalrathe bei der fürstlichen Regierung zu Dillenburg ernannt. Seit dem 14. März 1818 bekleidete er bis zu seinem Tode die Stelle eines Obermedicinalraths und ordentl. Mitgliedes der herzogl. nassauischen Landesregierung zu Wiesbaden und seit dem J. 1821 noch dabei die eines Badearztes zu Ems. An diesem Orte starb er am oben genannten Tage in Folge eines heftigen Anfalles von Brustbräune — wovon er in den letzten Monaten seines Lebens in Folge einer heftigen Gemüthsbewegung und übertriebener praktischer Anstrengungen häufiger und stärker heimgesucht wurde, als dies schon seit mehreren Jahren der Fall gewesen war — buchstäblich in seinem Berufe; denn der letzte Akt seines Lebens war ein Krankenbesuch bei der Fürstin Radziwill, wo er, nachdem er derselben mit ungetrübtem Geiste ein allen Forderungen der Kunst entsprechendes Recept geschrieben hatte, entseelt auf das Sopha zurücksank. — Liebe zur Kunst und Wissenschaft, die gewissenhafteste Erfüllung seiner Pflichten als Arzt und Staatsdiener, Redlichkeit, Leutseligkeit, Gemüthlichkeit und Tiefe des Gefühls zeichneten sein 43jähriges vielbewegtes und thätiges Leben aus. Sein Andenken lebt in dankbarer Erinnerung fort bei einer großen Anzahl von Personen aus allen Ständen und Gegenden Europa's, welchen er als Mensch und Arzt mit gleicher Humanität und Sorgfalt seine Zeit und Kräfte widmete. — Er hinterließ eine Wittwe, 2 Töchter und 4 Söhne, worunter 2 Aerzte. — Seine

literarischen Produkte sind folgende: Hippocratis doctrina semiotica de comitu. Diss. inaug. Marburgi d. 4. Febr. 1792. — Joh. Pet. Frank v. Volksbelend. Aus dem Latein. übersetzt. Marburg 1794. — Joh. Friedr. Theoph. Häger, Geschichte der Kerzen u. ihres Gebrauches in der Wundarzneikunde. Aus dem Latein. Giessen 1796. — D. Ludw. Oskamp's zwei Vorlesungen über die natürlichen u. geimpften Kinderblattern u. s. w. Aus dem Holländischen übersetzt. Herborn u. Hadamar 1799. — Albr. van Stiprian Luiscius Abhandlung zur Beantwortung der Frage: welches sind die Ursachen der Fäulniß in vegetabilischen und thierischen Substanzen u. s. w. Aus dem Holländ. Marb. 1800. — Histor. u. medic. Untersuchungen über die Kuhpockenkrankheit v. H. M. Husson. Aus dem Französischen. Marburg 1801. — Kurzer Unterricht f. die lieben Bürger u. Landleute der fürstl. Oranien-nassauischen Lande über die Schutzpocken u. s. w. Herborn 1801. — Journal für die neueste holländ. medicinische u. naturhistor. Litteratur. Herausgegeben mit Gottl. Salomon, D. der A. W. zu Leyden. — Herborn u. Hadamar. 1. Bd. 1., 2., 3., 4. Stück. 1802—04. — Jarich. Joh. Woston's Abhandlung vom Spiesglanze. Aus d. Latein. übersetzt u. mit Anmerkungen begleitet. Hadamar 1802. — Kritisches Repertorium der auf in- und ausländ. hohen Lehranstalten vom J. 1781—1800 herausgekommenen Probe- u. Einladungsschriften aus d. Gebiete der Arzneigelahrtheit u. Naturkunde. 1. Abth.: enthaltend das Verzeichniß der Schriften von 1781—90. Herborn 1803. (Die schon beendigte 2. Abtheilung ist ungedruckt geblieben.) — Außer diesen Schriften haben mehrere medicinische Aufsätze in dem Reichsanzeiger und d. medic. Nationalzeitung für Deutschland in den J. 1798 u. 99, in J. H. Kopp's Jahrbüchern der Staatsarzneikunde 1819 und mehr denn 200 Recensionen in der Salzburger medic. chirurg. Zeitung, Erlanger Literaturzeitung, in den Würzburger neuen gel. Anzeigen und in andern Zeitschriften den Verstorbenen zum Verfasser — Anonym erschienen von demselben im J. [illegible]: Nachrichten von d. Selterser Wasser, dessen Bestandtheilen u. Heilkräften etc. Ein kurzer Auszug aus den [illegible] darüber erschienenen Schriften: desgleichen Nachrichten von dem Fachinger Wasser, sowie endlich von dem [illegible] Wasser. —

174. J. A. Röschlaub *),

Doctor der Philosophie und Medicin, k. baier. Hofrath, Professor an der medicinischen Fakultät der Universität zu München, Beisitzer des dortigen Obermedicinalcollegiums ꝛc.;

geboren am 21. Aug. 1768, gestorben zu Dischingen unweit Ems den 7. Juli 1835 **).

R. war zu Lichtenfels bei Bamberg geboren und promovirte im J. 1795 zu Bamberg. Im J. 1797 begann seine schriftstellerische Thätigkeit; er wurde außerordentlicher und dann ordentlicher Professor daselbst, auch zweiter Arzt am dortigen Krankenhospitale. Im J. 1802 wurde er Professor ordin. für medic. Klinik, Beisitzer der medicinischen Facultät zu Landshut mit dem kurbaierischen Rathstitel, später aber erhielt er den Charakter eines k. baier. Hofraths. 1824 ward er in Ruhe versetzt, 1826 aber bei Aufhebung der Landshuter Universität wieder als ordentlicher Professor der Medicin in München angestellt. Im Sommer 1835 unternahm er eine Erholungsreise und starb im Schlosse des Grafen zu Kastel-Dischingen, unweit Ems, in seinem 67. Lebensjahre, einen Sohn als jungen Arzt in München hinterlassend, mit dem er im Jahr 1831 Erklärungen über die wandernde Cholera herausgegeben hat. — Röschlaub hat sich besonders in früherer Zeit als ein eifriger und nicht ungeschickter Vertheidiger des Brownianismus, den er nach eigenen, mehr philosophischen, als praktischen Ideen umgestaltet, in Ruf gebracht. Bekanntlich fand Brown's System, das weder in England und noch weniger in Frankreich zu einem allgemeinen Ansehen kam, in Italien und besonders in Deutschland Lobredner und Verfechter. Es trugen daselbst, außer der dem Deutschen einmal eigenthümlichen Neigung zur Speculation überhaupt, der damals durch die französische Revolution auch auf deutschem Boden herbeigeführte revolutionäre Sinn in der Politik einerseits, so wie der durch Kant aufgeregte Geist in der Philosophie bei jungen, receptiven Gemüthern andrerseits besonders dazu bei, seinem System Eingang zu verschaffen, das in seinen Axiomen physiologisch ganz falsch, von philosophi-

*) In die medicinischen Annalen von Altenburg hat der Oberbibliothekar Jäck in Bamberg schon vor 20 Jahren eine Biographie desselben geliefert.

**) Medic. Almanach auf 1836, von Dr. Sachs.

Seite aber leicht zu deduciren und theoretisch wie
isch aufs bequemste sich anzueignen und handzuha-
war. Vorzüglich ist neben Weikard unser Rösch-
es gewesen, welcher in einem noch jugendlichen
, ohne genügende Erfahrung am Krankenbette, aber
...andter in philosophischer Dialektik dieser von
hier ..d dort modificirten neuen Erregungstheorie
reitung verschaffte. Gereizt durch mannichfache Geg-
verfiel er jedoch dabei in einen so hyperbolischen
beleidigenden, dem damaligen revolutionären Zeit-
entsprechenden Ton, daß viele Aerzte, wie Gras-
l, Cappel, Pfaff u. A., um sich nicht Unanständig-
t auszusetzen, ganz schwiegen und nur der durch
Wechsel aller Zeiten bewährte Naturtherapeutiker
J. Hufeland, der vom Anfang bis zuletzt die erfah-
smäßige hippokratische Medicin gegen Brown ver-
en hatte, fast allein noch auf dem Kampfplatze blieb,
ich mit aller Energie dem offenbar Gefahr bringen-
Strome zu widersetzen, wie sehr auch der bittere
it seiner, wie allbekannt, sonst so friedliebenden Na-
uwider war. Diese Fehde dauerte fast 3 Jahre,
end welcher Zeit die Menschheit erst leider selbst
gefährliche Experiment durchmachen mußte, ehe
laub, der Repräsentant der Erregungstheoretiker,
wahren Erkenntniß seines Irrthums gelangte und
ich auch öffentlich ein Bekenntniß vor Hufeland
te, das — so wie es damals an mehreren Orten
fen war — dem Herzen des Dahingeschiedenen, der
aus Verblendung, nicht aber aus irgend einer Ab-
unedler Art die literarische Fehde begonnen hatte,
so viel Ehre brachte, als es noch mehr dem mu-
n u..d erhabenen Gegner zu einem seiner schönsten
mphe angerechnet wurde. — Seine Schriften sind:
inaug. de febri fragmentum. Bamberg. 1795. —
suchungen über Pathogenie oder Einleitung in die
c. Theorie (Heilkunde). 3 Bde. Frankfurt 1798. 2.
derte Ausg. 1800—03. — Von dem Einflusse d.
wnschen Theorie in d. prakt. Heilkunde. Würzb.
. (Wurde von S. Breinersdorf ins Französ. über-
) — Commentatio de scholae clinico-medicae fine
quisitis. Bamb. 1800. — Pr. von dem Zweck und
fordern. e. medicinisch-klinischen Schule. Sect. 1.
1800. — Lehrb. d. Nosologie. 2. Abth... Ebd.
. (Wurde in Wien nachgedruckt.) — Ueber Medi-
ihr Verhältniß z. Chirurgie, nebst Materialien zu

einem Entwurfe d. Polizei u. Medicin. Frankf. 1802. — Untersuchungen über den Nutzen e. wohl eingerichteten medic. klinischen Schule. Landsh. 1803. — Die Afteranwendung d. neuesten Systems d. Philos. auf d. Medicin. Ebd. 1803. — Avis an das baier. Publicum, in welchem e. durch Landshutische Magistratsperf. offenbar veranlaßte, grobe Pasquillirung höchster Personen aufgedeckt wird. Ebd. 1803.— Erster Entwurf e. Lehrbuchs d. allgem. Jaterie u. ihrer Propädeutik. Frankf. 1804. — Diss. Num in medico potestas, formationem et incrementum foetus limitandi moderandique? Landsh. 1807. — Lehrb. der besondern Nosologie, Jatreusiologie und Jaterie. Frankfurt 1807—10. — Rede z. Feier des Andenkens an J. A. Schmidtmüller. Landsh. 1809. — An D. A. F. Marcus. Ein Sendschr. üb. d. Typhus. Ebd. 1814. (Nach andern Angaben bereits 1808 oder 1810.) — Einige Nacherinnerungen an den Leser seines Sendschr. an D. Marcus. Ohne Druckort. (Landsh. d. 12. Febr. 1814). — Philos. Werke. Bd. 1. Sulzbach 1827. — Er gab heraus: Magaz. z. Vervollkommnung der Heilkunde, seit 1799. Vom 8. Bde. auch unter d. Titel: Magaz. f. Physiol. u. Medicin; mit Deggl: Hygiea, seit 1803; Zeitschr. f. d. Jatrotechnik. Bd. 1. St. 1. 1804; Neues Magaz. f. d. klin. Medicin. Bd. 1. 1816; John Browns sämmtl. Werke. 3 Bde. Frankf. 1806—07; John Browns Leben, beschr. von dessen Sohne, D. W. C. Brown; a. d. Engl. von C. W. F. Breyer. Ebd. 1807. Schrieb die Vorrede zu J. N. Ringseis Tentam. de doctrina Hippocrat. et Browniana etc. (Norimb. 1813); lieferte Beitr. zu Weikards Mag. d. verb. Arzneik.; zu dessen Samml. medic. prakt. Beobacht. und Abhandlungen; zu Marcus Prüfung d. Brownsch. Syst.; zur Jenaer Lit. Zeitg.; zu Hufelands Journ. der Heilkunde 2c.

* 175. Carl Friedrich Straßburger,

Hofkammerrath zu Gotha;

geboren am 31. Aug. 1765, gest. d. 9. Juli 1835.

Er war zu Genf geboren, wo sein Vater, Friedrich Wilh. Straßburger, als Oberpfarrer der dasigen evangelischen Gemeinde lebte, nachdem er vorher als Nachmittagsprediger von der gothaischen Behörde dahin berufen und einige Jahre nachher von der evang. Gemeinde zum Oberpfarrer erwählt worden war. Seine Mutter

war die Tochter des Hofkammerraths Pampo zu Gotha. Später wurde der Vater von Genf zurückberufen und ihm die Diöces Goldbach unter dem Titel Adjunktus anvertraut, sowie einige Zeit nachher der Titel Kirchenrath ertheilt. Den größten Theil der Erziehung und des Unterrichts erhielt unser St. von seinem Vater und diese Unterweisung muß besonders in wissenschaftlicher Hinsicht sehr gründlich gewesen sein, indem er, ohne eine andere öffentliche wissenschaftliche Anstalt besucht zu haben, die Univiversitäten Erfurt, das damals durch ausgezeichnete Docenten berühmt war und Jena mit dem besten Erfolge besuchen konnte. Nach vollendeten juristischen Studien kehrte er in seine Vaterstadt zurück, unterwarf sich den gewöhnlichen Prüfungen, die er rühmlich bestand und wurde unter die Zahl der Advocaten aufgenommen. Da ihm aber die Advocatengeschäfte nicht zusagten und er immer die Neigung hatte, die Welt zu sehen, so nahm er eine Hofmeisterstelle in Lyon bei einem Herrn Meyer an und wurde dann Erzieher des ältesten Sohns, des Bankiers Frege in Leipzig. Nach dem Tode seines Bruders, der als Actuarius bei dem Oberhofmarschallamte angestellt war, wurde er zurückgerufen und trat bei jenem Amte in Dienste. Er arbeitete in seinem neuen Berufe mit Fleiß und Pünktlichkeit, erwarb sich dadurch den Beifall seiner Vorgesetzten, stieg in diesem Wirkungskreis von Stelle zu Stelle und wurde endlich zum Hauptrechnungsführer mit dem Titel eines Rathes und bald nachher zum Hofkammerrath ernannt. In dieser Stellung lebte er bis zum Absterben des gothaischen Hauses und wurde dann mit einer Pension in Ruhestand versetzt. Straßburger war in jeder Rücksicht ein sehr gebildeter Mann und schon sein Aeußeres empfahl ihn ungemein; er war ziemlich großer Statur und sein ganzer Anstand und seine Gesichtszüge zeigten seine Humanität an. Sein glücklicher Körperbau wurde noch gehoben durch eine elegante, jedoch nicht zu gesuchte Kleidung. In seinem Umgange herrschte die größte Feinheit und Bildung, seine Unterhaltung war geistreich und belehrend und erstreckte sich besonders auf Geographie und Statistik, wozu die Erfahrungen auf seinen Reisen vortheilhaft wirkten; hierzu kam noch seine Vorliebe für die höhere Arithmetik und Bekanntschaft mit den schönwissenschaftlichen Schriften Deutschlands und Frankreichs, mit welchen er sich noch im spätern Alter beschäftigte. Die

Liebe zum Reisen verließ ihn nie und noch im spätern Alter wagte er es, die Schweiz, das südliche und nördliche Deutschland, Frankreich und Italien zu besuchen und wenn seine Zeit ihn von großen Reisen abhielt, besuchte er die nähern Umgebungen, als Berlin, Pyrmont und die Rheingegenden. Erst in spätern Jahren entschloß er sich zu heirathen und seine Wahl fiel auf Amalie, Tochter des königl. sächs. Rittmeisters Schaller, welche früher in Gotha in ihrem großväterlichen Hause erzogen worden war. Er vermählte sich mit ihr am 21. Febr. 1824 und seiner edlen Gattin Streben war nun fortwährend darauf gerichtet, ihm seinen Lebensabend durch ihre geistreiche Unterhaltung und zarte Pflege zu verschönern.

Th. Credner.

* 176. Wilh. Carl Friedr. Conrad Jacobi,

Mitglied des Stadttheaters in Hamburg;

geboren im J. 1782, gestorben am 11. Juli 1836.

Sein Vater war k. preußischer Kammersecretär und Rendant des königl. Theaters zu Berlin. Der Sohn hatte daher schon früh Gelegenheit, mit Theaterverhältnissen bekannt zu werden und durch seine Lage erhielt die ihm inwohnende Neigung für die Bühne noch mehr Nahrung. Auch seine Bildung zum dramatischen Künstler ward durch die Umstände, in denen er sich befand, mächtig gefördert. Am königl. Theater zu Berlin glänzte damals der große tragische Künstler Ferdinand Fleck, durch dessen Vorbild und Beispiel er um so mehr zur Nachahmung befeuert ward, je mehr er sich selbst zu tragischen Darstellungen vorzugsweise berufen fühlte. Jacobi's Persönlichkeit war eine höchst angenehme. Zwar war er nur von mittlerer Größe, aber alle Theile des Körpers standen im edelsten Verhältniß zu einander; ein schönes phantasiereiches Auge zierte ihn vor allem. Dazu war ihm von der Natur ein herrliches, sonores Redeorgan verliehen; edle und doch ungezwungene Haltung; Takt für Schicklichkeit und feine Sitte waren ihm in hohem Grade eigen. So ausgerüstet, betrat er den 16. März 1805 zum erstenmal die Bühne und zwar in Magdeburg. Durch Iffland war er dem derzeitigen Regisseur des Magdeburgischen Theaters, F. L. Schmidt, dem jetzigen hochgeachteten Mitdirector des Stadtthea-

ters zu Hamburg *), empfohlen worden und entsprach der Empfehlung auf eine seltene Weise. Seine erste Rolle war der junge Graf in Babo's Puls, in welcher er die erwähnten glücklichen Eigenschaften mit einer ungemeinen Sicherheit zur Anschauung brachte. Sehr bald bewährte er sich als nützliches Mitglied, ward deshalb vielfach beschäftigt und entledigte sich jeder Aufgabe mit ungemeinem Geschick, obgleich es dem Beobachter nicht entging, daß die Tragödie sein eigentliches Element sei. Die kriegerischen Verhältnisse führten Schmidt im J. 1806 nach Hamburg; von ihm veranlaßt, folgte ihm Jacobi ein Jahr später dahin nach, nachdem er sich vorher mit der Schauspielerin Demoiſ. Lippach ehelich verbunden hatte. Am 25. Nov. 1807 betrat er in Hamburg zum erstenmale die Bühne als Baron Wiburg in Schröder's „Stille Wasser sind tief" und erntete ungetheilten Beifall. Hier fand er Gelegenheit, sein schönes Talent immer mehr zu entfalten. Das Fach eines tragischen jungen Liebhabers war durch den frühzeitigen Tod des Schauspielers Stahl plötzlich erledigt. Jacobi ward sehr bald der Held jedes Abends; „Jacobi spielt" hieß es bei Durchmusterung des Personenzettels und dies war hinreichend, jeden Theaterfreund zum Besuch des Schauspiels zu veranlassen. Seine ausgezeichnetsten Leistungen waren die als Don Carlos, Fiesko, Hamlet, Jaromir, Sigismundo (in „das Leben ein Traum"), Schriftsteller Weiß (in „die Macht der Verhältnisse"), Hans Sachs, Ferdinand (in „Kabale und Liebe"), Moses, Beaumarchais (in „Clavigo"), Ferdinand (in „Julius von Sassen"), Balduin von Eichenhorst (in „die Kreuzfahrer"). Durch gediegene Ausführung dieser und vieler anderer minder bedeutenden Rollen bereitete er dem Hamburgischen Publikum Kunstgenüsse, für welche es ihm den Dank laut zollte und an welche gewiß Viele mit wehmüthiger Erinnerung zurückdenken und noch lange zurückdenken werden. Jacobi, der Hamburg als seine zweite Vaterstadt betrachtete, blieb der Bühne desselben auch in den verhängnißvollen Jahren, die mit 1811 begannen, treu, selbst in dem verhängnißvollsten, dem der Belagerung, 1813 und

*) Diese Bühne steht unter der Leitung von Schmidt und Lebrün. Beide sind auch als dramatische, Schmidt vorzüglich als dramaturgischer Schriftsteller bekannt.

sah die glückliche Befreiung vom fremden Joche, den sein ächt deutsches Herz längst voll Sehnsucht entgegengeschlagen hatte. Mit wahrem Hochgefühl betrat er in der freien Stadt wieder die Bühne mit gewohntem Beifall. Aber nicht lange mehr blieb die Kraft des Künstlers ungeschwächt. Bemerkbar ward dies besonders, als im J. 1826 das alte kleinere Theater auf dem Gänsemarkt geschlossen und das neue Schauspielhaus in der Dammthorstraße eröffnet ward; zu diesem ging sein Triumph nicht mehr mit hinüber. Spuren einer Luftröhrenschwindsucht, wahrscheinlich als Folge übergroßer Anstrengung, zeigten sich bei ihm; die Glut für die Ausübung seiner Kunst war zwar noch dieselbe, aber der Körper versagte dem Geist den Dienst. Es bildete sich eine Heiserkeit im Organe aus und Ende October 1833 sah er sich zur vollständigen Schonung desselben genöthigt. Er betrat die Bühne nicht mehr und die Aerzte wendeten jegliche Aufmerksamkeit zur Heilung eines Uebels an, das sich immer mehr lebensgefährlich ausbildete. Er ward deshalb, zur Einathmung reiner Seeluft im Sommer 1834 nach Helgoland gesandt und kehrte wirklich mit einiger Hoffnung auf Rettung zurück. Sie war leider von kurzer Dauer und nur zu bald entschied es sich, daß eine gänzliche Schonung der Redeorgane unerläßlich sei. So schied er denn Ende März 1835 aus dem Kreise der Mitglieder des Theaters zum höchsten Bedauern aller Kunstfreunde und ward pensionirt. Er wünschte in einer Benefizvorstellung, die ihm von der Direction mit großer Bereitwilligkeit gestattet ward, von seinem geliebten Publikum Abschied zu nehmen. Dies ward ihm aber nur möglich, indem er die Rolle des stummen Ritters in Raupach's „Ritterwort" wählte. Die Erinnerung an jenen Abend ist eine höchst wehmüthige: das Geberdenspiel des vom Gefühl innig durchdrungenen Künstlers war meisterhaft, aber seine körperliche Schwäche war so groß, daß, als er sich in einer Scene, der Rolle gemäß, auf's Knie niedergelassen hatte, er sich kaum wieder aufzurichten vermochte. Die edlen Hamburger benutzten die ihnen durch das Benefiz dargebotene Gelegenheit gern, ihrem leidenden Liebling zu beweisen, wie theuer er ihnen sei; tief gerührt, mit versagender Stimme, dankte er von der Bühne herab und wiederholte diesen tiefgefühlten Dank durch den Druck in öffentlichen Blättern. Seit jenem Tage der letzten Oeffentlichkeit verschlimmerte sich

sein Zustand sichtbar. Im Monat Juni versuchte er noch einmal die Erquickung eines ländlichen Aufenthalts, verlangte jedoch bald wieder nach der Stadt, wo er zu enden wünschte. Als er wieder in seine Wohnung gebracht war und sein Zimmer im untern Theil des Hauses einnahm, äußerte seine Umgebung, wie gut es sei, daß er keine Treppen mehr zu steigen brauche. „Nein", antwortete der Dulder, „nur noch Eine — bergab!" Sein Ende erfolgte schmerzlos am oben genannten Tage und am 16. Juli ward der Körper feierlich zur Ruhe bestattet. Seine Collegen folgten der Leiche; Tausende erwarteten sie am Grabe. Ein Cypressenzweig und so viele Thränen als Blumen fielen auf sein Grab. Die Trauer um ihn ist gerecht; denn Jacobi war nicht nur ein ausgezeichneter Künstler, er war auch ein trefflicher Mensch, ein Biedermann im vollen Sinne des Wortes, ein redlicher Familienvater, ein wackerer College, der jede Kabale haßte.

* 177. D. Johannes Melsheimer,

freih. von Racknitzscher Rentbeamter zu Ehrenberg, großherzogl. bad. Bezirksamts Moßbach;

geb. am 14. Nov. 1768, gest. zu Stuttgart den 12. Juli 1835.

Melsheimer, geboren in Kleinfischlingen bei Speyer, war der Sohn eines angesehenen Geistlichen. Da er seinen Vater frühzeitig verlor, so kam er als ein Knabe von 10 bis 12 Jahren zu seinem ältern Bruder, dem damaligen Pfarrer und Hofprediger Melsheimer in König in der Grafschaft Erbach. Dieser würdige Mann legte die erste Grundlage zu der Bildung seines jungen Bruders und da die Mutter wünschte, daß ihr Letztgeborner gleich den beiden ältern Söhnen sich dem Studium der Theologie widme, so bezog unser M. von König aus das Gymnasium in Karlsruhe. Nach vollendeter Schule kam er auf die Universität Erlangen, wo er sich dem Studium der Theologie so eifrig ergab, daß er nach 2 Jahren, im Juni 1793, in Heidelberg geprüft und zum Predigtamte zugelassen werden konnte. Er hatte sich indessen der Gottesgelahrtheit mehr aus kindlicher Liebe, denn aus Neigung gewidmet; deswegen zog er, als es sich davon handelte, einen bestimmten Beruf zu wählen, das Lehrfach dem Predigtamte vor. Zuerst wurde er Hofmeister bei dem Amtmann Herget zu Altenschlief, sodann Lehrer der Botanik bei dem

Salzmann'schen Institut zu Schnepfenthal. Sein dortiger Aufenthalt gehörte zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens. Sein harmloses Gemüth und sein einfacher, klarer Verstand gefielen sich in der Mitte einer bildungsfähigen, unverdorbenen Jugend und an der Seite eines Mannes, wie Salzmann, der ganz dazu gemacht schien, der humane Regent einer Kinderwelt zu sein. Melsheimer wußte sich auch durch Treue, Fleiß, Geschicklichkeit und Zweckmäßigkeit der Lehrart das allgemeine Vertrauen des Vorstandes, der Mitlehrer und der Zöglinge zu Schnepfenthal in so hohem Grade zu erwerben, daß sich Graf Kniephausen in Ostfriesland glücklich pries, als jener den Antrag annahm, seinen Sohn und einen Grafen Spiegel auf mehrere Universitäten und dann auf Reisen zu begleiten. Während die Zöglinge unter seiner Aufsicht den Studien oblagen, fing M. an die Kameralwissenschaft zu treiben und sich der Naturwissenschaft zu widmen, wozu er eine mit seinem ganzen Wesen übereinstimmende Vorliebe hegte. Später wurde er der Führer eines jungen Barons, Karl v. Raknitz aus Heinsheim im Großherzogthum Baden. Auch diesen begleitete er auf die Hochschule und von da auf Reisen, nach Genf, Italien 2c. — Sein humanes Benehmen, seine Art zwischen Strenge und Nachsicht das rechte Maas, die rechte Mitte zu treffen, die Reinheit seines Charakters, der Anstand seiner Sitten und die Heiterkeit des Geistes wirkten so günstig auf seine Schutzbefohlenen, daß diese nicht sowohl den Lehrer und Aufseher, als vielmehr den älteren Freund in ihm zu erblicken gewohnt waren. Als daher v. Raknitz seine Güter übernahm, bat er seinen Lehrer, bei ihm zu bleiben und ihm in Verwaltung derselben beizustehen. Melsheimer, hatte diesen seinen Zögling so lieb gewonnen, daß er den Vorschlag annahm. Er bezog daher die bei Heinsheim am Neckar gelegene Burg Ehrenberg und blieb bis zu seinem Tode der treue Rathgeber und Freund seines Grundherrn. Seine Geschäfte, die vornämlich in Verwaltung der Rentei bestanden, ließen ihm Zeit genug übrig, sein Studium über Finanz- und Naturwissenschaft fortzusetzen und in der Politik interessirte ihn hauptsächlich derjenige Theil, welcher die Steuerverhältnisse betrifft. Die Durchführung des Grundsatzes einer reinen Einkommenssteuer machte er sich fortan zur Hauptaufgabe seines Lebens und die Armuth hatte durch die Art, wie er die theuern Salzpreise und die

Consumtionsabgaben im Allgemeinen in Rede und Schrift angriff, keinen feurigern Vertheidiger als ihn. Eine Menge von Aufsätzen in politischen und staatswirthschaftlichen Journalen zeugen eben sowohl von seinem Eifer, als auch von seinen gediegenen Kenntnissen in diesem Felde des Wissens. Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß sein Name in der gelehrten Welt bald bekannt wurde. So ernannte ihn den 17. Sept. 1817 die k. k. Ackerbaugesellschaft in Kärnthen zu ihrem ordentl. Mitgliede und ertheilte ihm zugleich die silberne Gesellschaftsdenkmünze, als Anerkenntniß des Werths einer über die Preisfrage: „Die Mängel und die Verbesserung des Dienstbotenwesens" eingesendeten Abhandlung. Am 20. August 1823 kreirte ihn die kameralistische Fakultät in Würzburg zum Doctor der kameralistischen und ökonomischen Wissenschaften; am 18. Februar 1831 der landwirthschaftliche Verein des Großherzogthums Baden zu seinem ordentlichen Mitgliede, am 29. Sept. desselben Jahrs die Rusheiner Gesellschaft zu Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit zum wirklichen aktiven und am 13. Dec. 1833 der landwirthschaftliche Verein in Würtemberg zum correspondirenden Mitglied. Das letzte Jahrzehend seines Lebens war vorzugsweise der Entomologie geweiht und sein Eifer in Auffindung seltener Käfer ging so weit, daß er oft stundenlang an einem alten Baumstamme, an einem bemoosten Steine stehen konnte, um Beobachtungen über diese kleinen Insekten anzustellen. Er war auch mit mehreren der ausgezeichnetsten Entomologen des In- und Auslands in einem lebhaften wissenschaftlichen Verkehr und eine bedeutende Anzahl seltener Käfer, welche einen Theil seines Nachlasses bilden, sind Belege für seine rastlose Thätigkeit in diesem Zweige der Wissenschaft. Daß ein Mann von so kindlichem Gemüth, von so heiterer Sinnesart ein Wesen des andern Geschlechts finden mußte, an das er sich anschloß und mit dem er sich verband, braucht kaum bemerkt zu werden. Melsheimer verheirathete sich im Jahre 1812 mit einer Verwandten seines Freundes in Heinsheim, einer Fräulein von Killniger aus Eschenau. Die Frucht dieser Ehe war Ein Kind, Emma, die jedoch zum Schmerze ihrer Eltern in ihrem 16. Jahre in Stuttgart starb. Melsheimer benahm sich bei diesem herben Verluste als Mann und trug denjenigen Theil von Zuneigung, den er bisher seinem Kinde geschenkt hatte, nunmehr in

doppeltem Maße auf die Mutter über. Beide wohnten fortan im Winter zu Stuttgart, im Sommer auf Burg Ehrenberg, still, ruhig, zufrieden und trotz der Leere, die durch den Tod des einzigen Kindes in ihrem Kreise entstanden war, theilnehmend an den Ereignissen der Zeit. Aber die kinderlose Mutter sollte auch bald den Gatten verlieren. Im Frühjahr 1835 wurde M. in Stuttgart von einem Schlaganfalle betroffen, der anfangs nicht gefährlich schien, allein durch das Zurücktreten eines Hautausschlags im Juli gedachten Jahrs tödlich wurde. Er ertrug die Unbequemlichkeiten einer langwierigen und am Ende sehr schmerzhaften Krankheit bis in die letzten Tage seines Lebens mit einer Resignation, die nur die Folge eines ausgebildeten Geistes sein kann und sein Tod, dem er bei vollem Bewußtsein ruhig entgegensah, lieferte den Beweis, daß der Uebergang in ein anderes Leben für den harmlosen Erforscher der Natur nichts Schreckhaftes hatte. — Von ihm erschien: Zeitgemäße Gedanken über die Verbesserung des traurigen Zustandes d. deutschen Bundesstaaten. Mit Beziehung auf Baden und Würtemberg. Heidelb. 1818.

* 178. Heinrich August Meyler,

Buchdruckereibesitzer zu Husum im Schleswigschen;

geb. um 1770, gest. den 14. Juli 1835.

Meyler war ein etwas eigener Mann. So wollte er nie den Namen seines Geburtsortes sagen, auch seiner eigenen Familie nicht. Man weiß nur so viel, daß er in der Nähe von Dresden geboren ist. Er muß in der Jugend etwas ausschweifend gewesen sein, denn er entlief seinen Eltern und hielt sich seitdem an sehr verschiedenen Orten auf. So kam er denn auch um den Anfang des 19. Jahrhunderts nach der schleswigschen Stadt Husum, wo es ihm so gefiel, daß er dort zu bleiben beschloß. Er miethete sich nun in dem ganz nahe bei der Stadt gelegenen Dorfe Rödenus eine Wohnung und nährte sich zehn ganze Jahre hindurch durch seine verschiedenen Kunstfertigkeiten, deren er gar mancherlei besaß, wie er denn überhaupt ein mechanisches Genie war. Unter andern verstand er sehr täuschend, Vögel mit ihren eigenen Federn auf Papier darzustellen, welche Arbeiten vielen Absatz fanden. Als er unterdessen seine nachherige Frau, eine Tochter des Buchbinders Delfs in Husum kennen gelernt und den Entschluß gefaßt hatte,

sich zu verheirathen, so rieth ihm der damalige Stadtsecretär in Husum, Berend Feddersen, der ihm wohl wollte, er möge eine Buchdruckerei in Husum anlegen, für die königliche Erlaubniß dazu solle schon gesorgt werden. Meyler ging auf diesen Vorschlag ein und so entstand nun 1812 zu Husum die jetzige Buchdruckerei. Da es sich nun gerade traf, daß damals eine Schauspielertruppe in Husum Vorstellungen gab, bei der sich ein ehemaliger Buchdrucker befand, so ließ dieser sich bereden, ein halbes Jahr als Gehülfe bei M. zu bleiben und denselben mit den nöthigen Handgriffen bekannt zu machen. Im folgenden Jahre, 1813, begann M. auch ein „Husumer Wochenblatt" herauszugeben, damals in kl. 8., seit 1816 aber erscheint dasselbe in gr. 4. und zeichnet sich unter den schleswig-holsteinischen Wochenblättern vortheilhaft aus, indem es vorzugsweise eine belletristische Tendenz hat, ohne darum das Nützliche auszuschließen. So hatte M. mit seinem neubegonnenen Geschäfte glücklichen Fortgang und ward mit der Zeit ein wohlhabender Mann. Zu seinen Eigenheiten gehörte auch, daß er nie sein Geburtsjahr sagen wollte und sich immer für jünger ausgab, als er war, indem er befürchtete, daß die Seinigen auf seinen Tod hoffen möchten. Man weiß nur, daß er bei seinem Tod ein Sechsziger gewesen. Sein Ende erfolgte nach kurzem Krankenlager unerwartet am oben genannten Tage. Er hinterließ außer seiner Wittwe 3 Söhne und eine Tochter. Eine zweite Tochter, sein ältestes Kind, war vor ihm gestorben. Sein ältester Sohn, August, setzt die Geschäfte des Vaters und auch die Redaktion des Husumer Wochenblattes fort.

Itzehoe. H. Schröder.

* 179. Johann Heinrich von Busse,

Doctor der Theologie, weil. Consistorialrath und Senior d. evangel. Geistlichkeit zu St. Petersburg;

geboren d. 14. Sept. 1763, gestorben zu Grabow bei Stettin am 20. Juli 1835.

Busse's Geburtsort ist Gardelegen in der Altmark Brandenburg, wo sein Vater Superintendent und Inspector des geistlichen Bezirks war. Ein älterer Bruder von ihm ist der durch zahlreiche Schriften rühmlich bekannte, im Februar 1835 verstorbene k. sächs. Bergcommissionsrath und Professor an der Bergakademie zu

Freiberg, Friedr. Gottl. von Busse*). Unser v. B. war noch nicht 8 Jahr alt, als er das Unglück hatte, seinen Vater im April 1769 durch den Tod zu verlieren, wodurch der früh verwaiste Knabe manche Schwierigkeit und Widerwärtigkeit des Schicksals durch eigene Kraft zu entfernen und zu besiegen lernen mußte. Diese vereinzelte Stellung im Leben ward zugleich die Hauptveranlassung, warum in der Folge der eben erst in das Mannesalter hinübertretende Jüngling sein deutsches Vaterland verließ. Die erste gelehrte Ausbildung erhielt B. in der lateinischen Schule seiner Vaterstadt, die dazumal an A. J. Frenzel einen verdienstvollen Rector hatte; die späteren zur Universität vorbereitenden Studien vollendete er von 1780 — 82 auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin unter Meierotto und Engel. Um Ostern 1782 ging er nach Halle, dem Studium der Theologie sich widmend. Hier waren außer Nösselt, Knapp, Semler, Karsten, Eberhard, besonders F. A. Wolf ein ihm gewogener und ihn auszeichnender Lehrer. Es war durch dessen Vermittelung, daß ihm 1785 der Lehrstuhl der griechischen und lateinischen Literatur und Sprache am akademischen Gymnasium zu St. Petersburg übertragen wurde, mit welchem zugleich das Rectorat dieser gelehrten Anstalt verbunden war. Nicht ohne tiefe Wehmuth verließ B. im August 1785 sein Vaterland. Ueber Hamburg reiste er nach Lübeck und machte von dort eine nicht ganz günstige Seefahrt nach St. Petersburg, von der er eine Beschreibung hat drucken lassen. Am 14. Sept. des oben genannten Jahres, gerade an seinem 23. Geburtstage, trat er hierauf in der großen nordischen Residenz sein erstes öffentliches Amt an. So wie er in den nächstfolgenden Jahren sich mit der Sprache des Landes vertraut machte, Verhältnisse und Menschen kennen lernte und es sich eifrig angelegen sein ließ, die historischen Wissenschaften zu pflegen, erweiterte sich sein Wirkungskreis. Im Jahr 1788 ward er Bibliothekar der Akademie der Wissenschaften als unmittelbarer Nachfolger Johann Backmeisters. In dieser Stellung von mannichfachen Hülfsmitteln umgeben, von seinen literarischen Freunden, dem nachmaligen wirklichen Staatsrath Würst und dem durch viele Schriften über Rußland bekannten Vicepräsidenten der Akademie der Wissenschaften Storch unterstützt,

*) Dessen Biogr. s. in dies. Jahrg. des N. Nekr. S. 132.

begann er 1793 die Herausgabe einer Zeitschrift, historischen und statistischen Inhalts: „das Journal von Rußland“, das 3 Jahrgänge hindurch fortdauerte und nur wegen der Beschränkungen, die durch die Regierungsveränderung im J. 1796 eintraten, aufgegeben wurde. Es enthält viele denkwürdige Materialien zur Zeitgeschichte, Statistik und Ethnographie Rußlands und reiht sich in dieser Hinsicht verdienstvoll an ähnliche Sammlungen Müllers, Büschings *) und Arndts an. Im J. 1795 ward B. adjungirtes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in der historischen Abtheilung und verfaßte in dieser Stellung für die gelehrten Akten der Akademie mehrere Abhandlungen über die alterthümlichen Gräber ungewissen Ursprungs, die zerstreut in Sibirien und den südöstlichen Gebieten Rußlands angetroffen werden, zugleich genaue Verzeichnisse der darin gefundenen im akademischen Museum aufbewahrten Ueberreste unbekannter Vorzeit anfertigend. Um diese Zeit ward er Mitglied der Societät der Wissenschaften zu Göttingen und beschäftigte sich mit einer deutschen Uebersetzung der Verordnungen Kaiser Paul I., die auch im Druck erschienen ist. Seine nützliche Thätigkeit anerkennend, ernannte ihn Kaiser Paul 1797 zum Hofrath und verlieh ihm den erblichen Adel. Aus dieser wissenschaftlichen Thätigkeit und dem gelehrten Wirkungskreise ward B. plötzlich in einen andern, freilich seinen ursprünglichen Studien auf Schulen und Universität näher liegenden versetzt. Die deutsche evangelische Gemeinde der St. Catharinenkirche erwählte ihn 1800 zu ihrem Prediger. Mehrere Rücksichten, als der ihm immer gegenwärtige Wunsch seiner verstorbenen Mutter, ihn der Kirche zu widmen, der Hinblick auf seine zahlreiche Familie, für die er durch die einträglichere Stelle ausreichender zu sorgen vermochte, endlich die Aussicht, in dem Wirkungskreise des Predigers einer zahlreichen Gemeinde Nutzen und Segen verbreiten zu können, entschied ihn für die Annahme des an ihn ergangenen Rufs. Als er aus seinen bisherigen Verhältnissen bei der kaiserlichen Bibliothek und der Akademie der Wissenschaften trat, ernannte ihn Kaiser Paul zum Consistorialrath und die letztere zu ihrem Ehrenmitgliede. Als Prediger ward B. der unmittelbare Nachfolger des Pastors J. Ch. Grot, der in seinem Werke: „Bemerkungen

*) Dessen Biogr. s. im 7. Jahrg. d. N. Nekr. S. 409.

über die Religionsfreiheit der Ausländer im russ. Reich, St. Petersburg u. Leipzig 1797—98, 3 Thle." eine reiche, fleißig ausgearbeitete Materialiensammlung für kirchliche Statistik der ausländischen Confessionen in Rußland hinterlassen hat. Aehnliche literarische Leistungen wurden von jetzt an ein Augenmerk B.'s in seinen Nebenstunden, in so weit die vielfachen Geschäfte, die ihm als Prediger einer großen Gemeinde in dem weitläufigen Petersburg obliegen, dazu Muße ließen. Die, von dem ihm engbefreundeten livländischen Generalsuperintendenten K. G. Sonntag *) in Riga herausgegebenen „Aufsätze und Nachrichten f. protestant. Prediger im russ. Reich, Riga 1811." enthalten mehrere Beiträge von B. Außerdem arbeitete er eine deutsche Uebersetzung von Sarytschew's, Hall's und Billing's Reisen in Sibirien aus und verfaßte auch einen kleinen Roman: „Mulsel, Wittbach und ihre Kinder", der deutsche Verhältnisse in Rußland in freimüthiger und harmloser Art darstellt. — Nach dem Tode des St. Petersburgischen Generalsuperintendenten Reinbott im J. 1813 ward B. Senior der evangelischen Geistlichkeit zu St. Petersburg und als solcher Vorstand des Ingermanländischen geistlichen Bezirks, sowie ältestes Mitglied der geistlichen Bank im Reichscollegium der Liv-, Ehst- und Finnländischen Sachen, welchem in jener Zeit die Oberverwaltung kirchlicher Angelegenheiten evangelischer Gemeinden im russischen Reich überwiesen war. Mannichfache Anerkennungen seiner Verdienste und seines Eifers im Dienst der Kirche und in der Sorgfalt um seine Gemeinde erwarb sich B. in einer langen Reihe von Jahren. Zu solchen gehören die 1818 erfolgte Verleihung des vom Kaiser Alexander 1814 gestifteten geistl. Kreuzes, welches nach den Worten der Stiftung als eine „Erinnerung der Zuversicht im Glauben und der Vaterlandsliebe" von den Dienern der Kirche am Bande des kaiserlichen Verdienstordens getragen werden soll, sodann die schon im J. 1816 von der theologischen Fakultät zu Halle ihm ertheilte höchste Würde der Gottesgelahrtheit. Seine vieljährige Leitung kirchlicher Angelegenheiten evangelischer Gemeinden des Ingermanländischen Bezirks, so wie der zerstreuten Gemeinden dieses Bekenntnisses durch Rußland und die nähere, segensreiche Thätigkeit in der eigenen Gemeinde zur St. Catharinenkirche ward

*) Dessen Biographie s. N. Nekrol. 5. Jahrg. S. 706.

indeß plötzlich auf eine für ihn höchst schmerzliche, ihn tief niederbeugende Weise unterbrochen. Eine Meinungsverschiedenheit bei der Abfassung eines neuen Gesangbuchs für die drei deutschen evangelischen Hauptgemeinden zu St. Petersburg, die damit endete, daß 2 Gemeinden bei dem alten Gesangbuche beharrten, B. aber in der seinigen mit ihrer Zustimmung das neue einführte, ward in der eben durch veränderte kirchliche Ansichten, die Vereinigung des lutherischen und des reformirten Bekenntnisses in eine äußere evangelische Kirche und dahin gehörigen Differenzen sehr aufgeregten Zeit Veranlassung, daß B. durch ein kaiserliches Rescript im Mai 1819 von seinem Amt entfernt wurde. Der Berichterstatter über das neue Gesangbuch an das Ministerium des Cultus hatte nämlich darin 5 Lieder (von denen eines von Dr. A. H. Niemeyer *) in Halle, drei von Grot, dem Vorgänger B.'s im Amt waren) als den christlichen Glauben gefährdend und einer wahren Andacht unangemessen bezeichnet, worauf die oben erwähnte Verfügung erfolgte und in ihrer Wirksamkeit verblieb, nachdem auch die evangelische Geistlichkeit zu St. Petersburg in ihrem Gutachten sich gegen die Meinung des Berichterstatters erklärt hatte. B. ergab sich in die Vernichtung seiner Thätigkeit als geistlicher Vorstand mit der Standhaftigkeit eines Mannes, der nach seiner Ueberzeugung ohne Furcht und Rücksicht auf zeitliche und vergängliche Verhältnisse gehandelt hat, viel schwerer ward ihm die Trennung von seiner Gemeinde. Diese sorgte indeß auf eine großmüthige Weise, daß der von ihr entfernte Lehrer in seinem Alter keiner äußern Lebensmühe entgegenschreite. Freiwillige, reichliche Beiträge der Gemeindemitglieder sicherten ihm volle 10 Jahre hindurch den ganzen Betrag der Einkünfte der verlornen amtlichen Stellung und es liegt hierin gewiß ein seltener Beweis von so ausdauernder Liebe und Anhänglichkeit, als je ein Prediger in seiner Gemeinde sich hat erwerben können **). — In die Ruhe des Pri-

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 564.

**) Als Ausdruck der Gesinnungen über ihn und seine Handlungsweise in dem schwierigen Conflikt der Zeitumstände, der über die Fortdauer seiner amtlichen Wirkung entschied, mögen folgende Zeilen eine Stelle finden, die der als Gelehrter eines europäischen Rufs genießende Akademiker Th. Fr. v. Schubert in B.'s Stammbuch schrieb, als derselbe aus St. Petersburg, dem langjährigen gemeinschaftlichen Wohnorte, schied. Es ist eine ehrenwerthe

vatlebens und zurück in sein Vaterland sich wendend, ging B. zuerst nach Halle, wo er drei Jahre hindurch nur literarisch beschäftigt verlebte und die Selbstbiographie eines abenteuerlichen Armeniers „Artemius vom Ararat" aus dem Russischen übersetzte, welche daselbst auch im Druck erschienen ist. Es enthält dies Buch ein treues Bild orientalischer Zustände und verdiente mehr Aufmerksamkeit, als mancher neue Roman, der diese Zustände, durch schiefe, englische oder französische Brillen gesehen, nicht wahrer und auch nicht unterhaltender, aber mit europäischer Würze versehen, den Lesern vorführt. Von Halle zog B. 1822 nach Gera im Reußischen, wohin ihn die Heiterkeit der Landschaft lockte. Er lebte abwechselnd hier und im nahgelegenen Köstritz, mit literarischen Arbeiten für kritische Zeitschriften, als die Jenaische Literaturzeitung u. and., beschäftigt. Im J. 1827 verließ er jedoch diesen Ort, wo er viel heitere Tage gelebt zu haben gestand und reiste nach Stettin, dem Aufenthaltsort seiner verheiratheten Tochter. Anfangs mit mancherlei Entwürfen zu fernern Reisen und Wohnortsveränderungen beschäftigt, sah er sich darin durch zunehmende körperliche Schwäche gehemmt und starb, übrigens im vollen Genuß geistiger Kräfte, in seiner ländlichen Wohnung zu Grabow bei Stettin, nach kurzer Krankheit, an den Folgen eines schlagähnlichen Zufalls. Aus seiner im Jahr 1786 mit Catharina von Gilla geschlossenen glücklichen Ehe hatte er 11 Kinder, wovon 7 ihn überleben. Seine vier Söhne befinden sich im russischen, theils Staats-, theils Militärdienst; ein Sohn aber, Wilhelm Eduard von Busse, Oberst der kaiserl. Gardejäger zu Fuß, fiel in einem Gefecht gegen den Pascha Omer Vrione am Kamtschik in Bulgarien am 26. Sept. 1828. — Außer den oben genannten Werken sind noch von ihm erschienen: Erinnerungen

---

Stimme aus der Zahl vieler gleichlautenden. — „„„Ein elend, jämmerlich Ding ist es um aller Menschen Leben; da ist immer Sorge, Furcht und zuletzt — der Tod."'" „Diese Worte des guten Sirach, an die mich Ihr unverdientes Unglück so oft erinnert, sind freilich nicht sehr trostreich und doch liegt etwas Beruhigendes darin, wenn es auch nur die Ruhe des Grabes ist. Einen bessern Trost gibt Ihnen das innere Bewußtsein und die Gerechtigkeit, die die allgemeine Meinung Ihnen widerfahren läßt. Ihr unschuldiges Leiden hat Sie jedem Rechtschaffenen theuer und ehrwürdig gemacht und alle, die Sie kennen, nehmen den herzlichsten Antheil an Ihrem Schicksal, niemand aber mehr als Ihr alter Freund Th. Fr. Schubert."

an d. J. 1801, in Amtsvorträgen von Albanus, Busse, Collius, Danckwart u. Sonntag. Riga 1802. — Christliche Religionslehre nach evangel. luther. Lehrbegriff. St. Petersburg 1812. — Predigt zur Feier des Siegs bei Krasnoi. Ebd. 1812. — Gedächtniß der dritten Säcularfeier der Kirchenreformation durch D. M. Luther, begangen zu St. Petersburg. Ebd. 1817. — Leitfaden zum christl. Religionsunterrichte. Ebd. 1818. — Sammlung geistl. Lieder für den öffentl. Gottesdienst. Ebd. (Halle) 1818. —

* 180. Carl Heinrich Albr. Samuel Zober,

Archidiaconus zu Königsberg in der Neumark;

geb. den 8. Nov. 1759, gestorben den 22. Juli 1835.

Er war der Sohn Sam. Jac. Z.'s, Diaconus an der St. Blasii Kirche zu Nordhausen. Nachdem er auf dem dortigen Gymnasium seine Schulbildung vollendet, zum Theil als Mitschüler des ihm stets nahebefreundeten großen F. A. Wolf *), bezog er 1779 die Universität zu Leipzig, wo er sich mehrere Jahre den theologischen Studien, namentlich unter Morus und Burscher, widmete, nach deren Beendignng er als Führer zweier junger Lyoner noch bis 1788 dort verweilte. In diesem Jahre ward er, auf Empfehlung des Kriegsraths Köppen, als Lehrer an dem königl. Pädagogium der Realschule zu Berlin (1797 zum „Friedrich-Wilhelms-Gymnasium" erhoben) angestellt, welchem Amte er, namentlich als Lehrer im Deutschen, 10 Jahre hindurch mit Liebe und Treue vorstand. Unter seinen Amtsgenossen waren und blieben ihm bis zu ihrem Tode besonders theuer und befreundet Jungius und Nolte. Nachdem er unter Teller seine theologischen Prüfungen rühmlich bestanden und der von ihm aufs tiefste verehrte gegenwärtige König Friedrich Wilhelm III. zur Regierung gekommen, ward er im J. 1798 als evangelischer Prediger nach Königsberg in der Neumark berufen, wohin er auch abging, nachdem er sich zuvor am 3. Juni desselben Jahres mit Leonore Schartow aus Berlin ehelich verbunden. Bis zum Sommer des Jahres 1834 — also 36 Jahre hindurch — hat er hier, unter Freud und Leid, besonders auch für das Schulwesen thätig, segensreich gewirkt. Körperliche Schwäche, eine Folge theils des

---

*) Dessen Biogr. s. im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 812.

Alters, theils seiner Amtsanstrengungen, nöthigte ihn um diese Zeit, seine Entlassung zu fordern. Er zog im Dec. dieses Jahres mit seiner treuen Gattin, die ihm 2 Söhne geboren, zu dem Jüngeren derselben nach Berlin, konnte sich aber hier, trotz seiner kräftigen Natur und trotz aller Pflege, nicht wieder erholen. Eine Brustwassersucht endete sanft und schmerzlos sein thätiges Leben. — Seine Jugend- und Volksbildung bezweckenden Schriften sind folgende: Für gutartige Knaben u. Mädchen. Berlin 1792. — Morgen- u. Abendandachten eines jungen Frauenzimmers. Mit 1 Kpfr. Berlin 1795. — Die Feier des heil. Abendmahles. Mit Titelvign. Berlin 1812. — Andachtsübungen f. Kinder u. junge Leute. Mit Titelvign. Berlin 1819. — Der neue Berl. Kinderfreund. Mit 1 Kpfr. Berl. 1796. — Moral in Beispielen für die Jugend, mit 20 Kpfrn (auch ins Französ. übers. 1796), 4. Aufl. Berlin 1802. — Der Sittenlehrer. Eine Wochenschrift. 2 Thle. Schwedt 1816 u. 17. — Das Sittenbuch. 16 (u. einz.) Bdch. Mit illum. Steindruck. Berlin 1819. — Der rechtschaffene Handwerker. Mit 1 Kpfr. Neue Aufl. Berlin 1795. — Der rechtschaffene Dienstbote. Berl. 1798. — Das Buch für Dienstboten beiderlei Geschlechts. Schwedt 1821. — Der preußische Soldat. Berl. 1827. 2. Aufl. Schwedt 1828. — G. war in jeder Beziehung ein treuer Lehrer der Jugend sowohl als der Erwachsenen, gleich fern von kalter Vernünftelei, wie von seichter Frömmelei, gegen die er, wie gegen alle Heuchelei, einen ernsten Abscheu hegte. Andern wahre Freude zu bereiten, war seine größte Freude. Ihn selber hat die Vorsehung durch äußere Drangsale vielfach geprüft. Die Seele seines Dichtens und Trachtens war ein durch ungestörte Liebe thätiger Glaube. Daher ward er von Jung und Alt aufrichtig geliebt und geehrt und manche gerechte Thräne floß bei seinem Tode. Seine Gemeinde ließ ihn im Sommer 1834 zeichnen und das wohlgetroffene Bild lithographiren.

Stralsund. D. Zober.

* 181. Anton Gerdes,

Inspector des reichsgräfl. Bentinckschen Waisenhauses zu Varel; geb. d. 4. Nov. 1773, gestorben am 28. Juli 1835.

Zu Steinhausen im Herzogthum Oldenburg geboren, wo sein Vater, Johann Friedrich Gerdes, Land-

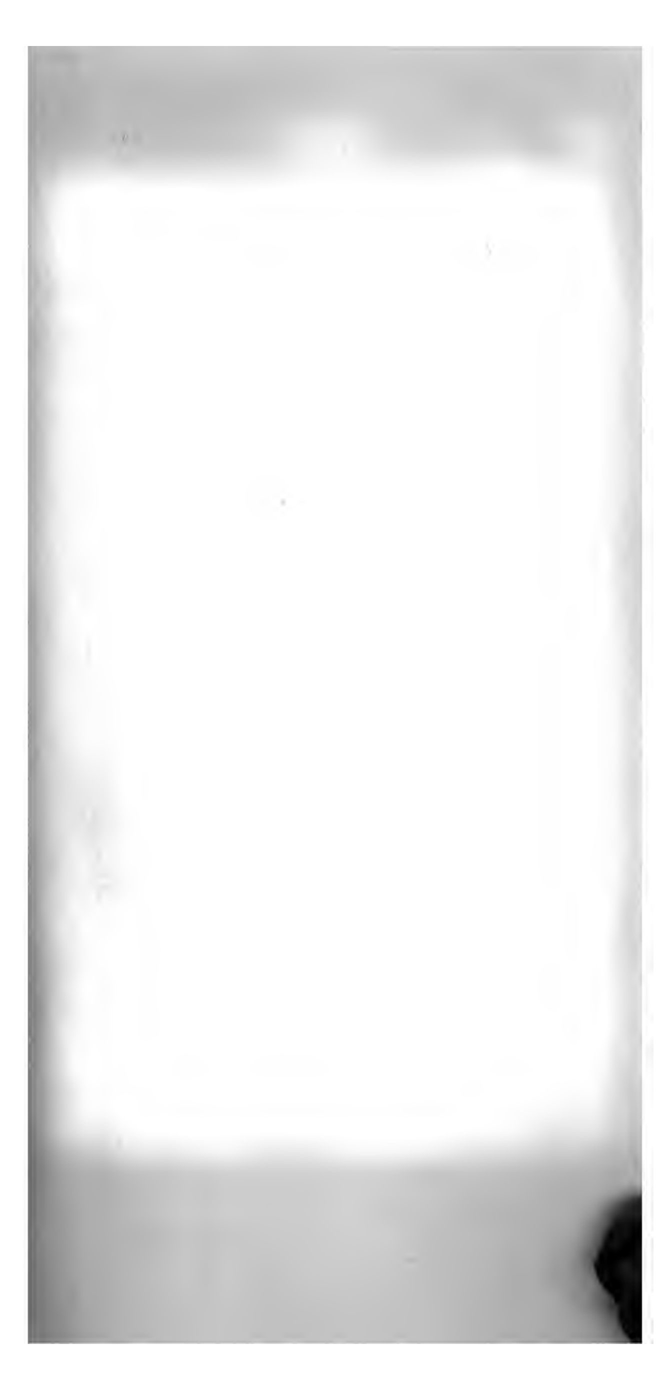
mann war, erhielt er nur eine dürftige Schulbildung, die noch dazu dadurch abgekürzt wurde, daß ein heißes Verlangen den rüstigen Knaben zur Seefahrt hinzog. Schon in seinem 13. Jahr nahm er nemlich auf einem Seeschiff als Schiffsjunge Dienste und begann ein Seeleben, welches er mit einiger Unterbrechung fast 30 Jahre fortsetzte. Bald sah er jedoch ein, daß ohne Kenntnisse er es nicht zu irgend etwas in dem erwählten Stande bringen würde und daher benutzte er jede Zeit der Muße, sich diese zu verschaffen und nachdem er durch eigenen Fleiß sich im Rechnen und Schreiben weiter gebracht hatte, nahm er bei dem verstorbenen Deichinspector Behrens in Varel Unterricht in der Steuermannskunst. Dabei brachte er es denn durch Fleiß und Beharrlichkeit dahin, daß er mehrere Seereisen als Steuermann machen konnte und sein Kapitän mit seinen Kenntnissen und seinem Betragen so zufrieden war, daß er im Jahr 1798 ihn als Kapitän eines ihm gehörigen Schiffs anstellte. Mit diesem machte er nun mehrere Reisen nach der Ostsee, St. Petersburg, Archangel, Frankreich und Spanien und erwarb sich nicht nur bald einen Antheil an dem Schiffe selbst, sondern sah sich auch im Stande, an noch einem andern Schiffe einen Antheil zu nehmen. Die Continentalsperre im J. 1806 setzte jedoch den weiten Seereisen Gränzen und als die Besetzung des Herzogthums Oldenburg durch die Franzosen alle Schifffahrt hemmte, nahm er 1811 die Stelle eines Hafenmeisters zu Varel an. Kaum war jedoch im J. 1814 das Meer wieder frei geworden, als sein Trieb zum Seeleben wieder erwachte. Er kaufte sich wieder einen Antheil an einem Schiffe und ging von der Weser nach Bordeaux, von da nach Corunna, dann wieder nach Bordeaux und war auf einer Reise von Bordeaux nach Rotterdam, als ein heftiger Sturm ihn aus dem Canal zurückwarf. Das Schiff bekam Lecke, Pumpen war vergeblich, es füllte sich mit Wasser und nur die Ladung, welche in Wein bestand, schützte es vor dem Versinken. Der Sturm hatte ihm Steuer, Segel und Boot entrissen und da die Wellen fortwährend über Bord schlugen, mußte Gerdes mit seiner Mannschaft auf das Hinterdeck flüchten. So waren sie 36 Stunden lang der Wuth der Elemente blosgestellt, ohne alle Nahrungsmittel, selbst ohne Wasser, da sie in das mit Wasser angefüllte Schiff nicht kommen konnten und nur der Wein,

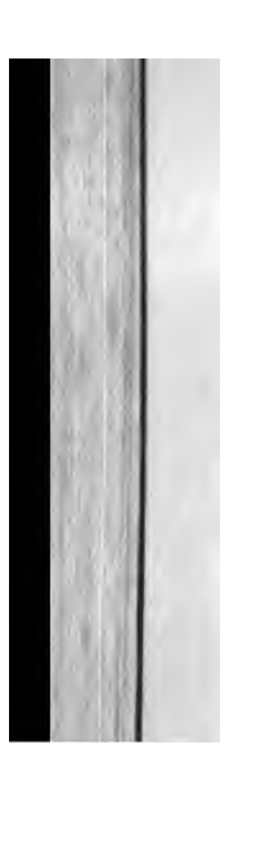
von dem glücklicherweise einige Fässer auf dem Verdeck lagen, erhielt ihre Kräfte. Gerdes bewies unter diesen Umständen eine bewundernswürdige Geistesgegenwart und sprach mit großer Ruhe der Schiffsmannschaft Muth ein, obgleich er selbst nur den Tod vor Augen sah. Endlich traf doch ein anderes Fahrzeug sie in dieser gefährlichen Lage und rettete die Mannschaft, worauf dann später auch die Ladung geborgen wurde. — Nun wurde 1815 unter seiner Leitung zu Bordeaux ein neues Schiff gebaut, woran er selbst den dritten Theil nahm. Mit diesem kam er auf die Weser zurück, aber im J. 1816 entsagte er dem Seeleben, das seine Gesundheit so sehr zerrüttet und selbst sein Leben in Gefahr gebracht hatte. — Im Jahr 1817 ernannte der Reichsgraf Bentinck *), Herr zu Varel, ihn zum Inspector des dortigen Waisenhauses, welchem Posten er mit der größten Ordnungsliebe und Festigkeit vorstand, wenn gleich die Leitung des Hauswesens in dieser Anstalt und die Aufsicht über die darin aufgenommenen Kinder größtentheils die Thätigkeit seiner Frau in Anspruch nahm. Er hatte nemlich schon im Jahr 1800 mit Sophie Catharine Ohmstede, Tochter eines Kaufmanns zu Brake im Herzogthum Oldenburg, sich verheirathet, welche ihm 2 Kinder gebar, von denen aber eins schon jung gestorben ist. — Im J. 1829 wurde ihm neben seinem bisherigen Dienst auch die Stelle eines Auctionsverwalters aufgetragen, allein seine immer mehr zunehmende Kränklichkeit veranlaßte ihn schon im Jahr 1832 zu der Bitte, ihn dieses Geschäfts wieder zu entheben, worauf solches seinem Schwiegersohn übertragen wurde. Mehrere heftige Krankheitsanfälle hatte er glücklich überstanden, als ihn die letzte überfiel, der er nach langen Leiden erlag. — Seine seltene Herzensgüte und Rechtschaffenheit erweckte allgemeines Bedauern bei seinem Verlust, besonders empfanden diejenigen, welche ihm näher standen und wegen seines geraden biedern Betragens ihn lieb gewonnen hatten, denselben tief. Zu diesen gehören auch vorzüglich die Mitglieder der Freimaurerloge zu Varel, welche in ihm einen eifrigen und thätigen Beamten verlor. —

*) Dessen Biographie s. in diesem Jahrg. des N. Nekr. unterm November.











	DATE DUE		

